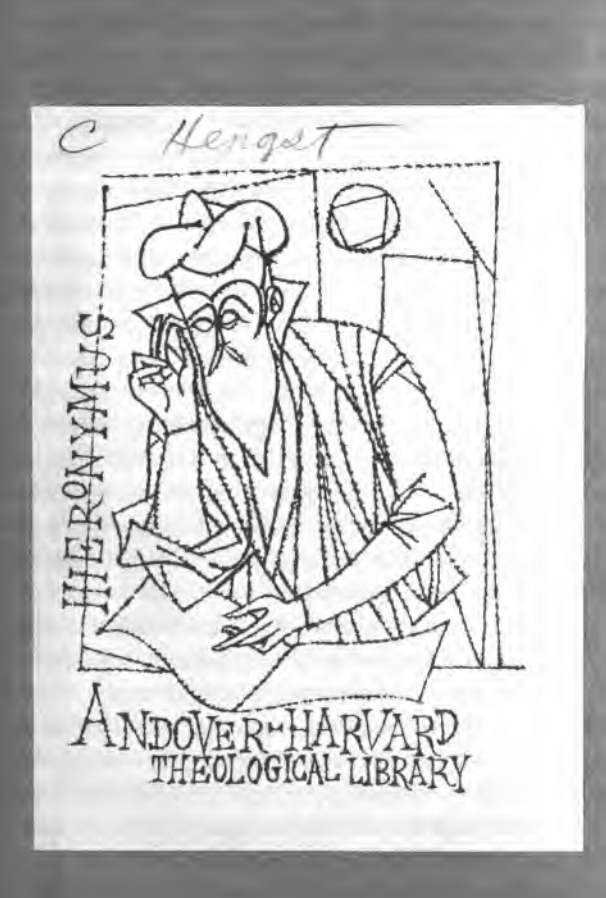



C Hengst
HIERONYMUS
ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY





Ernst Wilhelm Hengstenberg.

Dritter Band.





Ernst Wilhelm Hengstenberg.

Sein Leben und Wirken

nach gedruckten und ungedruckten Quellen

dargestellt.

Dritter Band.

Nach Prof. D. J. Bachmanns Tode

dargestellt

von

Th. Schmalenbach,
Superintendent in Mennighüffen.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1892.

Vorwort.

Den seligen Professor Hengstenberg möglichst selbst zu Worte kommen zu lassen und ihn durch sein eigenes Wort zu beschreiben, stand mir bei der nachfolgenden Darstellung als Aufgabe vor Augen. Das in der Ev. K.-Z. enthaltene Material in Verbindung mit einer sehr umfangreichen Correspondenz bot dazu reichen Stoff. Wenn aus einem Kreise Würtembergischer Theologen der Wunsch ausgesprochen worden ist, daß nach den Hengstenbergschen Vorworten die damalige Zeit in theologischer und religiöser Beziehung dargestellt und ein gut Stück Kirchengeschichte vor die Augen gebracht werden möchte, so glaube ich, daß dieser Wunsch, welcher mir erst am Schlusse meiner Arbeit bekannt wurde, erfüllt ist. Der Spiegel jener Zeit ist zugleich ein Spiegel für unsere Zeit.

Der Frau Professor Piper geb. Hengstenberg und dem Herrn Professor Dr. P. Piper, sowie der Diakonissin Lydia Karbe danke ich auch öffentlich für ihre Mittheilungen, besonders aus der letzten Zeit des Professors Hengstenberg.

Es ist mir eine Ehre und Freude, durch die Vollendung des von dem sel. Professor Bachmann begonnenen Buches meiner großen Verehrung und Dankbarkeit gegen den Mann Ausdruck geben zu dürfen, der mich neben Luther und J. A. Bengel gelehrt hat, „das Wort Gottes theurer zu achten als Alles, was in der Welt ist.“

10. Nov. 1891.

Th. Schmalenbach.

Inhalt.

Fünftes Buch.

Zeit der Gährung 1836—1847.

Sechstes Buch.

Zeit der offenbar gewordenen Gegensätze. Beschleunigte Entwickelung. 1848—1869.

Fünftes Buch.

Zeit der Gährung.

1836—1847.



„Biographieen Andrer, auf eigene Hand unternommen, sind nur für denjenigen von rechtem Werthe, dem es um den rohen Stoff zu thun ist. Wer einen Blick in das Innere der Seele thun will, geht leer aus, in einem Grade, wie man es kaum denken sollte.“ Dieses Wort kam mir zu der Zeit vor Augen, als ich überlegte, in welcher Weise die Darstellung des Lebens und Wirkens Hengstenbergs zu vollenden sei. Als ich dann das Urtheil Hengstenbergs über das aus den Quellen erzählte Leben Luthers von Meurer fand, worin er Meurers Buch, weil nach den Quellen erzählt, für die beste Schrift über Luther erklärt, stand es mir fest, nicht auf eigene Hand zu Werke gehen zu sollen, sondern das reiche Material des Hengstenbergschen Nachlasses ausgiebig zu benutzen und den seligen Professor möglichst selbst sprechen zu lassen. Dabei konnte es keine Frage sein, daß die Vorworte der Ev. K.-Zeitung den Leitfaden des Ganzen bilden mußten. Sah doch Hengstenberg seine Arbeit an der Ev. K.-Zeitung und besonders am Vorworte als seine besondere Aufgabe an. Mitten im schwersten häuslichen Leid „muß das Vorwort mit seiner aufreibenden Arbeit fertig sein. — Wichtige Sachen müssen wir im Vorwort berühren.“ — Wenn er auch „ganz abgemattet vom Vorworte“ wird, so muß er es doch schreiben, und hat es bis in sein letztes Lebensjahr geschrieben.

Der zu behandelnde Zeitraum von 1836 bis 1869 — dem Tode Hengstenbergs — ist durch das Jahr 1848 getheilt, weil dieses Jahr nicht bloß auf politischem, sondern auch auf christlich-kirchlichem Gebiete — besonders auch nach Hengstenbergs Anschauung — einen bedeutsamen Wendepunkt bezeichnet. Bis 1848 waren die Gegensätze, wenn auch vorhanden, doch mehr verborgen — es war die Zeit der Gährung; seit 1848 sind die Gegensätze offenbar und schärfer, die Entwicklung eine beschleunigte.

Mit dem Jahre 1835 hatte Hengstenberg die Höhe seiner Berufsstellung und kirchlichen Einflusses erreicht[1]) und er ist durch Gottes Fügung auf dieser Höhe bis an sein Lebensende geblieben. Seinen großartigen Einfluß auf die Erweckung und Pflege des Christenthums und die Neubelebung der Kirche hat er außer durch seine öffentliche Lehrwirksamkeit und seine zahlreichen exegetischen Schriften ganz besonders als Herausgeber der Evangelischen Kirchenzeitung ausgeübt. Die jährlich zu Anfang erscheinenden „Vorworte" der Ev.-Kirchenzeitung enthalten, indem sie die wichtigsten Erscheinungen in der christlichen Kirche im Lichte des göttlichen Wortes einer sorgfältigen Besprechung unterziehen, die werthvollsten Beiträge zur Geschichte der Kirche während eines vierzigjährigen Zeitraums. In diesen „Vorworten" erscheint Hengstenberg als der geistesmächtige Mann, der Gott fürchtet und darum frei ist allem andern gegenüber. Hier gibt er als Schriftgelehrter zum Himmelreiche gelehrt wunderbare Einblicke in das Geheimniß des göttlichen Wortes und stellt die Erscheinungen der Zeit in das Licht der Ewigkeit. Seine weitgehenden Verbindungen mit Männern aus allen Ständen, die mitten in dem Leben standen, zum Theil in hervorragenden Stellungen, bieten ihm das nöthige Material, um über die wichtigsten Erscheinungen der Zeit genau unterrichtet zu sein. Freund und Feind warten zum neuen Jahre mit Spannung auf das Vorwort. Pastor Sander, damals in Wichlinghausen schreibt:[2]) „Meinen besondern Dank sage ich Ihnen für das Vorwort der Ev. K.-Zeitung im Beginn dieses Jahres. Der Herr stärke Sie, mit solchem entschiedenen Zeugniß wider Halbglauben und Unglauben fortzufahren." Ludwig von Gerlach schreibt:[3]) „ich freue mich auf eine Neujahrs-Capucinade von Ihnen, wie der Württemberger Strauß Ihr letztes Vorwort nennt."

Das Leben und Wirken Hengstenbergs rechtfertigt das Urtheil, welches Kurz[4]) über ihn fällt: „durch zahllose Kämpfe, in deren keinem er um ein Haar breit gewichen ist, gestählt, hat er in Wissenschaft und Leben als eine eherne Mauer und eine eiserne

---

[1]) Dr. H. Behm: D. Johannes Bachmann. Blätter zu seinem Gedächtniß. Rostock 1888. S. 59.

[2]) Brief 14. April 1836.

[3]) Brief Frankf. 26. Dcbr. 1836.

[4]) Kurz, Kirchengesch. Leipzig 1881. § 183. 8.

Säule wider das ganze Land und wider die Könige Juda und wider ihre Priester und wider das Volk im Lande gestanden. Ihm kommt außerdem das Verdienst zu, Sinn und Eifer für das gläubige Studium des alten Testaments zuerst wieder geweckt, belebt und genährt, sowie die Echtheit der am meisten angefochtenen Bücher scharfsinnig vertheidigt zu haben. Und ebenso wird das Urtheil Niedners[1]) über die Ev. K.-Zeitung durch die vorliegenden Bände dieser Zeitung von 1827—1869 bestätigt: „Hervorragendes Ereignis wurde das Auftreten der Ev. K.-Zeitung Hengstenbergs im Jahre 1827. Schon im Allgemeinen wiefern sie, im Unterschiede von der entweder schulgelehrt sich abschließenden oder monographisch zerstreuten Theologen-Literatur, der neuen, wiederum positiven christlichen Richtung einen Sammelpunkt und ein Organ gab. Der Gang ebendieser Richtung, wesentlich durch sie gefördert wie dargestellt, hat sich auch in ihr reflektirt: als allmähliges Uebergehen von nur biblisch-evangelischer in mehr zugleich confessionell-evangelische Bestimmtheit.“ —

1836.

Der Zeitgeist. Neuere Theologie. 1830 der beginnende Rückfall. Leben Jesu von David Strauß. Neanders Erklärung. Negation und positive Freiheit. Hülsmanns Prediger-Bibel.

Mit dem Jahre 1830 hatte der Rückfall von der durch die Freiheitskriege veranlaßten Erhebung des deutschen Volkes begonnen. Im Jahre 1836 trat dieser Rückfall schon recht wahrnehmbar hervor:[2]) „Daß so Viele nicht erkennen, in welchem Umfange sich bereits die Bosheit regt, erklärt sich wohl nur daraus, theils daß sie in Literatur und Leben sich in einen engen Kreis einschließen, in dem sie sich wohl fühlen und nun, ihre Welt für die Welt haltend, gar nicht merken, was draußen vorgeht und was sich ihnen von außen aufdrängt, leicht an sich vorüberziehen lassen, ohne einen tieferen Eindruck in ihrem Gemüthe davon zu erhalten, theils daß sie absichtlich die Augen verschließen, sich gleich wieder in dasjenige versenken, was geeignet ist, den liebsten Hoffnungen ihres Herzens

[1]) Niedner, Christl. Kirchengesch. Berlin 1866. S. 909.

[2]) Ev. K.-Zeitung 1836. S. 2 ff.

Nahrung zu geben, die Evangelisirung (der Ausdruck schon, den unsere französischen Brüder erfunden haben, ist sehr charakteristisch) zu verbürgen. Diese sanguinischen Hoffnungen sind um so schwerer abzulegen, da sie einen so guten Schein haben. Inficirt, ohne es zu wissen, von den Zeitansichten, welche Gottes Wesen allein in die Liebe auflösen, meint man, die Masse derer, an welchen die Absichten der göttlichen Liebe nicht realisirt werden können, gehe Gott ganz verloren, dem Gott, der auch in Gerechtigkeit und Gericht erhaben ist, den jede seiner Creaturen preisen muß, entweder durch ihr Leben oder ihren Untergang, dessen Lob die Erlösten singen und die Gerichteten weinen. Wer aufmerksam und mit einem durch Wünsche und Vorurtheile ungetrübten Blick die Zeiterscheinungen ins Auge faßt, dem muß klar werden, daß, wenn die Dinge im gewöhnlichen Geleise fortgehen, die Hoffnung auf eine auch nur äußerliche Rückkehr des von Christo abgefallenen gebildeten Europa zu ihm eine schwärmerische und chimärische ist und mit Recht als solche von den Organen des Zeitgeistes verlacht wird und daß, wer diese Hoffnung nährt und ausspricht, der Sache des Herrn nur schadet, indem er dessen Ehre an ihre Erfüllung knüpft, daß er ein Prophet aus seinem Herzen ist, der Friede! Friede! ruft, da kein Friede ist. Tausende und Zehntausende aus Israel, Millionen aus den Heiden wurden bekehrt und doch mußte Jerusalem zerstört werden und das römische Reich ging unaufhaltsam seinem Untergange entgegen. Die angenehme Zeit des Heils nennt der Apostel eine böse Zeit. Jener Zeit, wo das Evangelium zuerst in die Welt trat, ist die unsrige gleich. Der Herr hat sein Werk in ihr, aber sie bleibt, wie sie ist. Der Zeitgeist streift mehr und mehr die christlichen Elemente wieder ab, die er für eine Zeitlang in sich aufgenommen hatte. Er wird mehr und mehr sich seiner bewußt und erkennt, daß er nur dann eine seiner würdige Stellung gegen den Geist Christi einnehmen kann, wenn er mit Ausscheidung dessen, was ihm früher Erziehung, Gewohnheit, Rücksicht auf äußeren Vortheil, Gewissen, ein stiller und verborgener Zug zu Christo aufgedrungen hat, sich ganz in sich vollendet, sich als Antichrist konstituirt."

Dieses Urtheil über die Zeitlage begründet Hengstenberg, indem er im Hinweis auf die Zeit vor den Freiheitskriegen, in welcher der Rationalismus sich schon zum großen Theil überlebt hatte und man des Gottes spottete, der nach der Lehre des Rationalismus

das Ohr gepflanzt haben und doch nicht hören, das Auge bereitet haben und doch nicht sehen sollte, und im Hinweis auf die Zeit nach den Freiheitskriegen, in welcher sich eine mächtige sittliche und religiöse Erweckung und Erneuerung kundgab, die gegenwärtige Situation im Einzelnen kennzeichnet. Die Aufgabe war, den Sauerteig der Religion, der bisher noch so ziemlich neben der Masse gelegen, mitten in sie hineinzukneten, damit der ganze Teig durchsäuert werde. „Von den Tagen der Freiheitskriege an bis hieher leidet das Himmelreich Gewalt; das vorwiegend gefühlige Wesen, wie es zu Anfang stattfand, ist ziemlich geschwunden; das Verlangen nach fester und klarer Erkenntniß wächst und damit geht das Streben nach der Treue im Kleinen wie im Großen, Hand in Hand. Freilich zu wünschen bleibt noch unendlich viel."

Mit dem Wiederaufbau des christlichen Lebens begann auch der Wiederaufbau der christlichen Theologie. Der bislang im Gegensatze zum Rationalismus geführte Name des Supernaturalismus wurde fallen gelassen, weil derselbe nicht als sachgemäß erkannt wurde, und als Schulausdruck nur auf eine Differenz von Schulmeinungen hinwies und darüber keine Hindeutung enthielt, daß der Streit in den innersten Tiefen des Lebens wurzelte. „Ob die Vernunft zur Erkenntniß Gottes zureichend sei oder nicht, darum drehte sich der ganze Streit zwischen Rationalismus und Supernaturalismus. In dem Streite zwischen Christenthum und Antichristenthum, Glauben und Unglauben ist dies aber gar nicht die Hauptfrage. Die eigentliche Lebensfrage ist die: nicht nach der Offenbarung als übernatürlicher Mittheilung einer gewissen Summe von Erkenntnissen, sondern nach dem Heile in Christo, nach der Sünde und nach der Gnade. Nicht der Vernunftwahn ist die Wurzel des Rationalismus; er ist nur eine einzelne Giftfrucht des pelagianischen Giftbaumes."

Weil aber diese neuere Theologie, obgleich sie sich wesentlich über den Supernaturalismus erhob, fast in der Regel die beiden Testamente von einander trennte und, wenn sie auch nicht wagte, das alte Testament ganz zu verwerfen und ein göttliches Element darin anerkannte, keine innerliche und wesenhafte Erkenntniß des Zusammenhanges beider Testamente hatte, ja den geheimen Wunsch hatte, mit dem alten Testamente ganz unverworren zu sein, so litt sie an einem großen Mangel und ihre Grundrichtung erstreckte

sich auch auf das neue Testament, man wies den drei ersten Evangelien um ihres alttestamentlichen Elementes willen eine untergeordnete Stellung an und leugnete den apostolischen Ursprung des ersten Evangeliums. In der Glaubenslehre machte sich als die Wurzel der Hauptabweichungen von der Wahrheit, die in Christo ist, der Einfluß der verderbten Zeitansicht von Sünde und Heiligkeit fühlbar.

Wie stand es aber, abgesehen von dem Gebiete, in welchem sich christliches Leben und christliche Wissenschaft im deutschen Volke äußerte, in der großen Masse des Volkes? Hengstenberg entwirft auf Grund der vorliegenden Thatsachen ein düsteres Bild. „Es ist wohl nie eine großartige Wohlthat Gottes so schnell und so schmählich mit Undank belohnt worden, als es in unsrer Zeit geschehen ist. — Wie konnte man wohl anders der Thaten, die mit Gott gethan wurden, also vergessen, als weil man ohne Gott geworden ist in der Welt?“ Ohne diese Gottlosigkeit würde die Verändrung des Urtheils über Napoleon unerklärlich sein. „Wer hätte in den Tagen der geistigen und sittlichen Erhebung wohl ahnen können, daß dieser gottlose Despot, diese personificirte Selbstsucht, dieser Mann ohne Herz, ohne Idee, das Vorbild des Antichrists dereinst noch eine Hauptstelle unter den Götzen des Volkes einnehmen werde?“

Bis zum Jahre 1830 hatte der Zeitgeist noch danach gestrebt, christliche Elemente in sich aufzunehmen; man hatte den Rationalismus langweilig, wie er ist, und unbefriedigend gefunden. Mit dem genannten Jahre fand nach langer heilsamer Unterbrechung der geistigen Gemeinschaft mit Frankreich wieder eine Beziehung zu demselben statt. Der Annähרung an den französischen Liberalismus folgte französische Irreligiosität und französischer Christushaß. Ein Haupt der neuen Schule sagte: Der Pantheismus ist das offene Geheimniß Deutschlands. Daß dem so sei, findet Hengstenberg schon allein darin bestätigt, daß eine wüste Kraft- und Menschenvergötterung sich breit machte, welche bereits von Napoleon und Goethe zu Casanova, dem Manne der Greuel, dessen Leben eine große Unzucht war, fortgeschritten sei. Und weil die Hegelsche Schule, d. h. die bei weitem stärkste Zahl der Jünger Hegels dem Pantheismus ergeben sei, so warnt Hengstenberg diejenigen Anhänger dieser Schule, welche in der Meinung stehen, „das Hegelsche

System ins Christenthum hinüberdeuten und die im Irrthum Befangenen still zur Wahrheit hinüberleiten zu können. Denn, Unreinheit theilt sich unendlich leichter dem Reinen mit, als die Reinheit dem Unreinen, und Gottes Absicht ist, daß die Gegensätze klar und hell hervortreten als das, was sie sind."

Wie in Frankreich der St. Simonismus aufgetaucht war, so trieben in Deutschland die Rehabilitatoren ihr Wesen. Als deren Wesen aber mehr in die Öffentlichkeit trat und in Dresden eine Bibliothek von fast 2000 Bänden unzüchtiger Schriften verkauft wurde, erkannte Hengstenberg, daß es an der Zeit sei, diesen Greuel zu strafen und daß das, was von dem cultivirten Fleischesdienste an den Tag kam, nur ein Zeichen sei, das auf eine weit um sich greifende Versumpfung hindeute und daß der Boden, auf welchem in Frankreich der St. Simonismus entstanden war, auch in Deutschland in weiten Schichten vorhanden sei. Selbst namhafte Gelehrte, Lehrer der Jugend, Diener des Staates in einflußreicher Stellung waren mit der „unsichtbaren Gemeine" der Unsittlichen verbunden. Nirgends erhob sich eine Stimme gegen diesen Greuel. Der tugendhafte Rationalismus blieb stumm. „Etwas hätte man doch wenigstens ehrenhalber unternehmen sollen." Aber wie der Rationalismus, der tugendselige schon früher hinter den geringen Erwartungen, die man von ihm hatte, zurückgeblieben war, so gab er auch jetzt keinen Laut von sich. Und wenn Dr. Röhr eins der Häupter der Satansschule als einen Mann bezeichnete, den Jeder auf poetischem, wie auf philosophisch-theologischen Gebiete als bedeutende Autorität anerkennen werde, obwohl derselbe Mann dem Gott der Christen, der Juden, der Muhamedaner und Rationalisten das Sterbeglöcklein hatte läuten lassen, so sagt Hengstenberg sehr richtig, daß solches Reden beweise, daß das Schweigen der Übrigen ihnen noch als Weisheit angerechnet werden müsse. So erhob denn Hengstenberg seine Stimme und trat den Vorläufern des Fürsten dieser Welt, „der mit schnellen Schritten zu seinem Tempel kommt," entgegen, theils um es an dem nöthigen Zeugnisse gegen den Greuel nicht fehlen zu lassen, theils um solchen, die sich unbewußt von dem Zeitgeiste führen und dahin bringen ließen, wohin sie eigentlich nicht wollten, die Augen zu öffnen.

Nicht minder scharf begegnet Hengstenberg den theologischen Erzeugnissen der Zeit. Im Allgemeinen nimmt er in denselben

einen unverkennbaren Fortschritt zum Schlechteren wahr. v. Bohlens Commentar zur Genesis, v. Lengerkes Commentar über Daniel, Vatkes biblische Theologie, David Strauß Leben Jesu sind es, welche in schneidiger Weise besprochen werden. v. Lengerke gesteht selbst — „mit voller Wahrheit“ bemerkt Hengstenberg — daß sein Werk nichts Neues enthalte; nur ein Verdienst bleibe ihm nach seiner eigenen Aussage, es sei nämlich nicht genug, was bisher als religiöse und geschichtliche Wahrheit gegolten habe, als Dichtung darzustellen. Auch das Unschöne und Anstößige dieser Dichtungen dürfe nicht ferner vertuscht werden und ihnen den Heiligenschein abzuziehen, dazu sei Spott und Satyre ein gutes Mittel. „Die Ausführung ist nicht hinter dem Vorsatze zurückgeblieben.“ Durch das Ganze ziehe sich Voltairesche Frivolität.

v. Bohlen zeichnet sich aus durch die ungeheure Dreistigkeit seiner Behauptungen und glaubt Alles ignoriren zu dürfen, was mit deutscher Gründlichkeit, die er verleugnet, zur Ehre des von ihm geschmähten Buches (Genesis) gesagt worden ist.

Vatke ist völlig radikal in Verwerfung der Echtheit der biblischen Bücher. Die Quellen für die ältere Geschichte der alttestamentlichen Religion sind aus späten Sagen geflossen, lückenhaft und unsicher; von den Patriarchen wissen wir gar nichts, die fünf Bücher Mosis haben gar keine mosaischen Bestandtheile. Vatkes biblische Theologie ruht durchaus auf pantheistischem Grunde. „Die Geschichte ist der werdende Gott, und dies Werden geschieht nach ewigen Gesetzen. Was sich nun in der Geschichte nicht als nothwendig nachweisen läßt, das kann auch nicht wirklich sein; es ist Dichtung, unternommen von dem Standpunkte der späteren Evolution des Gottesgeistes aus. Was man nicht construiren kann, das sieht man als ein Falsum an. Dies sind die leitenden Gesichtspunkte Vatkes. Der neue Gott ist kein Gott, der Gebete erhört, der größer ist als unser Herz, unser Herz ist selbst Gott. Wir sind weit über den Rationalismus, ja weit über das betende und opfernde Heidenthum mit seinem natürlichen Gottesbewußtsein, mit seinem summum numen, quod deum vocant, hinaus. Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden.“

Standen Viele in der Meinung, das neue Testament festhalten zu können, wenn man das alte preisgebe, so wurden diese eines Andern belehrt durch das Leben Jesu von David Strauß, welches

1835 erschien. Die Grundgedanken des Buches sind: wir wissen über die Person Jesu so viel wie nichts; seine Geburt ist erdichtet, seine Abstammung von David unverbürgt. Die Reden Jesu bei Johannes sind ebenso unsicher, ja in sich unmöglich, wie seine Thaten in den drei ersten Evangelien. Die Evangelien sind keine Geschichtsquellen, ihr Inhalt ist durchaus sagenhaft, mythisch. Der Christus des neuen Testamentes ist nicht der Sohn Gottes vom Himmel, sondern ein Ideal, das sich in der ersten Christengemeine in Jerusalem aus den mannigfachsten Bestandtheilen, besonders alttestamentlicher Vorstellungen von selbst gebildet hat. Hengstenberg findet das Neue und alles Bisherige Uebertreffende des Straußschen sogenannten Lebens Jesu darin, daß sich dasselbe als „Organ des immer mündiger werdenden Zeitgeistes ankündigt. Ein Etwas von Frömmigkeit galt bisher noch für den Theologen so nothwendig, daß, wer es nicht hatte, es zu erheucheln suchte. Hier aber tritt uns die gänzlichste Erstorbenheit alles Gottesbewußtseins entgegen und dieser Eigenschaft rühmt sich der Verfasser sogar, er betrachtet sie als das Eine, was noth thut, als dasjenige, was er vor so vielen Andern voraus habe, die ihn ungleich an Gelehrsamkeit übertreffen." Strauß selbst sagt: „Den gelehrtesten und scharfsinnigsten Theologen — Theil I. S. VI — fehlt in unsrer Zeit meistens noch das Grunderforderniß einer solchen Arbeit, ohne welches mit aller Gelehrsamkeit auf kritischem Gebiete nichts auszurichten ist: die innere Befreiung des Gemüthes und Denkens von gewissen religiösen und dogmatischen Voraussetzungen, und diese ist dem Verfasser frühzeitig zu Theil geworden." Wozu Hengstenberg bestätigend sagt: „Dies Grunderforderniß besitzt Strauß allerdings in einem erstaunenswerthen Grade, und die Philosophie, welche seinem Herzen in Erwerbung desselben beigestanden, feiert hier einen Triumph ähnlich dem Satans, als er in Judas gefahren. Sie kann doch ganze Leute machen." Strauß tastet mit „Ruhe und Kaltblütigkeit" den Gesalbten des Herrn an, unbekümmert um das:

„Von Anfang, da die Welt gemacht,
Hat so manch Herz nach dir gewacht,"

ungerührt durch den Anblick von Millionen, die vor dem Erschienenen auf den Knieen lagen und noch liegen, laut das: „in dir habe ich Gerechtigkeit und Stärke" bekennend. Seinem Auge entquillt nicht einmal die Thräne der Wehmuth, die, wem ein fühlend

Herz im Busen schlägt, vergießt, wenn er sich von einem irdischen Freunde lossagt, weil er glaubt, sich in ihm getäuscht zu haben. Und welch ein Freund ist es, den er verläßt, den er fühllos mit Füßen tritt." Wenn Strauß Th. 2. S. 686 es als Aufgabe hinstellt, das kritisch Vernichtete dogmatisch wieder herzustellen, so ist unter dieser Herstellung weiter nichts gemeint, als daß, da es nicht die Art sei, wie sich die Idee realisire, in Ein Exemplar ihre ganze Fülle auszuschütten und gegen alle Andern zu geizen, die Menschheit die Vereinigung der beiden Naturen sei, der menschgewordene Gott, der zur Endlichkeit entäußerte unendliche und der seiner Unendlichkeit sich erinnernde endliche Geist; die Menschheit ist das Kind der sichtbaren Mutter und des unsichtbaren Vaters; sie ist der Wunderthäter, sofern im Verlaufe der Menschengeschichte der Geist sich immer vollständiger der Natur bemächtigt, diese ihm gegenüber zum machtlosen Material herabsinkt — Eisenbahnen, Dampfmaschinen u. s. w.; die Menschheit ist der Unsündliche, sofern der Gang ihrer Entwicklung ein tadelloser ist, die Verunreinigung immer nur am Individuum klebt, in der Gattung aber und ihrer Geschichte aufgehoben ist; sie ist der Sterbende, Auferstehende und zum Himmel Fahrende, sofern ihr aus der Negation ihrer Natürlichkeit immer höheres, geistiges Leben, aus der Aufhebung ihrer Endlichkeit als persönlichen, nationalen und weltlichen Geistes ihre Einigkeit mit dem unendlichen Geiste des Himmels hervorgeht.

„Selten wird man wohl ein so ungeheures Maaß von Aufrichtigkeit in Verbindung mit einem ebenso ungeheuren Maaße von Lüge, von Heuchelei, von Scheinheiligkeit antreffen. Der Verfasser (Strauß) sagt Th. 1. S. 16, der Rationalismus habe lehren müssen, wie er gelehrt, „weil er innerhalb der Kirche verharren wollte." Dieser Vorwurf trifft ihn in unendlich höherem Grade. Wollte er mit der Sprache frei herausgehen, so müßte er gegen das Christenthum dieselbe Stellung annehmen, welche schon Viele neuerlich und vor ihnen Voltaire und der Fragmentist hatten; so müßte er es mit demselben glühenden unversöhnlichen Hasse verfolgen, mit dem wir seine Teufelslehre; so müßte das ecrasez l'infame sein Wahlspruch sein. Das Christenthum hat ja seinen Gott mit Füßen getreten; es ist der Sohn des Verderbens, der seinen Herrn verrathen hat; es hat die Sünde wider den heiligen Geist begangen. Es hat die Blüthe der Menschheit in der Knospe

vernichtet; es hat die dem Heidenthum unbekannte Lehre von der Sündhaftigkeit alles menschlichen Wesens aufgebracht; es hat die Kronen, welche jedes Mitverklärten Haupt schmücken sollten, kirchenräuberisch genommen und hat sie einem erträumten Könige des Himmels und seinem ebenfalls erträumten Sohne aufgesetzt. Es ist die Mutter jener Hundedemuth geworden, die, von dem Gott in der eigenen Brust nichts wissend, vor einem Götzen auf den Knieen liegt; — es hat den Blick abgewandt von dem Diesseits und in Wehmuth und Sehnsucht die besten Kräfte verzehrt und die Monarchie, die es in den Himmel setzt, ist die Mutter der Monarchie und des Despotismus auf Erden geworden."

„Zwei Völker sind im Leibe dieser Zeit und nur zwei. Immer fester und geschlossener werden sie sich entgegentreten. Der Unglaube wird mehr und mehr ausscheiden, was er noch von Glauben, der Glaube aber auch, was er noch von Unglauben in sich hat. Daraus wird ein unberechenbarer Segen entstehen. Hätte der Zeitgeist fortgefahren, Zugeständnisse zu machen, so würden auch ihm fortwährend Zugeständnisse gemacht worden sein. Nun aber, da er durch jede Gabe nur immer zudringlicher wird, werden diejenigen, die ihm nicht Alles geben wollen, ihn mehr und mehr ganz abweisen und ihre früheren Gaben laut zurückfordern. Man fing damit an, die ersten Capitel der Genesis als mythisch preis zu geben; das, meinten selbst wohlgesinnte Theologen, sei ganz unbedenklich; bald gab man, vermeintlich zur größeren Ehre des neuen Testaments, die ganze Geschichte des alten Testaments als mythisch auf. Kaum war dies Ziel erreicht, so glaubte man sich genöthigt, dem Zeitgeiste den Inhalt der ersten Capitel des Matthäus und des Lucas aufzuopfern, mit der treuherzigen Versichrung, daß die folgenden Nachrichten von Jesu Leben durch diese Bedenken gegen seine Jugendgeschichte gar nicht gefährdet werden sollen; bald aber gab man außer dem Anfang auch das Ende, die Himmelfahrt Jesu als mythisch auf; auch da aber fand man noch nicht Ruhe; es dauerte nicht lange, so gab man die ganzen drei ersten Evangelien preis; man zog sich in das Evangelium Johannis zurück und rühmte sich laut, dort sicher zu sein, ohne daß man im Geheimen das Bewußtsein ganz unterdrücken konnte, daß man nur noch von der Gnade des Feindes lebte. Jetzt ist dieser erschienen; er bedient sich derselben Waffen, mit denen er früher siegreich gewesen; es

steht um Johannes gerade so mißlich, wie früher um die drei ersten Evangelien. Jetzt gilt es einen kühnen Entschluß, eine große Wahl; entweder muß man Alles aufgeben oder man muß gerade bis zu dem Punkte und durch dieselben Stationen wieder bergauf gehen, von dem und durch die man früher bergab gegangen."

Es machte Strauß Schwierigkeiten, die er nicht überwinden konnte, nachzuweisen, daß man auch bei seinen Ueberzeugungen das christliche Predigtamt bekleiden könne und „mit diesem Beweise konnte der sonst so Scharfsinnige nicht recht aufs Reine kommen. Die Lüge, die Lüge das sei der schwierige Punkt, um den so schwer hinweg zu kommen; denn setze man sich auch selbst darüber hinweg, so sei die Gemeine zu fürchten."[1])

David Strauß, wie oben mitgetheilt, nannte dieses Vorwort, in welchem Hengstenberg mit der Wucht der Wahrheit auch gegen ihn also Zeugniß abgelegt hat, eine Capucinade! Es fehlte ihm ja nicht, wie er von sich selbst rühmt, an der innern Befreiung des Gemüthes und Denkens von gewissen religiösen und dogmatischen Voraussetzungen, was Hengstenberg mit Recht „gänzlichste Erstorbenheit alles Gottesbewußtseins" genannt hat.

Von einer Seite, von welcher Hengstenberg es nicht erwartet hatte, erhob sich ein Widerspruch gegen das Vorwort der Ev. K. Zeitung. Im Anschlusse an ein Gutachten über Strauß' Leben Jesu erklärte sich D. Neander gegen die „allein seligmachende Dogmatik", welche er in jenem Vorworte fand. Die Erklärung Neanders vom 17. Febr. 1836 lautet: „Da ich soeben das Vorwort zur Ev. K.-Zeitung vom Monat Januar gelesen habe und daraus ersehe, wie hier von dem Standpunkt einer allein seligmachenden Dogmatik allen verschiedenen eigenthümlichen theologischen Richtungen Maaß und Ziel gesetzt werden soll, so fühle ich mich gedrungen, festhaltend an dem Einen Grunde, der Christus ist, vor dem sich beugen muß jedes Knie, aufs Neue in dem Geiste der Liebe und Freiheit, die von ihm kommt, zu protestiren gegen jedes Pabstthum, welcher Art es sein möge, das die Geister, die Gott geschaffen hat in unendlicher Mannigfaltigkeit zu Seiner Verherrlichung, und deren Leitung er sich vorbehält, am Gängelbande führen zu können meint und gegen jedes von solchem Pabstthum zurecht gemachte Prokrustes-

---

[1]) Ev. K.-Zeitung 1836. S. 45.

bett. Leicht ist es, consequent zu sein, wenn man schnell abschließt und fertig ist, schwer, wenn man das Gewissen der Wahrheit immer offen hält nach allen Seiten und in saurem Kampfe mit sich selbst sich gedrungen fühlt, immer mehr inne zu werden, daß all unser Wissen Stückwerk ist und bleibt. Wir können nicht umhin, zu warnen vor jener Consequenz in der Beschränktheit, welche so leicht mit anmaßendem Absprechen oder Geistesträgheit sich paart. Wir müssen dies aussprechen, unbeschadet der Achtung und Liebe, welche der Ev. K.-Z. in allem dem gezollt werden muß, wo sie als Organ des christlichen Geistes im Kampfe für die Interessen, welche uns gemeinsam heilig und theuer sind, sich bewährt hat, wie sie auch in diesem Vorworte sich so bewährt in rücksichtsloser Bekämpfung einer antichristlichen, pantheistischen Selbstvergöttrung."

Es war für Hengstenberg geboten, auf diesen Angriff von dieser Seite zu antworten. Die Antwort [1]) lautet dahin, daß D. Neander nicht gemeint haben könne, es gebe überhaupt keinen seligmachenden Glauben, noch auch in das Geschwätz des Rationalismus, daß es nur auf die Gesinnung, nicht auf den Glauben ankomme, habe einstimmen wollen. Damit würde er die Perle der Reformation, das Sola fide, verworfen, ja sich selbst widersprochen haben, indem er sage, „daß er festhalte an dem Einen Grunde, der Christus ist, vor dem sich beugen muß jedes Knie," ein Bekenntniß, welches man nicht anders verstehen könne, als daß er Christum für den alleinigen Grund unsrer Seligkeit und den Glauben an ihn für den allein seligmachenden halte. Wie sich D. Neander aber bei diesem Bekenntniß einer allein selig machenden Dogmatik entschlagen könne, sei nicht leicht abzusehen. In dem Satze, Christus sei der Eine Grund, vor dem sich beugen müsse jedes Knie, liege eine Welt von Dogmen verborgen, ohne welche dieser Satz keinen Sinn und Zusammenhang habe und Neander scheine demnach selbst den Grund zu einer Dogmatik gelegt zu haben, welche man insofern mit seinem Ausdrucke „allein seligmachend" bezeichnen könne, als ihr Inhalt im Wesentlichen kein andrer sein könne, als die Aufstellung und theologische Begründung derjenigen Dogmen, deren Annahme zur Seligkeit nöthig ist. Oder hat Neander die Dogmatik auf den von ihm aufgestellten Satz, daß Christus der Eine Grund

[1]) Ev. K.-Z. 1836. S. 233 ff.

ist, vor dem sich jedes Knie beugen muß, beschränken und nur eine solche Dogmatik ablehnen wollen, welche die Dogmen in ihrer correcten Bestimmtheit, in ihrer Entwicklung und Gliedrung, in ihrem Zusammenhange und Gegensatze gegen Unglauben und Irrlehre aufstellt? „Auch das kann seine Meinung nicht sein. Wo bliebe dann die ganze wissenschaftliche Theologie, ja wo bliebe die durch Jahrtausende fortgesetzte Geistesarbeit der Kirche, welche sie auf die immer festere und bestimmtere Ausbildung der Dogmen von jeher gewendet hat? Wo blieben, des Apostels Paulus nicht zu gedenken, Athanasius und Augustinus, Luther und Melanchthon? Diesem Mißverstande seiner Worte hat Herr D. Neander überdies ausdrücklich vorgebeugt, indem er in der Note[1]) sagt, daß er an „ausgezeichnete Männer" — wie diese — „hier nicht von ferne denke." Es scheint also nichts Anderes übrig zu bleiben, als anzunehmen, daß Herr D. Neander die Dogmatik auch in ihrer correcten Bestimmtheit zwar statuirt, aber nur nicht zulassen will, daß sie mit dem Wege zur Seligkeit in zu enge Verbindung gebracht werde und auf objective Wahrheit Anspruch mache." Neander bezeichne die von ihm angegriffene Dogmatik der Ev. K.-Z. als allein seligmachend und mache ihr besonders zum Vorwurf, daß sie den theologischen Richtungen Maaß und Ziel setzen wolle, wobei er die ausgezeichneten Männer ausnehme, welche eine theologische Richtung aus sich erzeugt haben. Aber auch bei dieser Auslegung verschone er nur den todten Leichnam der Dogmatik; ihr Leben und Geist bleibe immerhin der Gegenstand des in der Neanderschen Protestation enthaltenen Angriffs. „Denn was sind Dogmen ohne beständige, directe, engste Verbindung mit dem Wege zur Seligkeit? Und was ist Dogmatik, ja was ist alle Wissenschaft ohne objective Wahrheit? — Was würden die von ihm ausgenommenen Männer, was würden Athanasius und Augustinus, Luther und Melanchthon,

[1]) Die Note des D. Neander zu seiner Erklärung lautet: es versteht sich von selbst, und ich setze es nur ausdrücklich hinzu, um jedem Mißverstande auszuweichen, daß ich hier nicht von ferne denke an die ausgezeichneten Männer, welche eine theologische Richtung selbstthätig aus sich erzeugt haben, und deren Repräsentanten sind, mit deren ganzen Eigenthümlichkeit, und deren eigenthümlichen Lebens- und Bildungsgange eine solche Richtung zusammenhängt, sondern an die Jüngeren, welche dem Strome willkürlich folgen, oder dem Eindrucke einer überlegenen Eigenthümlichkeit sich zu leidentlich hingeben, statt Alles zu prüfen, und aus Allem das Echte herausnehmen zu lernen.

deren dogmatische Riesenarbeiten alle dahin gerichtet waren, die allein seligmachenden Glaubenslehren festzustellen und die den subjectiven Richtungen von Jahrhunderten und Jahrtausenden Maß und Ziel gesetzt haben, sagen, wenn ihnen in der Kirche, deren Kinder und Glieder sie sind, die sie haben erbauen und erleuchten helfen, darum Anerkennung zu Theil werden sollte, weil sie theologische Richtungen selbstthätig aus sich erzeugt hätten?" — D. Neander nimmt, wie er mit Beziehung auf das mehr gedachte Vorwort selbst sagt, brüderlichen Antheil an dem Kampfe der Ev. K.-Z. gegen antichristliche, pantheistische Selbstvergötterung; aber ist es denn möglich, das Subject nicht zu vergöttern, wenn kein Object da ist, welches ihm „Maaß und Ziel" setzt, wenn dem Subject „selbstthätige eigenthümliche" Productionen „aus sich selbst" die Anerkennung sichern, die nur der objectiven Wahrheit gebührt?

Wenn D. Neander protestirt „im Geiste der Liebe und Freiheit, der von Christo kommt, gegen jedes Pabstthum, das die Geister, die Gott geschaffen hat in unendlicher Mannigfaltigkeit zu seiner Verherrlichung und deren Leitung er sich vorbehalte, am Gängelbande führen zu können meine," so constatirt Hengstenberg, daß die von D. Neander angerufene Freiheit nicht die negative Freiheit des Zeitgeistes, sondern die von Christo kommende, sich allerdings mit der Mannigfaltigkeit wohl vereinigende Freiheit sei. Daher könne die von Christo kommende Freiheit nicht dasselbe Resultat, wie die negative Freiheit, haben — nicht die Verwerfung der Autorität, sondern die Anerkennung und Begründung der Autorität. Aus der unendlichen Mannigfaltigkeit der von Gott geschaffnen Geister folgt von selbst die Autorität der Starken, der Alten, der Weisen, der Väter (1 Joh. 2, 13) und die Abhängigkeit der Schwachen, der Unwissenden, der Kinder in Christo. Es folgt die ganze reiche Gliedrung der Kirche, die da ist unser Aller Mutter[1]) Gal. 4, 26. „Unter dieser Kirche verstanden die Reformatoren nicht bloß Gedachtes oder bloß Unsichtbares, sondern die

[1]) Hengstenberg folgt hier der richtigen Auslegung Luthers zu Gal. 4, 26. „Du sollst das Wörtlein „droben" nicht also verstehen, daß es von den Heiligen außer diesem Leben, droben im Himmel geredet sei." Das Jerusalem, so droben und himmlisch ist, ist nichts anders, denn die Christenheit hier unten auf Erden, nicht das Vaterland, so im zukünftigen Leben ist, wie die müßigen, ungelehrten und unversuchten Mönche erträumt haben.

wirklich auf Erden vorhandenen Gläubigen und Gerechtfertigten. Diese Kirche ist es, von welcher gesagt ist, daß sie sei ein Pfeiler und Grundfeste der Wahrheit (Apol. der Augsb. Conf.) — Wie können ihr dann die Gängelbänder streitig gemacht werden? Es soll den kleinen Kindern, besonders wenn sie zart gebaut sind, sehr schädlich sein, wenn sie zu früh allein zu gehen veranlaßt werden; sie tragen krumme Beine oder gar eine allgemeine Schwachheit davon, welche sie oft zeitlebens nicht wieder los werden. Ein viel größeres Uebel aber ist die geistige Krummbeinigkeit oder Gliederschwäche, an welcher in unsern Tagen so viele gesund geborne Kinder Gottes leiden, bloß weil sie der Mutter Schooß und Gängelband zu früh entlaufen sind, sie hätten sonst wohl zu einer kräftigen Mannheit mit schönen und geraden Gliedmaßen erstarken können."

Herrlich ist es, wie Hengstenberg die Freiheit in Christo vereinigt mit der Gebundenheit in Gott und der Furcht vor Gott, welche Freiheit evangelisch und recht weit entfernt ist vom Pabstthum einerseits und der zügellosen Ungebundenheit andrerseits. „Luther war vierunddreißig Jahre alt, und seit vielen Jahren Doktor der Theologie, als der Ruf Gottes an ihn erging, auf seine eigenen Füße zu treten, und der Mutter, die selbst irre ging, und ihn irre leitete, auf den richtigen Weg zu helfen. Und doch, wie schwer rang er sich los — welche Feuerprobe war es für das Gold seiner Lehre und seines Glaubens, daß er es über sich gewinnen mußte, das Gängelband abzustreifen! Aber auch das that er nur kraft der Autorität derselben Mutter, aus deren Vorzeit Augustinus ihm die Hand reichte und ihn zum Apostel Paulus, dem Prediger der Rechtfertigung aus Gnaden leitete, wie es die Art aller wahren Autorität ist, auf eine höhere und endlich auf die höchste, auf die des Herrn selbst, hinzuweisen und, so die Jüngeren durch die Gängelbänder der Autorität, von denen eins nach dem andern abfällt, zur vollkommenen Freiheit zu fördern. Darum konnte jener so erstarkte Zeuge nun auch feste Tritte thun und in seiner reifen Kraft selbst der Führer so vieler Schwachen werden. Aber so lange wir im Lande des Glaubens, und nicht des Schauens sind, so lange unser Wissen Stückwerk ist, bedürfen wir fortwährend dieser mütterlichen Gängelbänder, welche die unendliche und mannigfaltige Weisheit Gottes nach der Natur und den Kräften unseres Geistes einzurichten und so, wie wir ihrer bedürfen, anzulegen versteht; was für den

armen Bauer sein treuer Pastor, das ist für den gelehrten Theologen die erforschte Weisheit der Kirche. — Was sollen wir schwache Kinder mit dem kurzen trüben Blick und den strauchelnden Knieen machen, wenn man uns die Gängelbänder der Autorität entreißt? Hier ist es also an den Laien, besonders an uns Schwachen unter denselben, zu protestiren. Wir können es auf keine Weise zugeben, daß die Kirche, daß der Lehrstand, daß die Theologen diese Gängelbänder wegwerfen."

„Schon auf dem Gebiete des Staates bedürfen die Obrigkeiten in der Regel ihrer Unterthanen nicht in dem Maaße, als diese jener; die abgesetzten Könige ziehen sich gewöhnlich in ein sorgenfreies, von Wohlstand, Muße und Bildung umgebenes Privatleben zurück. Aber für die Unterthanen folgt auf den Sturz der rechtmäßigen Obrigkeit die Herrschaft der Demagogen, dann der Tyrannen; denn die abstract-negative Freiheit, welche kein festes, objectives Recht, Maaß und Ziel setzt, muß notwendig in concreten Despotismus und Sklaverei umschlagen. So würden wir „Jüngeren" (von denen in der Neanderschen Note die Rede ist) der Knechtschaft der Ketzer, Sektirer und Schwärmer anheimfallen, wenn wir die Gängelbänder der Kirche abwürfen." In Bezug auf die Gefahr der zu „leidentlichen Hingebung und anmaßenden Absprechung oder Geistesträgheit" bemerkt Hengstenberg: „vor der zu leidentlichen Hingebung bewahrt uns — besonders in dieser Zeit der allgemeinen Mündigkeit — schon hinlänglich die abgedrungene Vertheidigung unsrer Gängelbänder, noch mehr aber das höchste und doch schon auf den ersten Schritten immer nahe, ja gegenwärtige Ziel unseres Weges, auf dem unsere Führer uns leiten, nämlich die **Freiheit in Gott**. Gegen anmaßendes Absprechen schützt uns nicht allein das Gefühl eigener Schwäche, welches uns treibt, die Hand der Autorität dankbar zu ergreifen, sondern auch die Ueberzeugung, daß, wenn auch die Wahrheit selbst es ist, die uns mittelst dieser starken Hand ergriffen hat, unser Ergreifen der Wahrheit doch nur schwach und Stückwerk ist. Geistesträgheit endlich kann mit einer **lebendigen** Ueberzeugung, daß es eine „allein seligmachende Dogmatik" gibt, welche Gott unsrer Mutter anvertraut hat, nicht wohl bestehen. Denn wer kann wohl so sehr, wie diese Königin der Wissenschaften — die so herablassend ist, daß sie das einfache Kleid des Katechismus nicht verschmäht, um ihre geringsten Unterthanen

zu besuchen — den Geist nicht allein, sondern auch das Herz reizen und spornen, ja ich möchte sagen, zwingen, dem Kleinode der Erkenntniß nachzujagen? — **Prüfen** sollen die „Jüngeren" **lernen**. Aber können sie es, wenn man ihnen den Prüfstein der objectiven alleinseligmachenden Wahrheit nimmt, wenn man sie von ihren Lehrern trennt, wenn man sie isolirt und dadurch hülflos macht? Was bedarf es auch erst vielen Prüfens, wenn **jede** eigenthümliche Richtung, die ein ausgezeichneter Mann selbstthätig aus sich erzeugt, Anerkennung verdient? Wo ist mehr theologische Geistesthätigkeit, mehr theologischer Forsch- und Prüfgeist zu finden, in der Zeit der Reformation, wo die ganze jetzt evangelische Christenheit nach der allein seligmachenden, aller Subjectivität Maaß und Ziel setzenden Dogmatik trachtete, und in sich engverbundene Schulen und Parteien nach diesem Kleinod rangen, oder jetzt, wo man sagt, über die Religion, wie über den Geschmack, müsse man nicht streiten, weil doch Jeder seine eigene habe?"

Auch gegen das Bedenken, welches D. Neander in Betreff des „schnellen Abschließens und Fertigseins" erhoben hatte, bleibt Hengstenberg die Antwort nicht schuldig. „Das Christenthum ist kein tantalisches Streben, sondern Sein und Werden, Haben und Erwerben, Wissen und Forschen sind darin zu einer Einheit vermittelt." Derselbe Paulus, der sagt:[1]) Nicht daß ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin, gibt als ein Kennzeichen der Irrlehrer an,[2]) daß sie immerdar lernen, und können nimmer zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Und wenn Neander sagt, „Gott habe sich die Leitung der Geister vorbehalten", so entspricht diese Meinung, wenn damit gesagt sein soll, daß Gott nicht durch Menschen diese Leitung ausübe, nicht dem Worte Gottes. „Sollte Christus ein Erzhirte sein, und keine Unterhirten haben? Sollte Christus, Er unser König, Priester und Prophet — der uns Sein König- und Priesterthum mittheilt, uns zu Königen und Priestern macht vor Seinem Vater, — sollte er das dritte Amt, das Prophetenamt, uns versagen, und „sich vorbehalten?" Nein, er hat **Hirten** eingesetzt in seiner Gemeine, und welches Amt könnten diese wohl haben, wenn er sich die Lei-

[1]) Phil. 3, 12.
[2]) 2 Tim. 3, 17.

tung der Geister so schlechthin vorbehalten hätte?" Solchen Aussprüchen der heil. Schrift, in welchen Gott Selbst als der Lehrer und Leiter der Seinen erscheint, wie[1]) daß Alle von Gott gelehrt sein sollen und der Herr seinen Geist ausgießen wird über alles Fleisch — Ich bin das Licht der Welt — Christus ist der geistliche Fels, stehen andere Aussprüche gegenüber[2]), daß Paulus die Galater Kinder nennt, die er mit Aengsten geboren habe, daß er die Corinther durch das Evangelium gezeugt habe — ihr seid das Licht der Welt — der zeugende Petrus ist der Felsen, auf welchen der Herr seine Kirche baut. Das sind keine Widersprüche, sondern Gegensätze, aus deren Vermittlung eine concrete Einheit hervorgeht, und diese Einheit ist in dem Geiste enthalten, der allein in das rechte Verständnis des Wortes Gottes führen kann. „Die wahre Freiheit besteht in der Einheit des bestimmenden Objectes und des bestimmten Subjectes, und ist die wahre Freiheit, welche das Moment der Autorität in sich hat, und den Gegensatz des Objects und Subjects vermittelt, aus der Theorie und Praxis der christlichen Kirche zu lernen."

Es ist nicht von ungefähr, daß Hengstenberg die kurze Erklärung Neanders über die alleinseligmachende Dogmatik der Ev. K.-Z. so ausführlich und energisch beantwortet und widerlegt; bei der Wichtigkeit der Sache war es so geboten, und weil immer wieder die zwischen Hengstenberg und Neander verhandelten Differenzen zur Erörterung gelangen, haben die Ausführungen Hengstenbergs über diese Materien eine bleibende Bedeutung.

Tholuck dankte[3]) Hengstenberg mit warmen Worten für das Vorwort: „Die Kirchenzeitung ist seit Anfang des Jahres sehr gediegen, und dein Eingangsaufsatz ist auch von Ullmann und Dryander mit großem Beifall gelesen worden, auch von mehreren Studenten, nur N. N. knurrte."

Zu den erfreulichen Ereignissen gehörte die Berufung des Dr. Sartorius zum Generalsuperintendenten der Provinz Preußen. Derselbe bekennt sich in seinem Hirtenbriefe[4]) voll zur Augsburgischen Confession, welche noch dasteht als „das Gesammtbekenntniß aller

[1]) Jesaj. 54, 13; Joel 3, 1; Joh. 8, 12; 1 Cor. 10, 4.
[2]) Gal 4, 19; 1 Cor. 4, 15; Matth. 5, 14; Matth. 16, 18.
[3]) Brief vom 2. März 1836.
[4]) Ev. K.-Z. 1836. S. 46 f.

evangelischen Kirchen deutscher Nation, hoch erhaben und so wie sie ist, auf dem Felsengrunde der Schrift, Christum freudig bekennend, der Mittelpunkt gewesen ist," um welchen sich die Evangelischen gesammelt haben. „So muß sie auch uns in dieser Zeit mannigfacher Spaltungen von Neuem zum Mittelpunkte werden." Bischof Eylert bittet[1]) Hengstenberg, daß er ihm den Hirtenbrief, die Abschieds- und Antrittsrede von Sartorius leihen möchte, da er selbst großes Interesse daran habe, und von „hoher Hand" aufgefordert sei, sein Urtheil abzugeben. Eylert sagt in dem zweiten Briefe, daß diese Schriften die getroffene Wahl des reich begabten Mannes aufs Neue rechtfertigen.

Sowohl der Jahrgang der Ev. K.-Z. von 1836, als auch das schriftliche Material aus diesem Jahre beschäftigen sich sehr lebhaft und reichlich mit der Prediger-Bibel für praktische Theologen von Ed. Hülsmann, Prediger in Dahl bei Hagen in Westf. Stuttgart. 1835. Einige Beispiele genügen, um dieses Machwerk zu charakterisiren. In Betreff der Heilung des blutflüssigen Weibes ging nach der Meinung der Evangelisten von Jesu Körper mittelst der Berührung eine heilende, wunderbare Kraft aus, welche die Krankheit der Frau völlig aufhob. Dieser Meinung — sagt Hülsmann — beizustimmen, ist mir nicht wohl möglich. Das Weib naht sich Jesu mit sehr großem Vertrauen, sucht auch nur den Saum seines Gewandes zu fassen, die lebhafte, erwartungsvolle Erregung des Gemüthes wirkt erschütternd auf das Nervensystem und es erfolgt eine augenblickliche Stillung des Blutflusses. Es kann sein, daß das Uebel in der Folge wiederum eintrat, wovon uns natürlich nichts berichtet ist. Ungemein groß ist die Einwirkung des Geistes auf den Körper, im Orient namentlich, und vorzugsweise bei nervenreizbaren Frauenzimmern. — Das Zeichen Jonä verhält sich nach Hülsmann so: Jonas predigte den Niniviten Buße. Er unterstützte seine Predigt durch gar kein Zeichen, sondern suchte allein zu wirken durch den Inhalt derselben, was ihm auch gelang. Ebenso, sagt nun Christus, müsset ihr auch an mich glauben und mir nachfolgen, weil ich die Wahrheit rede und etwas von euch fordere, dessen Nothwendigkeit euer eigenes Gewissen euch bezeugen wird. Eines Zeichens bedarf ich gar nicht. Die Berufung Jesu auf den Aufenthalt Jonä im Bauche des Wallfisches erklärt Hüls-

[1]) Brief vom 5. u. 8. Jan. 1836.

mann für eine falsche Auslegung des Matthäus, nicht aber für einen Ausspruch Jesu. — Die Evangelisten lassen Jesum auf den Wellen des Meeres wandeln, als wäre dies ein fester Boden. Viele, denen ein innig frommer Sinn nicht abzusprechen ist, werden sich selbst bei dem besten Willen nicht zur Annahme solcher, dem gewöhnlichen Naturverlauf geradezu widersprechender Thatsachen verstehen können. Hüten wir uns, über solche redliche Forscher, als über Ungläubige, Unchristen den Stab zu brechen! — Bei der Taufe des Herrn ist vielleicht eine Taube vorüber geflogen, die man sich als ein Sinnbild der Demuth, Unschuld und Sanftmuth vorstellen kann. — Will man auf der Kanzel über Jesus in Gethsemane predigen, so kann man in die Spitze stellen: Christus in Gethsemane oder der Mensch in den Augenblicken der Entscheidung. — Gerecht vor Gott ist nur, wer in sich gerecht ist. Eine zugerechnete Gerechtigkeit ist ein moralisches Unding.

P. Sander in Wichlinghausen schrieb ein gründliches, theologisches Gutachten über Hülsmanns Prediger-Bibel; auch Snethlage in Barmen schrieb darüber und dagegen. Als nun aber Hülsmann in eine erledigte Pfarrstelle in Schwelm mit 33 gegen 31, 12 und 3 Stimmen zum Pfarrer gewählt wurde, erhob sich ein reger Widerspruch gegen diese Wahl, und besonders Hengstenbergs treuer Freund, damals Assessor in Schwelm, Ed. Cappell trat eifrig und rührig gegen diese Wahl auf. Man petitionirte bei dem Könige von der einen Seite gegen die Bestätigung der Wahl, von der andern nicht minder eifrig für die Bestätigung. Siebenzehn Pfarrer der Kreissynode Dortmund erließen eine „Erklärung in Betreff der Schwelmer Wahlangelegenheit," welche ein Beispiel davon ist, wie man eine schlechte Sache auch schlecht vertritt. „Ob die Prediger-Bibel mit den symbolischen Büchern vollkommen übereinstimme, darauf kommt es nach unsrer Meinung nicht an; davon hängt des Verfassers Würdigkeit zur Uebernahme eines evangelischen Pfarramtes in einer andern als seiner bisherigen Gemeine keineswegs ab." Zweitens ob die Prediger-Bibel unbiblische Grundsätze dargelegt habe? Weil nach der Agende dem zu Ordinirenden vorgehalten werden soll: „fortwährend habt ihr dahin zu trachten, in Erkenntniß des Wortes Gottes und der Glaubensartikel, so wie in den andern auch nothwendigen Wissenschaften fortzuschreiten", so machen die Siebenzehn geltend, daß der Prediger [illegible]

Schrift forschen solle und behaupten, dies habe der Verfasser der Prediger-Bibel gethan, wobei es ihm frei stehen müsse, die gewonnenen Resultate seinen Amtsbrüdern mitzutheilen. Drittens „da wir nun der Meinung sind, daß die über die Prediger-Bibel entstandenen Streitigkeiten in die Klasse gewöhnlicher theologischer Streitigkeiten zu verweisen und als solche auch zu behandeln sind, — so fühlen wir uns in unserm Gewissen gedrungen, dies öffentlich auszusprechen und ihn zugleich der Theilnahme und dem Schutze der Provinzial-Synode zu empfehlen." Mehrere Pfarrer der Kreissynode Iserlohn — unter ihnen besonders Hammerschmidt in Altena — traten gegen die Prediger-Bibel und die Dortmunder Erklärung auf. Sander wurde in erster Instanz zu 50 Thlr. Strafe und 100 Thlr. Civilentschädigung verurtheilt; in 2. Instanz wurde letztere bestätigt und die Strafe auf 25 Thlr. herabgesetzt; Cappell rieth[1]) ihm, um der Sache wegen sich nicht dabei zu beruhigen. Hülsmann wurde indessen für Schwelm nicht bestätigt, wie der Bruder Carl dem Prof. Hengstenberg schreibt:[2]) „Die Hülsmannsche Sache hat nun ihr Ende erreicht; vor einigen Tagen ist die Nachricht angekommen, daß, um Spaltungen zu vermeiden, die Wahl für null und nichtig zu erklären und jedes der früheren Subjecte, (die mit Hülsmann bei der Wahl concurrirt hatten) von der zweiten Wahl auszuschließen sei. Du kannst Dir übrigens nicht denken, welch eine Aufregung die Sache verursacht hat."

Die Schwelmer Pfarrwahl hatte eine solche Bedeutung gewonnen, daß Hengstenberg zweimal aus dem Kabinet des Königs eine Ordre erhielt[3],) die sich auf den Druck von Aufsätzen für die Ev. K.-Z. bezog. In der ersten Ordre wird Aufsätzen über die Erklärung der Dortmunder Synode das Imprimatur ertheilt; in der zweiten heißt es: „daß die Stelle in Ihrem für die evangelische Kirchenzeitung bestimmten Aufsatz, in welchem geäußert wurde, „daß in der Einäscherung der Kirche zu Schwelm ein Gottesgericht erblickt werde, das lauter rede, als Worte es vermögen" wegbleibe, darin bin Ich mit dem Minister der geistlichen Angelegenheiten (v. Altenstein) einig, und Ich habe letzterem gestattet, diese Stelle im Manuscripte zu streichen."

[1]) Brief, 1. Oktbr. 1836.

[2]) Brief vom 25. Juli 1836.

[3]) Vom 14. Septbr. und 24. Oktbr. 1836.

1837.

Die Schrift Karl von Hohenhausen. Christologie. Pentateuch.

Es ist auf den ersten Blick auffällig, daß Hengstenberg in dem Vorwort der Ev. K.-Z. von 1837 sich ausführlich mit einer Schrift befaßt, die nur von vorübergehender Bedeutung zu sein scheint. Das ist die Schrift: Karl von Hohenhausen, Untergang eines Jünglings von achtzehn Jahren. Zur Beherzigung für Eltern, Erzieher, Religionslehrer und Aerzte. Braunschweig, 1836. Bei dem Inhalte dieser Schrift und der Lage der Zeit findet man indessen bald, daß Hengstenberg hierin nicht fehlgegriffen hat. Hatte Immermann, als ein Prophet des Zeitgeistes, die Zeit richtig dahin charakterisiert:[1] „wir können nicht leugnen, daß über unsere Häupter eine gefährliche Weltepoche hereingebrochen ist. Unglück haben die Menschen zu allen Zeiten genug gehabt; der Fluch des gegenwärtigen Geschlechtes ist aber, sich auch ohne alles besondere Leid unselig zu fühlen. Eine Furcht vor Schrecknissen, die um so unheimlicher sind, als sie keine Gestalt haben! Es ist als ob die Menschheit, in ihrem Schifflein auf einem übergewaltigen Meere umhergeworfen, an einer moralischen Seekrankheit leide, deren Ende kaum abzusehen ist," so bot die genannte Schrift die beste Gelegenheit, diesen Zeitgeist an diesem bestimmten Beispiele zu fassen und zu bekämpfen. Und man muß sich hier, wie so oft, verwundern, mit welcher Gewißheit und Festigkeit Hengstenberg seine schweren Keulenschläge gegen den allezeit und auch damals großen Götzen, den Zeitgeist, schleudert. Karl von Hohenhausen, der einzige Sohn des Reg.-Raths von Hohenhausen, und der als Dichterin bekannten Elise geb. von Ochs, endigte in Folge von Schwermuth, die er zu verbergen, auch vor seinen Eltern größtentheils zu verbergen wußte, sein Leben durch Selbstmord in Bonn, nachdem er schon lange Zeit sich mit diesem Plane getragen hatte. Die Eltern haben in der genannten Schrift ihre Beobachtungen an ihrem Sohne, auch dessen Tagebuch, sowie seine Abschiedsbriefe an die Eltern und andere Personen mitgetheilt. Schon als Kind von sechs Jahren nahm er im Hause seiner Eltern während eines Aufenthalts in Berlin an literarischen Abendunterhaltungen Theil; Heine's Schriften wurden u. a. in diesen Abendgesellschaften vor-

[1]) Immermann, die Epigonen. Düsseldorf 1836. Th. 1. S. 235.

gelesen und die Eltern waren erstaunt, daß der Sechsjährige bereits Heine's Trauerspiele gelesen, und in seine Phantasie aufgenommen hatte. Tiecks Genovefa las der Knabe mit Entzücken und Thränen, und durfte das Theater besuchen, was tiefe Eindrücke bei ihm hinterließ. Daß „die Wurzel der Sünde, die ihm eigenthümlich war, Hochmuth und Ehrgeiz war," beweisen manche sprechende Züge. Die Eltern hielten ihren Sohn für etwas Außergewöhnliches; der Sohn äußerte, noch Gymnasiast, „es sei Unrecht, den Flug des aufstrebenden Genius zu hemmen; aus mir wird noch etwas Großes werden." Er wollte allerdings etwas Besonderes werden, nämlich ein großer Dichter, ja selbst ein Gegenstand der Poesie. Byron wurde sein Vorbild, sein Ideal Unzufriedenheit mit Gott und der Welt. Aus Ehrgeiz arbeitete er nach einer Zeit geringeren Fleißes rastlos an seinen Schularbeiten; Ehrgeiz veranlaßte ihn, schon mit 12 Jahren ein Tagebuch zu führen, in welchem überall die Absicht sichtbar ist, ein Kunstwerk darzustellen, als Dichter zu erscheinen, und zugleich das Schauspiel seiner Kämpfe der Welt vorzulegen, und von ihr als Held bewundert zu werden, dessen Riesengröße gerade in seinem Kampfe mit dem Verhängniß recht sichtbar wird.

„Das ganze Leben wird von dem Knaben an sich gerissen, vorweggenommen. Die Julirevolution bewegt ihn heftig und später noch mehr der Kampf um die Nationalität der Polen. Karl war liberal, kosmopolitisch erglühend für die ganze Menschheit. Die körperlichen Folgen der Unnatur zeigten sich schon bald, der Knabe begann zu kränkeln. Sein Uebel hatte den Hauptsitz im Unterleibe. Er suchte seinen körperlichen Zustand, so viel es anging, auch seinen Eltern zu verbergen. Seinen körperlichen Zustand enthüllen, meinte er, sei sich der Schande bloß geben. Erst nach seinem Tode, welcher den Beweis liefern würde, daß in dem geschwächten Körper eine ungeschwächte Seele wohne, sollte durch die Tagebücher das Uebel in seinem ganzen Umfange enthüllt werden. Die körperliche Krankheit wurde zur unerträglichen Seelenqual, und die Seelenqual steigerte wieder das Körperleiden zur unerträglichen Höhe. Die Scheidewand, welche die Krankheit, und zwar nach der Meinung des Unglücklichen sie allein, zwischen Anlage und Erfolg, Plan und Ausführung, Streben und Wirken zog, wurde der eigentliche Stachel seines Leidens. An die Stelle des gemachten Schmerzes war ein

wirklicher getreten; er war über ihn gekommen wie ein gewappneter Mann; er ließ ihm keine Ruhe bei Tag und Nacht; er sog ihm das Mark aus den Gebeinen. „Der Geist — heißt es in dem Tagebuche S. 59 — den Mutter Natur mir verliehen hat, ist von der Art, daß ich etwas Hohes erstreben muß." Weil Karl aber findet, daß durch Schuld der Krankheit seine Gedanken nicht geistreich genug seien, ruft er aus: „Wäre ich doch ein intellectueller Elephant! Wahrlich, lieber ein Schurke, als ein Strohkopf. S. 63 u. 93. Nie leiste ich nur das Gewöhnliche. Wie eine Gans schnattere ich mein fades Gewäsch in die Welt hinein, und wenn der Fluch des Lebens überhaupt Alltäglichkeit ist, so ist der meines elenden Daseins geistige und körperliche Krüppelei, da jede die andere nährt und steigert; und dabei quält mich der Durst eines Cäsars nach Ruhm!! Aber so groß mein Streben, so klein mein Erstrebtes." Und in dem Abschiedsbriefe an seine Eltern heißt es: „als ich allmählig das Seelenauge, erwachend aus dem Schlummer der Kindheit, öffnete, war es nur, um eine fürchterliche Entdeckung nach der andern zu machen, und es in gleichem Stufengange wieder zu schließen. Ich hatte einen hellen Verstand, viel Selbstgefühl, eine Brust voll Leidenschaften und Pläne; ich glaubte den Weltenpuls in meinen Adern zu fühlen, als ich an der Schwelle des Jünglingsalter stand; kein Ziel war mir zu hoch; der Ruhm sollte mein Bruder, die Gefahr meine Braut sein. Und ach! da stürzte ich urplötzlich von der schwindelnden Höhe meines geträumten Glückes, und schlug mir Wunden, die nie geheilt sind."

Und welche Wunden! Er ruft sich zu: Karl! fasse deinen Muth! Das Einzige, was noch Würde gibt in der Schmach deines Lebens, ist die Verzweiflung; sie zeigt, daß in deinem innersten Herzen ein poetischer, edler, idealisirter, sehnsüchtiger Grundton schwirrte. — O Gott, der du mir so wenig gabst, und alles wiedernahmst, gib mir meinen Schmerz wieder, meine Poesie! — Ueber meinen Lebensplan habe ich folgendes, sehr einfache Project aufgestellt: ich lasse mir aus Rußland einige Frachten Dickhäutigkeit senden, nähe mich hinein, und stelle mich damit unter die Alltagskinder zur Schau, thue, was ich muß, und richte meine Augen auf Ehre und Selbstachtung; so spiele ich im großen Concerte mit, fülle durch Fleiß und guten Willen die Lücken meiner Kraft, bis mich endlich die große und ewige Pause, durch Paukenschlag an-

gekündigt, erlöst, und mir die langersehnte Ruhe gönnt. So gehe ich meinen Schlendergang durchs Leben hin, und sterbe als langweiliger Hagestolz. So erfülle ich den Fluch meines Geschickes, und folge in meinem Entschluß dem juste milieu, der Mittelmäßigkeit, ohne Gott zu lieben, ohne dem Teufel zu folgen.

„Herr des Himmels und der Erde, was habe ich Wurm dir gethan, daß du mich zermalmst? — Ich will kämpfen mit allen Muskeln und Nerven gegen das Unglück und meine Stiefmutter, die Natur. — Das Leben ist ein Tanzsaal, wie es ein Theaterpossenspiel ist, und wenn Jemand im Tanze das Bein gebrochen hat, so macht er, daß er fortkommt. — Gott ist mein Zeuge, und Jesus, Himmel, Hölle und Erde rufe ich an in erbärmlicher Emphase, daß sie mir Wurm bezeugen sollen: mein Unstern ist mein größtes, mein erstes, ja mein einziges Verbrechen. Oder soll ich etwa meine kleinlichen Gotteslästerungen mir aufs Gewissen laden, die doch so elend waren, daß sich der Nachtwind schämen müßte, sie zum Himmel zu tragen. Nein, wenn es so leicht wäre zu sündigen, so wäre jeder Lump ein Sünder, und jeder honette Bösewicht müßte tugendhaft werden, um nicht mit Jammerpulk in die Hölle zu kommen. — Nicht von mir fordert die gerauften grauen Haare meines Vaters, nicht von mir das zertrümmerte Lebensglück meiner Mutter, die Ruhe meiner Schwestern nicht von mir; was immer durch mich zerschmettert werden mag — nein, fordert Alles von — Gott! Ich wünschte, ich hätte mich selbst geschaffen, so hätte ich doch dem Urheber fluchen können, während ich jetzt nichts habe als eine unklare Idee von Gott, dem ich nicht fluchen mag. Aber er hat mich verlassen, ich verlasse ihn und die Welt.“ In dem Abschiedsbriefe an die Eltern: „Das Harzardspiel des Lebens fängt vor der Geburt der Kinder an. Auf des Kindes Gefahr thun die Eltern den ersten Wurf, bis es selbst werfen kann, und wenn sie verspielen, mit welchem Rechte wollen sie es zwingen, ihre Zeche zu bezahlen, das ganze Spiel anzuerkennen? Als Knabe war ich zu jung, Alles dies zu fühlen; ich träumte von Gewinn, sagte va banque! und habe Alles verloren.“

Hengstenberg erkannte in dieser Schrift und in dem Leben und Lebensende des Unglücklichen ein bedeutsames Zeichen der Zeit. In Einem Menschen stellte sich ihm der Mensch dar, wie er dachte und fühlte, und das wurde der zwingende Grund, das

Tagebuch des Unglücklichen zum Gegenstande seiner Betrachtungen über die Gegenwart zu machen.

Es liegt Hengstenberg natürlich fern, die Familie des Unglücklichen durch seine Darstellung irgend kränken zu wollen. „Vor allen Andern richtet sich unser Blick auf die Mutter. Es hat uns wehe gethan, sie, die Tiefgebeugte, durch die offene Darlegung unsrer Gedanken betrüben zu müssen; aber nachdem die Sache einmal diese Publicität gewonnen hatte, [1]) konnten wir nicht anders."

Eine Beleuchtung der Thatsachen vom christlichen Standpunkte hält Hengstenberg für um so nothwendiger, da das Buch, wie es vorliegt, ungeachtet der unverkennbaren guten Absicht der Eltern, leicht auf junge Gemüther einen verderblichen Einfluß ausüben könne.

Schon in der Führung eines Tagebuches erblickt Hengstenberg eine gefährliche Aeußerung des Ehrgeizes des zwölfjährigen Knaben, nach dessen eigenen Worten seine Tagebücher ein Gegenstück bieten sollten zu den letzten Tagen eines Verurtheilten von Victor Hugo. „Ueberall ist die Absicht sichtbar, ein Kunstwerk darzustellen und also als Dichter zu erscheinen. — Auch christlich Gerichtete, die noch in den Anfängen des innern Lebens stehen, können nicht lebhaft genug vor der Anlegung von Tagebüchern gewarnt werden, zumal in einer Zeit, wie die unsrige, in der Gefühl und Phantasie so vorherrschend sind. Man macht gar zu leicht Erfahrungen, um sie niederzuschreiben. Man geräth unvermerkt in die so sehr verbreitete feine Heuchelei, die von der groben nur durch eine fließende Grenze geschieden ist. Man meint mit dem Herzen zu sein, was man doch nur mit dem Gefühle ist."

„Hier ist kaltes Wasser auf die Häupter derjenigen, welche die neueren Fortschritte der Industrie, der Wissenschaft zum Wahne der Menschenvergötterung erhitzt haben. Ein erbärmlicher Gott, der wider Willen leiden muß, leiden bis zu der Höhe, daß er in jedem Augenblick sein Dasein verflucht, ohne auch nur das Geringste von seinem Leiden abnehmen zu können." „Ja, ich wollte — sagt Karl — alle Qualen der Hölle tragen, aber ich müßte ein Faust sein. Ich wollte dem Geier meine Seele reichen, aber ich müßte Prometheus sein. Ich wollte Alles tragen, wenn ich Alles wäre,

[1]) Vater und Mutter haben uns ihre Beobachtungen mit rücksichtsloser Offenheit mitgeteilt. Ev. K.-Z. 1837. S. 3.

so bin ich nichts.“ Einen Faust, einen Prometheus giebt es nur in der Vorstellung; in der Wirklichkeit wird er nimmer gefunden. Die sich einbilden, es zu sein, die es zu sein scheinen, werden beschämt, sobald es Gott gefällt, die Dämme zu durchbrechen und die Schleusen zu öffnen. Man lese diese Tagebücher und urtheile dann, was von der Behauptung des Würtembergers Strauß zu halten ist, die mit der Empfindung so Vieler übereinstimmt, die es nicht wagen würden, sie offen auszusprechen, bei den Fortschritten der Industrie und der Wissenschaft sei es thöricht, von einigen Krankenheilungen, vor achtzehnhundert Jahren in einem Winkel Galiläas geschehen, so viel Aufhebens zu machen. Haben denn diese Fortschritte den Unglücklichen zu trösten, haben sie ihm zu ersetzen vermocht, daß er des Heilandes entbehrte, der wie vor achtzehnhundert Jahren so noch jetzt unsere Krankheiten trägt und unsere Schmerzen auf sich ladet. Man mache den Menschen erst hieb- und kugelfest, dann wollen wir an seine Gottheit glauben. Bis dahin erscheint sie uns als ein Wahn, der unendlich lächerlich wäre, wenn er nicht unendlich traurig wäre. Wahrlich, wer damit behaftet ist, verdiente ins Tollhaus eingesperrt zu werden.“

„Mangel an Sündenerkenntniß, wenn er mit Sündenstrafe zusammentrifft, muß zur vollkommenen Gottlosigkeit oder zur Gotteslästrung führen. In dieser Beziehung sind die Tagebücher ganz besonders merkwürdig. Die Nichtswürdigkeit des Rationalismus zeigt sich hier an seinen Früchten. Auf alle Lästrungen, die der Verzweifelnde ausspricht, vermag der Rationalismus nicht ein Wort zu antworten. Dieser hat von seinem Standpunkte aus ganz recht. Kein schneidenderer Contrast als die Vorstellung von Gott (Allvater) und die Art, wie er sich thatsächlich bezeugt. Nur die christliche Gotteslehre vermag Licht in dieses Dunkel zu bringen; nur sie enthält die Grundlagen einer Theodicee. Ihr ist alles Leid Strafe, jeder Segen, den Gott noch übrig läßt, demjenigen ertheilt, der Alles zu verlieren, Alles zu erleiden hätte.“

Der unglückliche Jüngling hat das Christenthum nur in der rationalistischen Entstellung kennen gelernt. Weder in der Schule, noch in der Kirche, noch bei der Confirmation trat ihm das biblische, wahre Christenthum entgegen. So findet sich auch nirgend bei ihm eine Spur von der Erkenntniß der menschlichen Sündhaftigkeit. „Die großartige Persönlichkeit des Erlösers, verbunden

mit der Dunkelheit einiger Bibelstellen, sind die Ursache gewesen, daß man in ihm einen Sohn Gottes (in metaphysischem Sinne) gesehen hat. Das bringt weder uns Gewinn, noch macht es Christus größer." Und das Resultat dieser rationalistischen Lehre? Karl sagt: „Wenn es wahr ist, daß das Leben eine Schule ist, so ist es für mich ein Arbeitshaus, eine Festung, wo ich büßen muß für das Verbrechen, daß ich geboren wurde. — Da gehen die hölzernen Philister aus der lebenathmenden Natur in die todte, kalte Kirche mit dem steinernen Gast von Pastor, der von seinem Katheder herab eine Predigt hält ohne Kraft und Salz. Da hat der Fürst der Finsterniß doch eine andere Suade. Wenn die Engel keine andere Sprache führen, als solch ein Pastor, so sind auch die Frömmsten verloren, wenn Satan mit ihnen sophistisch höhnt, spottet und vernünftelt."

Und welches ist nach dem Tagebuche des Unglücklichen der Lebenszweck? „So viel glaube ich bei aller meiner Dummheit zu sehen, Alles in der Welt ist schön — bis auf den Menschen. Die Schöpfung ist das Werk eines Genius, das Herrlichste und Barockeste neben einander, das Ideal neben der Mißgeburt. Gott mag wohl müde gewesen sein, als er den schläfrigen Menschen zum Gott auf Erden schuf. Wenn er gut getroffen ist in seinem Ebenbilde, so steht es schlecht um das Ideal der Gottheit. Jammervoll, elend und nackt kriecht der Mensch zum Lichte hervor (bei der Geburt) und öffnet unter Qualen die blinden Augen, die er erst unter Qualen wieder schließen soll. Was soll er in diesem Leben? Was kann er schaffen, erwarten, hoffen? Oder ist, wie Anfang und Ende, so auch Qual seine Bestimmung? Wie kann er zu dem Glauben gelangen, daß sein Dasein Zweck, Wichtigkeit, Bedeutung habe?"

Hengstenberg antwortet: „Zweck des Daseins ist die Bekehrung."

Und: „es ist Zeit, zu zeigen, wie alle Versuche, eine trübe Mischung aus Glauben und Unglauben zu bereiten, unhaltbar sind, kein Drittes zwischen dem Christenthum in seiner ganzen Fülle und der vollendeten Gottlosigkeit, wie Jeder, der abdingen nach seinen eignen Neigungen wegdeuteln will, es nur den Umständen, der Langmuth Gottes verdankt, daß er nicht zum

Selbstmörder wird, einen Weg betritt, von dem er nicht weiß, wohin er führen wird."

Die Beurtheilung, welche der traurige Ausgang des Unglücklichen fand, zeigt besonders deutlich, wie nothwendig Hengstenbergs ernste Beleuchtung der Sache geworden war. Schon daß das Tagebuch von den Eltern selbst veröffentlicht wurde, war ein eigenthümliches Zeichen. Die Mutter erzählt, wie bei ihr die Eindrücke einer christlichen Erziehung durch das Treiben der Welt geschwächt und zurückgedrängt seien, so daß sie, selbst dürftig, ihrem Sohne nichts habe mitgeben können. Sie tadelt es, daß Eltern ihre Kinder in das Theater gehen lassen; „das Entzücken," welches die Kinder im Theater empfinden, wird hervorgerufen durch ein „süßes Gift, welches dieser Rausch hervorbringt." Die Phantasie der Kinder wird leicht überreizt; die einförmige Wirklichkeit kleiner Freuden erscheint ihnen traurig und öde gegen diese wechselnde Theaterwelt. In dem beschönigenden Nebelkleide der Romantik erscheinen auf der Bühne die größten Verbrecher und vergiften den reinen Himmel des Kinderherzens mit trüben mißverstandenen Lebensansichten." Ueber die schönwissenschaftliche Literatur sagt sie: „Schädlicher wirkten auf ihn die neueren Romantiker, namentlich Heine, Goethe und später Victor Hugo. Ueberall in ihnen trat ihm der Selbstmord als eine edle, heroische Handlung entgegen und was noch schlimmer war, die Bekleidung der eigenen bösen Neigung mit dem Namen: Schicksal. Alle Romanhelden der neueren Zeit, Goethes Faust an der Spitze, huldigen diesem unseligen Irrthum. Letzterer erkennt ganz und gar, wie verbrecherisch er an Magarethen handelt; aber dennoch folgt er mechanisch dem Zuge des Schicksals und vollbringt dann mit Bewußtsein die sündige That. Es ist nicht zu berechnen, welche Lähmung der moralischen Kraft aus diesen Irrthümern hervorgegangen ist, die eigene böse Neigung als ein Schicksal zu betrachten, sie nicht mit redlichem festem Willen, Gottvertrauen und Gottesfurcht besiegen zu wollen." Hengstenberg nennt diese Bemerkungen wahr und tief geschöpft, während er nicht umhin kann, darauf aufmerksam zu machen, daß die Grundlage jeder wahren menschlichen Größe die Demuth sei, während die Mutter auch nach dem tragischen Ende des Sohnes sagt: „Karls Temperament glich, wie sich später zeigte, dem Byrons; er war wie dieser sanguinisch-melancholisch. Dies Temperament begünstigt das Werden des Helden und

Dichters; aber wer es besitzt, wird nicht lange leben auf Erden. Saturnus umschlingt mit glühenden Armen seine lieblichsten Kinder. Karl war Egoist, wie Byron, aber sein Egoismus war der des himmelstürmenden Titanen — nicht der frivolen Genußsucht, irdischer Gewöhnlichkeit. Glühendes Verlangen nach den Höhen des Lebens, nach zwei Lorbeerkronen theilte er mit Byron; aber Karl errang nur eine Lorbeerkrone und den Cypressenkranz."

In dem Buche sind 44 Seiten mit bezüglichen „pädagogischen Betrachtungen" von Wilhelmine Halberstandt angefüllt; es finden sich darin Stellen aus Jean Paul und Plato. „Armer Karl! warum hobest du so früh die Flügel, die dich gleich dem Adler, dem Licht entgegen zu tragen strebten und in Wolkenwellen zwischen Licht und Schatten dich auf und nieder trugen, bis leise rauschend die dadurch in Schmerz getauchte Hülle an der Erdenklippe scheiterte? — Guter Gott! vergib diesem in Seelen- und unverschuldeten Körperleiden so schmerzlich befangenen Geiste seinen Mangel an Vertrauen, wende ab ähnliche Leiden von den Söhnen dieses Planeten, die dir liebend ergeben sind, damit sie nicht, wie Blüthen von dem Sturm entblättert, zurücksinken in deine Hände, bevor du sie abrufst, und nicht, wie dieser beklagenswerthe, vom Sturme überraschte Jüngling, hoffnungslos in den Schoos der Erde sinken, um loszureißen den freigebornen Geist von der Gemeinschaft mit dem ihn unterdrückenden Körper." „Wir wollen — sagt Hengstenberg — derbe reden. Dies ganze Gerede ist eine große Unschicklichkeit. Man muß sehr verblendet sein, wenn man das: wer Ohren hat, zu hören, der höre, was die Begebenheit so laut redet, so ganz überhören kann, so gar sich nicht getrieben fühlt, in das eigene Herz hinabzusteigen. Thut man das, so wird man der Floskeln überdrüssig. Wie ohne Erkenntniß der Sünde das vorliegende Ereigniß zur Gottlosigkeit hinführen oder in ihr bestärken muß, falls man nicht durch eine Inconsequenz sich von ihr losmacht, das zeigt sich schon hier auf mannigfache Weise. Wird Gott gebeten, nicht wieder zu thun, was er gethan, so muß dies unlöblich, ungöttlich gewesen sein. Das: „guter Gott" verwandelt sich bei schärferem Nachdenken in eine Ironie."

Der Vater des Unglücklichen hat zu dem Tagebuch ein ausführliches Schlußwort geschrieben, welches sich in beständigen Widersprüchen bewegt. Derselbe bekennt sich zu einem „gemäßigten

Supernaturalismus"; er wünscht die Religiosität der Väter zurück, weil er gesehen, wohin der Mangel derselben führt, aber er prallt scheu zurück, sobald von der Religion der Väter die Rede ist, welche die Grundlage ihrer Religiosität bildet. Vor dem „Pietismus" hat er eine gewaltige Scheu und spricht Dr. Bretschneider nach, die pietistische Ansicht vom Leben d. h. wie dieser erklärt, die Luthers, Calvins und der gesammten evangelischen Kirche, sei düster, traurig, niederschlagend, alle Kräfte lähmend.

Es war für Hengstenberg eine Freude, daß die Mutter Karls in Folge der Beurtheilung des Tagebuchs an ihn schrieb und wie sie schrieb. Um so unentwegter Hengstenberg ohne Seitenblicke die Ehre des allein großen Gottes und Seines unverbrüchlichen Wortes gegen jeden Angriff und den trunkenen Zeitgeist vertheidigte, um so erfreulicher konnte ihm der nicht gesuchte Dank so vieler Mitmenschen, auch dieser Mutter sein. In dem sieben Bogen langen Briefe schreibt[1]) die Mutter u. a.: „ich übersende das mir durch Herrn V. überbrachte Buch: Selbstbiographie Adam Berends mit vielem Danke zurück. Ich habe in diesem Buche alle die Versuchungen gefunden, denen mein unglücklicher Karl unterlag, aber freilich die Kraft, wodurch der Verfasser ihnen widerstand, war jenem nicht gegenwärtig. Unzähligemal habe ich gewünscht, daß doch Karl dieses Buch gelesen hätte, dann würde er an ihm einen Vertrauten seiner Leiden gefunden haben, der ihn verstanden und einen höheren Trost geoffenbart hätte. In Hinsicht Ihrer Recension sage ich Ihnen, verehrter H. Prof., meinen aufrichtigen Dank. Sie sind tief in die Seele des unglücklichen Jünglings hinabgestiegen und manches, was mir darin bisher noch verhüllt war, ist mir dadurch klar geworden. — Ich erkläre mich ganz und vollkommen, doch mit tief blutendem Herzen, mit ihrer ausgesprochenen Ansicht einverstanden, daß die Sache sich ganz anders würde gestaltet haben, wenn der Unglückliche zur rechten Einsicht in sein Verhältniß zu Gott gekommen wäre. Hätte Karl die Lehre des Christenthums in ihrer ursprünglichen Reinheit in sein Herz aufgenommen, er lebte nicht nur noch, sondern wäre auch ein edler und würdiger Mensch geworden. — Ebenso bin ich jetzt vollkommen von der menschlichen Sündhaftigkeit überzeugt, so wie davon, daß nur Jesus Christus

[1]) Minden 6. Aug. 1837.

uns davon erlösen kann. Dies ist mir am schwersten geworden und ich bin nun durch einige Aeußrungen von Göschel und vorzüglich durch Ihre Recension zu dieser Erkenntniß gekommen. — Wehe allen Schriftstellern, die die Sünde, das Uebertreten der Gebote Gottes, als eine Fügung, eine Folge der Zeitverhältnisse, als eine Originalität des Charakters erscheinen lassen. Die Ursache aller Sünde, alles Elendes und was dasselbe ist, aller Immoralität und Gottlosigkeit der neuern Zeit ist, daß man in dem Allmächtigen nicht mehr den heiligen gerechten Gott sieht, dem zufolge er Richter und Rächer unsrer Sünden sein muß, und man also auch an keine Strafe jenseits mehr glauben will. Daher rührt auch in Karls Tagebuch der fürchterliche Zweifel, ob es für ihn Pflicht sei zu leben oder zu sterben. Hätte er das Evangelium befragt und würde er in ihm die klare und feste Antwort vernommen haben: lebe, so würde dieser Jüngling, von Kindheit auf an strenges Pflichtgefühl gewöhnt, sich entschlossen haben zu leben, wenn auch fürs erste ohne Hoffnung."

Ein Urtheil über Hengstenbergs Aufsatz von Lange in Duisburg lautet:[1]) Ihr Aufsatz hat bei großer Strenge eine große Kraft der Wahrheit. Die Jean Paulsche Mamsell ist übel weggekommen. Es ist aber auch nichts widerlicher, als dies sentimentale Coquettiren mit dem Gräßlichen und Schauerlichen. Sie haben Beruf zur Strenge vom Herrn; die Zeit bedarfs auch, aber zur Stunde, wo ich *mir* sagen muß: verflucht sei, wer des Herrn Werk läßig treibt, will ich Ihnen sagen: eure Lindigkeit lasset allen Menschen kund werden."

Die „*Christologie*"[2]) und die „*Authentie des Pentateuch*" (2 Bde. Berlin 1836) fanden dankbare Leser selbst unter academischen Docenten. Ludwig v. Gerlach schreibt:[3]) „ich habe viel im dritten Bande Ihrer Christologie und, soweit ich Unwissender kann, den Band über den Pentateuch ganz, mit dem größten Interesse gelesen. Ihr herrlicher Beruf, das große Ganze der Offenbarungen Gottes in seiner Wahrheit und Herrlichkeit darzustellen und zu vertheidigen, entfaltet sich immer mehr. Für mich

---

[1]) Duisburg, Br. vom 11. April 1837.

[2]) Christologie des alten Test. und die messianischen Weissagungen der Propheten. 3 Theile. Berlin 1835.

[3]) Brief, Frankfurt 26. Dec. 1836.

sind es Erbauungsbücher. Doch einige Erinnerungen: 1) daß Sie so oft solche Ausdrücke brauchen „die Scene ist" 2c. tadle ich nicht, obschon sie mir nicht zusagen, 2) es kommt mir vor, als wäre Ihnen das Ungewisse, die Beweiskraft der schwachen Gründe, zu gewiß und die der starken wird durch solche Accente geschwächt. Sie sagen so sehr selten: non liquet, 3) Sie vertheidigen am Schluß Ihrer Prolegomena Ihren Ton gegen die Gegner. Auch ich finde ihn nicht zu scharf; er könnte härter sein, ohne mir zu mißfallen. Aber er ist manchmal kalt. Das stimmt nicht mit dem erhabenen geistlichen Charakter des Gegenstandes und des Buches (Christologie). Das Feuer, welches Ihre Theologie überhaupt, wie Sie selbst sagen und ich so schön bestätigt finde, in Fluß gebracht hat, sollte auch hier die Schlacken des deutschen Gelehrtenthums verbrennen." — Lange dankt herzlich:[1]) „Für Ihr Werk über die Aechtheit des Pentateuchs danke ich herzlich. Die Prolegomena habe ich mit Lust gelesen. — Das Ganze hat eine so köstliche Evidenz und die Collectaneen sind so glücklich gegriffen, so richtig gewürdigt. Das Dictum über Strauß ist äußerst treffend; Zahn hatte seine Lust daran. Schon lange habe ich mir unter De Wette nichts Großes vorgestellt. Michaelis hat etwas stark dran gemußt." Steudel[2]) dankt, daß ihm die Schrift über die Authentie des Pentateuchs so manches Belehrende bot. Hävernick lebte in Berlin in sehr innigem Verhältnisse mit Hengstenberg und gedenkt[3]) mit Rührung dieser Zeit seines früheren Lebens in Hs. persönlichem Umgange und „nicht selten ergreift mich die innige Sehnsucht, wieder auf Wochen oder nur einige Tage bei Ihnen sein zu dürfen." G. H. Schubert war von seiner großen Reise in das Morgenland heimgekehrt und schreibt:[4]) „Aus und in der dicken Beilage" — ein Beitrag zur E. K.-Z., welchen er unterwegs in einer Art von Remise, wo ihrer 19 zusammensaßen, geschrieben hat, — „siehst du, mit welcher Liebe ich Deiner und Deiner Kirchenzeitung auch in der Ferne gedacht habe. Arm und elend wie ich bin, will ich dennoch bis an mein Ende mit Gottes Hülfe mich bei dem lautern, unumwundenen, treuen Bekenntniß festhalten, welches bei aller

[1]) Brief, Duisburg 11. April 1837.
[2]) Brief, Tübingen 13. Mai 1837.
[3]) Brief, Rostock 1. Sept. 1837.
[4]) Brief, München 30. Sept. 1837.

menschlichen Schwachheit in deiner K.-Z. so entschieden ausgesprochen ist." Ein Diakonus in Mühlberg kann es sich nicht versagen, daß er, persönlich dem Prof. Hengstenberg nicht bekannt, an denselben einen lateinischen Brief schreibt:[1] „scriptis tuis tuaque in defessa contra malevolos pro Christo servatore pacificatoreque nostro pugna animus erga Te ita est inflammatus, ut jam dudum ad Te scribere cuperem. Perge, perge, Christi pugnator, jam jam hostes pedes referunt, brevi tempore dies victoriae illucescet!" Baron von Kottwitz schrieb[2]) an Hengstenberg „daß durch das Schlangen- und Otterngezüchte auch unsrer Schriftgelehrten und Pharisäer es dahin gekommen ist, daß nur einem äußerlichen Christenthum nachgestrebt wird und schon damit, wie es nicht anders sein kann, die dargebotene Kraft zu einer aufrichtigen Bekehrung zu Gott verleugnet wird."

1838.

Rothe's Anfänge der christlichen Kirche. Unsichtbare Kirche. Alte und Neue Mitarbeiter.

Im Jahre 1837 hatte Richard Rothe seine erste bedeutende Schrift „Die Anfänge der christlichen Kirche" herausgegeben. Wenn von Rothe geurtheilt ist, daß er, was Kraft und Originalität anlangt, einer der ersten unter seinen Zeitgenossen ist, und wenn Rothe sich selbst seinen Platz anweist unter den Theosophen in der Nähe Oetingers, welchem christlicher Realismus eigen ist, und welcher in der Leiblichkeit das Ende der Wege Gottes sieht, so ist jenes Urtheil und diese Selbstschätzung Rothes schon durch seine erste Schrift bestätigt. Hengstenberg schätzte und ehrte Rothe, und so scharf und bestimmt er ihm entgegenzutreten sich veranlaßt sah, so weiß er, daß dem herzlichen Verhältniß darum auf beiden Seiten kein Abbruch geschehen wird. „Es entschwindet uns keinen Augenblick das Bewußtsein, daß das, was uns mit dem Verfasser (Rothe) einigt, noch immer das Trennende überwiegt, und bei allem Scharfen und Strengen, was wir gegen ihn sagen zu müssen

---

[1]) Brief, Mühlberg 13. Sept. 1837.

[2]) Brief, Berlin 1. Nov 1835.

glauben, fühlen wir uns keinen Augenblick versucht, uns innerlich von ihm loszusagen. Wenn manche dies nicht miteinander reimen können, so dürfen wir doch zuversichtlich hoffen, daß der Verfasser anders urtheilen wird, wie wir denn auch durch die härtesten Vorwürfe, die er gegen uns erheben dürfte, nie an der Versichrung seiner fortdauernden Liebe irre zu werden gedenken, welche dieselben gewiß begleiten wird. Er gehört nicht zu denen, welche meinen, das: Wahrheit sagen in Liebe, müsse also erfüllt werden, daß man die halbe Wahrheit der Liebe, und die halbe Liebe der Wahrheit aufopfre."

Es ist die Lehre von der Kirche, besonders von der unsichtbaren Kirche, welche der Gegenstand der tiefgehenden Differenz zwischen Rothe und Hengstenberg ist. Letzterer legt zunächst dar, warum er schon seit längerer Zeit eine Schrift über die Kirche und auch eine solche mit unkirchlichen Tendenzen erwartet habe. Weil Indifferentismus die herrschende Stimmung betreffs der Kirche war — denn „wo das christliche Bewußtsein ganz geschwunden ist, da darf man nicht erst fragen, wie es mit dem kirchlichen steht" — so hatte die Frage über die Kirche für die große Masse keine Bedeutung, oder doch nur da, wo man die Kirche haßte, weil sie sich geltend machte. Aber das nicht allein: die christlich Erweckten waren meist nicht auf dem regelmäßigen Wege durch die Kirche zu Christo gekommen, wenigstens war ihnen der Einfluß der Kirche dabei nicht zum Bewußtsein gekommen; sie lernten erst durch reifere Erfahrung die Kirche wieder lieben. Sodann war Subjectivismus der Charakter der Zeit. „Es meint jetzt ein Jeder, er müsse damit anfangen, sich seinen eigenen Lehrbegriff zu bilden, vergißt ganz, daß die Schrift schon 1800 Jahre in der Welt ist, und thut so, als ob er sie an irgend einem verborgenen Orte aufgefunden, denkt gar nicht daran, ob er denn auch wohl in dem Zustande der Prüfungsfähigkeit sich befindet, ist gar nicht bedacht, seine Neigungen von dem Geschäfte der Lehrbildung auszuschließen, weil er keine andere Wahrheit kennt, als eine subjective und individuelle." Da gibts Schulen mit einem Meister und vielen Nachbetern. Der dritte Hauptgrund, warum das kirchliche Bewußtsein tief erschüttert war, lag außer im Wesen der menschlichen Natur besonders in der Eigenthümlichkeit der Zeit, in ihrer pantheistischen Grundrichtung, nämlich die Neigung, das Vorhandene zum Gesetzmäßigen,

das Wirkliche zum Vernünftigen zu erheben. „Der schlechte Zustand treibt immer schlechte Theorieen, und diese dienen wiederum dem schlechten Zustande zur Stütze. Die Hegelsche Theorie von der Kirche ist verwerflich, „roh"; denn nach dieser gehört alles Wissen dem Staate, die Kirche ist ein nothwendiges Uebel, für diejenigen berechnet, die noch nicht auf der Höhe des Zeitbewußtseins stehen, und nicht tüchtig sind, dem Staate als lebendige Steine eingefügt zu werden. Die Sünde kommt gar nicht in Betracht, der Zeitgeist ist Gottes Geist. Besonders kommt unter den verfänglichen Theorieen, von welchen die Rede ist, diejenige in Betracht, die einen christlichen Schein hat — „es ist dies die Lehre von der unsichtbaren Kirche, die man in der Gestalt, in der sie jetzt dominirt, nur durch einen höchst seltsamen Irrthum für die der Evangelischen Kirche halten kann. Sie gehört ursprünglich nicht dieser, sondern den Anabaptisten an, wurde von den Reformatoren und den Theologen des 17. Jahrhunderts lebhaft perhorrescirt, und fing erst seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts an, sich unter uns festzusetzen, was ihr um so leichter gelang, da die äußerliche Aehnlichkeit mit der innerlich ganz verschiedenen Lehre der Reformatoren ihr zu Statten kam. Der Gefühligkeit und dem falschen Spiritualismus sagte sie trefflich zu. *Sie war auf der einen Seite ein Product des Verfalls der Kirche.* Wo die Kirche ein tüchtiges und kräftiges Leben hat, da wird man nicht daran denken, sie außerhalb ihrer selbst zu suchen, da wird man nicht, an der Wirklichkeit verzweifelnd, Trost und Ersatz in einer Region suchen, die man zwar nach Herzenslust mit Gebilden der Phantasie anfüllen kann, aber doch dabei nie die Empfindung der wirklichen Bedürftigkeit und Nichtbefriedigung überwältigen kann. In wem das kirchliche Princip wirklich lebendig ist, der wird in dem Bewußtsein, daß nichts verborgen ist, das nicht offenbar werde, daß das Innre nur dann vorhanden sein kann, wenn es sich auch äußert, daß die Idee nur wirklich ist, wenn sie die Kraft zeigt, sich einen Leib zu bereiten, daß es mit der Gemeinschaft der Heiligen nicht besser aussieht, als mit ihrer Verwirklichung, der Kirche, alle Kräfte aufbieten, um zunächst für die letztere, und dadurch für die erstere zu wirken. *Die Lehre von der unsichtbaren Kirche ist auf der andern Seite eine Hauptursache des Verfalls der Kirche.*" Sie ertödtet den Schmerz über den traurigen

Zustand, und somit den kräftigsten Impuls zur Thätigkeit für ihre Wiederherstellung. Sie überläßt die sichtbare Kirche, die ihr als Schale ohne Kern, als leere Form erscheint, allen weltlichen Interessen, die sich ihrer bemächtigen wollen. Sie löst die christliche Thätigkeit in ein Aggregat vereinzelter Wirkungen auf, die ebenso schnell wieder verschwinden, als sie entstanden sind."

Von dieser Anschauung aus, welche Hengstenberg über die Kirche voranschickt, und welche er später noch weiter begründet, bekämpft er die Rothesche Schrift, weil sie die antikirchliche Tendenz der Zeit zusammenfaßt und steigert. Es kam darauf an, zu zeigen, wohin der eingeschlagene Weg führe. „Rothe sieht im Staate das concret-sittliche, in der Kirche das abstract-religiöse Princip" — das ist der Kern seiner Schrift, welchen Hengstenberg nach seinem Hauptwesen darlegt. Das christliche Leben ist nach Rothe wesentlich ein Leben in der Gemeinschaft, welches sich zu einem äußern auswirken will. Der christliche Geist kann in keiner andern äußeren Gemeinschaft seine Befriedigung finden, als in einer solchen, welcher beide, Allgemeinheit und Einheit auf schlechthin wahre Weise eignen. Eine solche Gemeinschaft wollte der Erlöser stiften — das Himmelreich oder Gottesreich, dessen Vollendung auf dieser Erde eintreten soll. Es ist die Frage, unter welcher Form diese Gemeinschaft sich darstellen werde, ob das vollendete Reich Gottes als Kirche zu denken sei, oder als Staat. Durch die Hegelsche Philosophie ist die rechte Erkenntniß über den Staat bedeutend gefördert; der Staat ist die Wirklichkeit des christlichen Lebens, die schlechthin natürliche, specifische Form des menschlichen Daseins, ein Irdisch-Göttliches, das Höchste, was der Mensch hat, die Totalität der sittlichen Zwecke. Dieser vollendete Staat, das Ziel der Weltgeschichte, ist kein Universalstaat, schließt die Vielheit der Staaten nicht aus. Während der Staat die sittliche, ist die Kirche die religiöse Gemeinschaft, und ausschließlich religiöse, wie jener die ausschließlich sittliche, d. h. nicht zugleich religiöse Gemeinschaft. Die kirchliche Gemeinschaft, wiewohl ursprünglich innere, ist zugleich wesentlich äußere. Weil aber die Kirche über allen menschlichen Verhältnissen schwebt, so hat sie kein ihr rechtmäßig zustehendes Element, woraus sie sich einen Leib bereiten kann. Nationale Bestimmtheiten sind der Kirche fremd. Das kirchliche Gemeinebewußtsein wurzelt allein in dem Verhältniß

zu Gott, durch Loslösung von allen natürlichen Bedingungen des menschlichen Daseins. Nicht der Staat soll der Kirche, sondern die Kirche soll dem Staate weichen, weil das dem Staate angehörende Gebiet des Sittlichen von dem Religiösen nur durch die Sünde getrennt ist. Ist die Sünde aufgehoben, so verklärt sich das Sittliche in das Religiöse, der Kirche bleibt gar kein ihr eigenthümliches Gebiet übrig. Alle Funktionen, die man ihr beilegen möchte, werden integrirende Funktionen des Staates. Die Disciplin beschränkt sich in der Vollendung des Gottesreiches auf die religiöse Erziehung. Lehre und Wissenschaft ist von vornherein das rechtmäßige Eigenthum des Staates, die Kirche verfließt in die Schule. Und weil die dem Staate angehörende Kunst dasjenige Element ist, in welchem sich der Kultus verwirklicht, so fällt dieser auch dem Staate anheim. Der vollendete Staat schließt die Kirche völlig aus. — Auch von dem Gesichtspunkte aus, daß der christliche Geist a l l s e i t i g ist, das ganze menschliche Leben durchdringen will, die Kirche es aber nur mit den religiösen Zwecken rein als solchen zu thun hat, welcher Zustand ein relativ irreligiöser ist; daß ferner die Kirche keine dem menschlichen Dasein ursprüngliche Form ist, ist es nothwendig, daß die Kirche in dem Staate aufgeht. Das wird in dem Zustande der Vollendung geschehen. Bis dahin steht sie in wesentlicher Beziehung zu dem religiösen Leben; die christliche Frömmigkeit mußte bei ihrer Erscheinung sich gegen das natürliche menschliche Leben abstoßend verhalten; „die ganz abstracte Form des christlichen Lebens ist eben die Kirche.“ Während dieselbe einerseits sich immer fester zusammenschließt, sich immer mehr von den übrigen Lebensformen isolirt, und eine immer sprödere Gestalt gewinnt, wird andrerseits das christliche Leben immer gewaltiger, rüstet sich aus mit allen göttlichen und menschlichen Geisteswaffen und dem gegenüber wird die Kirche immer ohnmächtiger, bis sie in sich selbst zerfällt. Ist der Ausbau des wahren Staates auch noch nicht vollendet, so ist der [illegible], der mit der Reformation zusammenfällt, doch schon überschritten, und die vollkommene [illegible] der Kirche [illegible] am [illegible] der geschichtlichen Entwicklung der [illegible]. [illegible] [illegible] aufgestellt: denn das [illegible] ist der [illegible] der Gemeinschaft; nach Matth. 16, [illegible] der Kirche [illegible] des Kampfes des Reiches Gottes [illegible] dem Reiche des [illegible].

Weil aber die Kirche wesentlich eine äußere Gemeinschaft, so muß die Lehre von der unsichtbaren Kirche aufgegeben werden. Dieselbe ist aufgekommen, weil man in der Reformation die sichtbare d. h. die eigentlich so zu nennende Kirche verloren hatte, und muß als ein Phantom aufgegeben werden; sie hat nur in negativer Hinsicht Werth, insofern sie die sichtbare Kirche beseitigt und Bahn macht, um das vollendete Gebäude des Staates zu errichten.

Das sind die Grundgedanken Rothes. Während Rothe ein System aufstellt, und gelegentlich die h. Schrift dabei heranzieht, geht Hengstenberg einen ganz andern Weg; er fragt zuerst die Schrift und die Geschichte der Kirche, und beurtheilt darnach die vorliegenden Fragen. „Erst nachdem Rothe schon ganz mit der Begründung seiner Lieblingshypothese fertig zu sein glaubt, kommt er darauf, nachweisen zu wollen, daß seine Vorstellung auch die des Erlösers sei! Und die Leichtfertigkeit, mit der er diesen nachträglichen Beweis führt, zeigt recht deutlich, wie wenig es ihm darauf ankommt, hier das Rechte zu treffen, wie gering seine Scheu ist, mit der „Vorstellung" des Erlösers in Widerspruch zu treten."[1]) Hengstenberg stimmt Rothe darin zu, daß das christliche Leben ein Leben in der Gemeinschaft ist, was er stark betont, um das übermäßige Geltendmachen des Individuums zu beschränken. Auch muß sich das innre Leben sowohl des Individuums, als der Gemeinschaft nothwendig äußern — ein rein innerliches Leben ist krank. Nach Joh. 17, 23 soll die Liebe in der Gemeinschaft der Jünger Jesu sich auf so augenscheinliche Weise äußern, daß die Welt dadurch zum Glauben an Christum geführt wird. Aber daraus folgt nicht, daß man mit Rothe eine handgreifliche, grobe Einheit und Aeußerlichkeit fordert. Nur eine schlechte, unkräftige Einheit vermag sich als Einerleiheit, welche die Mannigfaltigkeit ausschließt, zu behaupten. Eine äußere Verschmelzung kann unter Umständen der Schwachheit wegen wünschenswerth sein. „Ist nicht die Rücksicht auf die Schwachheit, die in dem Zustande der Vollendung ganz wegfällt, das Einzige, was der Union der Lutheraner und Reformirten einen Werth verleiht? Wäre nicht, davon abgesehen, ein äußeres Nebeneinanderstehen beider Kirchen mit freier Liebesthätigkeit das Bessere, Vollendetere?" Wenn Rothe, weil das innre

[1]) Ev. K.-Zeitung 1838, S. 22.

Wesen der Kirche auch eine Aeußerlichkeit und sichtbare Einheit haben muß, diese in einer handgreiflichen Form sucht, so verfällt er in den Irrthum der Römischen, welchen sich die Eine sichtbare Kirche in die Eine handgreifliche Römische verwandelt hat. — Rothe stellt die Behauptung auf, die Vollendung des Himmelreichs werde auf dieser Erde eintreten, während die älteren Dogmatiker diese Vollendung in den Himmel versetzen. Daß Rothe eine unbedingte Freude an der neueren Philosophie hat, welche das Reich der Wahrheit in dieses irdische Diesseits setzt, kommt daher, daß er selbst eine von der Schrift abweichende Ansicht von der Vollendung des Reiches Gottes auf Erden hat. Während nach der h. Schrift sich wie bei den vorbildlichen Gerichten der Sündfluth und der Zerstörung Jerusalems das Verderben je länger je mehr steigert, bis der Herr kommt, der den Widerwärtigen hinwegthut, befindet sich nach Rothe die Menschheit im Fortschritt zur Bessrung und Vollendung, bis die Sünde allmählich abgethan ist, und der Herr dann eine neue Erde bereitet. So kommt die innerliche Vollendung des Reiches Gottes, wie Rothe lehrt, durch eine freie Entwicklung der einmal der Erlösung Christi theilhaftig gewordenen Menschheit zu Stande. Das ist der Einfluß des Zeitgeistes, dessen Losungswort die „Entwicklung" ist, dem in seiner pantheistischen Richtung das Eingreifen Gottes sehr zuwider ist. „Die Schrift kennt keinen sittlichen Fortschritt zum Bessern, den sie nicht unmittelbar von Gott ableitete. Redet Joel etwa von natürlicher Entwicklung oder gibt er Gott die Ehre, wenn er weissagt: und nach diesem will Ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch? Ezechiel stellt in Cap. 37 dem Tode, als dem Producte der natürlichen Entwicklung, das Leben als das Product der schöpferischen Thätigkeit Gottes scharf entgegen. So spricht der Herr: Wind komm herzu aus den vier Winden und blase die Getödteten an, daß sie wieder lebendig werden! — Wie könnte das Größte dem Menschen angehören, der auch nicht einmal das Kleinste, nicht einmal ein Haar weiß oder schwarz machen kann! Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der Herr Zebaoth." Mithin nicht Entwicklung im Rothe'schen Sinne, sondern Vollendung des Reiches Gottes unter dem allezeit energischen Eingreifen Gottes, der allein die Sünde und den Tod aufheben wird. In diesem Leben keine anschauliche Vorstellung von der Vollendung des Reiches

Gottes — so hoch stehen wir in der Gegenwart nicht, und so niedrig ist jene Vollendung nicht, daß uns eine durchaus anschauliche Erkenntnis möglich wäre. Es muß Raum dafür bleiben, daß es kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, und ist in keines Menschen Herz gekommen, was Gott bereitet hat denen, die Ihn lieben.

Der Nerv der Rotheschen Schrift liegt in dessen Begriff vom Staate. Hier folgt er weder der Lehre der evangelischen Dogmatiker, noch versucht er, dieselbe aus der h. Schrift zu schöpfen. Der Leitstern in dieser Frage ist für ihn die Hegelsche Philosophie. Der Staat ist ihm dasjenige, als was er sich im Bewußtsein unsrer Zeit zur Anerkennung gebracht hat. „Er hat sich aber im Bewußtsein unsrer Zeit zur Anerkennung gebracht als die Wirklichkeit des christlichen Lebens." Zunächst müßte es statt: im Bewußtsein unsrer Zeit heißen: im Bewußtsein einer gewissen Zeitrichtung, die sich aber dem Verfasser, welcher ihr angehört, sofort in die Zeit selbst verwandelt. Wenn für Rothe dasjenige, was sich im Bewußtsein der Zeit geltend macht, das Wahre ist, so steht er mit dieser Ansicht auf der Hegelschen Philosophie, welche den Zeitgeist, nachdem derselbe destillirt, und das Zufällige vom Wesentlichen geschieden ist, zum Gottesgeist erhebt. Abgesehen davon, daß sich danach jede Erbärmlichkeit als die laute Anfordrung der Zeit geltend machen kann, begreifen wir kaum, wie ein christlicher Theologe so unbesonnen sein kann, sich einer Ansicht hinzugeben, die freilich ein nothwendiges Product des pantheistischen Standpunktes ist, aber auch nur von diesem Standpunkte aus Sinn hat, die sogleich wegfällt, sobald nur in irgend einem Grade die Sünde als wirksame Potenz anerkannt wird. Nach der Lehre der Schrift liegt die Welt im Argen, und ihr Fürst hat nicht weniger einen Geist, den er austheilt, als der Herr der Kirche. Der Zeitgeist ist so wenig im Besitz der Wahrheit, daß er vielmehr zunächst allemal darauf geprüft werden muß, ob nicht die Lüge in ihm ist. Wie verwerflich müßten sonst die Propheten Gottes erscheinen, die überall mit dem Geiste ihrer Zeit in Widerspruch standen, und gegen den Strom schwammen! Mit welchem Recht konnte Micha es wagen, angesichts der vierhundert Propheten in Israel sich für den allein wahren auszugeben! Das Zahlenverhältniß allein hätte genügt, diese Anmaßung zurückzuweisen. Man wollte Micha auch den Zeitgeist als Gottesgeist aufdringen, aber er ließ sich nicht irre machen.

Wenn Rothe meint, außer seiner Anschauung vom Staate, daß dieser die ganze Wirklichkeit des christlichen Lebens sei, bleibe nur die „seichte" Ansicht übrig, nach welcher der Staat „ein mechanisches Gerüste für die ungeistigen, äußerlichen, rein irdischen Zwecke" sein solle, so befindet er sich im Irrthume. Nach der Lehre der evangelisch-kirchlichen Theologie, steht die Obrigkeit in engster Beziehung zur Sittlichkeit, nicht nur, indem sie der Kirche dient, und selbst eine Stellung zur Kirche hat, sondern auch, indem sie „die Gebote der ersten und zweiten Tafel handhabt," und dasjenige beseitigt, was der Verwirklichung des göttlichen Willens in der menschlichen Gesellschaft hemmend entgegentritt. Gerhard sagt: „welche behaupten, die Obrigkeit, und zwar die christliche, müsse das als den letzten und höchsten Zweck vor Augen haben, daß sie den Unterthanen bloß äußeres Glück und Ruhe in diesem Leben schaffe, deren Stimme dürfen wir nicht anders hören, als wenn sie die Obrigkeit einen Rinder- oder Schafhirten nennten." Das ist doch keine „seichte" Ansicht vom Staate. Andrerseits ist es nimmer evangelische Lehre, daß der Staat der Inbegriff alles christlichen Lebens sein soll. Vielmehr gehört der Kirche das ganze Gebiet der Sittlichkeit nicht weniger an, als dem Staate. Beide haben mit dem Gebiete der Sittlichkeit auf eigenthümliche Art zu schaffen. „Der Staat ist der Wächter, die Kirche die Lehrerin; der Staat straft, die Kirche droht; der Staat hat es mit der That zu thun, die Kirche mit der Gesinnung." Hengstenberg bezeichnet diese Auffassung über das Verhältniß des Staates zur Sittlichkeit als die einzige, welche mit der h. Schrift in Einklang steht. „Der Staat wirkt nach ihr zunächst auf die äußere Gerechtigkeit, und dadurch auf die innere, während die Kirche zunächst auf die innere Gerechtigkeit wirkt, und dadurch auf die äußere." Die Grundstelle ist Röm. 13, 1—7, zu welcher Gerhard bemerkt: „weil die Strafgewalt die letzte Stufe der Gewalt ist, welche der Obrigkeit zugetheilt worden, indem die gesetzgebende gute Gesetze erläßt, die richterliche nach ihrer Norm entscheidet, die strafende die Uebelthäter bändigt, so begreift der Apostel unter dem Namen des Schwertes kurz die ganze Gewalt der Obrigkeit."

Daß Rothe bei seinem Begriff vom Staate denjenigen von der Kirche durchaus verfehlt, darf nicht wundern. Nachdem er dem Staate das ganze Gebiet der Sittlichkeit zugesprochen, kann die

Kirche auf ihre Frage: hast du mir denn keinen Segen vorbehalten? nur die Antwort bekommen, welche Isaak dem Esau gibt: ich habe Jakob zum Herrn über dich gesetzt und alle seine Brüder habe ich ihm zu Knechten gemacht, mit Korn und Wein habe ich ihn versehen, was soll ich dir nun thun? Der Kirche bleibt nach Rothe nur das religiöse Leben und auch dieses nur vorläufig und zwar losgelöst vom sittlichen. Das religiöse Leben losgelöst vom sittlichen ist ein Unding, das sich höchstens auf dem Gebiete des Heidenthums findet. „Jeder Mensch, jede kirchliche Gemeinschaft hat gerade so viel Religion als Sittlichkeit und gerade so viel Sittlichkeit als Religion. Religion ohne Sittlichkeit ist gar nicht Religion, ist nicht von Gott, sondern vom Teufel. Eine Kirche, welche eine ausschließlich religiöse Gemeinschaft sein wollte, müßte damit anfangen, die zehn Gebote abzuschaffen." Rothe hat auch nichts gethan, seine Ansicht zu begründen, daß die Kirche nichts habe, woraus sie sich einen Leib bereiten könne, da sie sich vielmehr aus Allem, außer der Sünde, einen Leib bereiten soll. Gilt es schon, daß Rothe den Begriff des Staates ohne Rücksicht auf die heilige Schrift, welche er nur gelegentlich verwerthet, construirt hat, so tritt das bei seiner Ansicht von der Kirche in deutlichster Evidenz hervor.

Was Hengstenberg über die Lehre von der unsichtbaren Kirche gegen Rothe darlegt, ist der Art, daß wir dasselbe zum größten Theil herausheben müssen. „Der Verfasser (Rothe) sucht die Lehre von der unsichtbaren Kirche zu vernichten; er geht von der Voraussetzung aus, daß die evang.-kirchliche Lehre von der unsichtbaren Kirche im Wesentlichen ganz mit der modernen Ansicht übereinstimme. Wir dagegen behaupten, daß beide himmelweit von einander geschieden sind.

Um mit dem Aeußerlichsten anzufangen, die Theologen der evangelischen Kirche wußten sich in Bezug auf die Lehre von der unsichtbaren Kirche in Uebereinstimmung mit den Kirchenvätern, namentlich mit Cyprian, Augustin, Hieronymus, Gregor d. Gr. vgl. z. B. die dicta Patrum de ecclesia invisibili bei Gerhard Th. II. S. 92 ff. Die Anhänger der modernen Ansicht dagegen wissen sich mit ihrer Ansicht im entschiedenen Gegensatz gegen die Kirchenväter.

Die Theologen der Evangel. Kirche verwerfen durchaus die

anabaptistische und Weigelsche Lehre von der Kirche. Dieser Gegensatz ist bei ihnen so stehend, wie der gegen die Katholiken. Luther, bemerkt z. B. Chemnitz (loci III. 127.), hat nie den Wahnsinn der Anabaptisten gebilligt. — Die Anhänger der modernen Ansicht können die anabaptistische und Weigelsche Ansicht nicht verwerfen; denn sie stimmt mit der ihrigen genau überein. —

Die katholischen Polemiker, von Bellarmin bis auf Möhler, denen unser Verfasser sich anschließt, haben der evangelischen Kirche eine Ansicht beigelegt, welche mit der modernen genau übereinstimmt. Wäre nun die kirchliche Ansicht mit der modernen identisch, wie käme es denn, daß die protestantischen Dogmatiker immer sich lebhaft darüber beklagt haben, daß die Gegner ihrer Kirche eine Lehre unterschieben, an die sie nie gedacht? Quenstedt sagt S. 493: „Bei der Frage über die Sichtbarkeit der Kirche verkehren die Gegner den Streitpunkt; denn sie handeln also mit uns, als wenn wir gar keine sichtbare Kirche anerkennten, von welcher Meinung wir sehr weit entfernt sind.“

Die modernen Anhänger der Ansicht von der unsichtbaren Kirche wissen von der Kirche wenig mehr zu sagen, als daß sie unsichtbar ist. Bei den kirchlichen Theologen dagegen findet die Unsichtbarkeit nur in der Polemik gegen die römische Kirche einen Platz, und nimmt im Uebrigen eine sehr untergeordnete Stelle ein.

Um tiefer in die Sache einzugehen, in der modernen Theologie bildet die Unsichtbarkeit den Gegensatz gegen die Sichtbarkeit schlechthin, dagegen in der kirchlichen Lehre den Gegensatz gegen eine einzelne Art der Sichtbarkeit, eine handgreifliche. Die kirchlichen Theologen behaupten die Unsichtbarkeit der Kirche entgegen der gegnerischen Behauptung: die Kirche sei eine eben so sichtbare und handgreifliche Gesellschaft, wie das Römische Volk oder die Republik von Venedig.

Die moderne Ansicht stellt zwei Kirchen neben einander, eine unsichtbare und wahre und eine sichtbare, nur uneigentlich Kirche genannte. Die kirchliche Lehre kennt dagegen nur eine Kirche, welche in gewissem Sinne sichtbar, in gewissem Sinne unsichtbar ist, so daß die unsichtbare Kirche nichts Anderes ist als die Kirche, sofern sie unsichtbar, die Kirche nach ihrer unsichtbaren Seite. Eine Gemeinschaft, welche bloß unsichtbar wäre, würde man nimmer Kirche genannt haben.

Die Definitionen der modernen Theologen gehen entweder auf die unsichtbare oder auf die sichtbare Kirche. Dagegen definiren die kirchlichen Theologen immer die Kirche und zwar also, daß sie die Momente der Sichtbarkeit und der Unsichtbarkeit zusammen in die Bestimmung aufnehmen. Die Kirche ist ihnen die Gemeinschaft der Menschen, welche die göttliche Lehre bekennen, in welcher Gemeinschaft Heilige sind, d. i. wahrhaft Gläubige und Erwählte, als die wahren und lebendigen Glieder der Kirche, denen in diesem Leben Nichtheilige beigemischt sind, die aber doch in der Lehre übereinstimmen und nur zur äußeren Gesellschaft der Kirche gehören. Die Kirche im modernen Sinne dagegen kommt gar nicht über das Gebiet der Gedanken heraus, hat nicht einmal Aeußrungen, geschweige Merkmale.

Die moderne Ansicht von der Unsichtbarkeit der Kirche ist ein Produkt individueller, und wie wir überzeugt sind, krankhafter Geistesrichtung. Dagegen ist die kirchliche Lehre von der Unsichtbarkeit so fest in der Sache begründet, daß man ihr nicht anders widersprechen kann, denn also, daß man sie entstellt. Sie sagt weiter nichts aus, als daß die Erscheinung der Kirche nicht ganz ihrem Wesen entspreche, wenn gleich dasselbe in ihr enthalten sei und zur Aeußrung komme. Beza substituirt der Unterscheidung zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche diejenige zwischen denen, welche nicht bloß in der Kirche sind, sondern auch aus der Kirche und denen, welche aus der Kirche nicht sind, obgleich sie sich in der Kirche befinden. Eine solche Incongruenz des Wesens und der Erscheinung findet aber, obgleich beide nie gänzlich aus einander treten können, bei allem statt, was eine ideale Grundlage hat. In Bezug auf den Staat z. B. wer wollte behaupten, daß das Princip des Staates in den Beamteten und Behörden genau nach ihrer äußeren Rangordnung zur Erscheinung komme?

Wie Rothe in der Darstellung der Lehre von der unsichtbaren Kirche völlig das Richtige verfehlt, so auch, wie dies daraus schon nothwendig folgt, in der Ableitung derselben. Hätten die Reformatoren an der sichtbaren Kirche verzweifelt, so hätten sie auch an der unsichtbaren verzweifeln müssen, in der nach ihrer Ansicht nichts ist, was nicht in der sichtbaren zur Erscheinung kommt; jene ist zwar immer reiner, aber nie reicher, als die sichtbare.

Der Verfasser weise eine einzige Stelle nach, wo die Reformatoren und die kirchlichen Theologen an der sichtbaren Kirche verzweifeln.

Es kann überhaupt gar nicht die Rede davon sein, wie die Lehre von der unsichtbaren Kirche entstanden sei. Denn sie ist der Sache nach so alt als das Christenthum selbst, ja so alt als die Gemeine Gottes. Wenn es im A. B. von den Uebertretern der göttlichen Gesetze heißt: diese Seele ist (ipso facto) ausgerottet aus ihrem Volke, so ist damit schon die Differenz des Wesens und der Erscheinung gesetzt, welche den Kern der Lehre von der unsichtbaren Kirche bildet. Die Frage kann nur die sein, wie die Reformatoren dazu kamen, die Lehre von der unsichtbaren Kirche so stark hervorzuheben und auf diese Frage gibt die Geschichte eine so klare und bestimmte Antwort, daß selbst die katholischen Polemiker von Bellarmin bis auf Möhler hier nicht das Richtige verfehlt haben, überhaupt der Verfasser unseres Wissens der erste ist, dem sich dasselbe entzog. Die Unterscheidung zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Kirche, bemerkt Gerhard, ist den Disputationen der Papisten entgegen gesetzt und Cotta führt aus, wie Luther zuerst auf die unsichtbare Kirche provocirte, als die Papisten ihn und seine Anhänger vor das Forum der Kirche ziehen wollten, durch deren untrügliche Autorität alle Streitigkeiten entschieden werden mußten.

Nach diesen Ausführungen wird von selbst erhellen, was von der zuversichtlichen Behauptung des Verfassers zu halten sei, aufgegeben müsse die Lehre von der unsichtbaren Kirche in jedem Falle werden. Sie wird mit der Kirche, mit dem Christenthum gleich ewig sein. So wie aber die Reformatoren gegen eine falsche Sichtbarkeit die Unsichtbarkeit hervorhoben, so ist es die Aufgabe unsrer Zeit im Gegensatze gegen eine falsche Unsichtbarkeit, welche die Kirche mit völliger Auflösung bedroht, und die unser Verfasser selbst als bahnbrechend für die von ihm ersehnte Allgewalt des Staates bezeichnet, die Sichtbarkeit geltend zu machen.

Lange in Duisburg, zu jener Zeit ein fleißiger Mitarbeiter an der Ev. K.-Z., unterhielt eine rege Correspondenz mit Hengstenberg und gab von diesem dazu aufgefordert ein Urtheil über das Vorwort:[1] „Sie wünschen ein Urtheil über Ihre Recension von

[1] Brief vom 9. Febr. 1838.

Rothes Schrift, ein offenes. So muß ich sagen, daß sie mir im Ganzen etwas zu streng erschienen ist. Eine Zurechtweisung verdiente er darum, daß er die Kirche im Staate untergehn läßt. Eher könnte man sagen, der Staat geht in der Kirche unter, die Kirche im Staate auf. Zuletzt ist das Reich da, dies ist dann nach innen die Kirche, nach außen der Staat. Bis dahin wird im Staate alles Ungöttliche verzehrt durch den Geist der Kirche, und alles Göttliche in der Kirche statuirt. Insofern ist der Streit in gewissem Sinne ein Wortstreit. Doch muß festgehalten werden, daß die Ansicht, als gehe die Kirche unter, etwas Verwerfliches ist, es ist ein Irrthum der Fleischeslust (?), des Vergötterns der Erscheinung. Diesen Grundzug der Leichtgläubigkeit des sanguinischen Welt-Vertrauens in Rothes Schrift haben Sie mit Recht gestraft und in einzelnen Momenten mit entschiedener Ueberlegenheit berichtigt. Aber da, wo von der Würdigung des Diesseits die Rede ist, haben Sie ihm meiner Meinung nach zu nahe gethan. — Bei alledem will ich mich herzlich freuen, daß die übereilte Prophetie vom Ende der Kirche eine ernste und gediegene Beleuchtung durch Sie gefunden hat. Nur Eins noch: die Neujahrsprogramme müßten vielleicht verheißender Natur sein, wie Jesajas der Evangelist die Reihe der Propheten eröffnet. Später möchte dann der Prediger der Gerechtigkeit folgen, d. h. ich würde die vorherrschend polemischen Aufsätze nach der Mitte des Jahres hin verlegen."

Keil in Dorpat, welcher seinem Lehrer Hengstenberg in tiefer dankbarer Liebe zugethan ist, äußert dagegen sein völliges Einverständniß:[1]) „Noch hat mich keine der Productionen, sowohl des vulgären Rationalismus, als des philosophischen Pantheismus von der Wahrheit dieser Richtungen überzeugen können; im Gegentheil meine Privatstudien, wie meine Collegia haben mich immer fester gemacht in der Ueberzeugung von der einzigen Richtigkeit des Standpunktes, den Sie, geliebter Lehrer, in allen Ihren Schriften mit so großer Gelehrsamkeit gegen alle Irrwege vertheidigen. Mit großem Interesse haben wir kürzlich Ihr Vorwort zur Ev. K.-Z. gelesen; für mich ist dasselbe ein neuer Beleg gewesen, wie richtig es ist, das Christenthum von der Kirche nicht loszutrennen; denn diese Nichtachtung der Kirche und kirchlichen Theologie ist es doch zunächst,

[1]) Brief vom 17./29. März 1838.

die Rothe in die Arme der Hegelschen Staatstheorie geführt und zu so furchtbaren Verirrungen verleitet hat."

In gleichem Sinne äußert sich Raumer:[1] „Besonders werth waren mir die Neujahrs-Ouvertüren." Schmieder gibt sachlich Hengstenberg Recht, spricht aber im Uebrigen warm für Rothe:[2] „Ihr Vorwort gegen Rothe halte ich der Sache nach für gerecht; aber, wenn ich es wagen darf, Ihnen meine Meinung in Einfalt zu sagen, es scheint mir nicht gemacht, um bei Rothe selbst unmittelbar Eingang zu finden. Man kann Rothe nach seinem Buche vielleicht mit vollem Rechte alles vorwerfen, was Sie gegen ihn sagen; aber es ist doch nicht so wahr. Das Buch selbst zeigt den klaren Widerspruch zwischen Rothes Herzen und seiner Dialektik und in der Wirklichkeit seines Lebens ist dieser Widerspruch noch größer. — Rothe liebt den Herrn und kann selbst die Liebe und Verehrung gegen die Kirche, deren Vernichtung er predigt, nicht los werden. Er hat in Wittenberg durch den Geist seiner Rede und seiner Persönlichkeit harte Schulzianer, die von Breslau kamen, zu ernsten Christen umgewandelt. Ich kann ihn darum nur für einen irrenden Schriftgelehrten, nicht für einen falschen Propheten halten. Uebrigens freue ich mich, daß auch Sie ihn von Ihrer brüderlichen Liebe noch nicht ausgeschlossen haben und wünsche nur, daß er diese Liebe auch erkennen mag."

Neue und alte Freunde und Mitarbeiter der Ev. K.-Z. haben auch in dem Jahre 1838 eine reiche Correspondenz mit Hengstenberg geführt. Vilmar, Ludwig v. Gerlach und Leopold v. Gerlach, Besser, Leo, Merle d'Aubigné, Kahnis, Mich. Baumgarten, Fr. v. Baader, Tholuck, Hävernick, Hahn in Breslau schreiben Briefe, welche die verschiedensten Interessen berühren und alle bei Hengstenberg Theilnahme voraussetzen und meist bei ihm Förderung ihrer Zwecke suchen. Ludwig v. Gerlach nimmt Anstoß[3] an dem Aufsatz des ihm unbekannten Verfassers „Der katholische Klerus in Frankreich" in dem Febr.- und Märzhefte der Ev. K.-Z. Der Verfasser vergleicht den französischen Klerus mit einer Wasserkunst, welcher das Wasser fehlt, um das Erdreich zu befeuchten und die Kunst, es in Bewegung zu setzen; der Klerus ragt als eine dunkle

---

[1]) Erlangen 17. April 1838.

[2]) (Schul) Pforta 25. April 1838.

[3]) Frankfurt 8. Aug. 1838.

Ruine über ein lachendes Gefilde. Gerlach nennt diesen Artikel „halbherzig, arrogant und ungläubig." Vilmar sendet einen Artikel über die Gesangbuchsfrage. Franz v. Baader gibt sich das Vergnügen,[1]) mit Hengstenberg „in Kundschaft zu treten und Kunde zu geben von einer sich besonders unter dem katholischen Klerus bildenden Coalition zur Freimachung vom Papisme sowohl im südlichen Deutschland, als in der Schweiz, worauf besonders das Kgl. preußische Gouvernement achtsam zu sein Ursache hat, weil die Effectuirung eines solchen bevorstehenden Schisma (wie man in Rom sagt) nur von Seite einer deutschen Regierung möglich ist, indem außerdem ein solcher Klerus wieder nutzlos dem Märtyrerthum preisgegeben wird, wie Napoleon die Freiheit der gallicanischen Kirche dem römischen Stuhle preisgab. Die durch den westfälischen Frieden gleichsam sanktionirte Identificirung des Pabstthums mit dem Katholicisme kann darum hier nicht als Anhalt dienen und man muß den Gewissensmuth haben, hier weiter zu gehen, falls man nicht zurückgetrieben werden will, auch nutzt es nichts, dem Scandal vorbeugen zu wollen, quia scandalum jam factum est et quia melius est, ut scandalum fiat quam ut veritas dissimuletur. Ich bin also der Meinung, daß eine die Gewissensfreiheit schirmende Regierung die Pflicht hat, jenen Katholiken, welcher, Priester oder Laie, den Papism desavouirt, ebenso gut zu schirmen als wenigst den Juden und soll ihn nicht als Separatisten der policeilichen poursuivance bloßstellen. — Kann nicht umhin aus sichrer Quelle eine zweite Kunde noch mitzutheilen, welche darin besteht, daß überall, wo besonders durch den Jesuitism der caesareopapism sich wieder neuerdings festsetzen will, würklich die Jakobiner bereits die Hände im Spiel haben, weil sie durch eine solche Coalition ihren Zweck nur schneller herbeiführen zu können, nicht mit Unrecht hoffen. — Zeichne mit dankbarer Anerkennung Ihrer zur Schirmung und Warmhaltung der Christusreligion gesegneten Leistungen hochachtungsvoll" . . .

Tholuck ist sehr erfreut über Hengstenbergs wachsenden Einfluß:[2]) „wie freue ich mich selbst aus einem Briefe von Vatke an Ruge zu vernehmen, daß Dein Einfluß zunimmt! Gott segne dich,

---

[1]) München 27. Aug. 1838.

[2]) Brief 5. Nov. 1838.

du treuer Knecht, der du lange beharrlich gewartet hast!" — Auch dieser Brief ist im Uebrigen, wie andere, ein Zeugniß, in welch innigem vertraulichen Verhältnisse Tholuck mit Hengstenberg verkehrte.

1839.

H. Leo: Hegelinge. Der Cölner Streit. Droste v. Vischering.

H. Leo sandte an Hengstenberg [1]) eine „Entgegnung auf alle die gemeinen und gemeinsten Angriffe der Hegelinge, die ich als Anhang zu einem neuen Abdruck der unter dem Titel Hegelinge zusammengestellten Aktenstücke habe drucken lassen. Aufrichtig gestanden ist mir, indem ich so gesehen, wie auf die Sache noch so gar, gar nichts erwidert worden ist von meinen Gegnern und sie mich lediglich durch gegen meine Person gerichtete Schmähungen und Dreckwürste zum Schweigen bringen wollen, zuweilen trotzdem, daß Gott sie verblendet und getrieben hat, sich selbst weit stärker zu denunciren, als ich sie denuncirt hatte, der Athem kurzathmig geworden. Ich habe mich nothwendig gefragt: was soll das für ein Ende nehmen? Erst hört man von allen Seiten schreien und schimpfen über das Unwesen der Hegelianer; wie es zum Treffen kommt, lassen mich alle mit meinen vier jungen Leuten den Kampf nun schon fünf Monate ganz allein führen; Menzel ist der einzige Alliirte, der sich dazu gefunden hat und der hat doch nur ein populäres, nicht wissenschaftliches Gewicht. —

Diese Isolirung, in der ich mich fühle, wird mich allerdings nicht zum stillen Manne machen, sondern ich werde Kopf und Kragen an diesen Kampf setzen, der am Ende zugleich ein Kampf gegen bedeutende Einflüsse in Berlin ist, und, wenn ich allein bleibe, mich in meiner bürgerlichen Stellung ganz herabdrücken wird. Das thut nichts — ich habe es voraus gewußt und darauf gewagt — aber wenn man das Opfer bringt, glühende Kohlen mit bloßen Händen anzugreifen, wünscht man doch auch einige Hülfe zu sehen von denen, die das Opfer anerkennen. Sie, verehrtester Freund, werden nun freilich sagen und mit Recht sagen:

[1]) Brief, Halle 23. Dec. 1838.

wie komme ich zu dieser Predigt; das ist ja, wie wenn ein Geistlicher die wenigen Kirchgänger, welche kommen, abstraft durch eine Predigt, welche die hören sollten, welche gerade nicht kommen. Habe ich nicht in meine Zeitung alle an dieselbe gesandten Artikel gegen die Hegelinge bereitwillig aufgenommen und dafür das gröbste Geschimpfe über mich ergehen lassen müssen?

Ja! Sie haben Recht! ich kann mich nicht über Sie beklagen, daß Sie mich im Stiche gelassen — aber Sie müssen mehr thun. Ich habe, weil es mir anfangs strategisch klug schien, den dummen Streich gemacht, habe alle Philosophie weit weggeworfen und habe nun den Lohn dieser Weltklugheit, jetzt, wo alles darauf ankäme, das gegnerische Pack auf seinem eigenen Terrain anzugreifen und auch da zu pochen und zu treiben, bin ich gefesselt und gebunden. Besser ists freilich, wenn dieser entscheidende Streich von einem Theologen ausgeht, nicht von mir — aber wenn Sie mich im Stiche lassen, weiß ich nicht, welcher Theolog die weitere, die eindringende Klage ἀσεβείας gegen dieses dämonische Philosophengesindel beschaffen soll — alle kriechen ja wie die Mäuse in ihre Löcher. — Sie müssen zugreifen oder einen handfesten und schußfesten Zugreifer schaffen — sonst bin ich ein nutzloses Opfer — Opfer von Herzen gern — aber nutzlos? Das thut bitter weh, obwohl, wenns sein soll, ich den Kelch auch hinunter schlingen werde. Schreiben Sie mir doch wenigstens offen und ohne alle Scheu vor Verletzung, welchen Eindruck auf Sie meine jetzige Zugabe zu den Aktenstücken macht. Es ist das einer der härtesten Flüche, die mit der Isolirung, in der ich mich mehr und mehr fühle, verbunden sind, daß man in ihr die Sicherheit des Taktes und Gefühles für die eigenen Aeußrungen verliert. Geben Sie mir diese Sicherheit durch einen recht offnen, geraden, wie Ihr Sinn Sie treibt, strafenden oder ermunternden Brief wieder."

Daß Leo nicht der „stille Mann" war und sein wollte, bewies seine in diesem Briefe genannte Schrift.[1]) Diese Schrift ist in der Ev. K.-Z. später angezeigt und recensirt,[2]) nachdem Hengstenberg dieselbe bereits im zweiten Theil des Vorwortes besprochen hatte.

[1]) Die Hegelingen. Actenstücke und Belege zu der sog. Denunciation der ewigen Wahrheit. Zusammengestellt von Dr. H. Leo. Zweite, mit Nachträgen vermehrte Auflage. Halle, bei E. Anton. 1839.

[2]) Ev. K.-Z. 1839. S. 97 ff.

Leo nennt seine Gegner „Hegelinge", nicht Hegelianer. Der Name „Hegelianer" bleibt für die honnetten Nachtreter Hegels. Die sich selbst „die linke Seite der Hegelschen Schule" nennen, werden von ihren Gegnern „die Hegelinge" genannt. Der Verfasser jener Recension kann zwar die Bemerkung nicht verschweigen, daß Leo „durch Mäßigung seiner Heftigkeit seiner gerechten und rühmlichen Sache nichts vergeben, sondern sie gefördert haben dürfte," erkennt im Uebrigen aber an, daß „das protestantische Deutschland ihm Dank schuldig ist, daß er auf ein Geschwür hingewiesen, das am innersten Leben des Volkes nagt," und trifft in der sachlichen Beurtheilung mit Hengstenberg überein.

Leo hält den Mitgliedern von der linken Seite der Hegelschen Schule als Resultate ihrer Lehren vor, daß sie 1. den Atheismus lehren, 2. das Evangelium als eine Mythologie darstellen, 3. die Fortdauer der menschlichen Seele nach dem Tode leugnen, 4. daß sie diese offenbare Verleugnung der Fundamentallehren der christlichen Kirche in eine nicht allgemein verständliche Phraseologie verhüllen, und sich so das Ansehen geben, als gehörten und blieben sie in der christlichen Gemeinschaft.

Wenn Leo darüber geklagt hatte, daß man zwar von allen Seiten über das Treiben der „Hegelinge" schreie, er aber allein gelassen werde, wenn es zum Treffen komme, so fand er an Hengstenberg eine Ausnahme unter denen, die „alle wie die Mäuse in ihre Löcher kriechen." Es ist nicht nur ein offenes, unumwundenes Bekenntniß zur Wahrheit, welches Hengstenberg ablegt, sondern auch eine unerschrockene Vertheidigung Leos, der so muthig für die göttliche Offenbarung, wenn auch in der Leo eigenen, derben Weise eingetreten war. War „für Manche ein Hauptgrund scheuer Zurückhaltung die grenzenlose Gemeinheit mehrerer unter den Gegnern, und mögen sie sich, wie es Leo bereits widerfahren war, nicht mit Koth bewerfen lassen," so tritt Hengstenberg um des Wortes willen: die Schmach derer, die dich schmähen, ist über mich gefallen, ohne Furcht in den Kampf ein.

„Die erste Frage, die sich bei jeder Anklage darbietet, ist die: ist die Anklage begründet? Hat der Ankläger das Gebot: du sollst nicht falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten, vor Augen gehabt? Hier ist diese Frage um so wichtiger, je schwerer die Anklage. Sie geht auf Leugnung Gottes in der Höhe, der wahren Gottheit

Christi und seiner Versöhnung, welche unser einziger Trost im Leben und im Sterben ist.

Ad 1. Die Hegelinge lehren offen den Atheismus, „leugnen jeden Gott, der zugleich Person ist." Daß Strauß in seinem Leben Jesu, und Vatke in seiner biblischen Theologie, worin der Pantheismus, der vom christlichen Standpunkte nur als eine Species des Atheismus betrachtet werden kann, den Atheismus lehren, ist außer Frage. Die bestimmtesten Aussprüche der linken Seite der Hegelschen Schule, „Gott ist die ewige Bewegung des sich stets zum Subjecte machenden Allgemeinen, das erst im Subjecte zur Objectivität und wahrhaftem Bestehen kommt, die consequente Durchführung des Princips der Immanenz Gottes in der Welt" (Michelet, Vischer), „Gott die ewig strömende Immanenz Gottes im Stoffe" (Kühne), rechtfertigen Leos Anklage.

Ad 2. Verwandlung des Evangeliums in Mythologie. Das folgt mit Nothwendigkeit aus dem Vorhergehenden. Die Lehre von der Immanenz Gottes in der Welt will Gott nicht im einzelnen Individuum verehrt wissen (Vischer). Das Absolute gewinnt Bewußtsein in einer Reihe von Individuen, von denen keines dasselbe vollkommen repräsentirt, sondern jedes nur als Glied der Totalität Bedeutung hat.

Ad 3. Leugnung der persönlichen Fortdauer des Menschen. Mit der Persönlichkeit Gottes fällt auch die Persönlichkeit des Menschen, die Grundlage der Fortdauer. „Das Subject, welches noch eine besondere Persönlichkeit sein will, ist eben das Böse" (Michelet). Derselbe sucht Hegel, als von einer Schmach, von dem ihm aufgedrungenen Glauben an Unsterblichkeit zu befreien; Hegel soll gesagt haben, ewig sei allein das Denken, nicht der Leib, und was mit dessen Individualität zusammenhängt, d. h. die ganze Persönlichkeit, die nach diesem System einzig und allein auf der Leiblichkeit beruht. Der Mensch lebt nur fort in seinen Werken.

Ad 4. Verhüllung dieser gottlosen unchristlichen Lehren in eine nicht gemein verständliche Phraseologie, um den Schein einer christlichen Partei zu wahren. „Eine sehr schwere Anklage! Redlichkeit und Offenheit ist von jeher als eine Zierde unseres Nationalcharakters, als die angeborne Tugend der Deutschen betrachtet worden. Wer sie untergräbt, ist als ein Schandfleck der Nation zu betrachten. Und doch, wer könnte behaupten, daß diese Anklage

nicht begründet sei? Besonders merkwürdig ist aber eine Aeußrung des Prof. Vischer in seiner Charakteristik des Dr. Strauß: Wie fest bereits damals seine (des Dr. Strauß) Ueberzeugung im Hauptpunkte war, beweist eine höchst interessante Correspondenz zwischen ihm und einem Freunde, die durch seine Güte mir mitgetheilt, eben vor mir liegt. Rührend ist es, mit welchem heiteren Vertrauen in die allein seligmachende Kraft der Wahrheit hier Strauß die Besorgnisse und Skrupel des Freundes beschwichtigt, der sich durch die Kluft, die seine wissenschaftliche Ueberzeugung zwischen ihm und dem Glauben der Gemeine zieht, bekümmert fühlt, wie klar er ihm darthut, daß es keine Unredlichkeit sei, wenn der Geistliche in der Sprache der Vorstellung rede, und unvermerkt in die Bilder, die dem bloß Glaubenden vorschweben, die tieferen Ideen des Wissenden hineinleite!" Wenn Hengstenberg diese Anleitung von Strauß eine Anleitung zur Lüge, und eine Instruction nennt, der Christenheit dasjenige zu stehlen, was ihr Kleinod heißt, so ist das ein schweres, aber kein ungerechtes Urtheil. Im Ganzen zieht Hengstenberg den Schluß: Leos Anklage ist eine vollkommen begründete." Auch die Verdächtigungen, welche man gegen Leo erhoben hatte, als habe er aus niedrigen Motiven die Hegelinge so stark und offen angegriffen — um sich wegen einer persönlichen Beleidigung zu rächen, Leo habe seinen religiösen Intolerantismus zur Schau gestellt, und habe denunciren wollen — weist Hengstenberg in schlagender Weise zurück; Leo sei mit seiner Anklage frei und offen vor ganz Deutschland hingetreten, was nicht die Art eines Denuncianten sei; es sei des Christen Pflicht, die Wahrheit zu bekennen und zu vertheidigen. Es sei auch nicht „schmachvoll", daß Leo auf religiösem Gebiete seine frühere Stellung geändert habe; denn, ändert euren Sinn, thut Buße, ist die Aufschrift über dem Portal des Christenthums. Nur in dem Punkte, den die Gegner gegen Leo geltend machten, er habe eine Hinneigung zum Katholicismus, findet Hengstenberg insofern eine Wahrheit, als Leo noch zu großes Gewicht auf die äußere Verfassung der Kirche lege,[1]) ohne daß er jedoch die Grenzen des Protestantismus überschritten habe.

Anfangs des Jahres 1839 war Leo in Berlin und freute sich der Freundschaft mit Hengstenberg. „Schon fortwährend — schreibt[2])

[1]) Ev. K.-Z. 1839. S. 43.
[2]) Halle. 24. Febr. 1839.

Leo an Hengstenberg — seit ich den Aufsatz, den Ihre Zeitung dieses Jahr begonnen hat, zu Ende gelesen, habe ich daran gedacht, Ihnen zu schreiben, und meinen herzlichsten Dank zu sagen; doch nicht allein für die freundliche Waffengenossenschaft, sondern auch für die zwei schönen Stunden, die ich mit Ihnen in Berlin zugebracht habe. Mir war die Reise, mit der ich mein Jahr begonnen habe, bitter noth — aber nur in dem Verlauf, den sie hatte, und den nicht ich ihr geben konnte, sondern dessen Wirkung auf mich Ihnen, Gerlachs und einigen wenigen außerdem als Verdienst zufällt." Leo hatte auf der genannten Reise auch Ludw. v. Gerlach in Frankfurt besucht; v. Gerlach schreibt über Leos Anwesenheit und die „Hegelinge" an Hengstenberg:[1]) „mein geliebter Freund, ich sage Ihnen meinen herzlichen Dank für Ihr Vorwort, durch welches Sie mir, in der erneuerten Gewißheit der Verbindung mit Ihnen im Glauben, eine rechte Erbauung im Glauben verschafft haben. Besonders nehme ich Theil an Ihrem ernsten Kampfe gegen die Hegelinge, und gesunden Parteinahme für Leo, seiner Schwächen ungeachtet. Leo war vor drei Wochen bei mir; ich habe mich sehr gefreut über seinen Wachsthum im Glauben — ach wie sehr bedarf der müde Blick solcher Lichtpunkte in der finstern Welt!"

Im Jahr 1837 wurde der kölner Erzbischof Droste von Vischering von der preußischen Regierung als Gefangener nach Minden abgeführt. Derselbe hatte vor seiner Wahl (1836) einer Convention ohne Vorbehalt beigestimmt, welche sein Vorgänger, Erzbischof Spiegel mit der Regierung dahin abgeschlossen hatte, daß das päpstliche Breve vom Jahr 1830, welches den katholischen Geistlichen nur bei vorher verbürgter römischer Kindererziehung die kirchliche Einsegnung gemischter Ehen gestattete, in der Weise ausgeführt werden sollte, daß die Nupturienten belehrt und vermahnt werden sollten, von dem Zwange der katholischen Kindererziehung dagegen abgesehen werden solle. Bald nachdem Droste v. Vischering den erzbischöflichen Stuhl eingenommen hatte, verbot er seinen Geistlichen jede Trauung gemischter Paare, wenn nicht vorher die in dem päpstlichen Breve geforderte Bürgschaft der katholischen Taufe und Erziehung der Kinder gegeben sei; der Erzbischof entschuldigte sich

———

[1]) Frankfurt. 28. Jan. 1839.

damit, daß er in der Meinung, die gedachte Convention zwischen der Regierung und dem Erzbischof Spiegel stimme mit dem Breve überein, dieselbe vorher gebilligt habe. Die Regierung setzte den Erzbischof Droste v. Vischering als wortbrüchig in Minden gefangen. Friedrich Wilhelm IV. entließ den Erzbischof aus der Haft, welcher in dem Bischof von Speier, Geissel, im Jahre 1841 einen Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge erhielt.

Es entspann sich aus diesem Vorfall eine außerordentliche Bewegung in Deutschland, an welcher sich in hervorragender Weise der Professor Görres in München betheiligte, welcher die Reformation den zweiten Sündenfall, den kölner Erzbischof den Athanasius des 19. Jahrhunderts nannte, und in den 1838 gegründeten „historisch-politischen Blättern" die Sache des Ultramontanismus vertheidigte. Es war unmöglich, daß die Ev. K.-Z. nicht Stellung zu dieser Sache nahm; nachdem bereits im Jahre 1838 vier bezügliche Aufsätze erschienen waren,[1]) besprach Hengstenberg „die katholische Frage" in dem Vorworte von 1839. Hengstenberg constatirt die Thatsache, daß die kölner Sache einen großen Riß und scharfen Gegensatz zwischen der evangelischen und katholischen Kirche in Deutschland hervorgerufen hat, was um so mehr empfunden werde, weil man vorhin bei kirchlicher Indifferenz, Gefühlswesen und Oberflächlichkeit der christlichen Erkenntniß und Erfahrung ein näheres Verhältniß zu den lebendigen Gliedern der katholischen Kirche auf evangelischer Seite erträumt habe. Der kölner Streit hatte dagegen im evangelischen Deutschland eine lebhaft antikatholische Stimmung, welche nicht frei war von antichristlicher Beimischung, hervorgerufen. Diese Richtung dürfe nicht weiter gefördert werden. Man lasse den Unterschied beider Kirchen sich recht klar zum Bewußtsein kommen. Während unsere Väter es mit dem Gegensatz der reinen Wahrheit und der mit Irrthum durchsetzten zu thun hatten und in der letzteren den Irrthum besonders hervorhoben, komme es jetzt darauf an, neben dem Irrthum in der Wahrheit zugleich die Wahrheit in dem Irrthum hervorzuheben, und die Gemeinschaft mit denjenigen zu fliehen, welche vom Standpunkte des vollendeten Irrthums den theilweisen angreifen. „Kräftig und entschieden sollen wir denjenigen entgegentreten, welche das Feuer der Zwietracht bis zu einer Glut

---

[1]) Ev. K.-Z. Jahrg. 1838. S. 52. 307. 321. 329.

anzuschüren trachten, welche unser Vaterland zu verzehren droht." Den Eindrücken, die man aus den gegenwärtigen katholischen Streitschriften, besonders aus denen von Görres habe, müsse ein Gegengewicht gegeben werden durch die Schriften der Jansenisten, durch die Erscheinungen eines Sailer, Feneberg, Overberg, der Fürstin Gallitzin. Spener stand mit einem katholischen Geistlichen in nahem Verkehr, welcher auf beiden Seiten auf der Grundlage der Wahrheit ruhte. Zinzendorf und Hamann, beide frei von katholischen Tendenzen und Sympathieen lassen den lebendigen Gliedern der katholischen Kirche Anerkennung und Gerechtigkeit widerfahren. Hamanns († 21. Juni 1788) sterbliches Theil ruht in dem Garten der Fürstin Gallitzin in Münster und auf seinem Denkmal steht 1 Cor. 1, 13: Judaeis quidem scandalum, gentibus autem stultitiam, sed infirma mundi elegit Deus, ut confundat fortia.

Im Gegensatz zu diesen und andern Beispielen von Annäherung und Verständniß der lebendigen Glieder in beiden Kirchen machte sich in der katholischen Kirche eine ganz andere Richtung geltend, deren Fahnenträger Görres war, welcher sich weigerte, der evangelischen Kirche den Namen einer Confession zuzugestehen, und den Unterschied zwischen Evangelischen und Rationalisten für geringfügig hielt.[1]) Hengstenberg hofft, daß dieser ultramontane Geist nicht zur dauernden Herrschaft gelangen werde, obwohl das Zwingende, welches dieser Geist für Alle hat, die sich ihm einmal ergeben, nicht außer Acht zu lassen ist. Den geistlich gesinnten Gliedern unsrer Kirche empfiehlt er, über dem Trennenden das Einigende nicht zu vergessen und zu beachten, daß „die römische Kirche andere mit denen der unsrigen übereinstimmende Lehren hat, welche ins Leben eingeführt, jene Consequenz durchbrechen, und daß gar viele Mitglieder der katholischen Kirche unter jenen sich widersprechenden

---

[1]) Mit dem Tode Sailers (20. Mai 1832), der Erhebung Geissels, des späteren Coadjutors in Köln, zum Bischof in Speier, und Reisachs zum Bischof von Eichstädt (1836) gewann die jesuitisch-ultramontane Richtung die Oberhand in Deutschland. Geissel war von Anfang an Mitarbeiter der Zeitschrift „der Katholik", des ersten römischen Sturmbockes zur Vernichtung des Geistes Sailers, und zur völligen Romanisierung des religiösen und kirchlichen Lebens in Deutschland. Reisach „wird den confessionellen Frieden nicht achten." Er hat ihn nicht geachtet. S. 125—127 in Reinkens Melchior von Diepenbrock. Leipzig, 1881.

Elementen den besseren, den innersten Grund des Herzens einräumen, den andern nur die Oberfläche."

Die geistlich gerichteten Katholiken warnt Hengstenberg vor den Gefahren, welche eine Verbindung der kölner Bischofs-Angelegenheit mit dem revolutionären Zeitgeiste mit sich bringe, wie Görres darauf ausging, die Massen aufzuregen, und dahin zu wirken, daß alle Katholiken wie ein Mann gegen die Regierung stehen sollten, und zufrieden ist, wenn er nur antiprotestantische und antipreußische Begeisterung wahrzunehmen glaubt. „Jeder gläubige Katholik muß erkennen, daß die beste Eroberung, welche die Kirche machen kann, die ist, wenn sie recht viele Herzen der Buße und dem Glauben unterwirft, daß es daher keinen traurigeren Sieg für sie geben kann, als einen solchen, bei dem sie an ihrer Seele, an Buße und Glauben, Schaden leidet. Daß aber dieser Sieg ein solcher sein würde, wer könnte das leugnen? Jedes Ueberhören der Mahnung des Apostels, ziehet nicht mit den Ungläubigen am fremden Joch, jede Verbindung und Verbündung mit der Welt führt Verweltlichung mit sich. — Nicht kirchliche Demagogen wie Görres, sondern Seelenhirten, wie Sailer, sind ihre wahren Helfer."

Schon vor der deklarirten Unfehlbarkeit des Papstes gab es Stimmen, welche den Papst über Alles erhoben. „Man fühlt — so äußerte sich der katholische Graf Maistre — wenn ich so sagen darf, den Papst an allen Enden der christlichen Welt gewissermaßen wirklich gegenwärtig. Er ist überall, er geht in Alles ein, er sieht Alles, wie man von allen Seiten auf ihn sieht. — O heilige Kirche von Rom! so lange die Sprache mir bleibt, werde ich sie gebrauchen, um dich zu feiern." Wie kam es, daß, während so mächtige Antriebe für die römische Kirche vorhanden waren, das christliche Element in ihr vorwalten zu lassen, umgekehrt das Römisch-Katholische in ihr ein so maßloses Uebergewicht bekam, und das Christliche mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wurde? Der Bischof Reinkens, der die Geschichte bis 1881 vor Augen hatte, gibt in dem Lebensbilde von M. Diepenbrock als Grund jener Erscheinung an, daß mit dem Anfange der dreißiger Jahre jener ultramontane, jesuitische Geist sich der katholischen Kirche bemächtigte, welcher seinen Sieg in dem Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Maria und der Unfehlbarkeit des Papstes gefeiert hat, während Hengstenberg die Thatsache der Geltendmachung des

Päpstlich-Römischen in der katholischen Kirche besonders daraus zu erklären sucht, daß dieselbe durch den Gegensatz gegen die Tendenzen des Kaisers Joseph II. veranlaßt und hervorgerufen sei. Der Satz: cujus regio, ejus religio wurde im Josephinismus streng durchgeführt; ein eigenthümliches Gebiet für die Kirche sollte es nicht mehr geben. „Joseph II. konnte auf die Frage eines Erzbischofs, warum er ganz eigenmächtig in der Kirche schalte und walte, antworten: ich kannte einen Windhund, der einen Hasen ganz alleine fing. Sie essen das Brod der Kirche, und protestiren gegen alle Neuerungen, ich das Brod des Staates, und vertheidige und erneure seine ursprünglichen Rechte." Aus der Reaction gegen diese Allgewalt des Staates erklärt Hengstenberg den straffen Aufschwung, den römischen Stuhl als das centrum unitatis zu verherrlichen, mit Argwohn und Mißtrauen jeden Schritt der Regierung zu überwachen, und die Lehre von der Kirche und der Macht des Papstes so unmäßig zu betonen. „Daß unter allen deutschen Staaten wohl keiner war, der sich von den Josephinischen Tendenzen so frei erhalten hatte, wie der preußische, das ist von den Katholiken in unsern Tagen schmählich und undankbar verkannt worden."

Die Gefangensetzung des Erzbischofs von Köln wurde auf evangelischer Seite völlig verschieden beurtheilt. Harleß[1]) theilt als sein Urtheil und dasjenige bairischer höher gestellte Staatsmänner mit, daß man die kölner Sache als den Anfang von Verwicklungen für Preußen ansehe. Leopold v. Gerlach[2]) hat sich über Hengstenbergs Wort sehr gefreut: „Das ist das einzige von protestantischer Seite, was in dieser Sache gedruckt worden, dem ich mit ganzem Herzen beitreten kann." Ludw. v. Gerlach schreibt:[3]) „über das Verhältniß der römischen Kirche könnte ich so nicht schreiben. Ich bin nicht gleichgültig gegen das Palladium der Reformation, das sola fide — aber die Evangelischen haben durch das ungeistliche Handhaben dieser großen Grundwahrheit den erhabenen Bau der Kirche, den der heil. Geist selbst auf dem ewigen Fundamente aufgeführt, größtentheils in Trümmer gelegt, und das ist nicht bloß Aeußerliches oder Unwesentliches. Darum genügt mir die Anerkennung nicht, die Sie einzelnen frommen Römisch-Katholischen zu Theil

[1]) Erlangen 17. Febr. 1839.
[2]) Brief 28. Jan. 1839.
[3]) Frankfurt 28. Jan. 1839.

werden lassen; ich verlange Anerkennung der eigenthümlichen Charismata der römischen Kirche, und dieser Anerkennung würde sich kein wahrer evangelischer Christ jetzt mehr entziehen können, wenn wir nicht unsere Kirche mit unsern Symbolen und die Römische mit dem Tridentinum willkürlich identificirten, statt jede Kirche als ein lebendiges Glied an dem lebendigen Leibe Christi anzusehen, und, wie jeden einzelnen Christen, nach dem Gesammtbestande ihres Wesens und Lebens zu beurtheilen. Ueberdieß liegt ein Streit zwischen der evangelischen und römischen Kirche in der kölner Sache eigentlich gar nicht vor, sondern der eigentliche Grundstreit des 19. Jahrhunderts, der der Kirche Christi mit dem abstracten Staate, und die Evangelischen handeln sehr unweise, wenn sie sich in diesen Streit mischen, um die römische Kirche gerade da, wo sie Recht hat, anzugreifen."

1840.

Das Wesen des Pietismus. Friedrich Wilhelm III.

Veranlaßt durch eine Schrift des Würtemberger Diakonus Märklin[1]) ging Hengstenberg auf eine längere Darlegung des Wesens des Pietismus ein.[2]) Diese Arbeit Hengstenbergs enthält so viel, was von besonderem Werthe ist, daß eine ausführlichere Mittheilung berechtigt und geboten erscheint. Hatte doch bis dahin Alles, was über den Pietismus geschrieben war, das eigentliche Wesen desselben nicht ans Licht gestellt. Hengstenberg erklärt die Schrift Löschers[3]) für die beste, welche er nebst Bengels Abriß der Brüdergemeine zu den bedeutendsten theologischen Erzeugnissen des achtzehnten Jahrhunderts zählt.

Was ist Pietismus? Woher ist der Name entstanden? Es ist verkehrt, wenn man ein einzelnes Merkmal des Pietismus, etwa seine Vorliebe für Privatversammlungen aufgreift und darin das

---

[1]) Märklin. Darstellung und Kritik des modernen Pietismus. Stuttgart 1839.

[2]) Ev. K.-Zeitung, Vorwort 1840.

[3]) Löscher. Timotheus Verinus oder Darlegung der Wahrheit in den bisherigen pietistischen Streitigkeiten. 2 Theile. Wittenberg 1718.

Wesen des Pietismus setzt. Was den Namen des Pietismus betrifft, so bezeichnet derselbe nach der gewöhnlichen Bedeutung der in ismus ausgehenden Wörter, die in der Regel etwas Verderbliches bezeichnen, den Mißbrauch einer anerkannt guten Sache, der Pietät. Der Name des Pietismus ist von den Gegnern erfunden und hinterher eingebürgert. Pietät bezeichnet durchaus nicht das ganze Wesen der christlichen Religion, sondern nur eine Seite derselben, dasjenige, was der Mensch im Verhältniß zu Gott zu thun hat, das Leben nach seinen Geboten, den Wandel vor ihm. „Nach der Lehre der evangelischen Kirche, deren innerstes Wesen darin besteht, daß sie in der schärfsten Opposition gegen alles Pelagianische, die Ursache des Heils allein in Gott setzt, muß der bedeutendste Mißbrauch der Pietät darin bestehen, daß der Accent statt auf das, was Gott in Christo für uns gethan, auf sie gelegt, daß das thätige Christenthum als etwas angesehen wird, was man selbstständig betreiben und fördern könne und müsse, kurz in einer, wenn gleich nicht wörtlichen, doch thatsächlichen Verleugnung des Artikels von der stehenden und fallenden Kirche, oder wenigstens einer Beeinträchtigung desselben, der Aufrichtung einer, wenn auch noch so verborgenen Werkgerechtigkeit. — Der Pietismus ist hauptsächlich eine im mißverstandenen Interesse der Frömmigkeit unternommene Reaction gegen das sola fide."

Wie steht es um den Begriff des Pietismus, sofern derselbe als kirchliche Erscheinung bereits dem Gebiete der Geschichte angehört und jene Bewegung bezeichnet, welche von Spener ihren Ursprung nahm und später die theologische Fakultät in Halle zu ihrem Mittelpunkt hatte? Auch Hengstenberg theilte vorhin die gangbare Ansicht, in dem Pietismus etwas Herrliches, eine Fortbildung der Reformation in ihrem Geiste, seinen Kampf mit der Orthodoxie als einen Kampf des Lebens mit dem Tode zu betrachten. Bei dem Studium der Schriften Speners und Franckes entdeckte Hengstenberg die ersten Keime von dem, was bei ihren Nachfolgern entwickelt hervortrat und er fand es begreiflich, daß der Rationalismus den Pietismus lobte, weil von diesem zu jenem eine Brücke führte, wie schon Löscher vorhergesagt hat, daß die einseitige Hervorhebung der Pietät das Christenthum in eine bloße Moral auflösen würde. Löscher: „Die Pietät ist nicht der Grund der Religion, des Glaubens und der Mittel des Heils, gehört nicht

zu dem Wesen der Gnadenmittel und hat keinen Einfluß in dieselben; sie gibt keinem Glaubensartikel, viel weniger den göttlichen Einsetzungen ihre Form; sie ist kein untrügliches Kennzeichen der wahren Kirche, noch die Wurzel derselben, die für sich wieder ausschlägt und das Verderben überwindet."

Wie verhält sich der Pietismus zur Lehre von der Rechtfertigung? Haben sich auch die Stimmführer des Pietismus zu allen Zeiten entschieden zu dieser Lehre bekannt und sich von groben und handgreiflichen Abirrungen fern gehalten, so ist doch in der pietistischen Schule ein gewisses Zurücktreten der Lehre von der Rechtfertigung bemerkbar. Jeder fühlt gleich, daß sie nicht mehr so unbedingt den Mittelpunkt bildet, wie bei den Reformatoren. Die Ursachen dieser Erscheinung sind nicht schwer einzusehen. Schon Luther beklagt sich mehrfach in tiefem Schmerze über den fleischlichen Mißbrauch der Lehre von der Rechtfertigung. Diesen Mißbrauch fand der Pietismus in seinem Entstehen in voller Blüthe. Daß das Hauptbestreben dahin gehen müsse, ihm zu wehren, ihn abzustellen, erkannte er ganz mit Recht. Aber er vergriff sich in der Wahl des Mittels. Das Rechte ist, sobald sich Mißbrauch der Lehre von der Rechtfertigung zeigt, diese Lehre desto eifriger zu predigen, den bloß in ihrer Einbildung Gerechtfertigten aus dem Fehlen der Werke, welche die wahre Rechtfertigung unfehlbar und nothwendig begleiten müssen, zu zeigen, daß sie nicht in der Rechtfertigung stehen, sie durch die Predigt des Gesetzes zur Buße und durch diese zur Vergebung der Sünden zu führen. Dies ist der einzige Weg, auf dem die gewünschten Früchte des Glaubens gewonnen werden können. Denn ist noch kein wahrer Glaube vorhanden, woher sollen sie kommen? Wie können die Früchte gut sein, wenn nicht vorher der Baum gut gemacht ist? Der Pietismus aber schlug einen andern Weg ein. Er meinte vielfach, mit der Glaubensgerechtigkeit sei Alles so ziemlich in der Ordnung in der Kirche, es komme nur darauf an, das thätige Christenthum hervorzuheben, den Leuten Anleitung zu geben, daß und wie sie ihren Glauben durch die Werke beweisen sollen.

War schon dieses Zurücktreten der Lehre von der Rechtfertigung hinter das eigene Thun eine Abweichung von dem reformatorischen Wesen und Geiste, so wurde der Schaden dadurch noch größer, daß das eigene Thun in die Lehre von der Rechtfertigung eindrang und

dadurch die trostreichste Lehre von der Gerechtigkeit durch den Glauben an Christum in ein Werkzeug der Qual umgewandelt wurde. „Vor Allem kommt hier die pietistische Lehre vom Bußkampf in Betracht. Die Theilnahme an der Gnade in Jesu Christo wird ganz von einer menschlichen Ursache abhängig gemacht und je weniger man zur Aufstellung einer solchen Satzung irgend Schriftgrund hatte, desto mehr zeigt es sich, wie es im innersten Streben des Pietismus liegt, überall die menschliche Thätigkeit einzuschieben. Es wurde dem Sünder verboten, sich Christi zu getrösten (und also auch Christo, den Sünder zu trösten), bis er zu einem gewissen furchtbaren Grade der Betrübniß um seine Sünden gebracht, bis er eine Reihe von Kämpfen durchgemacht und eine Zeitlang mit gänzlicher Verzweiflung gerungen habe. Hier wurde kein Unterschied der Individualität, der göttlichen Führung anerkannt. Man sieht leicht, daß eine solche Krisis, auch da, wo sie glücklich überstanden wurde, auf das Leben in der Rechtfertigung einen trübenden Einfluß ausüben mußte. Es muß bei Allen, die dem Herrn angehören, dahin kommen, daß sie die ganze Tiefe ihres Sündenelendes erkennen, aber soll diese Erkenntniß eine recht fruchtbare sein, so darf sie der Erfahrung der Gnade nicht voran, sondern sie muß ihr zur Seite gehen. Wo diese Ordnung verkehrt, wo das Sündenbewußtsein vorzeitig gezeitigt wird, da ist die nothwendige Folge die, daß dies Bewußtsein, auch nachdem der Hauptkampf bestanden ist, durchaus das vorwiegende bleibt, daß man nie zu einem recht freudigen Bewußtsein der göttlichen Gnade gelangt. Der eine erzwungene große Bußkampf verwandelt das ganze Leben in eine Reihe von kleinen Bußkämpfen, die nur zuweilen durch einzelne Gnadenblicke unterbrochen werden. Wer einmal systematisch dazu angelernt worden ist, in sich zu wühlen, der verlernt es so leicht nicht wieder; wem es für eine Zeitlang zum Verdienste gemacht wurde, die Sünde allein ins Auge zu fassen ohne die Gnade, der wird sich auch später so leicht nicht davon entwöhnen, um so weniger, wenn er schwermüthiger Gemüthsart ist. Wie manche aber von der letzteren Art blieben in diesem Bußkampfe ganz stecken! Durch wie manches lebendige Beispiel könnten wir hier unsre obige Behauptung von der Verwandtschaft des Pietismus mit dem Katholicismus bewahrheiten!“

„Auf dem Gebiete der Rechtfertigung war es besonders, daß die Wege des Pietismus und die Wege Zinzendorfs und der Brüdergemeine auseinander gingen und hier wurzelte ihr Streit. Zinzendorf stand hier von Anfang an mehr auf reformatorischem Grund und Boden. Sein Blick war unverwandt auf das Kreuz Christi gerichtet und je weniger er um seine subjectiven Affectionen bekümmert war, desto mehr gestalteten sie sich von selbst auf die rechte Weise. Er sagt in den „naturellen Reflexionen" Anhang S. 7 von seinem und seiner Freunde Aufenthalt in dem Pädagogium in Halle: „es wird sich kaum einer von ihnen zu besinnen wissen eines andern Gespräches, eines andern Traktates, eines andern Gebetes oder Gesanges, als vom Leiden und Sterben Jesu Christi, zumal da es die Hauptmaterie war des aktivsten Mitbruders unter ihnen, welcher in diesem Theile so einfältig war, daß er so einem Liede, als: o Haupt voll Blut und Wunden, so zu sagen eine halbe Meile zu Gefallen gegangen wäre; denn sein Symbolum war von Kind auf:

Dies eine will ich thun,
Es soll sein Tod und Leiden,
Bis Leib und Seele scheiden,
Mir stets in meinem Herzen ruhn!

Für eine Zeitlang wurde er nachher aus dieser evangelischen Einfalt herausgerissen. Er wurde zu Wittenberg ein „rigider Pietist" und beharrte eine geraume Zeit in diesem Zustande. Aber er lernte endlich wieder, wo man mit dem Heilande zuerst Posto fassen müsse" und kehrte mit vollem Bewußtsein und mit der erfahrungsmäßigen Ueberzeugung von der Verwerfung des entgegengesetzten zu dem Standpunkte zurück, den er früher ohne klares Bewußtsein eingenommen hatte. „Ich habe mich durch viele unnöthige, schwere, langwierige und oft wiederholte Kämpfe, ziemlich in die zwölf Jahre selbst aufgehalten (ich kann ratione des Bußkampfes gegen alle diejenigen, die ihn so sehr recommandiren und auf andrer Jünger Hälse legen, wenn sie ihn gleich selbst nicht mit keinem Finger angerührt haben, getrost behaupten, daß ich ihn kenne): doch ohne nachgebliebenen Realschaden von eigener Gerechtigkeit, eigenem Wirken und der Selbstgefälligkeit an solcherlei Umständen."

Es ist am Tage, daß Pietismus und Art und Lehre der Brüdergemeine nicht identisch sind. Wohl hat die Brüdergemeine

nach Zinzendorfs Vorgang Christi Verdienst und unsere Seligkeit durch dasselbe nicht bloß zum Mittelpunkte gemacht, was die Kirche auch gethan hat, sondern sie hat diesen Mittelpunkt in dem Maße allein betont, daß alles Uebrige mehr oder weniger indifferent dagegen erschien. Aber auch so „besteht der große Unterschied des Pietismus und der Brüdergemeine, daß dasjenige, was die letztere als das Kardinalpünktlein einzig hervorhob, wirklich das Kardinalpünktlein, das Herz des Christenthums ist, während der Pietismus ein zwar nothwendiges, aber untergeordnetes Moment zur Hauptsache erhob."

Der Pietismus trug über die Orthodoxie den Sieg davon. Nach Franckes Tode gewann der bis dahin durch unzählige Edikte verbannte Pietismus eine andere Gestalt, so daß sich weltliche Damen für denselben erklärten und die Fürsten die nachdrücklichsten Rescripte zu Gunsten des Pietismus erließen. Löscher hat die oben erwähnte Schrift schon mit dem Bewußtsein geschrieben, daß er eine fast verlorne Sache führe. „Als aber der Rationalismus hereinbrach, zeigte sich der Pietismus völlig ohnmächtig. — Der edle Enthusiasmus der ersten Anfänge war geschwunden; die zweite und dritte Generation befanden sich jetzt schon auf dem Schauplatze, bei denen erst die wahre Beschaffenheit einer Richtung sich zu erkennen gibt. Bei einer nicht geringen Zahl von Individuen entwickelte sich auf naturgemäße Weise aus dem Pietismus der Rationalismus; sie gaben ganz auf, was von vornherein in den Hintergrund getreten. Bei denjenigen, die sich dazu nicht entschließen konnten, trug doch die Frömmigkeit den abgelebten, gemachten Charakter, der immer bei dem Pietismus hervortritt, sobald der Reiz, der alle Jugend schmückt, geschwunden ist."

Wenn einige unter den Anhängern des Pietismus den Satz aufstellten, daß nur der thätige Glaube, der Glaube, der implicite schon die Werke in sich habe, rechtfertige und zwar insofern er thätig sei, so sieht Hengstenberg darin schon den Uebergang zu dem modernen Glauben, der als der reformatorische Glaube scheinen möchte, diesem aber geradezu entgegensteht. Der Glaube der evangelischen Kirche ist nur das Mittel, wodurch die Gerechtigkeit Christi ergriffen wird und die guten Werke fließen nicht aus ihm an sich, sondern nur aus ihm, sofern er die Gerechtigkeit Christi ergriffen hat. „Wo dies verkannt, wo die rein empfangende

Natur des Glaubens irgend alterirt wird, der Grund des Heiles und die Ordnung des Heiles nicht streng unterschieden, da ist man aus dem Gebiete der evangelischen Kirche hinübergeschritten in das der römischen."

Hengstenberg erklärt aus dem dargestellten Grundwesen des Pietismus die übrigen Eigenthümlichkeiten desselben und hebt als solche hervor die Geringschätzung der Lehre und der theologischen Gelehrsamkeit. Muß man dem Pietismus Recht zuerkennen in seinem Gegensatze gegen die dürre Scholastik und fleischliche Polemik der damaligen Orthodoxie, so war doch der Indifferentismus der pietistischen Schule gegen die reine Lehre von großem Uebel. Es ist nicht richtig und ist vom Uebel, bei den Artikeln der christlichen Lehre vornämlich nur ihren directen Einfluß auf die Frömmigkeit ins Auge zu fassen. „Der Pietismus verkannte in der ihm, wie jeder groben Einseitigkeit, eigenthümlichen bornirten Kurzsichtigkeit, daß die reine Lehre der erste und wichtigste Schatz der Kirche ist, daß sie ihre Bedeutung nicht erst von der Pietät entlehnen kann, vielmehr diese von ihr abhängig ist. — Die Consequenz des Pietismus tritt uns in Semler vor Augen, der jeden Lehrgehalt verwarf, der nach seiner Meinung nicht zur „moralischen Aufbesserung" des Menschen geeignet war." Auch die Abneigung gegen alle Polemik, die dem Pietismus eigen war, war ein Vorbote der gänzlichen Auflösung des Christenthums in bloße Moral. „So lange das, was Gott für uns gethan, die Hauptsache im Christenthum ist, so lange die Glaubenslehre ihre hohe Dignität hat, muß auch ihre unzertrennliche Begleiterin, die Polemik in hohen Ehren gehalten werden."

Ist die Lehre des Christenthums nur von untergeordnetem Werthe, so hat auch theologische Gelehrsamkeit nur geringe Bedeutung und selbst die berufsmäßigen Männer der Wissenschaft dürfen die theologische Gelehrsamkeit nur als Nebensache betrachten und müssen ihre Hauptthätigkeit auf directe Beförderung der Frömmigkeit richten. Die Folgen dieser Anschauung zeigten sich gar bald. „Wir behaupten zuversichtlich, von der Reformation an hat sich die Theologie in Deutschland nie in einem so traurigen Zustande befunden, wie derjenige ist, den man als das Product des Pietismus betrachten kann, etwa in den Jahren 1730 bis 1760."

Als weitere Kennzeichen des Pietismus und Folgen der einseitigen Hervorhebung der subjectiven Frömmigkeit bezeichnet Hengstenberg, daß der Pietismus große Gebiete des menschlichen Lebens, die weltlichen Wissenschaften und Künste für unnütz erklärte und für verwerflich hielt, so daß diese Gebiete, mit einem andern Geiste erfüllt, sich gegen den Pietismus stellten — ferner daß der Pietismus bei dem ausschließlichen Betonen der persönlichen Frömmigkeit die Wirksamkeit der nicht bekehrten Geistlichen völlig in Abrede stellte, wodurch die Unkirchlichkeit angebahnt wurde, die später in der Zeit des Rationalismus ganz überhand nahm — wie auch, daß die Ordnungen der Kirche verachtet wurden und die Bedeutung der größeren kirchlichen Gemeinschaft verkannt wurde. Weil im Pietismus ein großes Element von eigener Wirksamkeit vorhanden war, so war ihm auch ein scheuer und zaghafter Charakter eigen. Hiermit im Zusammenhange steht auch die dem Pietismus eigene Betonung der sogenannten Mitteldinge, bei welcher man sich an das Einzelne verliert und demselben eine übertriebene Bedeutung beilegt. Zinzendorf vergingen die vielen Gedanken über die Mitteldinge, als er gelernt, „wo man mit dem Heilande Posto fassen mußte."

Der Pietismus in seiner geschichtlichen Gestalt und Ausbreitung war nicht der Hauptfeind, gegen welchen das jetzige Jahrhundert zu kämpfen den Beruf hatte; der Hauptsache nach war er bereits überwunden und die christliche Frömmigkeit begann die Kirchlichkeit als charakteristisches Merkmal an sich zu tragen. Es war und ist nicht mehr die Hauptaufgabe, wider den Mißbrauch edler Güter zu kämpfen, wie der Pietismus gegen die todte Orthodoxie und den Mißbrauch der Lehre von der Rechtfertigung kämpfte, wobei freilich die Krankheit durch eine neue Krankheit vertrieben werden sollte. Indifferentismus, Unglaube, offenbare Gottlosigkeit sind die Feinde des Christenthums im 19. Jahrhundert.

„Als Weg ist der Pietismus ganz gut, nur nicht als Ziel. Die Meisten, die auf den Pietismus herabsehen, auch unter denen, die man im Allgemeinen als christlich Gesinnte bezeichnen kann, stehen unter ihm. Wie Manchem, der sich zu leicht zufrieden, zu frühe zur Ruhe gibt, der Aufforderung die Seligkeit zu schaffen mit Furcht und Zittern, sich unbefleckt von der Welt zu erhalten so wenig gedenkt, sich unvorsichtig sofort

wieder den Gebieten naht, auf denen er früher mit seiner unreinen Neigung einheimisch gewesen ist, die Welt beherrschen und bekehren will, ehe er ihr entsagt hat, kurz wie Manchem von denen, welche jetzt einem Christenthum ohne Buße und gründliche Verleugnung nachtrachten, möchte man eine tüchtige Dosis von Pietismus wünschen! Diese Krankheit könnte für sie der Weg zur Gesundheit werden."[1])

Abgesehen von dem Pietismus, wie er hier als eine kirchengeschichtliche Erscheinung charakterisirt und besprochen ist, gibt es eine „Weise des großen Haufen", das einfache biblisch-kirchliche Christenthum kurzweg als Pietismus zu bezeichnen und zu brandmarken. Der bereits erwähnte Märklin in seinem Buche, „Darstellung und Kritik des modernen Pietismus" bekämpft unter diesem Namen das biblische Christenthum selbst. „Was Märklin lehrt, ist so enorm gottlos, daß manche unsrer Leser, bedenkend, daß sie es mit einem Geistlichen zu thun haben, ihrem Verständniß seiner Meinung mißtrauen werden, obgleich dieselbe völlig klar vorliegt. Das sinnliche Denken hat die Vorstellung von einem persönlichen Gott, dem neben den Menschen seine eigene Substanz zukomme, erzeugt. An dieser schlechten dualistischen Ansicht hält der Pietismus entschieden fest, und kann sich gar nicht darin finden, daß Menschsein und Gottsein nicht Gegensätze, sondern nur verschiedene Bestimmtheiten sind. Er bekennt sich noch immer zu dem veralteten Glauben an einen Gott, der im Himmel thront. Ebenso auch bleibt der Pietismus in der Lehre von der Sünde bei der jetzt in das Gebiet des sinnlichen Denkens zurückgewiesenen kirchlich-symbolischen Lehrweise. Er nimmt mit ihr noch einen Satan und einen Sündenfall an, während das fortgeschrittene Bewußtsein in diesen Lehren nur Objectivirungen, „des dem menschlichen Willen immanenten Princips des Bösen" erkennt, den Satan und Adam in sich zurücknimmt, die Sünde als die allgemeine und nothwendige Mitgabe der menschlichen Natur, die unzertrennliche Begleiterin der Endlichkeit betrachtet, und den Sündenfall sich bei jedem Individuum wiederholen läßt. Was die Lehre von der Person Christi betrifft, so erkennt der Pietismus in ihm einseitig den Sohn Gottes, verkennt, daß die Hauptbedeutung seiner Geschichte die, daß in ihr

[1]) Ev. K.-Z. 1840. S. 29. 30.

„die wesentliche Einheit des Göttlichen und Menschlichen zur Anschauung kommt, und daß sich in ihr die Idee zur Anschauung gebracht hat, daß das Göttliche und Menschliche an sich eins sind."

Das Uebrige — sagt Hengstenberg — werde man sich nach diesen Sätzen aus dem Märklinschen Buche selbst hinzudenken können; Pietist ist nach demselben Jeder, der nicht Gottes- und Christusleugner ist, und die Sünde anerkennt. Was bislang als „das seitherige Christenthum", die Lehre der christlichen Kirche aller Jahrhunderte gegolten hat, tauft Märklin um, und gibt ihm den Namen Pietismus. Es ist der krasse Pantheismus, zu dem der Verfasser sich bekennt.

Lange[1]) ist damit nicht einverstanden, daß Hengstenberg in Abrede gestellt habe, daß es in der Gegenwart wirklich erhebliche pietistische Erscheinungen gebe, und fügt im Allgemeinen hinzu: „um es kurz zu sagen, dem Gegner Recht zu geben, wo er Recht hat, und ihn auch im übrigen mit gebührender Langmuth zu behandeln, scheint mir zu viel versäumt zu werden: Dagegen kann Vilmar nicht umhin,[2]) Hengstenberg seine herzliche Freude über seine Darlegungen auszusprechen. „Diese Darstellung des Pietismus ist volle und ganze Wahrheit, zu der sich, wenn nicht jetzt gleich, gewiß dereinst alle kirchlichen Theologen bekennen werden. In dem Pietismus, selbst Spener nicht abgerechnet, steckt schon ganz die kirchliche Willkür unsrer Tage als Embryo. Schon hatte ich mir selbst Anlage zu einer dem ersten Theil Ihres Aufsatzes parallel laufenden Skizze gemacht, und freue mich nun ungemein, auf solche Weise überflüssig geworden zu sein." Vilmar ist ein eifriger Anhänger der Ev. K.-Z., und ein treuer Mitarbeiter, und sagt: warum sich nicht um ein Blatt, die doch nun hinreichend anerkannte Ev. K.-Z. schaaren und so die Kräfte concentriren? Schade, daß gar zu viel „geblättelt" wird!

Am ersten Pfingsttage 1840 schied König Friedrich Wilhelm III. aus diesem Leben. Erst in der Nummer der Ev. K.-Z. vom 1. August S. 489 ff. bespricht Hengstenberg diesen das ganze Land bewegenden Todesfall, und durchbricht damit eine „starke Neigung zum gänzlichen Schweigen. Es mag zwar sicherlich auch den Engeln im Himmel ein erfreuender Anblick sein, wenn irdische

[1]) Brief, Duisburg 15. April 1840.

[2]) Brief, Marburg 17. Mai 1840.

Herrschaft- und Unterthänigkeit durch kräftige Aufwallungen der Treue und Liebe verklärt werden; aber die Unterthänigkeit gegen den, vor welchem sich aller Kniee beugen, in welchem der Urquell fließt aller Liebe und Treue, kann doch ohne Versündigung auch dann nicht von der ihr gebührenden Stelle gerückt oder verdunkelt oder vergessen werden. Diese und ähnliche Bedenken wurden durch manche gemüthliche Uebernommenheiten und phantastische Ausschweifungen, ja fade Schmeicheleien, welche im Publicum gesagt und geschrieben wurden, noch gesteigert. — Schweigen aber durften wir doch nicht; dazu geht uns das große vaterländische und welthistorische Ereigniß zu nahe an, und steht in zu vielfachem Zusammenhange mit den kirchlichen Zuständen unsrer Vergangenheit und Gegenwart." Hengstenberg zeichnet nun in feinen Zügen das Bild eines christlichen Regenten, zu welchem Bilde das Haus der Hohenzollern eine schöne Zahl charakterisirender Züge liefert, „bei deren dankbarer Anschauung wir uns nicht zu scheuen brauchen, auch die in mancherlei Gestalt und Dauer vorüberziehenden Verdunklungen durch Unglauben und Sündhaftigkeit einzugestehen." Zu den glorreichen Bekennern gehörte auch Friedrich Wilhelm III., der Ursach zu dem Ausspruche hatte: „meine Zeit in Unruhe." „Denn Unruhe war schon der Anfang seiner Regierung. Die Waffen der französischen Republicaner waren überall siegreich, und seine eigenen Unterthanen größtentheils dem Glauben der Väter entfremdet, und durch Philosophie und lose Verführung in der Menschen Lehren von ihrem Gott und König abgewendet, unter sich zerrissen und uneinig. — Die lange, durch Kriegsruhm und immer wachsende Macht glänzende Regierung seines Großoheims hatte Europa mit Bewunderung erfüllt. Der Begriff eines deutschen Heldenkönigs war an ihm (dem Großoheim) den Nationen wieder einmal lebendig geworden, und hatte das Selbstgefühl der Deutschen von Neuem erweckt." Hengstenberg erkennt die Vorzüge des großen preußischen Königs voll an, verschweigt aber auch dessen Schattenseiten nicht. „Alle Weisen der Welt hatten den reichbegabten Monarchen als den Helden des Zeitalters gepriesen, vorzüglich auch deßwegen, weil er mit den Feinden des Kreuzes Christi Gemeinschaft gehalten. Noch in seinem letzten Willen hatte er in heidnischer Weise gesagt: „ich gebe gern und ohne Bedauern diesen Lebenshauch, der mich beseelt, der wohlthätigen Natur, die ihn mir

geliehen hat, meinen Körper aber den Elementen, aus welchen er zusammen gesetzt ist, zurück;" Worte, in denen die öde Hoffnungslosigkeit des Unglaubens schaurig warnend hervortritt. Aber er hatte auch — und das konnte aus dem Munde eines so ruhmgekrönten Herrschers seinen begeisternden Eindruck auf den Erben dieses Glanzes kaum verfehlen — so gesprochen: „ich habe Gesetze und Gerechtigkeit herrschend sein lassen, ich habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen gebracht, ich habe in die Armee jene Manneszucht eingeführt, wodurch sie vor allen übrigen Truppen Europas den Vorrang erhalten hat. Meine letzten Wünsche werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein, möchte es doch stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Kraft regiert werden." Dem jungen Könige Friedrich Wilhelm III. mußte die große Gestalt seines Großoheims um so mehr imponiren, als die kurze Regierung Friedrich Wilhelm II. das Gegentheil von der seines Vorgängers war: ruhmlose Kriege und ein erschöpfter Staatsschatz.

Nachdem Hengstenberg der sichtbaren gnädigen Führungen Gottes an Friedrich Wilhelm III. gedacht hat, welcher erst 27 Jahre alt, den Thron bestieg, und in den gefährlichsten Jahren den Mühen des Krieges unterworfen wurde, und erst durch die tiefsten Demüthigungen zu den Siegen der Jahre 1813 bis 1815 gelangte, kommt er auf die kirchliche Stellung des Königs, welchem die kirchlichen Angelegenheiten besonders wichtig waren. Während die Consistorien unter dem Einflusse des unchristlichen Zeitgeistes verschwunden, und die Kirchensachen an die Regierungen überwiesen waren, stellt Friedrich Wilhelm III. die Consistorien als rein kirchliche Behörden wieder her. Eine Synodalverfassung wurde verheißen, und die Zusammenberufung von Kreis- und General-Synoden angeordnet. Die Union der lutherischen und reformirten Kirche wurde erstrebt. Eine neue Agende sollte der Willkür im Gottesdienste ein Ende machen, und denselben den ewigen Glaubensinhalt und seine Würde wieder geben.

Es ist nicht schwer, allen diesen Unternehmungen die schwache Seite abzugewinnen. — Man hat unsere noch immer weltlichen und unselbständigen Consistorien mit den alten, unsere Titularbischöfe mit den wirklichen verglichen. Die Synodalverfassung, hat man eingewandt, sei nie ins Leben getreten. An dem raschen Gelingen der Union im Großen und Ganzen habe der Indifferen-

tismus hauptsächlichen Antheil; eine gründliche Lösung der alten Streitfragen sei nicht einmal versucht worden, ja die Union habe, indem sie ihren lutherischen Gegnern Anlaß zur Trennung von der Landeskirche gegeben, den Zwist der Parteien und den Gegensatz der Confessionen aufs Neue entflammt, und mannigfachen Druck der Gewissen veranlaßt. Die Agende bekenne allerdings rund und entschieden in allem Wesentlichen die christliche und kirchliche Wahrheit, aber eben dadurch bilde sie einen grellen Gegensatz nicht allein gegen die Lehre vieler Universitätstheologen und Geistlichen, sondern auch gegen die Haltung und Praxis vieler Kirchenbehörden.

„All dieser Tadel trifft aber nur die eine Seite der Sache, und erschöpft sie nicht von der Seite, von welcher wir sie bei dem Hintritt des geliebten und verehrten Königs zu betrachten haben. Was ihn zu diesen Schritten trieb, war ein aufrichtiges Streben, das Seinige beizutragen, um die verfallne evangelische Kirche wieder zu bauen, und die ihm theuer gewordne Wahrheit und reine Lehre, welche die Reformatoren erkämpft hatten, seinem Volke gegen die römische Kirche auf der einen, und gegen Unglauben auf der andern Seite zu erhalten. Dieses sein kirchliches Streben wird immer ein erwecklíches Zeugniß bleiben von dem innerlichen und stets wachsenden Ernste, der seine landesherrliche Thätigkeit beherrschte. Der Religionsunterricht, den der königliche Jüngling genossen, hätte ebenso gut auch eine entgegengesetzte Richtung zur Folge haben können. — Sein großartigstes Unternehmen in kirchlicher Hinsicht bleibt die Union und die damit in innigstem Zusammenhange stehende Agendensache. Die Nachwelt wird die Schwierigkeiten würdigen, mit denen der König hier zu kämpfen hatte. Unglaube und Unkirchlichkeit hatten die Christenheit bis in ihr innerstes Mark so durchwühlt, daß die großen Aufgaben der Zeit unmöglich allein mit den Kräften gelöst werden konnten, welche den Großen der Erde zu Gebote stehen, die immer, auch wenn sie im Namen Gottes handeln, in Kirchensachen mit eigenthümlichen Hindernissen zu ringen haben. Die Geistlichkeit war und ist gutentheils ungläubig und in sich zerfallen, und selbst die gläubigen Christen unter pietistischen, herrnhutischen, mystischen Einflüssen meist dem kirchlichen Sinne entfremdet, auf dem Gebiete der Kirche unwissend, und zum gemeinschaftlichen Handeln untüchtig. Dabei stehen sie, wie die Zeitgenossen überhaupt, unter den Einwirkungen des herrschenden Pantheismus,

der sich stets feindlich widersetzt, wenn die Kirche eine Gestalt gewinnen, und ins Leben treten will. Die Wege des Herrn sind wunderbar, und er führt Alles herrlich hinaus. Er wird von dem, was im Aufblick auf ihn, wenn auch in Schwachheit, gesäet worden, nichts umkommen lassen. Wenn der Pfingstgeist alle babylonische Sprachverwirrung überwunden haben wird, dann wird erkannt werden, daß dieser Eine Geist es ist, der sowohl die gewissenhaften Dissidenten scheu macht vor Indifferentismus und Verweltlichung der Kirche, als auch den König zu dem kräftigen, ausführlichen und lebendigen Bekenntnisse in der Agende erweckt hat."

Diese Würdigung des Königs Friedrich Wilhelm III. ehrt den König und den Mann, der sie geschrieben, welcher in aller schuldigen Ehrerbietung der ehrwürdigen Gestalt des Königs Ehre erzeigt, zugleich aber mit einem in der Furcht vor dem höchsten Gott gebundenen Gewissen die Wahrheit zu ihrem Rechte kommen läßt. Auch in solchen Fällen, wo Hengstenberg es mit den Großen auf Erden zu thun hat, wie überhaupt charakterisirt es ihn, daß ihn der gute Geist auf ebener Bahn führte.

1841.

Denkmäler und Jubelfeiern. D. Sartorius.

Man könnte wohl behaupten, daß seit Erschaffung der Welt kein Jahr in solchem Grade ein Jahr der Denkmäler und Jubelfeiern gewesen ist, wie das vorige — schreibt Hengstenberg[1]) 1841. Diese zunehmende Neigung zur Errichtung von Denkmälern und Haltung von Jubelfeiern, die sich freilich seitdem noch ein ganz bedeutendes erhöht hat, erscheint so wichtig, daß Hengstenberg tiefer auf diese Sucht eingeht.

Die niedrigsten Ursachen der herrschenden Vorliebe für Gedenkfeiern liegen darin, daß die große Masse ohne tiefere Interessen jeden solchen Anlaß ergreift, um ihre Genußsucht und Eitelkeit zu befriedigen. „Man begeistert sich nothdürftig für irgend einen bedeutenden Mann, dessen Andenken gerade durch den Kalender erneuert wird, um über ihm mit der angenehmen Illusion, daß man

1) Ev. K.-Zeitung 1841. S. 1.

dabei ein Werk des Geistes verrichte, fröhlich schmausen zu können. Man freut sich, daß man Gelegenheit erhält, als Dichter und Redner, unter dem Scheine, als gelte es die Verherrlichung einer großen Persönlichkeit, die eigene kleine geltend zu machen." Die Comitee-Mitglieder gelangen zu der vielleicht nicht oft gebotenen Ehre, ihren Namen gedruckt zu sehen. Der Cultus des Genius ist so wenig im Gegensatz gegen die niedere Selbstsucht, daß er vielmehr oft das Mittel ist, wodurch sich diese ihre Befriedigung verschafft.

Aber die Ursachen so mancher Jubelfeiern und Denkmalstiftungen liegen noch viel tiefer. Die Feiern tragen den Charakter von Demonstrationen. „Der wirklichen Größe bedeutender historischer Personen sucht man einen möglichst großen Zusatz von gemachter zu geben, um auf diese Weise einen mächtigen Heiligen und Schutzpatron für die von ihnen repräsentirte Richtung zu erlangen, und jede Opposition gegen die letztere als einen Frevel gegen diesen Schutzpatron brandmarken zu können. Am deutlichsten tritt dieser Zusammenhang der Jubelfeiern mit den Parteikämpfen unsrer Zeit hervor bei dem Jubiläum Friedrichs II. Nie würde der Enthusiasmus für diesen Monarchen die Höhe erreicht haben, zu der er sich bei seinem Jubiläum steigerte, wenn es nicht gegolten hätte, bei dieser Gelegenheit dem wiedererwachten Glauben einen Stoß beizubringen. Jedes Vivat war hier zugleich ein Pereat, jeder begeisterte Preis hatte ein energisches Anathema zum unzertrennlichen Begleiter. Diejenigen, welche das neunzehnte Jahrhundert wieder in das achtzehnte zurückbilden möchten, sind den Dank für ihren Enthusiasmus für den Helden des letzteren großentheils ihren Gegnern, denjenigen schuldig, welche in dem Gegensatze des neunzehnten Jahrhunderts gegen das achtzehnte, wie er zuerst in den Freiheitskriegen aufkeimte, stehen blieben, und ihn immer consequenter ausbildeten. Denken wir uns die letzteren hinweg, wäre nicht die Spannung der Gegensätze vorhanden gewesen, so würde der Jubel, der zugleich Schlachtgeschrei war, sehr leise ertönt sein."

Auch die Guttenbergfeier trug denselben Charakter. Guttenberg wurde als Heros der falschen Aufklärung und Preßfreiheit gefeiert. Obwohl die Person, um sie zu dem beabsichtigten Zweck brauchen zu können, zuvor ihrer ganzen historischen Erscheinung entkleidet, und in eine mythische verwandelt werden mußte, so

wurde ohne Anstand diese Metamorphose vollzogen, wie es der Zweck erforderte.

Mit Recht spricht Hengstenberg den Satz aus: in ihren maßlosen Jubelfeiern und Denkmalen errichtet unsere Zeit ihrer eigenen Schwäche ein Monument. Derselbe Mann, der die Frage aufwarf: was ist Wahrheit, zeigt sich als ein Mann, dem die Fähigkeit zum entschlossenen, kräftigen Handeln, die Kraft für seine Ueberzeugung zu leiden, fehlt. So erzeugt der Skepticismus die Unentschlossenheit und Mattherzigkeit, und wenn er herrschend wird, sucht man die Größe in der Geschichte der Vergangenheit, und baut die Gräber der Propheten.

Das Bedürfniß endlich nach Verehrung und Liebe eines Höheren strebt, wie es dem Menschen tief eingeprägt ist, nach Befriedigung. „So betrachtet sind die Jubelfeiern und Denkmäler ein bedenkliches Symptom der Theophobie unsrer Zeit, ihrer Gottesscheu, wodurch sie den Gegensatz gegen die Gottesfurcht der früheren bildet." — „Was bleibt denjenigen, welche das Bedürfniß der Liebe und Verehrung eines Höheren nicht ganz ersticken können, welche von dem Gefühle der unerträglichen Oede, der leeren Einerleiheit eines anbetungslosen Daseins ergriffen sind, anders übrig, als in dem Schiffbruch, der ihnen alles Andere geraubt, sich an das einzige noch übrige schwache Brett menschlicher Größe mit ihren Gefühlen anzuklammern, mit krankhaftem Eifer allen Trägern solcher Größe nachzujagen, und ihnen die Vollkommenheiten, die sie nicht wirklich besitzen, anzulügen, damit sie doch einigermaßen ein würdiger Gegenstand der Anbetung werden."

Daß der Cultus des Genius viel leichter ist, als die Anbetung des wahren in Christo geoffenbarten Gottes, ist unschwer einzusehen. Dem Cultus des Genius kann man bei Saitenspiel und Becherklang bequem obliegen, und alle Götzen nehmen vorlieb mit dem, was man ihnen gibt. Dagegen gewährt der wahre Gott unendlich mehr, als die Götzen; aber verlangt auch mehr — er verlangt das Herz, das ganze Herz.

Daß Hengstenberg sowohl in dem Nachrufe für Friedrich Wilhelm III., als auch in der vorstehenden Polemik gegen Jubelfeiern sich nicht scheut, den König Friedrich II. in die Besprechung hineinzuziehen, ist um so bedeutsamer, als er wußte, daß der hochverehrte König Friedrich Wilhelm IV. Friedrich II. „sehr verehrte als

National-Heros, und wegen seines Geistes und Witzes auch an seiner Persönlichkeit Gefallen fand," wie ein Vertrauter des Königs in einem Briefe schreibt.[1])

Unter den vielen Freunden Hengstenbergs, welche an dem Gedeihen der Kirchenzeitung und dem sonstigen Schaffen des Herausgebers den lebendigsten Antheil nahmen, ist D. Sartorius in Königsberg einer der zuverlässigsten und thätigsten. Derselbe erwartete[2]) von Hengstenberg sehnlichst eine Besprechung über die Dogmatik von Strauß: „gegen die Straußsche Dogmatik, I. Th. wird alle Welt von Ihnen im Vorwort des nächsten Jahrganges eine Remonstration erwarten, warum ich Sie meinerseits recht inständig bitte. Ich verspreche Ihnen auch von mir einen Aufsatz dagegen; aber ich möchte gern den 2. Band abwarten, um ihn im Centrum anzugreifen, worin ich vielleicht mehr Stärke habe, als auf den Flügeln. Der vorgeschobene rechte Flügel aber wird und muß von Ihnen niedergeworfen werden, wozu insbesondere das Geschwätz über Weissagung, Wunder, Kanon u. s. w. die erfolgreichsten Angriffs-Positionen für die Schärfe Ihrer Waffen darbietet. — Zum voraus danke ich Ihnen für Ihre zu erwartende Schrift: Die Bücher Mosis und Aegypten. Der Segen Israels komme über Sie, für die treue Mühe und Arbeit, die Sie der Heiligkeit und Wahrheit des alten Bundes widmen. Möchte doch bald auch ein Compendium der Einleitung ins A. Test. von Ihnen erscheinen zur Verdrängung des de Webteschen."

Das Vorwort von 1841 brachte die gewünschte Besprechung der Dogmatik von Strauß nicht; es mußte sich große Abstriche durch die Censur gefallen lassen. Eine ausführliche Betrachtung über Friedr. II. wurde ganz gestrichen. Hengstenbergs Frau schrieb darüber am 19. März 1841 an den Schwager Carl: „Wilhelms Hauptunannehmlichkeit in diesem Winter waren Censurbeschwerden; noch nie ist ihm in kurzer Zeit so viel gestrichen worden, wie seit dem Herbst vorigen Jahres. Auch dem verstümmelten diesjährigen Vorwort haben Sie es wohl angesehen, daß seine bessere Hälfte abgeschnitten worden ist. Es war ein ganz ausgezeichnet schöner Aufsatz über das Verhältniß Friedrichs II. zur Kirche, jetzt besonders am rechten Ort, da der König eine sehr wohlfeile deutsche Ausgabe

[1]) Brief vom 21. Dcbr. 1840.
[2]) Brief vom 11. Dcbr. 1840.

seiner sämmtlichen Werke veranlaßt hat, die sehr bald erscheinen wird. Wilhelm hat später noch versucht, ihn als Broschüre in Leipzig erscheinen zu lassen, aber auch dort wagt man nicht, ihm das Imprimatur zu ertheilen. Vielleicht bietet sich später noch irgend eine Gelegenheit dar. Denn es wäre wirklich ein großer Verlust, wenn dieser Aufsatz sollte als Manuscript liegen bleiben, doch wie, wo und wann Gott will."

1842.

Episcopal- oder Presbyterial-Verfassung. Staat und Kirche. Synoden. Ordensverleihung an Geistliche. Schreibwesen. Positive Wünsche über Gymnasien, Universitäten. Liturgie und Agende. Königsberg. Rudolstadt.

Der König Friedrich Wilhelm IV. griff bald nach seinem Regierungs-Antritt kräftig in das religiöse Leben in Preußen ein; er gab in Sachen der Altlutheraner und zu deren Freude bereits am 19. Aug. 1840 eine Cab.-Ordre, erledigte die Cölner Bischofsfrage insofern der Erzbischof seiner Haft entlassen und ein Friede — kein ewiger — mit Rom geschlossen wurde. Ganz besonders wandte der edle König Friedrich Wilhelm IV. seine Fürsorge der preußischen Landeskirche zu, deren oberste Leitung er, wie er bei seinem Regierungsantritt kundgab, nur bis zu der Zeit in Händen behalten zu wollen erklärte, wo die Kirche auf ordnungsmäßigem Wege sich zur selbständigen Verwaltung entwickele. In Erkenntniß dessen, daß die Zeit nahe sei, wo berufene und unberufene Geister auf den kirchlichen Plan treten würden, legte Hengstenberg die der Evangelischen Kirche gewidmeten Wünsche dar, soweit diese „die nächste Zukunft" betreffen.

Wenn Manche an die Stelle der Consistorial-Verfassung die Episcopal-, und Viele die Synodal- und Presbyterial-Verfassung setzen wollten, so ist Hengstenberg nicht einverstanden. „Der Wunsch, die Episcopal-Verfassung an die Stelle der in der Evangelischen Kirche ursprünglichen, mit ihrem Wesen innig verwachsenen Consistorial-Verfassung gesetzt zu sehen, kann wohl nur auf Grund von Ansichten über die Bedeutung des geistlichen Amtes und namentlich der bischöflichen Würde entstehen, welche in der Schrift

gar kein Fundament haben. — Daran schließen sich dann leicht Ansichten von der Bedeutung der Ordination und apostolischen Succession, welche unsere Kirche von jeher perhorrescirt hat, mit denen man den Boden der heil. Schrift verläßt und in das Gebiet der Menschensatzungen eintritt, wo das ‚ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig' gilt und wo das Mehr oder Weniger ziemlich gleichgültig und zufällig ist."

Diejenigen, welche die Presbyterial-Verfassung ersehnten, fordert Hengstenberg auf, zuerst den Beweis beizubringen, daß die Stellung, welche der Landesherr innerhalb der Evangelischen Kirche einnimmt, und zwar weil er Landesherr ist, aber nicht als Landesherr, dem Wesen der Evangelischen Kirche widerspricht, ein Beweis, der sich als unmöglich zu führen schon von vornherein darstellt, denn was von Anfang und immer, in den Zeiten ihrer größten Blüthe gewesen ist, das kann unmöglich ihrem Wesen widersprechen. Gewöhnlich macht man sich die Sache sehr leicht; man setzt ohne Weiteres voraus, daß der Landesherr die Gewalt, die er in der Kirche hat, als Landesherr hat, und dann hat man bei allen denen, die sich diese Voraussetzung gefallen lassen, gewonnen Spiel. Denn das ist gewiß, Kirche und Staat sind ihrem Wesen nach völlig geschieden. Zwei Gründe, die gegen die kirchliche Stellung des Landesherrn erhoben werden, erkennt Hengstenberg an — zuerst, daß der Landesherr das Kirchenregiment in staatlicher Weise führe. Aber „die Herrschaft des Territorialismus, wem fällt sie der Hauptsache nach anders zur Last, als der Kirche selbst? Was war natürlicher, als daß, nachdem in ihr das Bewußtsein um ihren unmittelbar göttlichen Ursprung, um ihre Geschiedenheit von dem Staate geschwunden war, auch ihre Häupter die Einsicht in den Unterschied der Kirchengewalt von der landesherrlichen verloren?" Puchta empfiehlt die Bezeichnung der landesherrlichen Kirchengewalt durch den Namen des Episcopats, „der Name des Episcopats ist ein Zeugniß der Verschiedenheit der Kirchengewalt von der landesherrlichen, ein Bekenntniß, daß es ein Kirchenamt ist, welches der Landesherr als Regent der Kirche führt. Das zweite Bedenken ist, es sei widersinnig, daß der Beruf zum Kirchenregiment durch die Geburt ertheilt werde und so die Oberen der Kirche oft von ihrem Geiste nicht erfüllt und durchdrungen seien. Dies Bedenken würde entscheidend sein, wenn man die Garantie hätte, daß bei einer andern Verfassung

stets entschieden geistlich gerichtete Männer an der Spitze der Verwaltung stehen würden. Diese Garantie kann aber nicht gegeben werden, und die Geschichte lehrt, daß sie nicht vorhanden ist.

So konnte Hengstenberg zunächst die Ersetzung der Consistorial-Verfassung durch eine andre nicht herbeiwünschen, theils weil er eine solche Aenderung zur Zeit für unausführbar hielt, theils keinen Gewinn von ihr erhoffen konnte.

Dagegen erhebt er seine Stimme gegen die Vermengung von Kirche und Staat, wie sie in Folge der Erstarrung der Kirche eingerissen war. Wenn der Landesherr die beiden höchsten Gewalten in sich vereinigt, so ist nothwendig, daß die verschiedenartige Natur dieser Gewalten durch die Verschiedenheit der Diener beider stets zum Bewußtsein gebracht wird. Die Visitations- und Consistorialordnung Johann Georgs scheidet aufs Strengste zwischen kirchlichem und weltlichem Regiment und erst im Jahre 1808 gingen, um der Geschäftsverwaltung die größte Einheit zu geben, die Geschäfte des geistlichen Departements, dem alle Kirchen- und Schulsachen in sämmtlichen Königlichen Landen unterstanden, an das Ministerium des Innern über. Die provinziellen lutherischen Consistorien, wie das Kirchen-Directorium der Reformirten in Berlin wurden aufgehoben und die sämmtlichen Kirchen-Angelegenheiten den Regierungen übertragen. Doch der Blick Friedrich Wilhelm III. erkannte bald das Unzuträgliche dieser Einrichtung und schon 1815 erhielt jede Provinz ein Consistorium wieder; 1817 wurde das geistliche Ministerium errichtet. Für die kathol. Kirche war das Provinzial-Consistorium die bloß berathende Behörde des Oberpräsidenten, zu welchem Zwecke katholische Räthe, welche die katholischen Sachen zum Vortrag brachten, Mitglieder des Prov.-Consistoriums waren. Es ist leicht zu erkennen, daß diese Consistorien mit einem innern Widerspruch behaftet waren — sie waren und konnten keine rein geistliche Behörden für die Evangelische Kirche sein. Ohnehin verblieb den weltlichen Regierungen ein bedeutender Theil der kirchlichen Angelegenheiten, wie Aufrechterhaltung der äußeren Kirchenzucht und die Verwaltung alles Kirchenvermögens. Der Wunsch Hengstenbergs war in dieser Hinsicht eine nach Namen und Geschäftskreis rein kirchliche Oberbehörde, Befreiung der Consistorien von den nicht kirchlichen Elementen, Ueberweisung der bis-

her von den Regierungen verwalteten kirchlichen Angelegenheiten an die Consistorien.

Ein andrer Wunsch bezieht sich im Gegensatze gegen die völlige Ausschließung der Pfarrer und Gemeinen von der Theilnahme am Kirchenregimente auf die Belebung der Synoden. Synoden gab es, aber „sie sind nichts Anderes als Zusammenkünfte der Geistlichen zur Abnahme der Wittwenkassenrechnung oder zur Verhandlung andrer ganz äußerlicher Angelegenheiten. Würde die Theilnahme an diesen Synodal-Verhandlungen neben den Geistlichen auch Abgeordneten der Gemeinen aus dem Laienstande gewährt, würde dafür gesorgt, daß sie wahrhaft tüchtige, entschieden geistlich gerichtete und theologisch durchgebildete Vorsteher erhielten, statt der brauchbaren Geschäftsmänner, die wir jetzt oft an ihrer Spitze erblicken, würden sie möglichst oft zusammenberufen, würden ihnen wichtige Gegenstände zur Discussion vorgelegt, — so würden diese Synoden sofort ein Ferment in den geistlichen Stand bringen und ebenso auch in die Gemeinen."

Als eine weitere Folge der Vermengung von Kirche und Staat und der Verkennung des Wesens der Kirche bezeichnet Hengstenberg die Ordens-Verleihung an Geistliche. Scheint diese Angelegenheit an und für sich zunächst keine besondere Bedeutung zu haben, so findet Hengstenberg sie principiell bedenklich. Weil die bestehenden Orden dem Staate angehören, so gewinnt es den Anschein, als ob Geistliche, die Orden vom Landesherrn empfangen, damit in denselben Rang mit den Dienern der landesherrlichen Macht gestellt werden. „Jede Ordensverleihung an Geistliche, indem sie dieselben den Officieren, Geheimräthen u. s. w. gleichstellt, erscheint als eine faktische Verleugnung der Selbstständigkeit der Kirche. Diesem Uebelstande, der größer ist, als es wohl auf den ersten Anblick scheinen möchte, denn jene faktischen Deklarationen, stets erneuert durch das fortwährende Sichtbarwerden der Decorationen auf der Amtskleidung der Geistlichen, mit der sie einen seltsamen Contrast bilden, sind von großem Einflusse auf die öffentliche Meinung und auch auf die Träger der Decorationen selbst, die immerfort durch sie versucht werden, sich statt als Bischöfliche, als Königische zu fühlen — könnte vorgebeugt werden durch die Gründung eines speciell kirchlichen Ordens, den der

Landesherr als Träger des Episcopates austheilte, aber auch dann noch würden sehr wichtige Bedenken bleiben."

Es bleiben wichtige Bedenken gegen alle Orden für Geistliche. Werden Orden gegeben, so werden sie auch gesucht und Eitelkeit und Hochmuth heftet sich an den Besitz der Orden. Die Absicht, welche man bei der Einführung des Ordenswesens in die Kirche gehabt hat, mag eine wohlwollende gewesen sein — man wollte durch die Auszeichnung, die man einzelnen Geistlichen verlieh, der verbreiteten Geringschätzung des Standes entgegentreten. Indessen ist die dem Geistlichen auf diesem Wege gegebene Ehre doch immer nur eine bürgerliche, für die eigentlichen Zwecke des geistlichen Amtes von keiner Bedeutung. Auch fehlt dem irdischen Urtheil die rechte Competenz, das Verdienst auf dem kirchlichen Gebiete zu erkennen, weil hier alles auf die innerste Gesinnung ankommt. Das Wort des Herrn Joh. 5, 44: wie könnt ihr glauben, die ihr Ehre von einander nehmt? und die Verheißung, daß die Lehrer leuchten werden wie des Himmels Glanz, rechtfertigen Luthers Ausspruch, „zu seiner Zeit wird sich ihre Ehre wohl finden, die größer und herrlicher sein wird, denn Jemand bedenken kann. Christus hält sie für seine Diener und wenn er erscheinen wird, wird er ihnen die unverwelkliche Krone der Ehre geben."[1])

Das Ueberhandnehmen des Schreibwesens in der kirchlichen Verwaltung ist gleichfalls ein aus der Vermengung von Kirche und Staat entsprungener Uebelstand. Der Tabellen, Listen, Berichte ist kein Ende. „Vieles scheint kaum einen andern Zweck zu haben als den, der auf einer Abstraction beruhenden Anfordrung der Vollständigkeit zu genügen." Den Geistlichen wird dadurch viel edle Zeit genommen, besonders bedenklich ist der Einfluß, den

[1]) Während Hengstenberg die Freude hatte, daß die von ihm ausgesprochenen Wünsche einen großen Erfolg hatten, war dies in Betreff der Orden der Geistlichen nicht der Fall. „Dieser Wunsch ist nicht erfüllt worden." So geht sein bescheidener Wunsch dahin, „daß wenigstens die Vertheilung der Orden an Geistliche nicht nach Verdienst geschehen möchte." Rang-, Anciennetäts- und solche Orden, die sich auf sonstige, nicht geistliche Verdienste beziehen, für die Geistlichen mögen passiren. Daß aber ein Geistlicher dafür, daß er das Wort Gottes im Geist und in der Kraft verkündigt, den Sündern nachgeht, ein thätiger Missionsfreund ist, Prediger-Conferenzen zu beleben und zu leiten versteht u. s. w., mit einem Orden decorirt wird, findet Hengstenberg nicht angemessen. Ev. K.-Z. 1843. S. 665 u. ff.

diese polizeiliche Einrichtung der kirchlichen Verwaltung auf die Superintendenturen ausübt. Treue und eifrige Geistliche werden wünschen müssen, „der Superintendentur ledig zu bleiben, die ihre dem Dienste Gottes gewidmete Zeit und Kraft zum nicht geringen Theil für Aeußerlichkeiten in Anspruch nimmt, die, soweit sie überhaupt nöthig sind, ein Schreiber ebenso gut verwalten kann, als sie."

„Die positiven Wünsche der Ev. K.-Z. beziehen sich auf den geistlichen Stand, ohne dessen Reformation auch die trefflichste kirchliche Verwaltung wenig ausrichten kann. „Hier kommt vor Allem der Zustand der Gymnasien in Betracht, auf welchen die künftigen Diener der Kirche gebildet werden. Es ist eine unleugbare Thatsache, daß wenige Gebiete des Lebens von der seit den Freiheitskriegen entstandenen kirchlichen Bewegung weniger berührt worden sind als gerade dieses. Es erklärt sich dieses theils aus der fast ausschließlichen Beschäftigung des Schulstandes mit heidnischer Literatur, die so leicht einen heidnischen Sinn erzeugt und in ihm befestigt, um so mehr, da auf den Universitäten jetzt in der Regel das Heidnische auch heidnisch behandelt wird, theils aus dem Umstand, daß vorzugsweise dem Schulstande sich diejenigen zuwenden, die, ursprünglich gesonnen sich der Theologie zu widmen, in der Zeit der Vorbereitung am Glauben Schiffbruch gelitten haben oder auch nur zu der Erkenntniß gelangt sind, daß ihr Unglaube sie zum Dienste der Kirche unfähig mache, theils endlich, was speciell unser Land betrifft, in welchem der unkirchliche Charakter der Gymnasien wohl am stärksten hervortritt, daraus, daß in einer nunmehr Gott sei Lob vergangenen Zeit geflissentlich darauf hingewirkt worden ist, die Gymnasien mit einer dem Christenthum, ja aller Religion feindlichen Philosophie zu besetzen und namentlich nur Männer von solcher Richtung zu Direktoren zu erheben."

„Die Uebelstände, die sich aus solchem Zustande der Gymnasien ergeben, liegen offen zu Tage. Der Kirche werden auf diese Weise eine Menge der begabtesten Jünglinge von vorn herein entzogen, die sich sonst ihrem Dienste gewidmet haben würden. Grade die tüchtigsten werden am meisten durch den in den Lehrern herrschenden Geist influirt werden, wenn nicht etwa die Einwirkung christlich gesinnter Eltern, die nur in schmerzlicher Besorgniß solchen An-

stalten ihre Söhne anvertrauen können, das Gegengewicht hält. Der Entschluß, dem geistlichen Berufe zu entsagen, wird besonders bei denen schnell zur Reife kommen, die nicht durch ihre Verhältnisse, wenn sie überhaupt studieren wollen, an diesen Beruf gebunden sind, und so entgehen der Kirche vorzugsweise gerade diejenigen, welche ihr das gar nicht unbedeutende Erbtheil der Sitte und feineren Erziehung und der Freiheit von gedrücktem, knechtischem, trockenem und beschränktem Wesen mitbringen würden, womit diejenigen so sehr zu kämpfen haben, die in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen sind und sich durch die Zeit der Vorbereitung hindurch gekümmert haben."

Daß unter den obwaltenden Umständen ein wirklicher Nothstand vorhanden war und daß nicht Wenige als die Frucht ihrer gymnasialen und akademischen Bildung den Unglauben mit ins Amt brachten und ein Fluch für die Gemeinen wurden, lag für offene Augen klar zu Tage. Als das einzige menschliche Mittel, welches einen durchgreifenden Einfluß haben könne, sieht Hengstenberg das schon von dem churmärkischen Ober-Consistorium empfohlene an, daß wieder eine engere Verbindung des Schul- und geistlichen Standes hergestellt werde, damit jener gleichsam diesem in die Hände arbeite. Mit der Bildung eines besondern Schulstandes habe der auf den Gymnasien waltende unkirchliche Geist begonnen und nur mit dem Aufhören dieses Standes werde das Uebel weichen und die Klage aufhören, daß die Lehrer an den Gymnasien nur Lehrer und nicht Erzieher seien. „Daß die Schulmänner Theologen sind, wie früher der Gymnasialunterricht nur Theologen anvertraut war," ist Hengstenbergs Fordrung. Dabei verwahrt Hengstenberg sich ausdrücklich dagegen, als ob er weniger eine solide humanistische Bildung für nothwendig erachte. Zur Durchführung dieses Vorschlages reiche freilich das übliche Triennium für das combinirte Studium der Theologie und Schulwissenschaften nicht aus und es sei die Verlängerung der Studienzeit erforderlich. „Hält man es für bedenklich, diesen „Rückschritt" zu machen, der unsrer Ueberzeugung nach ein entschiedener Fortschritt wäre und zu dem es jedenfalls zu seiner Zeit kommen wird, wenn auch erst nach sehr trüben Erfahrungen, so bleibt kein andrer Rath als der, daß die Kirche Alles aufbiete, die Gründung besondrer Lehranstalten für ihre künftigen Diener herbeizuführen, freilich ein sehr trauriger Ausweg,

da der Kirche außer diesen auch ihre zukünftigen einflußreichen Glieder am Herzen liegen müssen; aber es ist doch immer besser, daß wenigstens ein einzelner wichtiger Theil gerettet werde, als daß das Ganze zu Grunde geht." In Würtemberg bestehen seit Jahrhunderten ausschließlich für Theologen bestimmte und von Theologen geleitete und unter specieller kirchlicher Aufsicht stehende Anstalten.

Der Zustand der Gymnasien offenbarte sich je länger je mehr als ein unheilvoller und wenn auch nicht die Gründung besondrer Lehranstalten für die künftigen Geistlichen, so wurde doch die Gründung christlicher Gymnasien aus privaten Mitteln in Angriff genommen und durchgeführt — eine Thatsache, die zur Folge hatte, daß auch die Staatsgymnasien vielfach, wenn auch nicht in dem nöthigen, ausreichenden Maaße, in christlicher Hinsicht reorganisirt wurden.

Bezüglich der Universitäten wird gefordert, daß die kirchliche Stellung der theologischen Fakultäten öffentlich ausgesprochen und bei jeder Gelegenheit anerkannt und geltend gemacht werde. „Würde diese Stellung fortwährend verkannt, würde die Lehrfreiheit der theologischen Fakultäten über die Grenzen des kirchlichen Bekenntnisses hinaus ausgedehnt und somit in eine Lehrwillkür verwandelt, so müßte die Kirche Alles daran setzen, für ihre künftigen Diener eigene Vorbereitungsanstalten zu gewinnen." Unerträglich und ein großer Schaden ist es, „wenn bei einer Fakultät, der die wissenschaftliche Vorbereitung von beinahe fünfhundert Theologen anvertraut ist, die alttestamentlichen Disciplinen nur von solchen vorgetragen werden, die sich zu keinem einzigen Artikel des apostolischen Symbolums bekennen, die von den großen Thaten Gottes nichts verstehen und von den Tiefen seines Wortes keine Ahnung haben, die, da sie nichts von wissen, sogar noch lästern, und zum Gegenstande ihres unheiligen Spottes und salzlosen Witzes machen."

Die Prüfung der Theologen den theologischen Fakultäten oder den Consistorien weiterhin zu überlassen widerräth Hengstenberg als unzweckmäßig und unzuträglich. Im ersteren Falle werde ein gewisser Zwang den Examinanden auferlegt, bei denjenigen Docenten, die zugleich Examinatoren sind, zu hören; in den Consistorien fehlen oft die zur Prüfung wissenschaftlich tüchtigen Männer. Und ganz besonders führen die Prüfungen, wie sie jetzt bestehen, zu keinem ausgiebigen Resultat; sie beziehen sich bloß auf

die Kenntnisse und können über andere zum geistlichen Amte erforderlichen Qualifikationen kein Urtheil ergeben. Hengstenberg erkennt in der Prüfung der Theologen eine der wichtigsten Angelegenheiten der Kirche und fordert die Errichtung einiger besondrer Prüfungs-Collegien für den ganzen Umfang des Staates, „von deren mit gar keinen andern Aemtern belasteten Mitgliedern die Candidaten etwa während eines halbjährigen Zeitraums, der für sie den Charakter eines Seminaraufenthaltes haben müßte, nicht sowohl in der gewöhnlichen Weise, als vielmehr bei Gelegenheit theologischer Uebungen, der Thätigkeit in allen Zweigen der künftigen Amtsverwaltung und durch aufmerksame Beobachtung ihres Wandels geprüft werden würden. Solche Anstalten würden nicht bloß den Zweck haben, das Vorhandene zu offenbaren, in ihnen könnte auch dahin gewirkt werden, das Fehlende zu ergänzen." Aehnlich ist der Staatscursus der Mediciner, welcher einen ungefähr halbjährigen Aufenthalt in der Hauptstadt erfordert, das dritte Examen der Juristen, welches selten in kürzerer Frist abgemacht wird.

Weitere Wünsche werden nur kurz erwähnt: Aufsicht über die Candidaten, deren zweckmäßige Beschäftigung und kirchliche Verwendung — Fürsorge für das Institut der Kirchenbibliotheken — Beseitigung der Gesangbuchnoth — Beförderung der Sonntagsfeier — Reform des Eherechts, besonders Beseitigung der frivolsten Scheidungsgründe, die Einsetzung der Strafen des Ehebruchs. „Als heiligstes Recht kann die Kirche in Anspruch nehmen, daß ihre Diener, welche sich weigern, solche Ehen einzusegnen, welche nach der hl. Schrift und der Kirchenordnung unzulässig sind, nicht wegen dieser ihrer Treue gegen die Kirche Verfolgung und Strafe zu leiden haben."

Wenn die Religion, der heilige christliche Glaube, dem Volke wirklich erhalten werden soll, so wirds nimmermehr durch gute Wünsche geschehen können, sondern man wird alle Ursache haben, ernstlich hierfür Mittel und Wege zu schaffen und so dürften Hengstenbergs Vorschläge auch heute noch alle Erwägung verdienen.

In Betreff der Liturgie und Agende wird erklärt, daß ein Hauptbedürfniß der Kirche durch die Fürsorge des Königs Fr. Wilhelm III. in der Hauptsache befriedigt sei. Die Agende sei ein Werk, das, wie kaum ein anderes auf diesem Gebiete in einem deutschen Lande, über der Zeit seiner Entstehung stehe. Ein be-

sondrer Wunsch auf diesem Gebiete blieb übrig: „in den zahlreichen Gemeinen, welche jetzt durch die lutherische Separation beunruhigt werden, gibt sich zum Theil ein dringendes Verlangen kund, anstatt der neuen Liturgie wieder die früher eingeführten aus der Reformationszeit stammenden gebraucht zu sehen. Wird dieses Verlangen nicht beachtet, so lassen sich sehr traurige Folgen voraussehen; es wird dadurch dem Ueberhandnehmen der Separation ein bedeutender Vorschub geleistet werden. Diese Folgen werden auch dann wenigstens zum Theil eintreten, wenn man sich begnügt, in einzelnen Fällen, wo die Geistlichen auf den Andrang der Gemeinen auf eigene Hand die Veränderung vorgenommen haben, zu conniviren oder gar ausdrücklich die Concession zu ertheilen. Für eine erzwungene Erlaubniß wird man nicht dankbar sein und schon daß man abdringen mußte, wird die durch die „lutherischen" Emissare angeregte Abneigung gegen die Landeskirche mächtig befördern. Unsrer Ansicht nach wäre es unter den vorliegenden Umständen sehr heilsam, wenn den Gemeinen in Verbindung mit ihren Geistlichen einfach die Wahl gestellt würde zwischen der neuen Agende und der in ihrem Bezirke früher eingeführten, die, wo die Wahl für sie ausfiele, ohne alle Aendrung beobachtet werden müßte. Das Bedenken, was man dagegen erheben könnte, scheint uns ein nicht auf dem Gebiete der Kirche, sondern dem des Staates erwachsenes zu sein. Die Kirche kann solche Differenzen, die sich nicht auf das Wesen beziehen, das der neuen Agende mit den alten so gewiß gemeinsam ist, als die erstere sich mit Recht als eine kirchliche ankündigt, sondern nur auf den Buchstaben, keine solche Bedeutung beilegen, daß sie ihrer Beseitigung Wichtiges und Wesentliches aufopferte; sie kann nicht anders, als hier die ernste Ermahnung des Apostels zu Herzen nehmen: den Schwachen im Glauben nehmet auf und verwirret die Gewissen nicht, und: Lieber, verderbe den nicht um der Speise willen, für welches willen Christus gestorben ist. Würde die bezeichnete Alternative gestellt, so würde die Sache dadurch nur in die Bahn zurückgelenkt, auf der sie sich ursprünglich bewegte und die sie gewiß nur zu ihrem Schaden später verlassen hat. Anfangs war den Gemeinen die Wahl zwischen ihrer alten und der neuen Agende durchaus freigestellt. Durch die Berücksichtigung der provinziellen Eigenthümlichkeiten in liturgischer Beziehung, welche eintrat, nachdem eine Zeitlang im ganzen Staate

auf Einführung der Agende in ihrer ursprünglichen Form gedrungen worden war, wurde die von uns gewünschte Maßregel von neuem angebahnt."

Ludwig v. Gerlach freute sich[1]) sehr über dieses Vorwort mit Ausnahme des Abschnittes vom Kirchenregiment. „Das über den Episcopalismus nimmt zwar der Ev. K.-Z. gänzlich den Schein, als werde sie Hofzeitung und ist mir insofern recht. Dagegen theile ich das Mißfallen, welches der König darüber geäußert: „Der englischen Kirche wirft er (Hengstenberg) ein paar Hände voll Erde ins Gesicht und läßt sie dann stehen." Leopold v. Gerlach ist derselben Ansicht:[2]) „Das, was Sie über das Kirchenregiment sagen, halte ich für unrichtig, alles Uebrige d. h. die Auseinandersetzung von dem, was unsrer Kirche noth thut, ist vortrefflich."

Von den mannigfachsten Seiten her fand Hengstenberg für seine Vorschläge und Wünsche lebhafte Zustimmung. „Der Herr hat es Ihnen gegeben — schreibt Hävernick[3]) — hier wieder einmal aurea verba zu sagen." Für die Zustände in Königsberg ist es charakteristisch, was der Oberpräsident gegen Hävernick bei seinem Antrittsbesuche äußerte, daß Hävernick und seine Glaubensgenossen nur durch die physische Gewalt des Staates in Königsberg und Preußen überhaupt sich halten könnten und geduldet würden. Für seine Disputation hatte Hävernick eine Dissertation über Jes. 13 und 14 geschrieben. „Jedermann dachte, daß es einen fürchterlichen Scandal geben würde bei der Disputation; es hieß, L. sei aufgehetzt und wolle mich vernichten." Aber der Dekan der Fakultät kam gar nicht zur Disputation, weil er nicht lateinisch sprechen konnte und L. fehlte ebenfalls. „Zwei Tage vor der Disputation kam ein Ministerialbefehl aus Berlin an den Polizeipräsidenten, auf das Strengste darnach zu sehen, daß bei der bevorstehenden Disputation kein Aufstand sich zeige." Die Disputation verlief ohne störenden Zwischenfall und Hävernick konnte in Ruhe in die Fakultät eintreten. „Der barbarischen Roheit der hiesigen Studirenden sagt die Rusticität des theolog. Prof. N. N. überaus zu." Hävernick hatte als Vertreter der biblisch-gläubigen Theologie eine

---

[1]) Frankfurt 20. Febr. 1842.

[2]) Frankfurt 14. Febr. 1842.

[3]) Königsberg 20. Jan. 1842.

überaus schwierige Stellung an der Universität in Königsberg und war von Seiten der Professoren wie der Studenten allerlei Anfeindungen ausgesetzt. „Bitten Sie — schreibt[1]) er an Hengstenberg — den Herrn, daß Er mir Kraft und Freudigkeit erhalte und in meiner großen Schwachheit mich nicht verlassen und versäumen wolle. Meine sonst eisenfeste Gesundheit ist in diesem Winter sehr wankend geworden; mehr noch als ich leidet meine arme Frau unter diesen Verhältnissen. Kurz es ist ein sehr hartes Kreuz, welches der Herr mir auferlegt hat — doch Er hat es so gefügt. Und es ist doch eine schöne und herrliche Sache, für die wir streiten und streiten wollen bis auf den letzten Blutstropfen."

In Königsberg regte sich in besonderm Maße die Feindschaft gegen das wieder erwachende Glaubensleben. „Wenn es so weit gekommen ist, daß ein Candidat der Theologie den Generalsuperintendenten verspottet, wegen seiner Schrift gegen Strauß, so ist das schon an sich Zeugniß genug, wie sehr die Welt hier aus den Fugen gekommen ist. Sie glauben nicht, wie weit Frechheit und Roheit bei unsern Studirenden geht. Was sagen Sie, wenn ich Ihnen erzähle, wie man es an Insulten gegen mich selbst auf öffentlicher Straße nicht von Seiten der Studirenden fehlen läßt."[2]) Derselbe schreibt[3]) über die unglaubliche Roheit eines Professors, welcher im theologischen Examen examinirt: „Sie sollten einmal hören, wie er da die Gegenstände, und zugleich die Candidaten tractirt. Man glaubt in einer Bierkneipe oder Wachtstube zu sein, wenn er in der Exegese examinirt. Man kann das nicht Frivolität, sondern nur freche Brutalität nennen."

In gleichem Sinne schildert der Generalsup. D. Sartorius die Verhältnisse in Königsberg. Sartorius sendet das neueste Heft der Provinzialblätter, in welchem der Verfasser eines Artikels „toll und thöricht über das diesjährige Vorwort der Ev. K.-Z. herfällt." Dieser Artikel widert Sartorius um so mehr an, weil der Schreiber sich selbst Toleranz, Freisinnigkeit, Fortschritt, Licht und dergleichen anlügt.

Die reiche Correspondenz des Jahres 1842 läßt erkennen, daß das Vorwort bei Freund und Feind eine starke Erregung und Be-

[1]) Brief, 27. Febr. 1842.

[2]) Brief Hävernicks, Königsberg 7. Juli 1842.

[3]) Brief, 24. Juli 1842.

wegung hervorgerufen hatte. Die Rationalisten fürchteten, die Freunde fühlten sich gestärkt und in ihren Hoffnungen belebt. Der Einfluß Hengstenbergs und der Kirchenzeitung ist im Wachsen. Leo in Halle hat[1]) seine innigste Freude an dem Gedeihen der Ev. K.-Z. Bei seiner Habilitation führte ein liberaler Professor mit seinem Freunde „eine Comödie auf, deren steter Refrain war, Hengstenbergs Name sei ihm ein Greuel und Aergerniß, mit welcher Meisenpfeife er natürlich den ganzen hegelischen und rationalistischen Anhang unter den Studenten auf seinen Kolben zieht.“ Uebrigens freut sich Leo, daß er nach vielen kleinen Arbeiten einen Theil seiner Ferien auf Hengstenbergs „Bileam“ verwenden kann, welcher ihm doppelt gelegen kommt, und zugleich als Gegengewicht wirken, und Leos Gedanken aus dem engen Kreise, in den sie sich zuletzt mehr und mehr einspannen, wieder herausreißen soll. Friedrich Wilhelm Krummacher in Elberfeld schreibt:[2]) ich habe dieser Tage angefangen, Ihren „Bileam“ zu verschlingen. Wie freut sich Ihrer die Wissenschaft und die Kirche.“

Der Minister Eichhorn schreibt,[3]) daß Hengstenbergs neueste Schrift „die wichtigsten und schwierigsten Abschnitte des Pentateuchs“ einen neuen Beitrag zu dessen ausgezeichneten Verdiensten um die Bearbeitung des alten Testamentes liefere. Wallmann, der spätere Missionsinspector, gibt drastische Schilderungen der durch den Rationalismus in Quedlinburg angerichteten Zerrüttung. Kunsemüller in Pr. Oldendorf berichtet über zahlreiche Erweckungen im Ravensbergischen, und über allerlei Feindseligkeiten, welche gegen Bibel- und Missionsstunden und gegen die Versammlungen der Erweckten ausgeübt werden. Derselbe nimmt den Pastor Volkening in Jöllenbeck dagegen in Schutz,[4]) daß Volkening, wie ihn die Regierung in Verdacht, und auch wohl an das Ministerium berichtet habe, den erweckten Gliedern der umliegenden Gemeinen bei Pfarr-Besetzungen Eingaben verfasse, in denen um gläubige Geistliche gebeten werde. Kunsemüller versichert, daß Volkening nicht eine einzige Eingabe, die von den Gemeinden in solchen Beziehungen an die Behörden gegangen, jemals verfaßt habe. Feldner, damals in

[1]) Brief, 19. Juni 1842.
[2]) Brief, 9. Mai 1842.
[3]) Brief, 18. April 1842.
[4]) Oldendorf 18. Mai 1842.

Jauer, theilt über Schlesien mit:[1] „im Allgemeinen siehts traurig aus, der größte Theil der Prediger ist flach rationalistisch, die Andern predigen mehr oder minder orthodox auf der Kanzel, aber fast alle haben eine unglaubliche Furcht, nun noch neben der Kanzel in dem speciellen Umgange zu zeugen. Daher bleibt auch da, wo gläubige Prediger sind, Alles todt, und die Prediger trösten sich mit dem verborgenen Segen. Die Furcht vor dem Verlieren des Vertrauens der Gemeine ist ein wahrer Popanz geworden, den der Teufel fleißig braucht, und in der That stehen die meisten Gemeinen bis ins Gebirge hinauf so, daß sie jeden ernsten Versuch, der Sünde entgegen zu treten, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Waffen, Spott, Schimpfen, Klagen, Wegbleiben aus der Kirche bekämpfen. Das wollen die Prediger nicht ertragen, und so bleibts beim Alten." Carl Hengstenberg, der Bruder unseres Professors, macht[2]) eine traurige Beschreibung der Candidaten in Westfalen: „Unsere Candidaten verlieren durch das ewige Hin- und Herrennen nach jeder vacanten Pfarre alle geistige Lebendigkeit, und drohen immer mehr in einen Haufen fahrender Schüler auszuarten. Einer derselben verwildert wie ein Landsknecht."

Als sich ein gläubiger Rudolstädter Candidat an Leo in Halle wandte, verfehlte Leo nicht, den etwas timiden Candidaten darauf aufmerksam zu machen, daß es nicht so gefährlich sei, in Rudolstadt zu bleiben, auch wenn die maßgebenden Persönlichkeiten ihm übel wollten; das Aeußerste, was ihn treffen könne, sei eine skandalöse Austreibung als Pietist, aber das werde ihm nur zur Empfehlung gereichen. Leo wendet[3]) sich nun an Hengstenberg, ob dieser nicht einen Ausweg für den Candidaten wisse, und gibt dabei folgende Schilderung: „Für Rudolstadt wäre allerdings die Einleitung eines Gährungsprocesses von unendlicher Wichtigkeit. Außer N. N. — hier sind zwei vornehme Frauen genannt — ist fast keine lebendige Christenseele im Orte. Beide Damen sind aber nun alt, und durch die Art, wie sie frühere Bemühungen, die von ihnen ausgingen, bedroht und verleumdet gesehen haben, wohl auch ein wenig eingeschüchtert. Im Uebrigen ist vielleicht kein Ort in Deutschland,

---

[1] Brief, Jauer 21. Mai 1842.
[2] Brief, Wetter 12. April 1842.
[3] Brief, Halle 14. Aug. 1842.

wo so wie dort das ganze Leben aus Bier, Bratwürsten und langer Weile — aus Armuth und armseligem Servilismus der bürgerlichen Beamtenkreise — mit einem Worte aus zähem Servilismus zusammengeknetet ist. In Weimar und Gotha ist doch noch ein Anflug literarischen Interesses — in Rudolstadt das nicht einmal — alle Notabilitäten sind anerkannte Charaktere, die für einen gewissen Lebenskreis das Urtheil gepachtet haben, und so erhält jedermann Alles fix und fertig, denn es ist Hochverrath, einen dieser Granden in seinem Bereich zu bezweifeln — höchstens in der Form des Bierwitzes ist solcherlei möglich — gegen die gläubig-christliche Richtung steht aber die ganze Reihe dieser Granden für Einen Mann, denn die hat keiner unter die Motive seines Urtheilens jemals aufgenommen. Die Candidaten sind seit einem halben Jahrhundert von N. N. zugeritten, und treiben die Theologie wie das Käsemachen." Daß unter diesen Umständen dem besagten Candidaten angst wird, wenn er in solches Treiben Bresche legen soll, findet Leo menschlich-natürlich.

Zu den im Vorworte ausgesprochenen Wünschen im Ganzen bemerkt Vilmar:[1]) „Ihr Vorwort zu dem diesjährigen Laufe Ihrer Zeitung schien einige bedenkliche Prognostika vorauszusetzen, welche zum Theil deutlich genug zwischen den Zeilen zu lesen waren; allerdings hat man sich, scheint es, gewisser Seits vor dem Zu-Hoch-Greifen zu fürchten, da keine nachhaltige Energie und Fähigkeit, das wirkliche Leben zu handhaben, den hohen Gedanken zur Seite geht oder folgt; ich für mein Theil fürchte mich zuweilen auch vor dem Zu-Klug-Angreifen. Mag man aber dereinst wollen und ausführen, was es immer sei; erst müssen Sie geistliche Behörden haben, denn die repräsentiren Ihre Consistorien nicht, alsdann erst wird davon die Rede sein können, „die Kirche frei zu geben", wie man sich hier erzählt, daß Man wolle."

---

[1]) Brief Marburg 2. Mai 1842.

1843.

Freude über Fortschritte zum Besseren. Segen der lutherischen Separation. Prüfung der Theologen. Bruno Bauer muß vom theologischen Lehramt entfernt werden.

Es war für Hengstenberg eine nicht geringe Freude, daß er in Betreff seiner 1842 geäußerten Wünsche ein Jahr später schreiben konnte:[1]) „im allgemeinen müssen wir schon das als einen nicht geringen Fortschritt auf der Bahn der Erfüllung bezeichnen, daß das Bewußtsein um die Nothwendigkeit der beantragten Reformen in den kirchlichen Kreisen im Laufe des vergangenen Jahres mächtig gewachsen ist, wozu unter göttlichem Segen das in Schwachheit geschriebene Vorwort selbst, das einen den Verfasser völlig überraschenden Anklang fand, einigermaßen mitgewirkt hat." So unbestechlich wahrhaftig er allezeit in der Darlegung der Mißstände war, so bereit war er, die gnädigen Wirkungen Christi in der Christenheit zu erforschen, und Gott zur Ehre und den Christen zum Troste ans Licht zu stellen. Sein Wort athmet einen Geist der Freudigkeit und Zuversicht mitten im Kampfe.

„Es gibt kein deutsches Land, in dem nicht diese Fortschritte zum Besseren zu bemerken wären." In Hannover waren 53 Geistliche bei Gelegenheit des Missionsfestes einmüthig im Glauben der Kirche versammelt, in Barmen war im vergangenen Jahre die Pastoralconferenz besuchter als je. In Trieglaff in Pommern gehörte die erfinderische Liebe des über das Vollwerden seines Hauses erfreuten Wirthes dazu, um alle Versammelten unterzubringen, so zahlreich war die schon seit Jahren bestehende jährliche Versammlung der Geistlichen besucht. Noch zahlreicher war eine Versammlung in Gnadau in Sachsen besucht. In den Marken gab es schon ganze Synoden, die eines Sinnes waren. In der Uckermark gab es schon „Dörfer und Städte, wo der gefährlichste Feind des Lebens in Gott, gefährlicher noch als der roheste Unglaube, die Gleichgültigkeit, welche in ihren eisernen Ketten die Marken gebunden hielt, und zum großen Theil noch hält — die Kerkermeister sind die Ackerbau und Viehzucht treibenden Geistlichen mit den staatskirchlichen Superintendenten an der Spitze — fast ganz besiegt ist, wo die Frage: was soll ich thun, daß ich selig werde, die eigentliche

[1]) Ev. K.-Z. 1843. S. 12.

Lebensfrage geworden ist.“ Wallmow, Brüssow und andere Orte der Uckermark waren Zeugen von der lebendigen, wirksamen Kraft des Wortes Gottes. Berlin zeigte in den Kirchen, in welchen das Evangelium gepredigt wird, sonntäglich Kopf an Kopf dicht gedrängte Mengen.

Welches sind die Ursachen und Mittel dieser Veränderung zum Besseren? Die Zusammenkünfte der Geistlichen haben im vergangenen Jahre in überraschendem Verhältnisse zugenommen, und diese verdienen besondre Beachtung; nicht bloß die größeren, sondern auch die kleineren Vereinigungen können viel austragen zur Erweckung und Förderung des christlichen Lebens der Geistlichen, und durch sie der Gemeinen. Auch die „Lichtfreunde“ hielten Versammlungen, welche das Gute hatten, daß sie nicht bloß den faulen Sumpf des Rationalismus in Bewegung setzten, sondern daß auch die Consequenz und die consequenten Lichtfreunde sich geltend machten. Auf einer lichtfreundlichen Versammlung in Cöthen constituirte sich zum großen Schrecken des Vorsitzenden eine äußerste Linke. Ueberhaupt vollendete sich damals das rationalistische Princip mit überraschender Schnelligkeit. Wie es zur Weltregierung Gottes gehört, daß er falsche Principien sich entwickeln läßt, damit Jeder, der sehen will, an der argen Frucht den faulen Baum erkenne, so geschah es auch damals. Schon Strauß bezeichnete auf dieser Bahn einen bedeutenden Fortschritt; er ließ indessen ein gewisses Quantum von Geschichte stehen, suchte den christlichen Dogmen seinen Sinn unterzulegen. Dabei bekannte er, ehrlicher als Andere, daß er das Problem, wie ein solcher, der seine Ansichten theile, Diener der Kirche bleiben könne, nicht zu lösen vermöge. Aber nur kurze Zeit stand Strauß auf der Höhe der Zeit. „Die Mutter, die ihn geboren hatte, setzte ihn aus, nachdem sie ein anderes Kind zur Welt gebracht, in dem sie ihr Wesen bestimmter und vollständiger ausgeprägt fand.“ Feuerbach und Bruno Bauer und die deutschen Jahrbücher bereiteten ihm dasselbe Schicksal, welches er dem älteren Rationalismus und der Hegelschen Schule, welche jetzt nur noch als öde Ruine aus verschwundener Zeit dasteht, bereitet hatte. Die heilige Schrift wurde unbedingt für ein Product des Selbstbewußtseins, d. h. der Phantasie und des Betruges erklärt, die christlichen Dogmen nicht für eine unvollkommene Form, sondern für eine fürchterliche Parodie der Wahrheit, die Theologie als der „dunkle Fleck der neueren Geschichte erklärt.“ Der Rationalismus

war jetzt in seinem Selbstverbrennungsproceß begriffen, Bruno Bauer, Feuerbach, Ruge, widerlegen sich selbst, und Viele wurden ernüchtert, und die Frechheit des Unglaubens wirkte vielfach heilsam auf die Geistlichkeit.

Auch ein ganz andrer Faktor gewann eine sehr tiefgehende Einwirkung. „Es ist die lutherische Separation, der namentlich Schlesien, Pommern und die Uckermark sehr viel verdanken. Fast überall, wo diese Separation, deren Schattenseiten wir zu keiner Zeit verkannt haben, Eingang gewinnt, entsteht auch Leben in der Landeskirche, mehrt sich namentlich die Zahl der gutgesinnten Geistlichen, und wächst der Eifer derjenigen, die es schon früher waren. Wie könnte das auch anders sein? Man fühlt bald, daß gegen den Tod auch ein mehr oder weniger verkümmertes Leben Recht hat, und daß der Sieg demselben gewiß ist; der unreine Eifer ruft den reinen Eifer hervor; die Anklage schmerzt, weil sie in vieler Beziehung begründet ist, aber sie bessert auch. Erkennt man so in der lutherischen Separation ein Ferment für die Landeskirche, so wird man der Weisheit seine lebhafte Anerkennung nicht versagen können, mit der die gegenwärtige Regierung dieser Sache ihren freien Lauf läßt, und alle verfolgenden Maßregeln aufgehoben hat. Handelte es sich um eigentliche seelenverderbliche Irrthümer, so würde sich das Recht und die Pflicht der Obrigkeit anders gestalten; sie darf nicht Böses zulassen, damit Gutes herauskomme. Hier aber, wo es sich um Verirrungen und Auswüchse bei entschieden gutem Grunde, der in der Hauptsache reinen Lehre des Evangeliums handelt, machen selbst diejenigen in vielen Fällen einen Fortschritt zum Bessern, welche der Separation zufallen — denn es ist unendlich besser, ein lebendiges Glied dieser Secte, als ein todtes Glied der Landeskirche zu sein — und was an den lebendigen Gliedern der Landeskirche etwa verdorben wird, das wird überreich ersetzt durch die Einwirkung auf die todten. — Wir verkennen nicht, daß es manchem Geistlichen sehr schwer gemacht wird, an den christlich liberalen Grundsätzen in Bezug auf die separirten Lutheraner festzuhalten. Wenn er sieht, wie seine treuen Bemühungen für das Heil seiner Gemeinde lieblos verdächtigt werden, wie Alles aufgeboten wird, sie mit Mißtrauen gegen ihn zu erfüllen, wenn diejenigen unter seinen Gemeinegliedern sich feindlich gegen ihn erheben, denen durch seine Hand die Gabe der Wahrheit in Christo mitgetheilt

worden, wenn immer Mehrere die öffentliche Versammlung verlassen, wenn er die traurigen Zerrüttungen wahrnimmt, welche die Separation in so manchen Familien anrichtet, so ist es ganz natürlich, daß er die früheren Zeiten zurückwünscht, in denen die Separation durch den weltlichen Arm wenigstens in gewissen Schranken gehalten werde. Aber auf geistlichem Gebiete gilt nicht das naturalia non sunt turpia. Hier gilt es, alle Dinge im Lichte des Geistes zu betrachten, und wer dies in diesem Falle thut, bei dem wird das Gelüste nach der Hülfe des weltlichen Armes bald verschwinden. Er wird die Demüthigungen, die ihm von Gott zu Theil werden, als eine Gnade von Gott ansehen, erkennen, daß die Kirche keine andre Wehr und Waffen suchen darf, als die, welche ihr eigenes Zeugniß darbietet, erkennen, daß der äußre Sieg, welcher durch den weltlichen Arm der Kirche bereitet wird, tiefer betrachtet, für sie die tiefste Niederlage ist; er wird im Stande sein, den Blick über die lokalen und individuellen Erfahrungen hinaus zu erheben, und ihn auf das Ganze zu richten, wo ihm dann die Separation statt als verderblich, als heilbringend erscheinen muß. Sie ist dies außer dem bezeichneten Gesichtspunkte auch insofern, als in ihr die Idee der Unabhängigkeit der Kirche vom Staate uns in äußerer Verwirklichung entgegentritt, und somit durch sie an uns eine beständige Mahnung ergeht an das Ziel, dem auch wir nachzustreben haben, freilich ohne daß wir uns die rohe Art und Weise dieser Verwirklichung zum Muster zu nehmen hätten."

Als Schattenseiten der dermaligen Lage bezeichnet es Hengstenberg, daß viele Geistliche sich das Bekenntniß der Kirche angeeignet haben, ohne in diesem Bekenntnisse lebendig zu stehen und zu wirken, so daß oft von einer Einwirkung auf die Gemeine sich nicht viel mehr bemerken läßt, wie bei den rationalistischen Pfarrern. Als ein Uebelstand wird es bezeichnet, daß auf der einen Seite die Neigung vorherrsche, die ganze lutherische Dogmatik des 17. Jahrhunderts, besonders die Schroffheit ihres Gegensatzes gegen die reformirte Kirche sich anzueignen; diese Neigung ist in solchen Gegenden vorherrschend, die von der lutherischen Separation angefochten sind, indem man dieser dadurch am besten zu begegnen glaubt, daß man sich selbst so lutherisch als möglich darstelle. Auf der andern Seite ist man versucht, im falschen Vertrauen auf die neuere gläubige Theologie Lehren aufzugeben, die recht eigentlich

zum Lehrbegriffe der Schrift, und zum kirchlichen Bekenntnisse gehören. Man begnügt sich damit, dem Rationalismus in Bezug auf einige Hauptpunkte den Rücken zu kehren. Wer aber eins von diesen kleinsten Geboten auflöst, und lehrt die Leute also, der wird der Kleinste im Himmelreich heißen; wer es aber thut und lehrt, der wird groß heißen im Himmelreiche.

Die im Vorworte des Vorjahrs besprochenen Reformen hatten einen lebhaften Beifall gefunden, soweit sich dieselben auf eine nach Namen und Geschäftskreis rein kirchliche Oberbehörde, Befreiung der Consistorien von nicht kirchlichen Elementen, Belebung der Synoden, Anerkennung der Rechte der Gemeinden auf kirchlichem Gebiete, Aufhebung der Verleihung von Orden an Geistliche, und Vermindrung des Schreibwesens bezogen. Denjenigen, welche sagen, es komme nur darauf an, daß kräftig Buße und Glauben gepredigt werde, die Verfassung der Kirche sei das Außerwesentliche, wodurch das Leben der Kirche weder gegeben noch gehindert werde, gesteht Hengstenberg zu, daß hierin ein Moment von Wahrheit enthalten sei; im Uebrigen hält er jene Behauptung für irrig, die Verfassung sei nicht so außerwesentlich, wie sich ja die herrschende Vermengung von Kirche und Staat als die Grundursache der lutherischen Separation zu erkennen gebe. Die staatskirchlichen Behörden fühlen, daß sie aus der Rolle fallen, wenn sie sich um die Lehre kümmern; sie lassen in dieser Beziehung Alles gehen, wie es geht; sie legen an das Leben und Verhalten nicht den Maßstab eines Dieners der Kirche, sondern nur den eines Staatsdieners. Wirklich zum Leben durchgedrungene Geistliche werden vielfach durch die staatskirchlichen Behörden gehemmt und gedrückt. Es gehe durch die ganze Kirche ein Gefühl des Mißbehagens und der Unzufriedenheit, und man fühle sich nicht wohl im eigenen Hause. Auch Juristen, die auf dem Boden der Kirche stehen, wie Stahl und Puchta, behaupten übereinstimmend, das Kirchenregiment könne nur durch rein kirchliche Behörden ausgeübt werden.

„Die Uebelstände, die wir hinsichtlich der Prüfung der Theologen nachgewiesen haben, bestehen noch ungemindert fort. **Wann wird es dahin kommen, daß man die jetzt fast so gut wie ganz offen stehenden Zugänge zum geistlichen Amte auch nur mit derselben Sorgfalt bewacht, mit der in unserm Staate jeder Untüchtige von dem Gewerbe**

eines Apothekers, der doch nur den Leib tödten kann, zurückgehalten wird! Welcher auffallende Contrast! Der Candidat der Pharmacie muß eine lange Reihe von Monaten sich Prüfungen unterwerfen, die so schwer sind, daß Einer, der sie bestanden, einem ihn väterlich ermahnenden Gönner zur Antwort geben konnte, wer nie in seinem Leben an Gott gedacht, der werde in diesem feurigen Ofen gezwungen, sich an ihn zu wenden und zu halten; dagegen der Candidat der Theologie wird in Bezug auf die wichtigsten Erfordernisse zum geistlichen Amte, gerade diejenigen, welche die heilige Schrift so ernst hervorhebt, und als unerläßlich bezeichnet, gar nicht geprüft, und wie wenig die Prüfung auch in den Objecten, über die sie sich erstreckt, zu sagen hat, das erhellt schon aus der Thatsache, daß die Abweisungen bei mehreren Prüfungsbehörden nur höchst selten erfolgt, und auch die unwissendsten und untüchtigsten Subjecte aus grausamem Mitleid durchgelassen werden, freilich mit schlechten Censuren, durch deren Ertheilung aber in der Regel gar nichts gewonnen wird. Eine durchgreifende Aenderung ist aber auf diesem Gebiete, wie die Sachen jetzt stehen, gar nicht möglich. Sie kann erst dann erfolgen, wenn vorher die kirchliche Verwaltung reorganisirt worden ist."

Die Angelegenheit von Bruno Bauer rief eine große Bewegung hervor. Derselbe war unter Eröffnung günstiger Aussichten veranlaßt, als Privatdocent nach Bonn zu gehen. Der Thronwechsel in Preußen war die Ursache, daß Bauer nicht in Bonn eintrat. Zur Charakteristik Br. Bauers dienen folgende Sätze. Th. 3, S. 308 in der Kritik der Synoptiker: „wir verweisen einfach auf unsere Kritik, die bei jedem Schritt, den sie vorwärts that, zum Gefühl der Indignation über ein Verhältniß werden mußte, in welchem Einer (Christus) der allgemeinen Bosheit und Dummheit entgegen gestellt wird, damit er immer auf diesen Contrast hinweise, immer sich dieses Contrastes erfreue, und, ohne sittlichen Zusammenhang mit den Andern, alle sittlichen Verhältnisse in den Gedanken seines puren Selbstbewußtseins auflöse, ohne sie aus demselben zu reproduciren. Die Natur muß von dem Einen gelästert, die Geschichte und die menschlichen Verhältnisse müssen von ihm verachtet und verspottet werden." S. 315 wird gesagt: „der evangelische Christus (wie er in den Evangelien dargestellt ist) als eine wirkliche, geschichtliche Erscheinung gedacht, wäre eine Er-

scheinung, vor welcher der Menschheit grauen müßte, eine Gestalt, die nur Schrecken und Entsetzen einflößen könnte." In der Schrift: Hegels Lehre von der Religion und Kunst, sagt Bauer S. 65: „Die Evangelien unterscheiden sich von einer Anekdotensammlung nur dadurch, daß eine solche doch auch manche wahre, ja lauter wahre, d. h. wirkliche Fakta berichten kann, während sie (die Evangelien) lauter Erfindungen des späteren christlichen Bewußtseins enthalten."

Das preußische Ministerium der geistlichen Angelegenheiten hatte nach dem Erscheinen des ersten Bandes der Bauerschen Kritik der Synoptiker den preußischen theologischen Fakultäten die beiden Fragen vorgelegt: 1) welchen Standpunkt Bauer nach dieser Schrift zum Christenthum einnehme, 2) ob er nach der Bestimmung unsrer Universitäten, besonders der theologischen Fakultäten auf denselben die licentia docendi erhalten könne. Die Gutachten der Fakultäten fielen verschieden aus, was nicht überraschen konnte. Die kirchlich gesinnten Theologen der Greifswalder Fakultät trennten sich von den rationalistischen und gaben ein eigenes Gutachten ab. Dr. Marheinecke behauptet, man dürfe „das viele Richtige, Vortreffliche und Christliche," woran das Buch reich sei, nicht übersehen. Die Hallesche Fakultät bemühte sich nachzuweisen, daß Bauer „als einer, der noch innerhalb des Christenthums steht," zu betrachten sei. Jedoch wurde die erste jener beiden Fragen vorwiegend dahin beantwortet, Bauers Standpunkt sei ein entschieden und unbedingt antichristlicher und antireligiöser.

In Betreff der zweiten Frage machten die Vertheidiger Bauers gegen seine Entfernung von der theologischen Fakultät geltend:

1) Die unbedingte Lehrfreiheit, ein unentbehrliches Gut, und das Palladium der protestantischen Kirche, würde durch das Einschreiten gegen Bauer gefährdet werden. Dagegen Hengstenberg: Daß die absolute Lehrfreiheit ein unentbehrliches Gut und das Palladium der protestantischen Kirche sei, wird gar nicht bewiesen; man rechne auf die Gedankenlosigkeit der bethörten Menge, welche, sobald sie von Gefährdung der Lehrfreiheit hört, voll Zornes wird und schreit: groß ist die Diana der Epheser. Absolute Lehrfreiheit? Wie aber, soll Jemand, der sich im Besitz des evangelischen Lehramtes befindet, auch dann darin belassen werden, wenn er mit unbedingter Entschiedenheit sich zu den katholischen Lehrsätzen vom

Primat des Papstes, vom Mariendienst, von der Messe bekennt, oder zu den Lehrsätzen der Münsterschen Anabaptisten, daß es jedem Christen erlaubt sei, sieben Weiber zu nehmen? „Zeigen diese Einwendungen, daß absolute Lehrfreiheit ein Unding ist, so wird die Beschränkung überall aus der Natur der Verhältnisse zu entnehmen sein, innerhalb deren Jemand als Lehrer auftreten will; in der christlichen Kirche wird nur der Anspruch machen können, sich als Lehrer zu behaupten, welcher die allgemein christlichen, in der evangelischen Kirche nur der, welcher die speciell evangelischen Ueberzeugungen theilt, und es ist Thorheit, wenn Jemand sich anders über Beschränkung der Lehrfreiheit beklagt, als dann, wenn ein der Kirche, der er dienen will, fremdartiger Maßstab an ihn gelegt wird.

2) Es sei ungerecht, Bauer zu entfernen; denn er habe nur vollendet, was andere begonnen, Schleiermacher habe sowohl durch seine kritischen Schriften, als durch seine dialektischen Auflösungen des Dogma Bauer vorgearbeitet, und selbst Theologen, wie Olshausen seien von der Lust und Sucht der natürlichen Erklärung der Wunder inficirt. Es wäre sehr hart, einem Individuum aufzubürden, was, wenn eine Schuld, die Schuld des ganzen Zeitalters sei. Dagegen Hengstenberg: „Ist dies Argument richtig, so wird die ganze Kriminaljustiz wegfallen müssen. Denn jeder Verbrecher vollendet nur, was Andere vorbereitet haben. — Gerade daß die Verbrecher vollenden, was andere nur anbahnten, begründet als rechtmäßig, daß die Strafe ihr, und nur ihr Haupt trifft. Daß auf dem Gebiete der Theologie auch bei Gutgesinnten vielfach Ansichten vorliegen, als deren consequente Fortbildung der Bauersche Standpunkt zu betrachten ist, wer möchte das leugnen? Aber wer könnte auch leugnen, daß trotzdem ein himmelweiter Unterschied besteht zwischen Männern, wie z. B. die genannten, welche durch ihr Herz abgehalten wurden, diese Ansichten consequent fortzubilden und einem Bauer, den sein Herz zu unbedingter Consequenz hintreibt? Demjenigen, bei dem sich nur die Ansätze und Keime einer verderblichen Richtung zeigen, kann die Zeit seines Auftretens zur Entschuldigung, wenn auch nicht zur Rechtfertigung dienen, der irgend welchen Tribut Jeder zahlen muß; demjenigen, bei dem die verderbliche Richtung entwickelt hervortritt, kann diese Entschuldigung nie zu gute kommen. Denn dies wird nie ohne eine schwere persönliche Schuld geschehen."

3) Die Entfernung Bauers sei unnöthig; die Religion habe nichts von der Theologie zu fürchten. Die christliche Kirche stehe, trotz aller Angriffe auf sie und trotz aller Sorgen um sie, durch ihre innere göttliche Macht gestützt, fest. Dagegen Hengstenberg: „Diese Rede lautet schön und wenn ein Vogelsteller so pfeift, wie hier geredet wird, so hat er gut gepfiffen und manches einfältige Thierlein wird gefangen werden. Die heilige Schrift, deren Verfasser doch gewiß von dem Glauben an die göttliche Leitung der Kirche innig durchdrungen waren, richtet an uns die Aufforderung: thut von euch selbst hinaus, wer böse ist, 1 Cor. 5, 13, die Bösen nicht tragen können, die Werke der Nicolaiten hassen, erscheint in ihr als christliche Tugend Offb. 2, 2. 6. — Die Verheißung Christi, daß die Pforten der Hölle seine Kirche nicht überwältigen werden, gilt unbedingt nur der Kirche im Ganzen und Großen. Die einzelnen Kirchen und ihre einzelnen Abtheilungen können nur dann mit Recht sich diese Verheißung aneignen, wenn sie das Ihrige gethan."

4) Die Belassung von Theologen von so entschieden negativ kritischer Richtung, wie Bauer, in ihren Stellungen, sei nützlich, denn ihre Wirksamkeit zerstöre den Buchstabenglauben. So Marheinecke. Dagegen Hengstenberg: „Dies Argument erinnert an das bekannte völlig sichere Mittel gegen den Zahnschmerz."

5) Männer wie Bauer müssen nothwendig der Theologie erhalten werden; denn der Irrthum hat für die Erkenntniß der Wahrheit eine große Bedeutung und der Weg zur begründeten Ueberzeugung geht nur durch Zweifel. So Marheinecke. Worauf Hengstenberg erwidert: „wir sehen aber nicht ein, warum man, auch wenn dem also sein sollte, den Träger des Irrthums und den Anreger der Zweifel gerade innerhalb der theologischen Fakultät hegen und pflegen, sehen nicht ein, warum unter allen Fakultäten allein die theologische verurtheilt sein soll, einen solchen Widersacher von Profession, einen solchen Satan sich aufzuladen oder aufladen zu lassen. — Zweifel sind überhaupt auf dem Gebiete der Kirche äußerst wohlfeil zu haben, da Jeder die Anlage und Neigung dazu auf die Welt bringt, so daß es hieße, Wasser ins Meer tragen, wenn man sie noch geflissentlich befördern wollte."

Wie Hengstenberg in dieser Weise mit aller Schärfe den negativen, zerstörenden Einflüssen entgegentrat, sah er sich andrerseits

veranlaßt, zu den separirten Lutheranern eine nicht minder klare Stellung einzunehmen. So lange die jetzt separirten Lutheraner nur eine besondere Richtung innerhalb der bestehenden Kirche gebildet haben, sei die Ev. K.-Z. ihren Mittheilungen stets offen gewesen. Jetzt aber, da sie eine besondere Kirchengemeinschaft constituirt haben und zwar eine solche, die gegen die bestehende Kirche eine höchst feindliche Stellung einnehme, hält Hengstenberg sich nicht ferner verpflichtet, ihren Entgegnungen Aufnahme zu gewähren, so wenig, wie er eine Verpflichtung anerkenne, römisch-katholischen Remonstrationen Aufnahme zu gewähren.[1]) Nur rein faktischen Entgegnungen würde die Kirchenzeitung Aufnahme gewähren können.

Während in früheren Jahren die evangelisch-kirchlichen Ueberzeugungen in ganz Deutschland sich in der Ev. K.-Z. aussprachen, traten jetzt schon mehr die Unterschiede zwischen Nord- und Süddeutschland und die kirchlichen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Länder hervor. So gab D. Harleß eine Zeitschrift für Protestantismus und Kirche heraus und brachte seine von Hengstenberg abweichende Anschauung auch brieflich zum Ausdruck. „Daß ein Theil der stimmführenden Theologen Preußens — so schreibt Harleß[2]) — sich jetzt noch mit Gedanken einer unbedingten Suprematie der theologischen Wissenschaft und der kirchlichen Zustände in Preußen im Gegensatz zur Unwissenschaftlichkeit, dem Hierarchismus und dergleichen z. B. der Kirche in Baiern trägt, weiß ich nur zu bestimmt. So denkt Neander, so Twesten, so Sack, so, wenn auch im geringeren Maße selbst die theuern Freunde wie Tholuck und Hengstenberg. Die Sache rührt wesentlich von der Frage nach der Existenz und dem Verhältniß der lutherischen Kirche her. Ich kann die Art, wie die Ev. K.-Z. von Anfang an den Bewegungen in Schlesien gegenüber trat, durchaus nicht billigen. Oder war es ein Zwang, den man ihr auferlegte, daß sie wie ein Regierungsorgan aussah? Wenn der Kampf, welchen wir in Baiern beginnen mußten, in der Ev. K.-Z. keine Erwähnung und Unterstützung fand, so vermag ich mir das nur daraus zu erklären, daß unser positiver Nacken nicht in die Unionsverhältnisse paßte. Kurz es ist unter den Stimmführern eine Mißstimmung da, deren Anfang und Be-

[1]) Ev. K.-Z. 1843. S. 475.

[2]) München, Brief an den Grafen R. vom 28. Jan. 1843.

stand ich so ansehe, daß den preußischen Theologen nicht genehm ist, was sich bei uns regt."

Nun war freilich Hengstenberg kein Zwang aufgelegt, daß die Ev. K.-Z. sich als ein Regierungsorgan hätte halten müssen. Solch einen Zwang hätte Hengstenberg nicht ertragen. Daß er der separirten Bewegung nicht sympathisch gegenüberstand, hatte darin seinen Grund, einmal daß er die Treue gegen das reformatorische Bekenntniß nicht für unvereinbar hielt mit der Treue gegen die Landeskirche und sodann daß er aller Separation von vornherein in dem Sinne gegenüberstand, wie er es später mit den Worten des bekannten Liedes ausgedrückt hat: ach nein, ach nein, mein Vaterland muß größer sein.

Philippi[1]) zollt den Vorschlägen Hengstenbergs im Vorworte von 1842 seinen vollen Beifall. „Nur Ein Punkt, gestehe ich, erregt mein Bedenken, das Synodalwesen, von dem ich höre, daß man in Preußen darauf aus ist, es einer allgemeineren und lebendigeren Entwicklung entgegen zu führen. Soll dasselbe den Verfassungs-, Disciplin-Fragen und dergl. dienen, so mag es von großem Nutzen sein. Sollen die Synoden aber zur Feststellung der kirchlichen Lehre dienen, so gestehe ich, daß mir Unheil ahnt. Einmal scheint es mir doch der Kirche unwürdig, ihr gutes Bekenntniß von jedem halbgläubigen Subjectivisten, der Rationalisten ganz zu geschweigen, wieder in Frage stellen zu lassen und dann dürften die bis jetzt noch wenigstens einigermaßen kirchlich gebundenen Gegensätze der Gläubigen unter einander leicht ungezügelt, zerstörend und kirchenspaltend hervorbrechen. Es dürfte der bittre Spott eines Görres zur Wahrheit werden, daß auf einem heutigen protestantischen Concile acht und zwanzig Millionen verschiedene Ueberzeugungen zum Vorschein kommen würden. Mich dünkt Umgestaltung und Belebung der Consistorien, Schulen, theologischen Fakultäten in dem von Ihnen angegebenen Sinne, sowie Besetzung der Predigerstellen mit entschiedenen Zeugen Jesu ist das Einzige, was in unsrer Zeit von der höchsten Behörde für die Kirche geschehen kann. Ihr Bekenntniß hat die Kirche, auch die unirte, und braucht es nicht erst zu suchen. Den Glauben daran kann nur der Geist des Herrn wieder herstellen durch Rückleitung und

[1]) Dorpat 9. Jan. 1843.

volle Beugung der Gemüther unter sein Wort. Dies Bekenntniß muß als Princip festgehalten werden und was davon etwa im Einzelnen mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse nachgelassen wird, das kann nur geschehen in Hoffnung bessrer Zeiten. Wir bedürfen eine neue Theologie, aber kein neues Bekenntniß. Und wenn wir es bedürften, so gehörten doch andere Leute dazu als diese Vocabulisten und Grammatisten, wie Luther sie nennt; nämlich solche Leute gehörten dazu, die etliche Male sich mit der Sünde und dem Tode gerauft und gefressen oder mit dem Teufel gebissen und gekämpft haben."

1844.

Die Union ist in Preußen nicht rechtsgiltig geworden. Ob eine Union der deutsch-lutherischen und deutsch-reformirten Kirche möglich ist?

Hengstenberg kämpfte lieber gegen die Kananiter im Lande, als gegen zum Theil engverbundene Brüder. Ihm war wohler, wenn er die großen Gegensätze zwischen Glauben und Unglauben, Christus und Belial vor Augen hatte, als wenn es sich um die feinen Unterschiede im Bereiche des Glaubens selbst handelte. Es mußte ihm schwer werden, an einem Streite thätig Theil zu nehmen, der nach seiner Ueberzeugung großentheils voreilig und zur Unzeit begonnen worden, mit trauriger Vermengung der Aufgaben der Gegenwart und Zukunft. Bei dieser Stellung wurde es Hengstenberg schwer,[1]) nunmehr in den Kampf zwischen Confession und Union einzutreten. Und doch war es ihm geboten, seiner Neigung, zu schweigen oder noch zu schweigen, zu entsagen und weil er Stellung zur Sache nehmen mußte, mit rücksichtsloser Offenheit, „der wir bisher überall nachgestrebt haben," zu Werke zu gehen.

Ist die Union in Preußen zum vollen Bestehen gelangt und kann die Kirche mit Recht eine unirte genannt werden? Das ist die Hauptfrage, die zu beantworten ist. Diese Frage wird entschieden verneint.[2])

---

[1]) Ev. K.-Z. 1844. S. 2.
[2]) Ev. K.-Z. S. 3.

Wenn gegen die Ansicht, als sei die Union in Preußen bereits vollzogen, die Behauptung aufgestellt war, es sei bislang die lebendige Mitte, in welcher die dogmatischen Differenzen der lutherischen und reformirten Kirche zusammensinken müßten, noch nicht gefunden und deshalb sei die Union noch keine vollzogene Thatsache, so kann dieser Einwand nicht als gültig anerkannt werden. Denn diese lebendige Mitte wird nie mit derjenigen Sicherheit gefunden werden, welche die unerläßliche Bedingung der Aufnahme in das Bekenntniß bildet. Das Wort Gottes bietet in dieser Beziehung keine genügenden Aufschlüsse. Die Theorieen, wodurch Theologen wie Lange und Sack das lutherische und reformirte Dogma vom heiligen Abendmahl vermitteln wollen, „der Leib Christi throne als persönliche Gestalt im Himmel, aber Ausstrahlungen und wesentliche Mittheilungen, welche von dem verklärten Leibe Christi ausgehen," kommen auf die Communicanten herab, lassen sich ganz gut hören, gehören aber kaum in das Gebiet der Dogmatik, eher in dasjenige der Religionsphilosophie, ganz bestimmt aber nicht in das Gebiet des Bekenntnisses, welches nur solche Lehren enthalten darf, für welche der Christ, wenn es noth thut, bereit sein muß zu sterben.

1) Es ist aber in formeller Hinsicht nicht richtig, daß die preußische Union eine vollzogene Thatsache ist. Die Cabinetsordre vom 28. Febr. 1834 sagt: „die Union bedeutet und bezweckt kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekenntnisses, auch ist die Autorität, welche die Bekenntnißschriften der beiden evangelischen Confessionen bisher gehabt, durch sie nicht aufgegeben worden. Durch den Beitritt zu ihr wird nur der Geist der Mäßigung und Milde ausgedrückt, welcher die Verschiedenheit der einzelnen Lehrpunkte der andern Confession nicht mehr als Grund gelten läßt, ihr die äußerliche kirchliche Gemeinschaft zu versagen." Allein es gehört eben zum Lehrbegriff der lutherischen Kirche, auch da, wo die Concordienformel nicht eingeführt war, sich gegen die reformirte exclusiv zu verhalten und keine kirchliche Gemeinschaft mit der letzteren zu pflegen. Es handelt sich freilich um eine Veränderung des kirchlichen Lehrbegriffs, wenn auch nicht in seinem Grundbestande, so so doch in Punkten, welchen die frühere Kirche nicht geringe Bedeutung beilegte und deßhalb wäre nothwendig, wenn anders die Union als rechtliche Thatsache vollzogen werden sollte, daß die

ganze Kirche gehört würde und ihre Zustimmung ertheilte. Denn dies ist constante Lehre der evangelischen Kirche. Um nur Einiges anzuführen, in dem Abschnitte der Schmalkaldischen Artikel „von der Gewalt und Oberkeit des Pabstes" wird es dem Pabste zum schweren Verbrechen angerechnet, daß er sich allein anmaße, was der vermittelst der Concilien entscheidenden Kirche gebühre — „daß der Pabst nicht will leiden, daß die Kirche oder sonst Jemand ihn richte, sondern seine Gewalt soll über Concilia und die ganze Kirche gehn; das heißt aber sich selbst zum Gott machen, wenn man weder der Kirchen noch sonst Jemandes Urtheil leiden will. — Ja, der Pabst will mehr denn alle Concilia sein und die Macht haben, daß er Alles, so in Concilien beschlossen, möge zerreißen und aufheben. — Weil aber die Urtheile in Concilien der Kirche und nicht des Pabstes Urtheile sind, will es den Königen und Fürsten gebühren, daß sie dem Pabste solchen Muthwillen nicht einräumen, sondern schaffen, daß der Kirche die Macht zu richten nicht genommen, sondern Alles nach der Schrift und Wort Gottes geurtheilt werde." In einem Bedenken Melanchthons vom Jahre 1537 heißt es:[1]) „Die Entscheidung über die Lehre gehört nicht bloß der Obrigkeit, sondern der Kirche d. h. nicht bloß den Geistlichen, sondern den urtheilsfähigen Laien. — Die Geschichte erwähnt, daß die meisten Fürsten und Könige bei den Synoden zugegen gewesen sind. Es wird von Einigen in Zweifel gezogen, ob die Könige auch das Stimmrecht haben. Wie ihnen dies eingeräumt ist, besteht auch kein Zweifel, daß es ihnen gebührt. Denn die Synoden sind Gerichte der Kirche und wenn die Bischöfe irren, so haben die Laien den Befehl, sich ihnen zu widersetzen nach dem: hütet euch vor den falschen Propheten und: so Jemand ein anderes Evangelium predigt, der sei verflucht. — Es soll aber keine Democratie in der Kirche sein, so daß Allen ohne Ausnahme die Freiheit gegeben würde zu schreien, sondern es soll also geschehen, daß in ordentlicher Weise die, welche an der Spitze stehen, die Bischöfe und Könige, mit einander Rath pflegen und urtheilsfähige Männer auswählen. — In allen dunklen Sachen muß die Entscheidung der Kirche vorhergehen. Den Bischöfen gehört es, Gerichte über die Lehre zu bestellen und Synoden zu berufen. — In Streitigkeiten

[1]) Corp. reform. III. S. 466 ff.

über die Lehre dürfen die Bischöfe nicht allein urtheilen, sondern es müssen tüchtige Männer aus dem ganzen Körper der Kirche gewählt werden.“ Ganz in demselben Sinne spricht sich die Recusationsschrift aller protestantischen Stände gegen das Concil zu Trident vom Jahre 1546 aus.[1])

Was ist nun nach diesem Maßstabe geprüft über die Union in Preußen verhandelt? Von einer vollzogenen Union kann nicht die Rede sein. Denn „fast alle dahin zielenden Schritte sind nur von dem Könige und von den kirchlichen Behörden ausgegangen, die bei uns nur als Diener des landesherrlichen Kirchenregiments betrachtet werden können.“ Eine Synode war in der Sache nicht gehalten; die Synode in Schlesien hat selbst erklärt, sie sei nur eine vorberathende, nicht eine beschließende und es fehlte ihr das unbedingt nothwendige Laienelement. Unmöglich kann die Thatsache, daß bereits einige tausend Geistliche nach dem bestandenen zweiten theologischen Examen schriftlich den abgeforderten Beitritt zur Union erklärt haben, ein entscheidendes Gewicht haben. Abgesehen davon, daß die Entscheidung der Geistlichen allein hier nichts gelten kann, ist diesem Umstande gar kein Gewicht beizulegen. Wenn nach den Anschauungen unsrer Kirche (Recusationsschrift S. 1169) selbst ein Concilium, wenn es Autorität haben soll, nothwendig ein freies sein muß, „da ein Jeder allerdings frei steht, sicher ist und ohne Sorge die Wahrheit einem Jeden unter Augen sagen darf — und sich Niemand zu befahren hat,“ so wird man es nicht als einen Grund für die bereits vollzogene Union anführen dürfen, daß eine große Anzahl von Candidaten unter einem gewissen Zwang und in der Lage, sich mit der Weigrung der Union beizutreten die Anstellung in der Kirche abzuschneiden, den Beitritt zur Union erklärt hat.

Oder soll die Entscheidung des Königs allein hinreichen, um die Union perfect zu machen? Die solche Behauptung aufstellen, sind längst schon mit dem Namen der Cäsaropapisten gebrandmarkt. Friedrich Wilhelm III. hat jederzeit erklärt, daß es ihm nicht zustehe, die Union zu befehlen, sondern nur sie in Antrag zu bringen. In dem ersten die Union betreffenden Erlaß vom 27. Sept. 1817 heißt es: so sehr ich wünschen muß, daß die

[1]) Bei Walch. Theil 17. S. 1166 ff.

reformirte und lutherische Kirche in meinen Staaten diese meine wohl geprüfte Ueberzeugung mit mir theilen möge, so weit bin ich, ihre Rechte und Freiheit achtend, davon entfernt, sie aufdringen und in dieser Angelegenheit etwas verfügen oder bestimmen zu wollen. In dem Erlaß vom 28. Febr. 1834 heißt es, der Beitritt zur Union sei „Sache des freien Entschlusses".

2) Die Legitimität der Beschlüsse auf dem Gebiete der Lehre hängt in der evangelischen Kirche noch von höheren, geistigeren Bedingungen ab und die Union, da sie diesen Bedingungen nicht genügt hat, kann nicht als zu Recht bestehend anerkannt werden. „Die evang. Kirche ist auf die heilige Schrift gegründet und kann deßhalb keine Modification ihres Lehrbegriffs als legitim anerkennen, die sich nicht mit der heiligen Schrift gründlich auseinandergesetzt, nicht nachgewiesen hat, daß sie eben der Unterwerfung unter die heilige Schrift ihren Ursprung verdankt. In der Recusationsschrift aller protestantischen Stände heißt es:[1]) „in einem christlichen Concil soll Christus und sein heiliges Wort allein entscheidende Stimme haben, das ist, alle Dinge sollen nach dem Worte Gottes und der heiligen Schrift und gar nicht nach menschlichen Satzungen oder Gutbedünken vorgenommen und erörtert werden und solchergestalt, daß einer oder zwei, die ihre Meinung mit gewissem Worte Gottes erweisen, mehr gelten sollen, denn die andern, die ihre Meinungen mit Gottes klarem und unzweifentlichem Worte nicht können beibringen und erhalten." Das ist bei der Union nicht geschehen. Wer wird nicht anerkennen, daß die heilige Schrift ziemlich bei Seite geschoben worden, daß man ihr in der Regel nur die Ehre angethan hat, sich ganz im Allgemeinen auf sie zu berufen, daß man nicht, wie Rebekka, gegangen ist, den Herrn zu fragen, sondern sich von seinen eigenen Gefühlen und dem gerade herrschenden Zeitgeiste hat leiten lassen." — Selbst wenn alle Formalien bei uns so vollständig in Ordnung wären, wie z. B. in Rheinbaiern, die Union wird doch aus diesem einen Grunde nicht als legitim betrachtet werden können, weil sie faktisch den Grundsatz der evangelischen Kirche von der alleinigen Autorität der heiligen Schrift verleugnet hat.

3) Der Einzelne, welcher mit der evangelischen Kirche in der

---

[1]) Bei Walch. Theil 17. S. 1172.

Substanz ihres Lehrbegriffes nicht eins ist, hat kein Recht, an der Verfügung über ihre Güter theilzunehmen. Mag er Laie sein oder Pfarrer, Superintendent oder Bischof, ist er in notorischem Gegensatze gegen den ewigen Grundbestand der Kirchenlehre begriffen, so verliert er eben damit die höhere Berechtigung, an der Entscheidung über Fragen der Lehre theilzunehmen. Dieser Gegensatz muß selbstverständlich ein klar vorliegender, streng beweisbarer sein. „Wer möchte aber leugnen, daß ein großer Theil derjenigen, die sich bei der Union besonders thätig erwiesen haben, in einem solchen Verhältnisse des Gegensatzes zur Kirchenlehre stand? Gründet doch der Bischof Sack die Hoffnung des Gelingens des Unionswerkes zum Theil gerade darauf, daß die meisten Glieder der beiden Kirchen dem Bekenntnisse derselben entfremdet seien. Die Breslauer Synode hörte den im Namen der theologischen Fakultät an sie gehaltenen Vortrag mit Wohlgefallen an, in welchem der ganze evangelische Lehrbegriff in Frage gestellt, die nothwendige Grundlage der evangelischen Lehre von der Rechtfertigung, die Lehre von der Erbsünde ausdrücklich verworfen und die Abschaffung der Bekenntnißschriften beantragt wurde. Die Synode selbst erklärte die Bekenntnißschriften für antiquirt und das Breslauer Consistorium erklärte in einem Circular vom 31. Okt. 1823, es habe schon Schritte gethan, die Aufhebung einer buchstäblichen Verpflichtung auf die Symbole zu bewirken, da solche nur Menschenwerk wären."

Wenn nach diesen Darlegungen feststeht, daß von einer auf legitime Weise vollzogenen Union in Preußen nicht die Rede sein kann, so wird es unmöglich sein, der Antwort zu entgehen, daß die bereits zur praktischen Einführung der Union getroffenen Einrichtungen — Aufhebung des Unterschiedes beider Confessionen in Besetzung der Behörden, der Fakultäten, der Pfarrstellen, der Verpflichtung der Candidaten auf die Union u. s. w. — der nothwendigen Grundlage ihrer vollkommnen rechtlichen Gültigkeit entbehren, eines in jeder Beziehung gesetzmäßigen Bekenntnisses der Kirche zur Union.

Was sollte unter diesen Umständen geschehen? Sollten die vorstehend behandelten drei Requisite nachgeholt werden. Dazu waren die Verhältnisse nicht angethan. Wo wäre z. B. eine Organisation gewesen, um die Entscheidung einer rechtmäßigen Kirchen-Versammlung einzuholen?

Oder sollte man den früheren Zustand genau wieder herstellen, wie die Gegner der Union wollten? Diesem Verlangen kann Hengstenberg sich nicht unbedingt entgegen stellen, schlägt aber vor, daß folgende Concessionen, nicht als Toleranz, sondern in Anerkennung eines wohlbegründeten Rechts gewährt würden:

1) Daß bei Verwaltung der Sacramente die genau confessionell gehaltenen Formulare der alten Agende überall da, wo die Gewissen an manchen Formularen der neuen Agende kein Genüge finden, beibehalten werden dürfen,

2) daß auf Ansuchen der Gemeinen bei Austheilung des Abendmahles der lutherische Typus beibehalten werde,

3) daß allen Gemeinen, die darum einkommen, Geistliche gewährt werden, die sich darüber ausgewiesen haben, daß sie in den Differenzpunkten dem lutherischen Lehrbegriffe zugethan sind oder bei ursprünglich reformirten Gemeinen dem reformirten.

4) Daß der von den Candidaten verlangte Beitritt zur Union in Wegfall komme.

Was Hengstenberg im Weiteren über die Union sagt, kennzeichnet ihn auch in diesem Falle als denjenigen, der nicht begehrt, irgend eines Menschen oder einer Partei Knecht zu sein, der vielmehr der evangelischen Kirche Bestes sucht. Er kann weder den unbedingten Gegnern, noch den unbedingten Vertheidigern der Union beitreten. „Wollen diejenigen, welche der Union abgeneigt sind, weiter gehen (als in den vier vorstehenden Sätzen gefordert ist), setzen sie es sich schon jetzt zum Ziele, die Union überhaupt zu unterminiren und bei der ersten vorkommenden Gelegenheit zu sprengen, so müssen wir ihnen entschieden entgegen treten als solchen, die wider Gott streiten, indem sie etwas unternehmen, wozu der gegenwärtige Zustand der Kirche, mit klarem Auge betrachtet, und so wie er sich im Ganzen, nicht in irgend einem einzelnen Winkel darstellt, in keiner Weise eine Aufforderung darbietet." Die Union ist ein Faktum, sie ist in der vorhin bezeichneten Weise im Besitze. Außer Pommern, Schlesien und der Uckermark und auch hier nur in verhältnißmäßig kleinen Strichen sind die Antipathien gegen die Union unbedeutend. Die Gegner der Union möchten ihre Ueberzeugung mit allem Eifer zu vertreten suchen, indessen nicht den Bestand antasten und die Kirche in Kämpfe verwickeln, deren Ende doch kein anderes als die Herstellung dieses Bestandes sein würde.

Den unwahrscheinlichen Fall gesetzt, die Gegner der Union erreichten ihr Ziel, die Union zu sprengen, was hätten sie damit gewonnen? Eine große Menge derer, die im Herzen der lutherischen Richtung weit mehr angehören als der reformirten, würde sich der reformirten Kirche, als der freieren, anschließen. Viele Geistliche, die Behörden und auch die Fakultäten würden nur den Namen wechseln. Denn wo wären wohl die Männer, um namentlich die Fakultäten in exklusiv lutherischem Geiste zu besetzen? Setzt man den andern, viel wahrscheinlicheren Fall, daß die Gegner der Union ihr Ziel nicht erreichen, so würde die Folge keine andere sein als die, daß sich eine zweite lutherisch-separatistische Ablagrung bildete, deren Schicksal dem der ersten ganz gleich sein würde. „Wie diese, würde sie, abgesondert aus dem großen Lebensproceß der Kirche, unberührt von den manigfachen heilsamen Einflüssen und Anregungen, welche der Theil aus dem Ganzen empfängt, von den großen herzbewegenden Leiden und Freuden desselben nicht bewegt, immer starr hinsehend auf den einen willkürlich in den Vordergrund gestellten Punkt und das Auge verschließend gegen Alles, was in unsrer Zeit wirklich im Vordergrunde steht, verurtheilt scheel zu sehen überall, wo der Herr gütig ist, weil in der Anerkennung desselben ihre eigne Verurtheilung liegt, einer stets wachsenden Versteinrung und Verknöchrung anheimfallen. Die Concordienformel würde ihnen schwerlich Ersatz geben für die Güter, deren sie sich muthwillig beraubt hätten."

Andrerseits wird es als dringende Pflicht der höchsten kirchlichen Behörde in Anspruch genommen, in der Symbolfrage eine unumwundene und unzweideutige Antwort zu geben. Daß dies nicht geschehen, hat die Abneigung gegen die Union besonders hervorgerufen. Es genügt nicht, daß von höchster Stelle von einer Abschaffung der Bekenntnisse nie die Rede gewesen, und die Geistlichen auf die symbolischen Bücher verpflichtet werden. Die Bekenntnisse müssen auch mit Namen genannt werden. Hengstenberg meint, „die unveränderte Augsburgische Confession könne ohne alle Beeinträchtigung der Reformirten als Symbol der unirt evangelischen Kirche in ihrem gegenwärtigen provisorischen Zustande proclamirt werden." Calvin habe die Augsburgische Confession willig und freudig unterschrieben, und zwar die unveränderte, ehe die veränderte vom Jahre 1540 vorhanden war. Die Verpflichtung auf die

Symbole dürfe aber nicht quatenus geschehen, sondern müsse bestimmt sein.

Interessant ist die Behandlung, welche Hengstenberg der Frage widmet, ob, abgesehen von der in Preußen bestehenden faktischen Union, die Vereinigung der deutsch-reformirten mit der deutsch-lutherischen Kirche möglich, rathsam und heilbringend sei. Es handelt sich dabei nicht um die reformirte Kirche überhaupt, sondern um die deutsch-reformirte Kirche, welche auf lutherischem Boden erwachsen, nichts Anderes sei, als die mildere Melanchthonische Richtung, deren Anhänger über ein halbes Jahrhundert als Glieder der lutherischen Kirche anerkannt, dann aber in Folge ihrer traurigen Umtriebe in Sachsen, wo sie ihre Richtung mit Verdrängung der strengeren zur Herrschaft zu erheben trachteten, zum Austritte genöthigt wurden, und, um nicht allein zu stehen, an die reformirte Kirche des Auslandes sich anlehnten. „Nur die Concordienformel hat, die bis dahin Lutheraner waren, in Reformirte verwandelt. Vor dem Jahre, in dem die Concordienformel ausging, hatten die Reformirten in dem römischen Reiche nur zwei ecclesiolas.“ [1]) Sobald man nun alles irgend Wahre zugleich zum Fundamentalen erhebt, wie es z. B. Rudelbach gethan hat, kann von einer Union der lutherischen und deutsch-reformirten Kirche nicht die Rede sein. Scheidet man aber, und weist dem Bekenntniß der Kirche nur dasjenige zu, was in einem offen zu Tage liegenden engen Zusammenhange mit den Grundlehren der christlichen Kirche überhaupt und speciell mit denen der evangelischen Kirche, von der Autorität der heil. Schrift und der Rechtfertigung durch den Glauben steht, wobei das Uebrige der freien Bewegung der Theologie und ihrer kämpfenden Gegensätze anheimgestellt bleibt, so muß jedes Bedenken gegen die Union schwinden. Hengstenberg erklärt, daß der erstere Weg, von der Concordienformel angebahnt, zum Verderben geführt habe, daß Luther vielfach dem zweiten Wege das Wort geredet habe, z. B. in dessen Aeußrung über das Colloquium in Marburg: „also schieden wir von Marburg mit solcher Hoffnung, weil sie alle christlichen Artikel nachgaben, und in diesem Artikel des heiligen Sacramentes auch vom vorigen Irrthum (daß es schlecht Brod wäre) abtraten, sie würden vollends ganz und gar mit der Zeit zu

[1]) Vorwort 1844. S. 24.

uns treten.“ Auch im westfälischen Friedensschluß wurde, trotzdem Chursachsen protestirte, den Reformirten die Augsburgische Confessionsverwandschaft ausdrücklich zuerkannt.[1]) Durch die ganze lutherische Theologie des siebenzehnten Jahrhunderts zieht sich die Unterscheidung zwischen fundamentalen und minder wesentlichen Artikeln. Joh. Gerhard trägt sie vor, und erinnert an das warnende Beispiel der Jesuiten, welche auf dem Colloquium zu Regensburg behaupteten, es sei ein Glaubensartikel, daß das Hündlein des Tobias mit dem Schwanze gewedelt habe; Hunnius erklärt nur solche Glaubens- und Lehrsätze für fundamental, die zur Hervorbringung des seligmachenden Glaubens durchaus erforderlich sind.

Aber wird sich die einmal geschichtlich gewordene Differenz zwischen der lutherischen und reformirten Kirche überhaupt überwinden lassen, ist sie nicht in der Natur der Sache begründet? Antwort: „sind wir denn verurtheilt, Sklaven der Geschichte zu sein? Haben nicht die Reformatoren mit einem scharfen Schnitt das scheinbar unzertrennliche Band zwischen der Kirche und dem Scholasticismus, der Arbeit von Jahrhunderten durchschnitten? Und dann handelt es sich hier ja gar nicht um eine Beseitigung der Differenzpunkte, sondern nur um eine Verweisung derselben aus dem Gebiete des Bekenntnisses in dasjenige, dem sie angehören.“

Was weiterhin die zwischen den Lutheranern und Reformirten streitigen Differenzpunkte in der Lehre und die Frage betrifft, ob die obwaltende Differenz eine Union zwischen der lutherischen und deutsch-reformirten Kirche unmöglich mache, so hebt Hengstenberg vier Differenzpunkte hervor: communicatio idiomatum, Prädestination, Taufe und Abendmahl.

Die communicatio idiomatum verweist er in das Gebiet der Theologie und nicht des Bekenntnisses. Der Widerspruch gegen dieselbe habe nicht aufgehört, auch nachdem sie von der Concordienformel zu symbolischer Autorität erhoben sei. Die Braunschweigischen Theologen traten am entschiedensten gegen diese Lehre auf und selbst Luther erklärte sich mißbilligend gegen diejenigen, welche die absolute Ubiquität des Leibes Christi lehrten.[2])

Wenn die Märkische Confession den Artikel von der Vorsehung zum ewigen Leben einen der allertröstlichsten nennt, die Verdammniß

[1]) Vorwort S. 25—27.

[2]) Vorwort S. 29.

eine Folge des Unglaubens sein läßt und das decretum absolutum verwirft, so stimme der faktische Zustand der deutsch-reformirten Kirche damit überein: „Es möchten in ihr wohl nicht sechs Geistliche gefunden werden, welche der Calvinischen Prädestinationslehre anhängen, außerhalb der Gegenden, auf welche die Nähe Hollands Einfluß ausübt, wohl kein einziger."

Die Taufe wird von der confessio Sigismundi ganz im lutherischen Sinne ein Bad der Wiedergeburt genannt, und daß Niemand ins Himmelreich kommen könne, es sei denn, daß er wiedergeboren werde durch Wasser und Geist.

Bei der Lehre vom Abendmahle ist die bestehende Differenz unleugbar. Aber welches ist diese Differenz? Schon Calvin weicht von der lutherischen Kirche nicht etwa in der Lehre von der leiblichen Gegenwart Christi, zu der er sich mit Herz und Mund bekennt, sondern nur in der näheren Bestimmung der Art und Weise derselben ab. Nach lutherischer Lehre ist der Leib und das Blut Christi in, mit und unter dem Brod und Wein, dagegen nach Calvinischer wird zugleich mit der Darreichung des Brodes und Weines die gläubige Seele in den Himmel erhoben und dort mit dem Leibe und Blute Christi gespeist. — Geleugnet wird überall nur (auf reformirter Seite) die mündliche Nießung und demzufolge der Genuß der Ungläubigen." Wenn man über diese Differenz die Entscheidung der heiligen Schrift anruft, so findet Hengstenberg in derselben keine bestimmte Entscheidung. Die Einsetzungsworte des Abendmahls entscheiden die Differenz nicht. „Diejenigen, welche die Lehre von der Transsubstantiation verwerfen, berauben sich eben damit des Rechtes, auf die buchstäbliche Auffassung dieser Worte zu zu dringen. 1 Cor. 10, 16 entscheide allerdings gegen die Zwinglische Ansicht, welche eine solche Gemeinschaft nicht anerkenne, gegen die Calvinische eben so wenig wie die katholische. 1 Cor. 11, 27. 29 lehre die leibliche Gegenwart des Herrn im heiligen Abendmahl mit unbedingter Klarheit und Bestimmtheit, aber die Art und Weise der Gegenwart werde nicht bestimmt. Den stärksten Anhalt finde die lutherische Auffassung in 1 Cor. 11, 30, wo leibliche Folgen, Krankheit und Tod von dem unwürdigen Genusse des h. Abendmahles abgeleitet werden, und zwar nur solche.[1])

[1]) Die Lutherischen sagen: unsere Deutung ist nur ein Ja und Amen zu dem Worte Christi: das ist mein Leib — das ist mein Blut. Und 1 Cor.

Hengstenberg bekennt, er sei „für seine Person von der Wahrheit der lutherischen Auffassung überzeugt," lobt die der Union abgeneigten Brüder und schließt sich ihnen an, insofern sie für Kirche, Dogma, Symbol im Gegensatze zum Subjectivismus, Indifferentismus, Liberalismus und Atomismus nicht allein der Welt, sondern auch so vieler Gläubigen unsrer Tage in die Schranken treten. Wenn diese Brüder aber die Abendmahlslehre und die ganze Unionsfrage zum Schibboleth kirchlicher Rechtgläubigkeit machen, und eine einzelne klarere Einsicht für Grund genug erachten, ein selbständiges Kirchenpanier aufzuwerfen, so findet Hengstenberg diese Einseitigkeit unverantwortlich; die Kirche sei angesichts der tiefen Gegensätze, mit welchen sie zu kämpfen habe, vor allem zur Union berufen. „Die Kirche habe in diesen Gegensätzen einen Maßstab zur richtigen Würdigung der untergeordneten Differenzen, und wehe ihr, wenn sie diesen nicht anlegt."

Wenn man von der Ev. K.-Z. nicht bloß ein Nebeneinander der verschiedenen Ansichten über die Union, sondern eine von der Redaction vertretene Grundansicht über dieselbe erwarten konnte, so hat Hengstenberg in dem Vorstehenden dieser Erwartung entsprochen. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Darlegung Hengstenbergs mit dem größten Interesse gelesen wurde und lebhafte Zustimmung und auch Widerspruch fand. In dieser Voraussicht hatte Hengstenberg sich bereit erklärt, den verschiedenen Ansichten über die Union, auch Angriffen gegen die Erklärung der Redaction die Spalten der Kirchenzeitung offen stehen zu lassen. Nur der maßlose Eifer und Fanatismus sollte ausgeschlossen bleiben. Sowohl die Kirchenzeitung selbst, als auch die Correspondenz des Herausgebers enthalten viele Zeugnisse, wie tief die Unionsfrage die Gemüther bewegte. „Hätte ich Sie näher zu erreichen gehabt — schreibt Liebetrut[1]) — als ich vor acht Tagen Ihr Vortwort zu Ende gelesen, so hätte ich zu Ihnen eilen und Ihnen die Hand mit großer Freude drücken gemußt. Dies wird die Empfindung von Tausenden sein und Sie verstatten gewiß, daß ich die meinige aus-

---

10, 16 lautet einfach: der Kelch, welchen wir segnen, ist der nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Das Brod, das wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Wo Kelch, da ist Gemeinschaft des Blutes, wo Brod, da ist Gemeinschaft des Leibes Christi.

[1]) Brief, Wittbrietzen 30. Jan. 1844.

spreche. Großen Segens dürfen Sie Sich gewiß in Folge dieses Vorworts zu erfreuen haben, in mehr als gewöhnlicher Weise." „Küssen [1]) möchte ich die liebe Hand, die das diesjährige Vorwort schrieb, der Herr wirds reichlich segnen; solche Polemik, solche Irenik thut dem Herzen wohl. Es ist doch ganz ein ander Ding, wenn der lebendige Glaube spricht, als wenn die moderne Wissenschaft mit Worten spielt, wenn ein Gelehrter des Herrn Ehre sucht, als wenn er Menschenlob reichlich spendend eigentlich doch nur das seine meint. — Die Vereinigung der Reformirten in Deutschland mit den Lutheranern war längst angebahnt, sie waren auch nimmer so scharf geschieden, wie in andern Ländern. Der falschen Union nur gilt der Kampf der Gläubigen, den Sie wacker führen." Und so finden sich von den verschiedensten Seiten briefliche Zeugnisse, daß durch die Darlegungen Hengstenbergs Einsicht über die Union gegeben und Zweifel beseitigt seien. G. H. Schubert schreibt: [2]) „Gott segne dich, du theurer, lieber Mann, und lasse dich noch ferner, wie bisher, die Stimme eines wackeren kräftigen Predigers in der Wüste dieser armen Zeit sein." Leo bekennt sich treu und fest zu Hengstenberg und äußert sich in seiner drastischen Weise über das Lichtfreundthum. Harleß hat sich an den Grafen Egloffstein-Arklitten über Hengstenberg geäußert, was der Graf Hengstenberg mitzutheilen zur Ehre des Namens des Herrn für seine Pflicht hält: [3]) „Ist, was falscher Einheit widerstrebt, nothwendig, so wird doppelten Segen haben, was falscher Spaltung vorbeugt. — Daß ich mich Hengstenberg für meine Person entfremde, fürchte ich nicht (Graf Egloffstein hatte diese Befürchtung ausgesprochen) ich weiß zu sehr, was mich mit ihm nicht bloß in menschlicher Hinsicht einigt. Aber leid thut es mir, daß es sich doch immer mehr an unsern Blättern herausstellen wird, daß wir beide nicht für eine in allen wesentlichen Beziehungen gleiche Sache streiten. Das schadet nichts, wollte nur Hengstenberg die Berechtigung, ja Nothwendigkeit dieser Differenz anerkennen. Aber im Bestreben, die Hausehre aufrecht zu erhalten, glaubt er nichts aufkommen lassen zu dürfen, was an des Nachbars Hausrecht oder an seinem Verhalten die heimischen Ehren zu beeinträch-

[1]) Brief von Baltzer, Wallmow 1. Febr. 1844.
[2]) Brief, München 14. Mai 1844.
[3]) Brief vom 11. Sept. 1844.

tigen scheint. So denke ich mir wenigstens seine Stellung. Am meisten muß ich beklagen, daß man in Preußen über unsere Zustände urtheilt und schreibt, ohne sie aus eigenem Augenschein zu kennen. Ich kann mich nicht erinnern, daß seit Jahren auch nur ein einziger christlich gesinnter Theolog, sei es auch nur ein Candidat, im Lande gewesen wäre, um unsere Verhältnisse kennen zu lernen. Wie vielfache Anlässe wir im Innern unsrer Kirche haben, unser confessionelles Princip aufrecht zu erhalten und zu betonen, weiß man gar nicht. Man läßt unser Lutherthum zur Polemik gegen Rom gelten, reden wir aber gegen die Union, so ist es eine vom Zaun gebrochene Invective gegen Preußen. Ach und wie wenig gilt das eigentlich Preußen, was weiß man in Preußen von all den ungebundenen Geistern, die bei uns im Laienstand, in der Geistlichkeit, auf dem Katheder, unter der studirenden Jugend auf die Union als auf den wünschenswerthen Freibrief für ihre Bestrebungen hindeuten. Freilich wenn wir uns begnügten, orthodoxe Formeln zu lehren oder zu vertreten, so wäre der Kampf nicht so innerlich und hartnäckig. Aber wir wollen die Consequenz, die Reform in Wissenschaft und Leben der Kirche, welche aus der Glaubenseinfalt und Glaubenserkenntniß der Väter für die Gegenwart folgt, wir wollen den bequemen Schlendrian aufrütteln und das ists, wovor sie sich kreuzigen und segnen und es als orthodoxen Fanatismus verschreien. Daß es so ist, kann mich nicht wundern und Widerspruch schadet auch der besten Absicht nicht; aber wundern muß ich mich, daß man außerhalb Baiern von diesem Thatbestande nichts weiß und sich von unsrer Kirche das Bild eines fertigen, in sich abgeschlossenen, nach außen mit altem Rüstzeug verpanzerten Menschen macht, das dem Originale sehr wenig gleicht."

1845.

Haß der römischen Kirche gegen die evangelische. Jesuitischer Geist. Der Rongesche Brief. Lichtfreunde. Eherecht. Evangelischer Bücher-Verein. Viel Schmach. Brief Büchsels. Berliner Erklärung vom 15. Aug. gegen Hengstenberg. Erklärung der Erlanger Fakultät für Hengstenberg.

Seit den kölner Bischofswirren hatte die jesuitische Richtung in der römischen Kirche überall stark zugenommen, die Lebenszeichen der Sailerschen Richtung wurden immer seltener und diese Richtung selbst trat mehr und mehr zurück. Der jesuitische Geist, welcher in der römischen Kirche Alles zu überwuchern anfing, trat an unzweideutigen Kennzeichen deutlich erkennbar an das Tageslicht. Der maßlose Haß gegen die evangelische Kirche sprach sich in Zeitschriften und Zeitblättern aus und erinnerte lebhaft an den Ton der römisch-katholischen Polemik in den Zeiten vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges. Hatte schon die Möhlersche Symbolik manche Spuren des niedrigen Geistes an sich, so wurde sie doch weit überholt von der Zeitschrift Sion, dem katholischen Wochenblatt aus Westpreußen und Buchmanns Popularsymbolik. Luther wird als ein Mann dargestellt, der sich in den frechsten Gotteslästrungen zu ergehen pflegte und Calvin heißt ohne Weiteres ein unsittlicher Mensch, der dem Bucer gestanden habe, daß ihn ein böser Engel zu den Schmähungen, Lästrungen und Verfluchungen, von denen seine Schriften voll seien, treibe. „Unsere Betrübniß über das Aufkommen des gehässigen Geistes in der katholischen Kirche hat in nichts weniger seinen Grund, als in unserm Interesse für unsre Kirche. Faßten wir bloß den Vortheil dieser ins Auge, so würden wir uns vielmehr darüber freuen. Denn die durch solchen Geist angezogen werden, deren los zu werden, kann uns nur lieb sein. Dagegen dürfen wir mit Zuversicht hoffen, daß edlere Gemüther unter uns, denen etwa irgend eine Seite des Katholicismus versuchlich geworden, durch die Wahrnehmung dieses Geistes gründlich werden geheilt werden. Ebenso und noch weit mehr, daß in der katholischen Kirche selbst sich eine Bewegung zur evangelischen hin entwickeln wird, die ihr ihre besten Kräfte entzieht. Denn welches tiefere Gemüth könnte sich wohl in einer Kirche befriedigt fühlen, in welcher der Haß gegen alles Christliche außer ihr zum Kennzeichen der wahren Mitgliedschaft erhoben wird?"[1])

[1]) Ev. K.-Z. 1845. S. 5 und 6.

Ein ferneres Kennzeichen des jesuitischen Geistes in der römischen Kirche waren die Versuche, die evangelische in ihrem Besitzstande zu beeinträchtigen. In einem großen deutschen Staate suchte man durch unbedingte Begünstigung des gemeinen Rationalismus, welchem man die einzige Bildungsanstalt für Theologen ganz hingab, die Fundamente der evangelischen Kirche zu untergraben; in Baiern hat man dieses Mittel verschmäht und die Regierung gewährte der evang. Kirche die für den innern Aufbau erforderlichen Mittel. Andrerseits legte man der Bildung evangelischer Gemeinen große Hindernisse in den Weg und konnte sich nicht entschließen, von der Fordrung der Kniebeugung der Evangelischen vor der Monstranz völlig abzusehen. Die verderbte jesuitische Richtung war schon sehr stark und der Art verblendet, daß man nicht einsehen konnte, daß die Versuche, solche Huldigungen zu erzwingen, die Gemüther der Evangelischen mit unaussprechlichem Widerwillen gegen Rom erfüllen mußten.

Als drittes Merkmal desselben verderblichen Geistes gab sich die unverkennbare Freude kund, mit welcher man römischerseits die vermeintliche Selbstauflösung des Protestantismus betrachtete. Löste sich wirklich der Protestantismus in Deutschland auf, so würde mit der evangelischen Kirche auch die römische fallen. Man sah es nicht, weil man einen fanatischen Haß trug, daß die evangelische Kirche bereits durch die Kraft Gottes ins Leben zurückgerufen war. „Das evangelische Zion ist nimmer verloren, sollte auch das Ganze nicht erhalten werden, immer wird bis zum Ende der Tage eine Auswahl bleiben, blühen und gedeihen. Diese Zuversicht gewährt uns die lebendige Einsicht in die Wahrheit, Reinheit und Tiefe des Lebensgrundes der evangelischen Kirche, die wir aus der heiligen Schrift und den Erfahrungen des eigenen Herzens geschöpft haben, die eben auf dieser Einsicht beruhende Ueberzeugung, daß die herrlichen Verheißungen, die der Herr seiner Kirche gegeben hat, diesem Theile derselben vorzugsweise zukommen und die Erfüllung dieser Verheißungen, die wir selbst bereits mit Augen geschaut haben.“ Die römische Kirche lebt in einer großen Selbsttäuschung, eine Täuschung, die fast an diejenige von Louis Napoleon erinnert, welcher meinte, wenn er erst die französische Küste erreicht und seinen mühsam gezähmten Adler fliegen lasse, so würde ganz Frankreich ihm zufallen, bald genug aber schmerzlich getäuscht wurde.

Wenn ungläubige Massen innerhalb der Kirche die Selbstauflösung derselben nach sich ziehen, so ist die römische Kirche mindestens ebenso sehr als die evangelische Kirche in der Selbstauflösung begriffen, weil die Masse in jener ebenso ungläubig ist, wie in dieser, nur daß in der römischen Kirche die Disciplin schärfer ist.

Das vierte Merkmal des jesuitischen Geistes mit seiner pelagianischen Verblendung und seinem Stolze ist das aufgeblasene Rühmen der Vorzüge und Herrlichkeiten der katholischen Kirche, das uns überall entgegentritt. Du sprichst: ich bin reich und habe gar satt und darf nichts und weißt nicht, daß du bist elend und jämmerlich, arm, blind und bloß. Weil wir wissen, daß der einzige Weg zur Erneuerung das offene Bekenntniß der Sünden ist, so legen wir mit schonungsloser Offenheit unsere Krankheiten dar.

Das fünfte Merkmal: der Geist der Proselytenmacherei. Während in der evangelischen Kirche mit Recht die Betrachtung herrscht, daß ihr wenig mit solchen, die ohne geistliche Erkenntniß und ohne geistliche Interessen zu ihr übertreten und nur die Masse der Geistlosen und Gleichgültigen vermehren, genützt ist, ist der jesuitischen Betrachtungsweise die äußere Kirche Alles; sie übersieht den Verfall innerhalb ihrer Mauern und Jeder erscheint ihr als Gewinn, der es nur nicht verschmäht, in sie einzugehen. Macht man sich katholischer Seits die Aussicht, daß die Gläubigen an Gottes Wort über kurz oder lang vorwärts gedrängt werden zur Anerkennung des unfehlbaren Richters der Kirche, so ist diese Aussicht eine rein phantastische. Gläubige an Gottes Wort, wenn sie dies wirklich sind, werden nicht zu ihr übertreten, weil eben das Wort Gottes die Irrthümer Roms zu deutlich ins Licht stellt. Menschen, denen Aeußeres imponirt und denen der Dom, der für immer in seiner organischen Kirchenpracht dasteht, Alles ist, sind eben keine wahrhaft evangelische Christen, und wenn sie zu Rom hinübergehen, so ist das weiter nicht auffallend. So war der schweizerische Geistliche Hurter, dessen Uebertritt damals auf römischer Seite so großen Jubel erregte, ein Mann, den schon lange sein Hochmuth unwiderstehlich zu seinem gefeierten Ideale Innocenz III. hinzog. Hurter sagt in einer Predigt: „nicht wahr, wenn man euch predigte, Christus sei in die Welt gekommen, die Sünder selig zu machen, er habe dem himmlischen Vater für uns genug gethan, er habe den Fluch des Gesetzes von uns hinweggenommen,

er habe unsere Sünden vor Gottes Angesicht bedeckt, er habe uns das Leben und die Gerechtigkeit erworben, das gefällt Allen? Wenn man aber sagt: dieser Gnade unseres Heilandes werde der Mensch nur durch Glauben, werkthätigen Glauben, durch Gehorsam, unverbrüchlichen Gehorsam theilhaftig und ohne Heiligung sei die Erlösung nicht zu erlangen, so werden Manche gleichgültig und meinen, mit der Predigt von der Erlösung sich begnügen zu können." Es kann kein Wunder nehmen, daß ein solcher Mann schließlich zur römischen Kirche übergeht.

Die Ausstellung des sogenannten heiligen Rockes in Trier im August 1844 rief den Rongeschen Brief hervor und seit Anfang 1845 bildeten sich in ganz Deutschland außer in Baiern und Oesterreich sogenannte deutsch-katholische Gemeinen mit nihilistischem Charakter. Selbstverständlich sagte sich Hengstenberg sofort von dieser ganzen Bewegung los. „Mit jenem Rongeschen Briefe wollen wir gar nichts zu schaffen haben und hoffen, daß mit uns alle wahren Glieder der evangelischen Kirche sich von ihm und allen ähnlichen Producten bei jeder vorkommenden Gelegenheit lossagen werden. Der Charakter des Briefes ist ein rein verneinender, er eifert gegen den Rock Christi, ohne daß er etwas Besseres dafür zu bieten wüßte; er tritt nur als Anwalt des gesunden Menschenverstands gegen die vermeintliche Dummheit auf. — Wir sollen uns auch in Bezug auf den Katholicismus nur solcher Angriffe freuen, welche von dem Mittelpunkte der evangelischen Lehre, von der Rechtfertigung durch den Glauben, ausgehen, die allein auf einen wahrhaft höheren Standpunkt erheben kann. — Vor mehreren Jahren trat in Belgien ein katholischer Priester Namens Helsen mit eifriger Polemik gegen seine Kirche und mit ungleich größrer Virtuosität als Ronge auf. Er wurde von kurzsichtigen Protestanten als ein zweiter Luther begrüßt und endete als Inhaber einer Branntweinschenke." Andrerseits war die Ausstellung des sog. heiligen Rockes ein „bedauerlicher Mißgriff", um so bedauerlicher, als alle irgend einsichtigen Katholiken, der Bischof Arnoldi in Trier an der Spitze, darüber keinen Augenblick im Ungewissen sein konnten, daß der fragliche Rock unächt war. Es gibt in der römischen Kirche eine ganze Anzahl von Röcken Christi.

Der Rationalismus, schon längst mit dem Namen der gemeine gebrandmarkt, hatte von den theologischen Fakultäten nur

noch Gießen inne und außerdem huldigten ihm unter den Professoren nur noch einige betagte Männer, Ruinen einer vergangenen Zeit. Mit richtigem Instinkt ließ deßhalb das Lichtfreundthum die theologischen Fakultäten, als unangreifbare Stellungen, außer Acht und suchte in der Masse des Volkes sich Anhang zu verschaffen. Der Pastor Uhlich, ein Mann mit kirchlich-demagogischem Talente, wußte mit viel Klugheit gerade diejenigen Kreise herauszufinden, in denen der absterbende Rationalismus noch eine gewisse Lebenskraft hatte und auf welche allein seine Gaben Eindruck machen konnten, wie sich eine Menagerie, die nur aus einem Kameele und aus einem Affen besteht, oder ein ordinäres Puppenspiel sich wohl auf Dörfern, aber nicht in großen Städten sehen läßt; Uhlich war unermüdet in Veranstaltung von Versammlungen unmündiger Leute und bearbeitete dieselben mit vielem Geschick. Die Sache hatte Erfolg und machte Uhlich Muth, daß er auf einer Versammlung in Köthen 1844 die Lehren von der Erbsünde, von der Versöhnung durch Christi Blut, von der Dreieinigkeit und Gottheit Christi, als verwerflich erklärte. Wislicenus verwarf die hl. Schrift als Norm des Glaubens und setzte den Geist an ihre Stelle. Pfarrer König erklärte es in einer Schrift für Thorheit und Sünde, dem Volke die Speise der Augsburgischen Confession zu bieten, spottete über das Blut der Versöhnung und sprach die furchtbaren Worte: „wir fürchten uns nicht vor Gottes Zorn und suchen kein Mittel auf, ihn zu tilgen.“ Daß zahlreiche Erklärungen gegen den Unfug und Greuel des Lichtfreundthums von Seiten der gläubigen Geistlichen erlassen wurden, ist nicht zu verwundern; bemerkenswerth ist nur, daß die Berechtigung zu solchen Erklärungen hin und her, besonders seitens einiger kirchlicher Beamten bestritten wurde. Hengstenberg behauptet mit Nachdruck das Recht des Zeugnisses, zu dem jeder Christ berechtigt, ja verpflichtet ist, zumal unter Verhältnissen, die denen des Pinehas 4 Mose 25, 6 ff. gleichen, welcher, da die Gemeine mit ihren Aeltesten ohnmächtig da saß, durch eine äußerlich unberechtigte Heldenthat dem Frevel und damit dem Gerichte steuerte, und zum Lohne für diese That von Gott die Bestätigung des Priesterthums erhielt.

Das Lichtfreundthum ging noch schneller, als man es erwarten durfte, in völlige Verwesung über.

Die Reform des Eherechts war häufig als dringend

besprochen. Die dringende Nothwendigkeit der Reform war in großen Kreisen anerkannt. Am 1. Okt. 1844 gab der König die Absicht kund, die Reform des materiellen Eherechts, nämlich der Ehescheidungsgründe und der rechtlichen Folgen der Ehescheidung eintreten lassen zu wollen. Der vollständige, die Ehescheidungsgründe und die rechtlichen Folgen der Ehescheidung umfassende Entwurf, vom Staatsrath angenommen, nebst den Motiven in einer vom Ministerium ausgegangenen Druckschrift war veröffentlicht worden. Die Sache lag freilich sehr im Argen, unter obrigkeitlicher Sanction und Mitwirkung wurden Ehen nach frecher Willkür der Parteien und aus geringfügigen Veranlassungen zerrissen und gleich darauf wurde von der evangelischen Kirche am Altare der Segen über eine neue ehebrecherische Verbindung ertheilt. „Die Straflosigkeit des Ehebruchs wird auch ferner in Fällen dieser Art, wo der Frevler den Zweck seines Frevels erreicht, in kirchliche Anerkennung, in Belohnung des Ehebruchs übergehen und zu neuen Freveln reizen. Und alles dies wird, durch die unternommene Reform selbst aufgedeckt, mehr als je offen vor den Augen des gesammten deutschen Vaterlandes dastehen, zur Schmach der evangelischen Kirche und zur Schadenfreude ihrer Gegner." Es war eben ein Gewinn, daß durch die begonnene Reform der Schaden ans Tageslicht trat; es war schon ein gutes Beispiel, daß schlesische Geistliche, mit zwei Superintendenten an der Spitze, sich geweigert hatten, geschiedenen Römisch-Katholischen, der Ehe und der Kirche zum Spott, den evangelischen Ehesegen zu ertheilen.

„Aber es ist auch hohe Zeit, daß unser Kirchenregiment diese hochwichtige Frage von den Trauungsweigerungen einer neuen Prüfung unterwerfe und endlich von dem Versuche abstehe, die Diener der Kirche zur Einsegnung von Verbindungen, welche die Schrift dem Ehebruch gleichstellt, zu zwingen und zu überreden. Wir gehören nicht zu denen, welche in unpraktischem — in Deutschland nur zu gewöhnlichem — Idealismus befangen, von den Consistorien Unmögliches verlangen. Wir freuen uns in dankbarer Ehrerbietung der vielen Symptome erwachender kirchlicher Gesinnung in diesen hohen Behörden, namentlich der in und außer ihnen sich verbreitenden und befestigenden Ueberzeugung, daß sie keine bloße Staatsbehörden, sondern wahre evangelische Kirchenbehörden sind und die erhabenen Rechte und Pflichten solcher Kirchenbehörden haben. Wir

wissen auch, mit welchen Hindernissen sie nach allen Seiten hin, und vorzüglich in ihrem eigenen Schoße, zu kämpfen haben, und sind nicht so unverständig zu erwarten, daß Collegien, die aus so ganz heterogenen Elementen zusammengesetzt sind, urplötzlich wie ein Mann Zeugniß ablegen und kämpfen werden für den Herrn und sein Königreich. Aber wir wünschen, daß sie fortschreiten auf dem betretenen Wege; denn Stillstand wäre Rückschritt. Wir wünschen, daß sie wohl bedenken, wie sie in unsern Tagen weder vor Freund noch vor Feind bestehen können, wenn sie nicht ein mehr und mehr sich entwickelndes kirchliches Bewußtsein bethätigen, wir meinen damit nicht Unternehmungen, zu denen sie selbst nicht reif sind, nicht ein Bauen von Thürmen ohne Fundament und Kostenanschlag. Je besonnener ihr Thun ist, desto nachhaltiger wird es wirken, desto mehr Vertrauen wird es erwecken. Sie stehen den römischen Kirchenbehörden gegenüber, die, im Sinne der römischen Kirche, durch und durch kirchlich sind, die namentlich das Eherecht ihrer Kirche streng nach deren Grundsätzen und mit Nachdruck und Erfolg handhaben. Wie müssen neben diesen die evangelischen Consistorien erscheinen, wenn sie so handeln, als wäre das Landrecht ihre Bibel? Sie stehen den kirchlichen Republikanern — Lichtfreunden und Andern — gegenüber, die das Heil der Kirche von demokratischen Verfassungsformen erwarten. Wie soll gegen diese die Consistorial-Verfassung, ja wie das gesammte landesherrliche Kirchenregiment aufrecht erhalten werden, wenn es ihnen den Vorwurf, daß es unkirchlich sei, so leicht und dessen Widerlegung so schwer macht? Wir sinnen jedoch den Consistorien auch in dieser Sache nur ein Pausiren, ein Stillestehen an. Wir bitten nur, daß sie nicht gegen die Kirche, nicht gegen ihre theuersten Wahrheiten, nicht gegen ihre treuesten, gewissenhaftesten Diener auftreten. Mögen sie die endliche Entscheidung vorläufig dahin gestellt, die Frage selbst vorläufig unerledigt lassen! Ist es denn nöthig, daß der reguläre Mechanismus des Geschäftsganges auch in Kirchensachen obenan stehe? Muß jeder Zweifel sofort entschieden, jedes Gesuch sofort beantwortet werden? Auch dann, wenn man noch nicht im Stande ist, zu entscheiden, wenn man noch keine gründliche Antwort weiß, wenn nur ein Privatinteresse — die Heirathslust einiger Geschiedenen — Entscheidung und Antwort fordert, wenn die innersten Lebensinteressen der Kirche, das eigene Ansehen der

Behörde bei der Entscheidung, bei der Antwort auf dem Spiele stehen? Kann dann diesen Beschwerdeführern nicht geantwortet werden: siehe zu, wir finden uns nicht veranlaßt, hier gegen die Geistlichen Zwang zu üben. Ein geschickter Arzt weiß einer Entwicklungskrankheit, einer Krisis Zeit zu gönnen — soll dem edelsten Patienten, dem zartesten Leibe, dem Leibe Christi, keine Zeit gegönnt werden, seine Entwicklungskrankheiten, seine Krisen durchzukämpfen?"[1])

Wenn Hengstenberg in seinem unausgesetzten Eifer für das Wohl und Aufblühen der evangelischen Kirche das Interesse wachrief, für gute, erbauliche Bücher für das evangelische Volk zu sorgen und dabei vor Allem die Berücksichtigung der älteren klassischen ascetischen Werke, die Postillen von Luther, den Seelenschatz von Scriver, Heinrich Müllers und Herbergers Schriften berücksichtigt wünschte, so ist dieser Anregung wohl hauptsächlich die Entstehung und Fördrung des Evangelischen Bücher-Vereins in Berlin zu verdanken, welcher die ihm gestellte Aufgabe in so reichem Maße viele Jahre gelöst hat.

Das Jahr 1845 war durch das Treiben der Lichtfreunde ein sehr bewegtes, besonders in der Provinz Sachsen und ganz besonders in Magdeburg und Halle. Die Wogen gingen so hoch, daß Tholuck ganz bekümmert Hengstenberg fragt:[2]) „was wird aus uns?" Tholuck ist ganz erschrocken darüber, daß man in hohen Kreisen die Ansicht habe, die Consistorien müßten angesichts der Erfolge der Lichtfreunde „ihre rechtliche Stellung aufgeben und Alles abhangen lassen von der Entscheidung der Gemeinen und seien daher schleunigst Presbyterien zu begründen."[3]) Etwa zwanzig Artikel des Jahrganges der Ev. K.-Z. 1845 behandeln berichtend und protestirend das Lichtfreundthum. „Die Berliner blamiren sich in der Regel doch nicht gern und nicht leicht, schreibt Vilmar[4]) — aber es ließ ihnen doch keine Ruhe." Man schämte sich, daß in mehreren Provinzialstädten große Erklärungen für Uhlich und Wislicenus erfolgt waren und die Hauptstadt sich so weit hatte von den Provinzen überflügeln lassen. So fand im August 1845 eine Versammlung in den Zelten, einem bekannten Vergnügungslokale im

[1]) Ev. K.-Z. 1845. S. 59.

[2]) Brief ohne Datum von Tholuck.

[3]) Brief 8. April 1845.

[4]) Marburg 30. Aug. 1845.

Thiergarten statt. Es wurde zuerst eine Cabinettsordre Friedrich Wilhelm III. vorgelesen, worin dieser dem Minister Wöllner sein Mißfallen kundgibt. Die Vorlesung wurde mit Jubel aufgenommen und mit einem Vivat auf Friedrich Wilhelm III. erwidert. Danach wurde von Glaubenszwang, Lehrfreiheit, Unduldsamkeit einer gewissen Partei geredet und eine bereit gehaltene Erklärung, welche Glaubens- und Gewissensfreiheit fordert und Protest erhebt gegen eine gewisse Partei, welche eine die Sittlichkeit zerstörende Heuchelei befördert, unterschrieben. So hatten die Berliner ihr Theil von Blamage in dieser Sache mit einigen nichtssagenden Redensarten errungen. Vilmar in dem angeführten Briefe fragt Hengstenberg: „was für ein Wind weht denn jetzt so viel Staub gegen Sie und die Ev. K.-Z. zusammen?" Wir bestätigen es, daß allerdings das Jahr 1845 eine Fluth von Angriffen, Beschimpfungen und Verdächtigungen über Hengstenberg brachte, so daß eine große Tapferkeit und Entschlossenheit, wie sie dem in Gott sich stärkenden Hengstenberg gegeben war, dazu gehörte, um allem diesem wie ein unbeweglicher Fels Stand zu halten. „Alle aus den Artikeln der Ev. K.-Z. genommenen Angriffe gegen Sie sind nur Vorwände — wären es diese nicht, so nähme man andere. Denn die ganze Bewegung gegen Sie geht von den Freimaurern aus, die Ihnen eintränken wollen, daß Sie vor zwei Jahren gewagt haben, Hand an ihre Logen zu legen."[1]) „Die Schmach Christi, die Sie tragen, ist seit ein paar Jahren zu einer großen Fluth angewachsen, die Sie verschlingen müßte, wenn Sie nicht glaubensgetrost auf ihr zu wandeln verstünden. Sie dabei trösten zu wollen ist sicher überflüssig; darum gratulire ich Ihnen zu den *στιγματα* Christi als der herrlichsten Decoration vom Herrn und wünsche, daß Ihr scharfes Geistesschwert, aber wie die Alten sich ausdrücken unctus oleo misericordiae, noch lange, lange rechts und links jeden neu wachsenden Kopf vom Rumpfe trennen möge."[2]) „Gott segne dich, du treuer, lieber Zeuge. Der Herr hat sich sichtlich zu deinem Wirken, namentlich durch die Ev. K.-Z. bekannt. Darum schütten die Feinde ein solches Uebermaß von Lästrungen über dich aus. Es ist die Taufe, von welcher unser alter J. M. Sailer einmal sagt, daß der Diener des Herrn, welcher sie noch nicht empfangen

[1]) H. Leo. Brief, Halle 16. Okt. 1845.

[2]) Delitzsch. Brief, Leipzig 14. Mai 1845.

habe, noch kaum recht getauft sei. Er, der Herr, hat dich, wie so manche seiner treuesten, auserwählten Knechte, wie ein Sündopfer hingestellt vor die Augen deines Volkes; sein Wort ist dir bei ihnen zum Hohn und Spott geworden."[1]) Ein Brief Büchsels, damals in Brüssow, finde hier mit Weglassung des Anfangs Platz:[2]) „so im gewöhnlichen Gedränge der Geschäfte sind meine Gedanken, Sorgen und mein Herz bei der Gemeine und höchstens lese ich in der Vossischen Zeitung die allerlei saubern Proteste wider Sie mit den bescheidenen oder naseweisen Anfragen. Wie sind Sie doch geschmäht und verhöhnt worden! Man möchte Sie fast beneiden, daß Sie um des Herrn willen verlästert werden. Zur Zeit, als ich ins Amt kam, las ich auch schon gern die Ev. K.-Z. Mein Superintendent, der mich öfters davon reden hörte und auch einmal besuchte, als ich gerade in dem Blatte las, gab mir den Namen „Extrablatt zur Ev. K.-Z." und daher habe ich gedacht, ich könnte mir auch ein klein wenig von der Ehre ausbitten, die man Ihnen in diesen Tagen erweist. Es will mir vorkommen, als wenn die Verfolgungen, die die Ev. K.-Z. erlitten hat, gewirkt haben, wie die Verfolgungen auf die Kirche; sie hat sich weiter ausgebreitet. Es scheint mir, als wenn Leute die Ev. K.-Z. lesen, die sich sonst gar nicht darum gekümmert haben. Doch im Ganzen haben die Kämpfe und das Geschrei um die Kirche das nicht gewirkt, was ich mir davon versprach, nämlich daß der Indifferentismus werde überwunden werden oder die gar große Unwissenheit um die Lehre der Kirche. Man hört es vielen Schreiern an, daß sie gar nicht wissen, worauf es eigentlich ankommt. Empörend ist es in der That, wie man von mancher Seite her gar nicht mehr weiß oder wissen will, welche Dienste die Ev. K.-Z. der Kirche geleistet hat. Undank ist der Welt Lohn. Der Protest gegen Sie, der von zwei Bischöfen unterzeichnet war, hat mir viel Noth gemacht. Die Leute hier glaubten darin eine officielle Erklärung des Kirchenregiments zu finden, weil die großen und schönen Titel dabei standen. Wer mein Brod isset, tritt mich mit Füßen. Mir ist es, als wenn die Kirche mit diesem Proteste der 87 (88) das tiefste Stadium der Erniedrigung müsse durchlaufen haben und als wenn das Maß nun müsse voll sein. Es hat im Ganzen die Sache auch hier

[1]) G. H. Schubert. Brief 25. Sept. 1845.

[2]) Brüssow. 14. Oktbr. 1845.

nicht geschadet, denn auch die Kurzsichtigen und Gleichgültigen durchsehen es, daß es sich um die Geltung des Wortes Gottes handle und die da schlafen, schlafen viel ruhiger und sichrer, wenn so etwas in Frage gestellt wird.

Doch was ich eigentlich wollte, nämlich fragen, ob Sie mir darin beistimmen, daß es wohl Zeit sei, in der Ev. K.-Z. die Frage, wie man in unsern Tagen predigen müsse, zur Sprache zu bringen. Ich meine, es sei Zeit, die spanischen Stiefeln auszuziehen und etwas freier einherzugehen. Bei der bedeutenden Stelle, die die Predigt in unserm Cultus einnimmt, dürfte wohl die Form, der Zuschnitt derselben einer ernstlichen Besprechung bedürfen. Ich dächte, man müßte zuerst das, was zu predigen sei, d. h. was auf die Kanzel hingehört, genau feststellen und sich dann nach der Art und Weise umsehen, wie dieser Stoff vorzutragen sei. Ich glaube, manche Regeln und Gesetze der Homiletik bedürfen einer Revision. Ich muß gestehen, daß, wenn ich in einer Kirche bin und höre nach einer steifen Einleitung das Thema und hinterher dann: so wollen wir also betrachten erstens, zweitens, drittens u. s. w. (was dahin gehört und nicht dahin gehört), so entfällt mir die Geduld, ich sehe nach der Uhr und fange an zu rechnen, wie lange die Geschichte wohl dauern wird. Wenn man z. B. die Sache umkehrte und die Aufmerksamkeit der Zuhörer zum Resultate führte. Ich kann mich nicht mehr in der alten homiletischen Zwangsjacke bewegen und predige, seitdem ich sie ausgezogen habe, freilich mit mehr Furcht und Zittern, aber auch wohl oft mit besserem Muth. Schön wäre es, wenn ein Mann von homiletischem Rufe und Namen seinen Mund wollte aufthun. Mir ist die Sache selbst nicht klar genug. Wenn Sie aber Keinen haben und wissen, so bin ich bereit, wenigstens zur Besprechung aufzufordern und die Sache anzuregen. Würde Sie dann aber ganz ergebenst bitten, mich mit einigen Büchern zu versehen, etwa mit einem Werke, aus dem ich die alte Zeit und die neueste Zeit erkennen und die Namen zugleich als Repräsentanten aufführen könnte. — Als eine Merkwürdigkeit kann ich Ihnen erzählen, daß Ehrenström, der hier von seinem Anhange vergöttert wurde, in Nordamerika von ihnen verworfen ist. Er ist soweit zuletzt gegangen, daß er die symbolischen Bücher und Luthers Predigten verbrannt hat, weil Jeder berechtigt sei, die heilige Schrift sich selbst auszulegen. — Eben erhalte ich die Zei-

tung mit der königlichen Antwort an den Magistrat. Gott segne den König!"

Bei persönlich freundlicher Stellung zu Hengstenberg und bei aller Anerkennung des Muthes und der Gabe, wie derselbe den Widersachern der christlichen Wahrheit entgegentrat, machten H. Thiersch, Professor in Marburg und Harleß in Erlangen ihre abweichenden Anschauungen geltend.[1]) Thiersch hatte Beiträge für die von Harleß herausgegebene Zeitschrift geliefert, fühlt sich aber durch die durch und durch falsche Lehre von Harleß über die Kirche entfremdet, welche in ihren Consequenzen sein ganzes Streben durchdringt und es Thiersch unmöglich macht, mit ihm gleichen Schritt zu halten. Rudelbachs Zeitschrift stößt Thiersch ab, weil nicht nur Calvinisten, sondern auch Herrnhuter und Theosophen aufs Härteste in ihr verurtheilt werden. „Und um ganz aufrichtig zu reden," so ist Thiersch der Ev. K.-Z. dadurch fremd geworden, „weil ich von der lutherischen Separation, namentlich seit ich die persönliche Bekanntschaft des mir ewig unvergeßlichen seligen Scheibel gemacht hatte, anders davon dachte, als Sie (Hengstenberg) davon zu denken scheinen. Ich bin ganz von der Erwartung durchdrungen, daß demnächst alle Gläubigen von den Staatskirchen sich werden trennen müssen. Von einem solchen Ereigniß erwarte ich so große und heilsame Folgen, daß es mir nicht möglich ist, mich den Bestrebungen derjenigen Theologen anzuschließen, welche auf Erhaltung und Befestigung des Bündnisses mit der Staatsgewalt hinarbeiten." — „Seit Jahren lebe ich in beständiger Spannung, ob nicht wenigstens an einem Punkte Deutschlands der nun doch unausbleibliche Schritt des Auseinandergehens der Christen und Nichtchristen, die immer noch in unsrer Kirche zusammen gepfercht sind, eintreten wird. Immer mehr steigt meine Besorgniß, daß die Zeit nahe ist, wo die Christen austreten, den Nichtchristen die Kirchen und Aemter überlassen müssen, wenn nicht gar die Staatsgewalt, wie sie in der Reformationszeit die eine Hälfte des Kirchenguts verschluckt hat, dann auch die andere für Staatszwecke confiscirt und jeden für seinen Pfarrer selber sorgen läßt. Freilich unter Friedrich Wilhelm IV. hat man eine solche Wendung der Dinge nicht zu befürchten."

[1]) Briefe. Marburg 20. Sept. und 26. Dec. 1845 und Erlangen 25. Oct. 1845.

Ganz anders lautet die Klage, welche Harleß erhebt: „Preußen hat eine Zeit lang gemeint und konnte es meinen, an der Spitze der kirchlich christlichen Bewegung zu stehen. Das ist aus, darüber darf man sich keine Illusionen machen. Ich rede hier nicht von dem, was werden kann; ich rede von dem Credit, welchen die gegenwärtigen Zustände für Nichtpreußen haben. Von der politischen Mißachtung schweige ich natürlich; sie ist verschieden je nach den politischen Ansichten; sie ist aber allgemein, wenn auch sehr verschieden. Mit den kirchlichen Lebensfragen ist es aber für die, die sich auf sie verstehen, auch nicht anders. Statt an der Spitze protestantischer Ordnung zu stehen, steht Preußen an der Spitze protestantischer Verworrenheit und Unordnung. Sie werden das in Abrede stellen; ich bezeichne auch zunächst nur die Stimmung, welche unendlich weiter verbreitet ist, als Sie wahrscheinlich selbst glauben. Ich mußte aber davon reden, damit Manches Ihnen klar werde, was Ihnen vielleicht befremdlich erscheint. Vor Allem ist an gar keine Einigung zu denken, so lange Preußen sich die Miene gibt, den Bestand einer lutherischen Kirche nur wie eine Art von lutherischer Richtung gelten zu lassen. Ich glaube, daß ein Wort Eures Königs hierüber unendlichen Segen stiften könnte; aber ich habe bisher nicht gesehen, daß Jemand da gewesen wäre, der politischen Verstand und christlichen Freimuth gehabt hätte, ihm die Wahrheit zu sagen. Die Berliner Hoftheologie — mein theurer Freund, ich meine nicht die Ihrige — wird im nächsten Universal-Lexicon nicht weit von der byzantinischen zu stehen kommen. Zu diesem Stand der preußischen Verhältnisse kommt die Haltung der meisten preußischen Theologen. Hierbei beschränke ich mich natürlich auf die Stimmführer. So sind wenige, die nicht thun, als müßten sie die übrige protestantische Christenheit in das preußisch approbirte Schlepptau nehmen. — So etwa sehen wir die Dinge an. Das ist aber kein subjectiver Standpunkt. Wir Glieder lutherischer Landeskirchen, die wir gegenwärtig Einigung, und zwar wahrlich nicht zum Kampfe wider die verworrenen preußischen Zustände, betreiben, können gar nicht anders als von der Theilnahme der Unirten absehen. Wir können sie ja nicht in Anspruch nehmen. — Oder woher haben wir Zeugniß, daß Ihr die lutherische Kirche liebt, weil Ihr unirt seid? Ich habe von einer Liebe zur lutherischen Kirche noch keine Spur vermerkt. Die Kirche soll bestehen,

aber nur nicht der Union widersprechen, welche bis daher noch mit keiner Silbe erklärt hat, daß die Existenz der lutherischen Kirche ihr vollkommen genehm sei."

Einen heftigen Angriff erlitt Hengstenberg durch die bereits in Büchsels Brief erwähnte, mit 88 Unterschriften, worunter zwei Bischöfe, versehenen Berliner Erklärung vom 15. August 1845. Diese Erklärung ging von den Schleiermacherianern aus und richtete sich „gegen den papiernen Pabst der veralteten reformatorischen Bekenntnisse und das inquisitorische, alle Glaubens- und Gewissensfreiheit mißachtende Gebahren der Kirchenzeitungspartei, nur das Eine festhalten wollend, daß Jesus Christus, gestern und heute und in alle Ewigkeit der alleinige Grund unserer Seligkeit sei." Der Berliner Volkswitz bezeichnete die Unterzeichner, da sie weder Lichtfreunde noch Finsterlinge sein wollten, als Dämmerlinge.[1])

Diese Erklärung, von zum Theil hervorragenden Männern unterzeichnet, erregte ungeheures Aufsehen; Hengstenberg war nicht in Berlin anwesend. Professor Stahl richtete „zwei Sendschreiben an die Unterzeichner der Erklärung vom 15. Aug." und Reg.-Rath Schede schrieb in gleichem Sinne eine Schrift „Das Princip der Reformation." Eine Antwort von Seiten Hengstenbergs selbst durfte nicht ausbleiben und er gab dieselbe im Oktober. Daß eine Explosion zu erwarten war, hatte er schon vor Monaten klar erkannt und die Nachricht der Zeitungen über die Erklärung der Schleiermacherianer kam ihm nichts weniger, als unerwartet. Doch hatte er sich die Erklärung anders gedacht und erwartet, sie würde mindestens auch gegen die Lichtfreunde gerichtet sein und ein Bekenntniß zu Christo enthalten. „Von dem allen findet sich aber nichts; Alles ist nur darauf gerichtet, Bann und Acht der Zeit über uns, als eine durch und durch verderbte Partei hervorzurufen." Hengstenberg ruft den Unterzeichnern der Erklärung zu, daß die Vermischung des völlig Unverträglichen, der kirchlichen Wahrheit und des Rationalismus, wie sie bei Schleiermacher stattgefunden, damals an der Zeit, jetzt aber nicht ferner zu ertragen sei. Wenn die Erklärung damit beginnt: „es hat sich in der Evangelischen Kirche eine Partei geltend gemacht, welche starr an der Fassung des Christenthums festhalte, wie sich solche aus den

---

[1]) Kurz, Kirchengeschichte 1881. § 175, 1.

Anfängen der Reformation vererbt hat," so wird dem entgegen gehalten, daß die Differenz nicht, wie die Erklärung glauben machen will, gewisse in der Zeit der Reformation aufgestellte Formeln betrifft, daß vielmehr die Substanz der Thatsachen der heiligen Geschichte in Frage steht; die Differenz beginnt nicht erst bei der Augsburgschen Confession, sondern bei der heiligen Schrift und den Bekenntnissen der alten Kirche. Die heilige Schrift war Schleiermacher ein rein menschliches Buch, von großer Bedeutung, weil in ihm die ursprünglichsten Aeußrungen des christlichen Bewußtseins niedergelegt sind, doch dabei mit schweren Gebrechen behaftet, dem alten Testament nach im Wesentlichen auf gleicher Linie mit heidnischen Productionen liegend, dem neuen Testament nach von mythischen Elementen in den wichtigsten Partien durchzogen und auch in der Lehre mit Irrthümern behaftet, von denen sogar der Herr selbst nicht frei war in demjenigen, was nicht unmittelbar zu seinem Berufe, wie Schleiermacher ihn faßte, gehörte. Schleiermacher spricht es unumwunden aus, daß der Begriff des Wunders in seiner bisherigen Art und Weise nicht wird fortbestehen können. Der Pentateuch, der alttestamentliche Kanon überhaupt als entstanden durch besondere Eingebung oder Offenbarung Gottes wird aufgegeben werden müssen. Und das neue Testament eingerechnet, wird man sich bei der Lehre von der Inspiration besinnen müssen, daß man nichts hinein bringe, was mit allgemein anerkannten Resultaten einer historischen Forschung streitet. Selbst die Thatsachen der heiligen Geschichte, die übernatürliche Erzeugung Jesu, seine Himmelfahrt, die Vorhersagungen seiner Wiederkunft zum Gerichte, die Auferstehung sogar werden der schonungslosen Kritik geopfert. Wer hätte dabei nicht den Eindruck einer Auction, auf der die edelsten Geräthe des Hauses der heiligen Schrift, die edelsten Güter des Schatzes der christlichen Kirche eins nach dem andern um billigen Preis losgeschlagen werden!

Die Erklärung selbst gibt für den Kundigen deutlich genug zu erkennen, daß ihre Urheber in der bezeichneten abnormen Stellung zur hl. Schrift beharren. Wenn sie als den einzigen, in der christlichen Kirche unbedingt gültigen Satz den hinstellen, „daß Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit, der alleinige Grund unsrer Seligkeit ist," alles Andere aber dem weiten Gebiete der wandelbaren, dem Gewande der Penelope, an dem bei

Nacht wieder aufgetrennt wurde, was bei Tage gewirkt war, gleichenden Lehrformel zuweisen, die in der Kirche nothwendig freigelassen werden muß, so können sie unmöglich die heilige Schrift für die Quelle und Norm des Glaubens halten. Denn daß der ganze Inhalt derselben, so weit er mit Sicherheit erkennbar ist, sich auf jenen einzigen Satz beschränke, das wird schwerlich Jemand behaupten wollen. Solche Zusammenschrumpfung tritt nur da ein, wo an der Stelle der mächtig sprudelnden und klaren Quelle der heiligen Schrift die dürftig und trübe rinnende einer unentwickelten und unreifen inneren Erfahrung gesetzt wird.

Wenn Dr. Pischon, einer der Unterzeichner, sagt, er halte die heilige Schrift, soweit sie von Jesu Christo stammt und so weit sie Weissagung ist, für das wahrhaftige, heilige Wort Gottes, so folgert Hengstenberg mit Recht daraus, daß es für Pischon nicht heilige Schrift, sondern nur heilige Worte in den heiligen Schriften gibt und daß für die bezügliche Auswahl der Subjectivität der freieste Spielraum gelassen wird. Wenn Pischon sagt, man könne nicht von ihm verlangen, in den Geschlechtsregistern am Anfange der Chronikabücher so viel Heil zu finden als im ersten Capitel des Evangeliums Johannis, so gibt Hengstenberg darauf die schöne Antwort: „es hat noch nie Jemand in der christlichen Kirche behauptet, daß alle Theile der heiligen Schrift gleiche Dignität haben, sondern das ist ihre Lehre, daß die heilige Schrift ein organisches Ganze bildet, in dem alle sehr mannigfachen Theile, die edlen und die minder edlen, ihre nothwendige Stelle einnehmen, alle zur vollständigen Befriedigung des Bedürfnisses der Kirche nothwendig sind. Der christlichen Kirche gilt von der Schrift, was der Apostel von ihr selbst sagt: Gleichwie ein Leib ist und hat doch viele Glieder, alle Glieder aber Eines Leibes, wie wohl ihrer viele sind, sind sie dennoch Ein Leib: also auch Christus. So aber der Fuß spräche: ich bin keine Hand, darum bin ich des Leibes Glied nicht, sollte er um deßwillen nicht des Leibes Glied sein? Und so das Ohr spräche: ich bin kein Auge, darum bin ich nicht des Leibes Glied, sollte es um deßwillen nicht des Leibes Glied sein. Wenn der ganze Leib Auge wäre, wo bliebe das Gehör? So er ganz Gehör wäre, wo bliebe der Geruch? Es ist der schönste Lohn, den die treue Schriftforschung davon trägt, daß sie diese wundervolle Harmonie der heiligen Schrift immer tiefer durchschaut."

Hätten die Schüler Schleiermachers, welche den Kern des Kometen der Erklärung bilden, in ihr offen und ehrlich gesagt, wie sie zur heiligen Schrift stehen und daß hier die Wurzeln der Differenz zwischen uns und ihnen liegen, gewiß eine ganze Anzahl von Unterzeichnern der Erklärung, namentlich unter den Laien würde ihre Unterschrift verweigert haben, wie ein Laie, der die Erklärung unterschrieben hat, in der Vossischen Zeitung erklärte, daß wer die heilige Schrift als Glaubensnorm nicht anerkenne, nicht nur das Princip der evangelischen Landeskirche, sondern der christlichen überhaupt verletze.

Wenn Hengstenberg in der weiteren Widerlegung der Erklärung immer auf Schleiermacher zurückgeht, so hat er dabei offenbar die doppelte Absicht, bei dieser gegebenen Gelegenheit mit Schleiermacher selbst sich auseinanderzusetzen, was bislang in der Ev. K.-Z. nicht ausführlich geschehen war, und andrerseits die Schleiermacherianer, die bei Schleiermacher stehen geblieben waren und stehen bleiben wollten, davon zu überführen, daß ihr Standpunkt ein überwundener sei.

Schleiermacher hat die Behauptung aufgestellt, das apostolische Glaubensbekenntniß könne ohne Bedenken von den Geistlichen sonntäglich am Altare verlesen werden, wenn sie auch nicht damit übereinstimmen, die Schuld falle auf die kirchliche Behörde, die den Geistlichen solches verordnet. Es bleiben nur wenige Punkte von dem apostolischen Glaubensbekenntniß übrig, welche von der Schleiermacherschen Schule anerkannt werden. An die Stelle des Heiligen Geistes tritt der „Gemeingeist der christlichen Kirche." Auferstehung des Fleisches ist bildliche Darstellung der Fortdauer der Persönlichkeit.

Bei solcher Stellung der Schleiermacherianer zum apostolischen Bekenntniß darf es kein Wunder nehmen, daß die Erklärung von einer „Formel aus den Anfängen der Reformation" redet und damit doch wohl die Augsburgische Confession meint, die aber nach der dunklen, unbestimmten Art der ganzen Erklärung nicht ausdrücklich genannt ist. Daß die Ev. K.-Z. nicht „starr an diesem Bekenntniß festhält, sondern stets anerkannt hat, daß neben dem ewigen Gehalte der Augsb. Confession, den einfachen Grundwahrheiten des Glaubens, von welchen die evang. Kirche nicht weichen kann, ohne sich selbst aufzugeben, auch minder Wichtiges

sich findet," dafür kann Hengstenberg auf das verweisen, was er schon früher über die Augsb. Conf. gesagt hat. Er hat bei dem, was Lehrkern der Bekenntnißschriften ist, unterschieden zwischen fundamentalen und minder wichtigen Lehren und Recht und Pflicht der Behörden nur zur Aufrechthaltung der ersteren behauptet. Die ganze theologische Fakultät in Berlin hat einstimmig dieselbe Ansicht in einem Gutachten vom Jahre 1838 geltend gemacht.[1]) Wenn von den Schleiermacherianern die Behauptung aufgestellt ist, sie hielten den Inhalt der Bekenntnißschriften fest und gäben nur den Buchstaben auf, so zeigt Hengstenberg an einem Beispiele, wie wenig diese Behauptung auf Wahrheit beruht. Die Augsb. Conf. lehrt, wie bekannt, im 2. Artikel klar und deutlich über die Erbsünde, daß alle Menschen, so natürlich geboren werden, in Sünden empfangen und geboren werden, das ist, daß sie alle von Mutterleibe an voll böser Lust und Neigung sind und keine wahre Gottesfurcht, keinen wahren Glauben an Gott von Natur haben können u. s. w. Dagegen lehrt Schleiermacher: die Sünde ist nichts Anderes, als eine niedere Stufe des Guten und das Reizmittel, durch welches die Entwicklung des Guten herbeigeführt wird. Schleiermacher sagt, der allgemeine Zustand der Menschen sei eine Unfähigkeit zum Guten, welche schon vor der ersten Sünde in der menschlichen Natur gelegen habe und die jetzt angeborne Sündhaftigkeit sei auch für den ersten Menschen etwas Ursprüngliches gewesen. Glaubensl. Th. I. S. 442. „Betrifft diese Differenz bloß die Form oder das Innerste des Wesens? Wie der Gegensatz zwischen der evangelischen Kirche und der katholischen hauptsächlich in der Lehre von der Sünde wurzelt, so auch der der Schleiermacherschen Theologie, die in Bezug auf die Sünde unendlich weiter von der gesunden Lehre abweicht, wie die katholische." Daß die Christologie Schleiermachers von seiner Lehre von der Sünde bedingt ist, liegt am Tage. Wozu bedarf es eines Lammes Gottes, das die Sünde der Welt trägt und durch dessen Wunden wir heil geworden, wenn Gott uns die Sünde anerschaffen hat? Wie kann Gott uns als Schuld anrechnen, was wir nicht verschuldet?

Von andern Vorwürfen der Erklärung führen wir noch einige an. „Diese Formel[2]) ist ihr Pabst." Dagegen Hengstenberg: Schleier=

[1]) Ev. K.=Z. 1845. S. 778 u. Jahrg. 1839.

[2]) nämlich die Augsb. Conf.

machers System ist zu singulär, zu sehr mit der Subjectivität seines Urhebers, mit der Beschaffenheit der Zeit, in der es entstand, verwachsen, als daß eure Uebereinstimmung mit ihm als eine durchaus freie angesehen werden könnte. Das ist eben ein Segen der Hingabe an die kirchliche Wahrheit, daß sie in allen ein eigenthümliches Leben gewinnt, während die Schüler menschlicher Meister, wie man zu sagen pflegt, über einen Kamm geschoren sind.

„Sie streben nach Herrschaft in der Kirche." Allerdings streben wir darnach in dem Sinne des heil. Paulus, der zu Agrippa spricht: ich wünschte vor Gott, es fehlte an viel oder an wenig, daß nicht allein du, sondern Alle, die mich heute hören, solche würden, wie ich bin, ausgenommen diese Bande. „Ist das etwa ein Unrecht, daß wir nicht, etwa wie unsere Gegner durch diese Erklärung selbst, die offenbar durch das Bestreben hervorgerufen ist, die verlorne Herrschaft wiederzugewinnen, ein von dem der Kirche abweichendes, sondern das Bekenntniß der Kirche selbst, das zugleich das unsrige ist, in ihr zur Geltung zu bringen suchen und zwar, wie wir schon früher nachgewiesen haben, also, daß wir der Zeit Rechnung tragen und auch eine freiere Richtung als berechtigt anerkennen, wenn sie sich nur nicht an den Grundlagen selbst vergreift. Versteht man aber unter dem Streben nach Herrschaft dasjenige, woran die große Masse des Zeitungspublikums nothwendig denken mußte, so kann der Herausgeber für sein Theil ruhig auffordern, daß man irgend eine Thatsache beibringe, welche diesem Vorwurfe auch nur scheinbar zur Begründung dienen könnte. Er ist noch immer genau in derselben Stellung, die er schon vor 17 Jahren einnahm. Er hofft und wünscht bis an sein Ende in dieser einfachen Stellung zu bleiben. Die Wonne seines armen Lebens ist die Vertiefung in die heilige Schrift und er segnet jede Stunde, die er über seinen Psalmen sitzen kann. Hat er rein auf dem Wege des Geistes einigen Einfluß auf die Gemüther gewonnen, so möchten wohl wenige diesen Gewinn um den Preis einer in der Gegenwart wohl beispiellosen Schmach erkaufen wollen, die auf ihm lastet."

„Sie sind es, welche in ihrem gemeinschaftlichen Organ, der Ev. K.-Z., zuerst zusammentraten, mit Verletzung der kirchlichen Ordnung, zur Gefährdung evangelischer Glaubens- und Gewissensfreiheit den Kirchenbann übten und versuchten, mit der Zahl zu

schlagen. Ihnen gegenüber haben sich die Gegner veranlaßt gesehen, sich ebenfalls zusammenzuschaaren, um die Zahl der Zahl entgegenzustellen, wobei es denn leider zu den extremsten Gegenbekenntnissen gekommen und den fremdartigsten Elementen Raum und Gelegenheit zur ärgerlichsten Einmischung gegeben ist."

Dagegen Hengstenberg: „überall, wo die Wahrheit in Christo entschieden verkündigt wird, entsteht eine solche bis zum Unfug gesteigerte Aufregung, die aber nicht den Verkündern der Wahrheit zur Last fällt, sondern denjenigen, die ihr Herz derselben nicht öffnen. Den heiligen Paulus begleitete diese Aufregung auf allen seinen Wegen. Wo er auftrat, da ward die ganze Stadt bewegt und ward ein Zusammenlauf des Volks. „Diese, die den ganzen Weltkreis erregen, sind auch hergekommen" Apostg. 17, 6. Dürfte man so ohne Weiteres traurige Folgen einer Bewegung auf kirchlichem Gebiete denjenigen zur Last legen, welche sie zunächst hervorgerufen, käme es nicht vor Allem darauf an, ihre Lehre gründlich zu untersuchen, ob sie aus Gottes Wort genommen sei, was müßte man dann über die Reformation urtheilen, welche so mächtige Zerwürfnisse und Zerrüttungen hervorrief, die zuletzt in dem dreißigjährigen Kriege gipfelten, durch den Deutschland an den Rand des Abgrundes geführt wurde. — Will man aber durchaus nicht davon ablassen, diese Beschuldigung gegen uns zu erheben, nun so sei man so consequent, sie auch gegen den Herrn zu richten, der sich selbst als den Stifter großer Unruhe ankündigt: ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Wenn aber die Erklärung es so darstellt, als habe erst die Ev. K.-Z. mit ihren Excommunicationen die Gegner veranlaßt, „sich ebenfalls zusammenzuschaaren," so schlägt sie geradezu der geschichtlichen Wahrheit ins Angesicht. Unsere Gegner versuchten es zuerst, ihre geistliche und geistige Ohnmacht erkennend, durch Zusammenraffung von Haufen unmündigen Volks in Köthen und anderwärts „mit der Zahl zu schlagen." Diesem schon weit gediehenen Unwesen traten die Erklärungen der Ev. K.-Z. entgegen, nicht von Haufen Unberufener und Unkundiger ausgehend, sondern von verordneten Dienern des Herrn und seiner Kirche."

Wie steht es endlich um den in der Erklärung als den einzigen in der christlichen Kirche unbedingt gültigen hingestellten Satz

„daß Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit, der alleinige Grund unsrer Seligkeit ist?“ Nach der Lehre Schleiermachers und seiner Schule ist das Wahre und Ewige in der Religion nur das Gefühl, dagegen die Lehre, nicht bloß die theologische Entwicklung, sondern auch das eigentliche Dogma, ist überall nur ein unvollkommener Versuch, das Unendliche im Begriff zu erfassen, individuell, einseitig, mit Irrthümern behaftet, wandelbar. Schleiermacher in den Reden über die Religion: „Auseinandergetrieben und zertheilt wird Alles, was durch die unheiligen Bande der Symbole zusammengehalten wird.“ Wogegen David Strauß treffend bemerkt: „und er nahm nicht wahr, daß er hiermit nur ein infusorisches Leben beschrieben, mithin die Religion, wie er sie auffaßt, für unfähig erklärt hat, es zu einem andern, als dem niedrigsten Grade der Organisation zu bringen.“ Hengstenberg erklärt den unnatürlichen Dualismus zwischen Glauben oder vielmehr Gefühl und Erkennen bei Schleiermacher daraus, daß zu dessen Zeit die Region der Erkenntniß großentheils im Besitze der Zeitansichten war und diese sich empörten, wenn die Religion in der Gestalt des festen Dogmas eindringen wollte. Und er — Schleiermacher — „erschrak. Er ging nun darauf hinaus, seinem Schützling wenigstens ein Asyl zu sichern; er wies ihm die dunkle Kammer des Gefühls an. — Seltsam ist es, wenn die, welche auf diesem Standpunkte stehen, auch beständig den Fortschritt im Munde führen und uns vorwerfen, daß wir demselben feindlich seien. — Wir haben die rechte Grundlage des Fortschritts, die feste Basis aus der Vergangenheit, und die lebendige Ueberzeugung, daß der Herr der Kirche uns nicht bloß auf dunkle Gefühle verwiesen hat, sondern daß es eine feste, helle und klare Wahrheit gibt und daß er seine Kirche immer tiefer in sie hineinführt.“

Die Urheber der Erklärung hätten sich jeder Aufstellung eines Bekenntnisses enthalten müssen, umsomehr da, wenn sie ein solches aufstellten, für sie die Berechtigung verloren ging, grundsatzmäßig gegen das Bekenntniß der Kirche zu protestiren. Der Sinn der in der Erklärung aufgestellten Formel kann nach der Meinung der Schleiermacherschen Schule nur der sein, daß Christus insofern der alleinige Grund unsrer Seligkeit ist, „als er, der erste Mensch mit absolut kräftigem Gottesbewußtsein, demselben einen Anstoß gegeben hat, wodurch es nach und nach bei uns zu gleicher Kräftigkeit

kommt." Das ist allerdings ein ganz andrer Sinn, als er in der Erklärung Luthers zum zweiten Glaubensartikel ausgesprochen ist. Die Lichtfreunde in Naumburg hatten unter Anderm erklärt: „wir ehren, lieben Jesum den Heiland, aber wir sind weit davon entfernt, die Mitgliedschaft bei seiner Gemeine von irgend einer unbegreiflichen Vorstellung von der Person Jesu abhängig zu machen, die sich etwa bei den Vorfahren gebildet hat." Diese lichtfreundliche Erklärung nennt Jesum auch den Heiland und widerstreitet nicht der vagen Berliner Erklärung.

„In der Gegenwart beispiellose Schmach" für den Herausgeber der Ev. K.-Z. — so stand es Ausgangs 1845 für Hengstenberg. Aber es fehlte auch nicht an sehr erquicklichen Momenten für ihn. Wir theilten bereits die ermunternden Zuschriften von Vilmar, Leo, Delitzsch, Schubert, Büchsel mit. Am Ende des Jahres[1]) richten vier Mitglieder der theologischen Fakultät in Erlangen — Thomasius, Kaiser, Höfling, Hofmann — eine ausführliche Zuschrift an Hengstenberg, welche dem Empfänger und den Schreibern zur Ehre gereicht und unverkürzt mitgetheilt zu werden verdient. Sie lautet:

„Was die unterzeichneten Mitglieder der hiesigen, theologischen Fakultät bewegt, diese Zuschrift an Sie zu richten, ist die Erfüllung einer Pflicht, welche mit dem Bekenntniß der evangelischen Wahrheit aufs engste verbunden ist. Wenn es überhaupt einerseits in dem Sinn der Welt und andrerseits in dem Evangelium von Christo seinen Grund hat, daß das entschiedene Bekenntniß desselben auf die Ungunst der Menge und auf die Schmach der Welt zu rechnen hat, so gilt das insbesondere von der gegenwärtigen Zeit, in welcher neben einer zweideutigen Halbheit der Gesinnung die Feindschaft gegen die Wahrheit, die aus Gott ist, und mit ihr der entschiedenste Widerwille gegen jedes offene und bestimmte Zeugniß von Christo zur Herrschaft gelangen will. Darf nun diese Erfahrung die Bekenner des Herrn nicht abhalten, sich offen zu ihm und seinem Worte zu bekennen, so liegt darin zugleich für sie die Pflicht, sich auch zueinander zu bekennen und die Schmach, die um des Herrn willen dem einen widerfährt, als eine gemeinsame Last zu tragen. Es ist das eine Pflicht der brüderlichen Liebe und der gliedlichen Gemeinschaft.

[1]) Erlangen 30. Dec. 1845.

Sie nun, hochgeehrter Herr College! haben seit einer Reihe von Jahren theils in gelehrten Arbeiten, theils in der von Ihnen redigirten Zeitschrift wider die ungläubige Richtung dieser Zeit gekämpft und für die positive Wahrheit des Evangeliums mit der vollen Entschiedenheit eines Mannes freimüthig und kräftig gezeugt. Wir sahen Sie überall, wo es den heiligen Kampf für die theuren Güter der protestantischen Kirche galt, eintreten, und unbekümmert um die Gunst oder Ungunst der Menge Ihre Stimme erheben für die evangelische Heilslehre, wie sie klar und bestimmt in der heiligen Schrift vorliegt und in dem kirchlichen Bekenntniß einen adäquaten Ausdruck gefunden hat. Auch hat sich der Herr sichtbar zu Ihrem Zeugniß bekannt. Er hat Sie zum Segen für Viele, zur Stärkung für alle diejenigen gesetzt, welche denselben Glauben theilen. Eben deßhalb konnte es auch nicht fehlen, daß sich an Ihnen das Wort des Herrn erfüllte: „Ihr müßt gehaßt werden um meines Namens willen von Jedermann," und es, hat sich buchstäblich erfüllt. Denn wo ist seit Jahren irgend eine, der kirchlichen Richtung feindselige, Schrift erschienen, wo ist in den letzten Tagen ein Angriff gegen das positive Christenthum erfolgt, worin nicht über Ihren Namen ein volles Maß von Verunglimpfungen, von ungerechten, lieblosen Beschuldigungen, von harten Anklagen ausgegossen worden? Sie sind vor vielen andern gewürdigt worden, die Schmach des Herrn zu tragen. Nun halten wir allerdings dafür, daß Sie solche Anfechtung sich nicht befremden lassen, denn Sie wissen mit uns, was der Apostel 1 Petri 4, 14 sagt, aber zweierlei, glauben wir, hat Sie am tiefsten geschmerzt, einmal, das Schweigen solcher, die mit Ihnen desselben Glaubens sind, und sodann die öffentliche Erklärung derer, die wir bisher, wenn auch nicht für entschiedene Bekenner, doch für wohlgesinnte Freunde des Evangeliums halten durften. Auch uns hat die Erklärung, die von dieser Seite gegen Sie erging, aufs Höchste befremdet und aufs Tiefste verletzt.

In Erwägung der oben bezeichneten Pflicht lassen wir darum diese Zuschrift, und mit ihr die Bezeugung unserer Glaubensgemeinschaft an Sie, hochgeehrter Herr College! ergehen. Zwar wissen wir uns nicht in allen Punkten mit Ihnen völlig einverstanden, namentlich ist es Ihre Anschauungsweise der Preußischen Union und des Verhältnißes, in dem die Kirche zu ihrem Bekenntniße steht,

welche wir nicht theilen können; aber dasjenige, weßhalb Sie gegenwärtig von so vielen Seiten her geschmäht und angefochten werden, ist nicht das, was uns von Ihnen trennt, sondern was uns mit Ihnen verbindet. Es ist das überhaupt nicht eine besondre, Ihnen eigenthümliche theologische Richtung, keine Sache der Schule, und noch viel weniger Sache einer Partei, sondern es ist der Eine Glaube an den Einen Christum und das Eine Bekenntniß dieses Glaubens, welches die Kirche von Anfang an durch alle Zeiten herab bekannt hat; es ist insbesondere das theure Bekenntniß der protestantischen Kirche, wie sie es aus den Anfängen der Reformation übernommen hat. Zu diesem Bekenntniß bekennen auch wir uns von Grund des Herzens mit der ganzen protestantischen Kirche, und zwar aus demselben Grunde wie Sie; nicht weil es eine einmal recipirte Formel ist, sondern weil wir dem Worte Gottes in der Schrift, aus dem es geschöpft ist, glauben, nicht bloß, weil uns unser Eid, als Glieder einer lutherischen Fakultät, darauf verpflichtet, sondern weil wir in seinem wesentlichen Inhalt den einfachen Ausdruck unserer eigenen Schrifterkenntniß, in seinen Lehrartikeln die adäquate Form für den evangelischen Glauben erkennen, in welchem wir unseres Lebens Heil und unserer Seele Frieden finden. Und weil wir Sie um desselbigen Glaubens willen angefochten und geschmäht sehen, so drängt es uns, hiermit unsere Glaubensgemeinschaft mit Ihnen zu bezeugen, und so zugleich an der Schmach, welche Ihnen widerfährt, uns zu betheiligen. Wir thun das nicht, als ob Sie unseres Beistandes zum Kampf, oder unserer Ermuthigung zum Ausharren in der Treue bedürften. Sie haben selbst bereits ihre Gegner widerlegt, Sie haben in den Zeugnissen von Stahl, von Harms und anderen die tüchtigsten Bundesgenossen gefunden. Auch wissen wir wohl, daß Hengstenberg Manns genug ist, um bei einer guten Sache zu stehen und auszuhalten, unangesehen, ob sie Ehre oder Schmach eintrage, ob viel oder wenige es mit ihr halten. Uns bewegt lediglich das Bewußtsein des gemeinsamen Glaubens, und jene gliedliche Gemeinschaft des Leibes Christi, von welcher der Apostel sagt: „So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit.“ Diesem Bewußtsein einen einfachen Ausdruck zu geben, wollten wir nicht unterlassen.

Und so befehlen wir Sie denn Gott und dem Wort seiner

Gnade. Fahren Sie fort, an Ihrem Theil den guten Kampf des Glaubens zu kämpfen, und mit den Waffen des Geistes wider den gemeinsamen Feind Ihrer und unserer Kirche zu streiten. Der Herr sei Ihr Schild und Ihr sehr großer Lohn. Er stärke Sie im Glauben und Geduld, und mache Sie, wie uns, immer tüchtiger, sein Werk zu thun. Sein ist das Reich. Er wirds versehen, und das sagen wir mit fröhlicher Hoffnung. Denn wie groß auch die Zerrissenheit der Gegenwart sei, und wie unsäglich die Verwirrung in den kirchlichen Dingen, mitten da hindurch erblicken wir doch bereits die Morgenröthe eines neuen Tages. Sein Reich ist sichtbar im Kommen; seine Gemeinde sammelt und baut sich aller Orten. Es wird ein vergebliches Bemühen sein, ihr das gute Bekenntniß der Väter rauben zu wollen; es wird sich als wahr ausweisen, was vorlängst einer gesagt hat, „daß die alte Kirche Luthers einen festen Boden hat in der Geschichte und im Volke," ja vielmehr setzen wir hinzu, in dem Worte Gottes, welches ewiglich bleibet. Er segne die Kirche, die seinen Namen bekennt. Er segne Sie und uns."

Der allezeit kampfbereite, tapfre Ludw. von Gerlach hat große Freude an dem unerschrockenen, muthigen Bekenntnisse Hengstenbergs und ist demselben ein treuer, guter Helfer und Freund. Er hat im Laufe der Zeit recht bedeutende Artikel über die Eherechtsreform für die Ev. K.-Z. geliefert; Gerlach ist auch der Verfasser von drei Artikeln, die nach dem Jahre 1845 zu rechter Zeit kamen: „Die Partei der Ev. K.-Z." Nur in einem Punkte besteht eine starke Differenz. Gerlach wünscht nämlich immer wieder eine größere Anerkennung für die römische Kirche, „wir stehen Rom viel näher, als den Dämmerfreunden." Dämmerlinge, Dämmerfreunde war ja der Name für die Unterzeichner der Berliner Erklärung geworden. Hengstenberg dagegen sah bei aller Bereitwilligkeit, das vorhandene Gute in der römischen Kirche anzuerkennen, die Hochfluth des jesuitischen Wesens und die Verdrängung des Geistes des Evangeliums mehr und mehr in der römischen Kirche überhand nehmen. „Verehrter Freund, schreibt[1]) Gerlach, ich habe Ihre Erklärung (gegen die Berliner), nachdem man mich vorher dagegen eingenommen hatte, gelesen und kann nun nicht umhin, Ihnen meine

[1]) Brief vom 2. Nov. 1845.

herzliche Zustimmung und Freude auszusprechen. Der Herr wolle Ihr gutes Bekenntniß an vielen Seiner Jünger und Feinde segnen. Es thut so wohl, einmal ein Wort der Wahrheit zu hören, ein Ja, Ja — während das Ja und Nein auch unter uns leider so oft mißtönend das Ohr zerreißt. — Die Schmach Christi zieht mein Herz zu Ihnen." In einem späteren Briefe[1]) heißt es: „Sie erhalten noch einen Aufsatz: „Die Partei der Ev. K.-Z.," in welchem ich mein Herz ausschütten werde. Wie viel lieber gehörte ich dieser Partei an, wenn Sie, als ihr Chef, manchmal unrecht hätten. (Das wird sich wohl besonders auf Hengstenbergs Beurtheilung der römischen Kirche beziehen.) Hätten wir doch über Ihr nächstes Vorwort in Berlin gesprochen. Diese Ihre Thronrede muß diesmal inhaltsreicher, als je sein — so mancher liest nur dies, z. B. Se. Majestät der König. Sie lieben ein literarisches Substrat dazu — ich möchte die Pamphlets von Gervinus und Ullmann vorschlagen. Beide wollen die Gegensätze der Kirche durch Verfassungsformen vertuschen — dagegen anzugehen, ist jetzt die zeitgemäßeste Aufgabe der Ev. K.-Z. Gervinus will geradezu einen patriotisch-politischen Rationalismus, in dessen einer Ecke auch die Gläubigen geduldet werden sollen, zur deutschen National-Kirche — warum nicht lieber Loge — machen mit Beseitigung der Dogmen und Mythen, da ja über die christliche Moral Alles einig sei. Ich bin über diese dreiste Oberflächlichkeit eines namhaften Gelehrten erstaunt gewesen. Ullmann, der natürlich in seiner Weise christlich ist, und ganz anders als Gervinus behandelt werden müßte, kommt doch auch zu einer höchst anstößigen Parteilosigkeit, in der er die Pronunciamentos in der Ev. K.-Z. und die Uhlichschen Versammlungen gleichmäßig bedenklich findet, und über den kleinen Nebenumstand hinweggeht, daß die einen für, die andern wider den Herrn sind." — „G—l benimmt sich über meine Erwartung — er vergißt Goethe, Hegel und selbst Dante über die Noth der Kirche, bekennt muthig und trägt Christi Schmach."

[1]) Brief vom 24. Nov. 1845.

1846.

Gemeingeist des Unglaubens. Ullmann und Gervinus über die deutsch-kathol. Bewegung. Kein Austritt aus der Kirche. Das Heil kommt nicht durch eine Synodal-Verfassung. Allgemeines Priesterthum.

Es konnte nicht fehlen, daß die großen Bewegungen der Zeit Vielen, besonders tieferen Gemüthern zum Segen gereichten. Die sich nicht zu einem Instrumente erniedrigen mochten, auf welchem der erste beste Zeitungsschreiber herumspielt, fanden Veranlassung, die heilige Schrift zur Hand zu nehmen, und selbst zu forschen, wie es sich verhalte, und darüber kam Manchem die Einsicht, daß es sich im Grunde nicht um Fragen handle, wie die, ob der Buchstabe, oder nur der Geist der alten Bekenntnisse gelten solle, sondern daß die alte Frage aufgelebt sei: ist Baal Gott, oder ist der Herr Gott, was dünket euch um Christo? Ein charakteristisches Zeichen der Zeit wurde es dabei, daß der gewöhnliche Indifferentismus des Einzelnen mehr zurücktrat, und sich ein Gemeingeist des Unglaubens bildete, und der Einzelne in seinem Widerspruche und Hasse gegen die göttliche Wahrheit sich auf das Hauptlager des Unglaubens stützen konnte. „Das wird sich gewiß noch weit mehr steigern; die Welt wird sich mehr und mehr zu einem Ganzen verbinden.“ Dazu kam ein zweites Zeichen der Zeit, daß die natürliche Scham und Scheu, über Dinge zu urtheilen, besonders über göttliche Dinge, die man gar nicht einmal verstand, mehr und mehr abnahm. Es wurde geradezu darauf hingearbeitet, Bescheidenheit und Scheu vor göttlichen Sachen zu zerstören. Die Lichtfreunde haben in besonderem Maße in beiderlei Hinsicht unheilvoll gewirkt. Im ganzen galt von der Zeit: Satan beut an den Streit, Christo und der Christenheit.

Die Ev. K.-Z. war vor Allem der Zielpunkt der feindlichen Angriffe: selbst Magistrate von Haupt- und Residenzstädten und Landtage hielten es nicht unter ihrer Würde, gegen sie aufzutreten. Und man wußte, was man that. Denn die Ev. K.-Z. hatte die Lieblinge des Zeitgeistes, den Gustav-Adolfs-Verein, die deutsch-katholische Bewegung, die Freimaurerei angegriffen und man hielt die Zeit gekommen, sich zu rächen. Die Berliner Erklärung vom 15. August war auf den Beitritt von Tausenden berechnet, blieb aber gegen alle Erwartung allein stehen, zum Theil, weil sie so ungeschickt abgefaßt war, besonders aber, weil Gott in der Sache

waltete. Der erstrebte Sieg über die Ev. K.-Z., mit deren Niederlage man die ganze „pietistische“ Partei zu Boden legen wollte, gelang nicht. Man hatte die Taktik, zuerst die evangelische Richtung in der Kirche und deren Vertreterin, die Ev. K.-Z. niederzuwerfen, und wenn die evangelische Richtung erst gebrochen sei, das seiner Stützpunkte in der Kirche beraubte Kirchenregiment verlassen dahinsinken zu sehen. Aber „der Herr gab uns nicht zum Raube in ihre Zähne.“

Die vorhin schon erwähnten Schriften von Ullmann und Gervinus[1]) boten die Gelegenheit, die Entwicklung des Deutsch-Katholicismus weiter zu beleuchten. Mit Ullmann stimmt Hengstenberg in der Hauptsache überein, z. B. darin, daß die Masse derer, die durch die deutsch-katholische Bewegung von der römischen Kirche abfielen, aus den verschiedensten Elementen bestand; neben heilsbegierigen Gemüthern, die Roms und seiner Satzungen müde nach dem Evangelium verlangten, und einfachen, redlichen Männern, fehlte es nicht an Solchen, die nicht nur von der römischen Kirche, sondern von allem Kirchlichen und Positiven überhaupt frei werden wollten, Indifferentisten, Oppositionsgeistern und vorgeschobenen Posten der Bewegungspartei. Aber Hengstenberg fragt: welches Element ist das eigentlich herrschende in dieser Bewegung? Danach muß man fragen, weil jede Bewegung, auch die verwerflichste, von einigem idealen Charakter einzelne gute Elemente enthält, und jede, in ihrem Kern gute Bewegung es leiden muß, daß sich ihr unedle Elemente anhängen. Die erst kurze Geschichte des Deutsch-Katholicismus hatte aber bereits den eigentlichen Charakter desselben zu Tage gefördert. Es lag am Tage, daß seine Berufung auf die heil. Schrift nichts weiter war, als der gangbare Kunstgriff, um sich der Schriftwahrheiten unter dieser Berufung zu entledigen. In Bezug auf die Reden und Schriften der von der Tagespresse unbedingt bejauchzten Deutsch-Katholiken sagt Ullmann treffend: „Fast überall schimmert in ihnen das oberflächlich gefaßte humanitarische Princip, eine gewisse Antipathie gegen das Historische und Positive, eine lebhafte Sympathie mit dem die religiösen und sittlichen Abstractionen begünstigenden Zeitgeiste durch, und es möchte wohl nicht ungerecht sein, anzunehmen, daß sich die Mehrzahl, wollten sich Alle ganz

[1]) Ullmann, Bedenken über die deutsch-katholische Bewegung. Gervinus, Die Mission der Deutsch-Katholiken. 1845.

frei aussprechen, zu einem mehr oder minder determinirten Rationalismus bekennen würde.“ In der Geschichte des Bekenntnisses des Deutsch-Katholicismus war der Uebergang vom Christlichen zum Unchristlichen deutlich bemerkbar. Während das Schneidemühler und Berliner Bekenntniß noch auf christlichem Grunde sich hielten, sanken das Breslauer und gar das Leipziger Bekenntniß ziemlich ins Leere hinunter.

Aber war es nicht immerhin von Bedeutung, daß sich die Bewegung von den Fesseln des Pabstthums losmachte? „Kann man auch Trauben lesen von den Dornen, oder Feigen von den Disteln?“ Der Anfang dieser Bewegung mit einem so ausgeprägten Charakter entscheidet über deren Fortgang und Ende. Die „Prediger“ — nur dieser Titel mit Weglassung aller andern Titulaturen durfte den Geistlichen gegeben werden — haben im Vorstande der einzelnen Gemeinen und auf den Synoden kein Stimmrecht; die Seelsorge wurde auf der Synode in Breslau verboten, Wittwen, Frauen und Jungfrauen sollen Stimmrecht haben. Wer sehen wollte und konnte, durfte nicht mehr im Zweifel sein, wohin die ganze Bewegung sich verlief.

So konnte auch die Stellung der evangelischen Kirche zum Deutsch-Katholicismus nicht fraglich sein. So wenig Luther mit den Wiedertäufern, darum, weil sie Feinde des Pabstes waren, ein Bündniß einging, durfte die evangelische Kirche in eine Verbindung mit den Deutsch-Katholiken eingehen, durfte ihnen z. B. keine Gotteshäuser zum Gebrauch einräumen.

Die römische Kirche hätte alle Ursache gehabt, die christlichen Momente zu beleben. Aber selbst der Fürstbischof Diepenbrock ließ in seinem Hirtenbrief von 1845 das rein christliche Element, welches allein geeignet ist, die Kinder der Zeit ins Gewissen zu treffen, nicht zum Ausdruck kommen. Das Auge ist überall mehr auf den „alten ehrwürdigen Priestergreis jenseits der Berge“ gerichtet, als auf das Verlorene, welches zu suchen die erste Aufgabe eines wahren Bischofs ist. Der Bischof versichert im Anfange, daß er in lebendiger Gemeinschaft mit dem Pabste stehe, „mit jenem von Gott in den Mittelpunkt der christlichen Welt versetzten Lichtheerde;“ es folgen Beweise für die Autorität des römischen Stuhles, welche fast die Hälfte des Hirtenbriefes ausmachen, die Lehre von den sieben Sacramenten, der Hinweis auf die allein seligmachende

Kirche und die Jungfrau Maria und deren Fürbitte. Dem Schlesischen Klerus wird im Ganzen Lob gespendet, obwohl er in bedeutendem Maße an den dortigen kirchlichen Zerrüttungen Schuld hatte. „So würde Sailer nicht aufgetreten sein; er würde vor Allem danach gestrebt haben, die Herzen für Christum zu gewinnen." Wenn aber selbst Fürstbischof Diepenbrock nicht anders vorging, wohl auch deshalb nicht, weil er nicht anders durfte, wie wenig Verständniß durfte dann bei Andern in der römischen Kirche erwartet werden.

Wenn Hengstenberg mit Ullmann manigfach übereinstimmen konnte, so war er Gervinus gegenüber in andrer Lage. Dessen Meinung geht dahin, der christliche Glaube habe sich überlebt, die Zeit der Kirchen sei vorüber. Ein Bund, wie ihn die Hälfte der deutschen Nation vor dreihundert Jahren mit Luther schloß, werde nie wieder geschlossen werden. „In jenen Zeiten — sagt Gervinus, gibt es durch Jahrhunderte hindurch keine Geschichtschronik zu lesen, in der nicht als allgemeiner Ausdruck der Ueberzeugung jene ganz und nur religiöse Betrachtungsweise zu Grunde läge, die Alles, was in und um uns geschieht, als das unmittelbare Werk der Gottheit ansieht; es gibt keinen Zug der Wissenschaft, der Kunst, der Literatur, der nicht ausspräche, daß Religion und Glaube das ganze Gemüthsleben des Volkes vom Ersten bis zum Letzten ausfüllte. Könnte sich Jemand heutzutage darüber täuschen, sich selber täuschen oder Andere täuschen wollen, daß dieser Lutherische Glaube noch einmal unter den Vielen aufleben oder ein andrer Religionsglaube in den ähnlichen Grenzen mit der gleichen Glaubenskraft gepaart sein könnte? Ich glaube an keine neue orthodoxe Kirche, die nicht die untergeordnete Rolle einer verlorenen Secte spielen würde. Es haben sich die Goethe und Schiller, die Voß und Jean Paul, die Winkelmann und Wieland, die Forster und Lichtenberg, Alle der Schranken des dogmatischen Christenthums entledigt; ihrem Beispiele ist in dem gebildeten Theile der Nation Jeder nach seinem Vermögen nachgefolgt. Ein weites System allgemeiner gegenseitiger Duldung wird das alleinige sein, zu dem uns der Individualismus unsrer Bildung hinweist, und dieses kann der Hebel werden, der den confessionellen Eifer wegräumt, und zu einer national-kirchlichen Einigung zu führen vermag." Gelöst könne diese Aufgabe nur werden unter Mitwirkung des Staates, welcher eine möglichst

vage Glaubensformel aufzustellen und von Allen Unterwerfung unter dieselbe verlangen müsse. Die Deutsch-Katholische Bewegung, deren eigentliche Bedeutung nicht auf dem religiösen, sondern auf dem patriotischen und politischen Gebiete liege, habe „den unsterblichen Beruf, in ihrem kleinen und ganz freien Verbande das Vorbild und Musterbild des größeren Ganzen aufzustellen, das sich nach ihm bilden solle." Unerläßliche Bedingung für diese Aufgabe sei eine wahrhaft sittliche edle Haltung der Masse, eine wahrhaft würdevolle Haltung in den Häuptern der Gemeine.

Hengstenberg findet in diesem höchst sonderbaren Zukunftstraum zweierlei, einmal die lebhafte Hinweisung auf den Gegensatz gegen das Wesen der christlichen Kirche, in welchem sich die überwiegende Mehrzahl der Gebildeten befindet, und diese Gebildeten würden in einer demokratischen Verfassung Alles an sich reißen, und die im Volke noch schlummernden Kräfte würden für jetzt noch kein Gegengewicht abgeben können. Sodann hat Gervinus darin Recht, daß er klar erkannt hat, daß der Deutsch-Katholicismus eigentlich gar keine kirchliche, sondern eine antikirchliche Bewegung ist, eine neue Freimaurerei. Auch hier beschämte Gervinus die Illusionen so mancher gläubiger Gemüther, welche so schwer sich entschließen konnten, die Augen für die offen zu Tage liegende Wahrheit zu öffnen.

Im Uebrigen befindet sich Hengstenberg in geradem Gegensatze zu Gervinus. Dahin gehört vor Allem die Dreistigkeit, mit welcher Gervinus dem Geiste der Zeit huldigt, der nach ihm „in Wahrheit der Geist Gottes ist." Gervinus steht völlig auf pantheistischem Standpunkte, was wirklich ist, das ist ihm auch vernünftig, und von der Sünde hat er keine Ahnung. Sein auf dieser Anschauung beruhendes unbedingtes Vertrauen auf die Fortdauer der gegenwärtigen Zustände muß schon, rein menschlich betrachtet, als unbegründet erscheinen. Nun gar, wenn der eigentliche Faktor in Betracht gezogen wird, Christus im Himmel, der schon weit furchtbarere Gegner besiegt hat, und dessen Sache entschiedene Fortschritte macht, trotz der allgemein verbreiteten Bildung, mit welcher die Wahrheit Christi es nie zu thun hat, sondern immer nur mit dem Unglauben, der sich aus der Bildung Feigenblätter macht. Bei den Großsprechereien der Schrift von Gervinus wird man an die Rolle des Goliath erinnert, welche zu übernehmen unbesonnen ist.

Ist es recht, daß der Verfasser, der den Deutsch-Katholicismus richtig erkannt hat, und sich als einen großen Freund der Moral zeigt, kein Wort des Tadels über den kirchlichen Schein ausspricht, welchen der Deutsch-Katholicismus annahm, und sich die Verlockung kirchlich und religiös gerichteter Gemüther zu Schulden kommen ließ?

Ist es recht, daß der Verfasser, welcher so weit geht, allen Gottesdienst für unnütz zu erklären („Niemand hält es mehr für unumgänglich, seinen Glauben an ausgeübte Formalitäten zu knüpfen"), dann den Staat verpflichten will, sich bei Gründung einer Kirche zu betheiligen, bloß um die Kraft der Kirchlichen und Religiösen zu brechen und sie dem Humanitätsprincip dienstbar zu machen? „Der Staat hätte bei uns nichts zu thun, als die äußersten eigensinnigen Extreme von der gemeinsamen kirchlichen Verbindung auszuschließen, fremder (römischer) Betheiligung zu wehren und allen geheimen Betrieb religiöser Dinge in Associationen und Corporationen zu untersagen, dann aber zu incorporiren d. h. unter den Schild seiner Sanction zu nehmen, was sich auch nur zu jenem engsten Bekenntnisse der neuen Kirche verbände."

Neben der Hauptströmung der neukatholischen Bewegung gab es die Partei der Protest- oder Christkatholiken, deren Führer Czerski war. Das Aufkommen dieser Partei mußte als etwas sehr Erfreuliches bezeichnet werden, weil sie viel dazu beitrug, die Kraft der Ungläubigen zu brechen. Doch aber war diese Bewegung in ihrer Art und in ihren Zielen noch zu unklar; es schien vergeblich, einen nicht vorhandenen Raum zur Niederlassung zwischen der römischen und evangelischen Kirche zu suchen, und der Rath Gamaliels schien durchaus auf diese Bewegung zu passen. Der Erfolg hat gelehrt, daß es die Christ- oder Protestkatholiken zu keinem nennenswerthen Resultate gebracht haben.

Hengstenberg sah die Sache der Lichtfreunde bereits ihrem Ende nahe. Was ihre Proteste anlangte, so hatte er über diesen armen Stoff nichts mehr zu sagen. Das Verbot der Versammlungen der Lichtfreunde erachtet er vom kirchlichen und staatlichen Gesichtspunkte aus für angemessen. Weil man in den Versammlungen der Lichtfreunde das Volk durch entschiedene Bekämpfung, theilweise Verhöhnung der Grundlehren der Kirche, von denselben abwendig zu machen suchte, und weil man in diesen Versammlungen

eine Macht gegen die Kirchenbehörde zu organisiren suchte, so mußte das Kirchenregiment, wenn nicht eine Auflösung der Kirche die Folge sein sollte, es verbieten, daß Diener der Kirche mit ihrer Autorität bekleidet, auf öffentlichem Markte ihre Stimme gegen die Lehre der Kirche erhoben und das arme Volk verführten. Staatlicherseits hatte man gleichfalls alle Ursache, die durch die Versammlungen der Lichtfreunde groß gezogenen und genährten revolutionären Bestrebungen nicht länger zu dulden.

Die Bewegung, welche durch die Berliner Erklärung vom 15. August 1845 hervorgerufen war, war gleichfalls ihrem Ende nahe. Sie war nur eine einzelne Welle in dem wogenden Meere der Zeit. Der Versuch der Erklärung, sich in der Mitte zwischen Welt und Kirche anzubauen, war mißglückt, wie jeder derartige Versuch immer mißglücken wird. Bewirkt war nur, daß die weltlich Gesinnten in ihrer Abneigung gegen den biblisch-kirchlichen Glauben und seine Vertreter bestärkt und die guten Eindrücke ausgelöscht waren, welche namentlich in Berlin durch die Selbstvernichtung des lichtfreundlichen Wesens hervorgerufen waren. Es kam Hengstenberg gelegen, daß man ihm wegen seiner Antwort auf die Erklärung den Vorwurf gemacht hatte, daß er die Gestalt des Vollendeten (Schleiermachers) heraufbeschworen habe, statt den Lebenden Rede zu stehen. An die lebenden Schleiermacherschen Anhänger konnte er sich schon darum nicht halten, weil das „bei der Sparsamkeit schriftstellerischer Productionen“ der Schleiermacherianer nicht wohl anging. Sich mit Schleiermacher selbst auseinander zu setzen, war Hengstenberg durch die Nothwendigkeit, in der er sich befand, um der Sache willen erfreulich. Denn „seit dem Tode Schleiermachers war demselben, meist durch dankbare Verehrung, eine Stellung aufgedrungen worden, die mit dem wirklichen Thatbestande in bedeutendem Contraste stand. Von vielen Seiten wurde darauf hingearbeitet, ihn als den Kirchenvater unseres Jahrhunderts hinzustellen. Diese Verkehrung des öffentlichen Urtheils war von einer sehr nachtheiligen Wirkung. Die unerfahrene Jugend nahte sich arglos und voll Verehrung seinen Schriften, und wurde unvermerkt durch sie auf das Gebiet des Zweifels und der Leugnung christlicher Lehren und Anschauungen hinübergeleitet. Der Herausgeber hatte dem schon seit Jahren mit Schmerzen zugesehen, aber öffentlich dagegen aufzutreten, dazu wartete er auf eine äußere Ver-

anlassung und einen darin liegenden göttlichen Ruf. Dieser ist jetzt erfolgt. Andere werden weiter führen, was hier nur eben begonnen werden konnte. Die Hauptsache aber ist, daß Niemand ungewarnt verleitet wird, und dafür ist schon einigermaßen gesorgt. Schleiermacher selbst hat gewiß nichts weniger gewünscht, als die ihm aufgedrungene Canonisation, der sich schon während seines Erdenlebens des gemischten Ursprungs und Charakters seiner Lehre im Allgemeinen sehr wohl bewußt war."

Eine Erklärung von Unterzeichnern des Protestes vom 15. August erschien am 10. November 1845 und war weit milder gehalten als der Protest selbst, enthielt auch eine bestimmtere Lossagung von den Lichtfreunden und ein bedeutendes Mehr von christlichem Bekenntnisse; die Unterzeichner bekennen sich zu den Erlösungsthatsachen, und zu deren Centrum, der Person Jesu Christi, dem fleischgewordenen Gott. Andrerseits liegt ein starker Widerspruch vor, indem die Unterzeichner sich zur Lehre der Reformation von der Autorität der heiligen Schrift bekennen und doch an der Schleiermacherschen Verachtung des Dogma festhalten, „durch welche ein so großer Theil der heiligen Schrift, namentlich der Paulinischen Briefe, zu einer unvollkommenen menschlichen Production herabgesetzt wird."

Erfreulich waren in dieser Zeit „die Worte des Friedens unter den Gegensätzen" von D. A. Neander, eine Mahnung Neanders, die höhere christliche Einheit unter untergeordneten Gegensätzen aufzusuchen. Diese Tendenz findet bei Hengstenberg volle Anerkennung, dem je länger, je mehr der Streit schmerzliche Pflicht ist, von deren Erfüllung er aber bis zum letzten Odemzuge, so Gott will, nicht lassen wird; es ist seinem Herzen Bedürfniß, liebend anzuerkennen, wo wirklich Gemeinsames stattfindet und sei es auch nur das lebendige Bekenntniß zu dem höchsten Gott, der Himmel und Erde besitzt, worauf Abraham und Melchisedek inmitten einer ungläubigen Umgebung sich die Hand reichten.

Dagegen mußte die Eingabe des Berliner Magistrates mit Erstaunen erfüllen. Diese Eingabe bekennt sich zu dem entschiedensten Pantheismus. Sie sagt „Jesus Christus ist der Grund unsrer Seligkeit und der Herr seiner Kirche, dieser Herr ist aber kein andrer, als der Geist, der Geist Christi in uns, der Geist der Heiligkeit und Liebe, der Alle, die von ihm beseelt sind,

von Allem, was nicht er in ihnen ist, befreit und sie zu Söhnen Gottes macht und zu vollkommenen Freien.“ Es ist nur der Herren eigener Geist, was sie den Geist Christi nennen. Und es kann nur mit Verwundrung erfüllen, daß die Magistratsherren dabei erklären, an den Errungenschaften der Reformation festhalten und die kirchliche Ueberlieferung hochachten zu wollen.

Wie immer wieder bei Einzelnen, die es ernst mit dem Christenthum und der Kirche meinen, der Gedanke auftaucht, ob es nicht an der Zeit sei, aus einer Gemeinschaft auszutreten, in der völlig unvereinbare Gegensätze auf unnatürliche Weise verbunden sind, so geschah es auch damals. Pf. Smend gab eine Schrift[1]) heraus, in welcher er einen vollständigen Bauplan einer neuen Kirche gab. Prof. Thiersch erklärte[2]) sich nachdrücklich für die unbedingte Nothwendigkeit einer Trennung und wünscht, daß sie baldmöglichst erfolge. Man solle sich keine Illusionen machen über die schlechthin nothwendige Katastrophe, welche durch die Apathie eines Jahrhunderts aufgehalten und verzögert, nur um so gewaltsamer und schroffer zum Ausbruch kommen werde. Auch in der Beurtheilung dieser Frage tritt Hengstenbergs große Weisheit und Einsicht zu Tage. Er kann den genannten und ähnlichen Stimmen insofern beipflichten, als auch ihm der gegenwärtige Zustand der Kirche, als ein dauernder gedacht, völlig unerträglich erscheint und er, mit Zuversicht von der Zukunft die Trennung des innerlich völlig Ungleichartigen erwartet. Es ist eben ein großer Unterschied, ob die Gläubigen aus der Kirche treten oder ob die Ungläubigen sich von ihr scheiden. „Darin weichen wir ab, daß es uns in keiner Weise jetzt schon an der Zeit scheint, auf eine solche Trennung hinzuarbeiten. Es gilt vor Allem abzuwarten, ob nicht der Rationalismus sich gedrungen fühlen wird, ein Haus zu verlassen, in dem er als Eindringling so viel Unheil angerichtet hat und in dem ihm selbst nicht wohl sein kann. Manches führt schon jetzt darauf, daß die extremsten Gestaltungen desselben sich zum Aufbruch rüsten und wenn nur die Entwicklung der Kirche auf der bisherigen Bahn fortgeht, so wird dieser Aufbruch, dem wenigstens in unserm nächsten Vaterlande kein Hinderniß entgegensteht, ohne

[1]) Die Zukunft der Evang. Kirche. Bremen, 1845.

[2]) Versuch zur Herstellung eines historischen Standpunktes für die Kritik der neutestamentlichen Schriften.

Zweifel erfolgen. Eine von der kirchlichen Seite ausgehende Trennung würde erst dann eine innerlich berechtigte sein, wenn vorher Alles aufgeboten worden, zu sammeln, was sich irgend sammeln lassen will. Damit ist aber erst ein schwacher Anfang gemacht. Es wäre unverantwortlich, wenn man jetzt, wo uns unleugbar so viel Empfänglichkeit entgegentritt, das Wort fast nirgends ohne reiche Frucht bleibt, wo es nur in rechter Weise gepredigt wird, auf einmal das Salz aus der Kirche herausziehen und diese der Fäulniß überlassen wollte. Es wäre ein seltsamer Widerspruch, Missionare unter die Heiden senden und den Gemeinen ihre Hirten entziehen. Die kirchlich Gesinnten sind noch nicht reif für die Bildung einer neuen Kirche und wir vermögen in Aeußerungen wie die: „Von Deutschland wird sie ausgehen, das edle Zwillingspaar deutscher Nüchternheit und Besonnenheit wird sie ins Leben rufen. Deutsch, gerade, wahr, aufrichtig, offen, bieder, fest und stark wird diese Kirche dann die Welt durchwandern. Die Welt ist reif für sie, die christliche Welt, an einem guten Kirchenstoff fehlt es schon lange nicht mehr, aber daran fehlt es, daß derselbe noch keinen Körper finden konnte“ nur eine menschliche Phantasie und nichts von prophetischer Nüchternheit zu erblicken. Es ist noch viel zu wenig Demüthigung unter das Wort Gottes unter uns, noch viel zu viel Herrschaft der Subjectivität, zu wenig solide Einheit in der Lehre, ein nothwendiges Erforderniß einer Kirche, für das die Verallgemeinerung ihres Bekenntnisses ein sehr schlechtes und gefährliches Surrogat ist. Organisirende Talente sind bei uns sehr selten. Wir bedürfen noch gar sehr der Feuertaufe der Leiden, welche allein außerordentliche Kräfte wecken und die Halbheit, Trägheit und Lauheit gründlich beseitigen kann. Ein geistliches Haus, das nicht aus wahrhaft lebendigen Steinen gebaut wird, muß bald wieder zusammen stürzen. Es ist etwas Großes um die Gründung einer neuen Kirche. Man hüte sich, auf eigene Hand daran zu gehen oder auch nur den Gedanken zu fassen. Man beherzige, daß der Herr der Kirche auch hier das A und O ist. Freilich — wo das kirchliche Bekenntniß abgeschafft oder auch nur aufgelockert würde, da müßten sich die Bekenner im Namen Gottes auf den Weg machen.“

Ebenso energisch sieht Hengstenberg sich veranlaßt denen entgegen zu treten, welche von der Einführung der Presbyterial-

und Synodal-Verfassung das Heilmittel für alle Schäden der Kirche sahen und deßhalb auf diese Verfassung drangen. Das geschah oft in solchem Tone, daß Einem unwillkürlich die Reminiscenz an das „Milchmädchen" kam. Diesen Drängern ruft Hengstenberg zu: O ihr unverständigen Galater — habt ihr den Geist empfangen durch des Gesetzes Werke oder durch die Predigt vom Glauben? Im Geiste habt ihr angefangen, wollet ihr nun im Fleische vollenden? Man müßte an eine Verzaubrung denken, wenn nicht die menschliche Natur selbst eine fruchtbare Mutter von Täuschungen wäre — auch von der Täuschung, daß Manche, die auf dem wahrhaft geistlichen Wege, durch das Evangelium und den Glauben, den Geist empfangen haben und hinterdrein gegen die eigene Erfahrung das Heil bei Aeußerlichkeiten suchen. Wenn schon im alten Bunde mitten unter dessen vielen Aeußerlichkeiten die Erkenntniß vorhanden war, daß alle Surrogate nichts helfen und das Heil nur aus der lebendigen Predigt des Wortes und der daran sich anschließenden Ausgießung des Geistes zu erwarten sei, wie sollte diese einzige Thatsache allein alle Verfassungsschwärmer beschämen! Dazu kommt, daß in einer Kirche, deren Mitgliedschaft an die Taufe gebunden ist und keinen Anspruch erhebt, auch nicht erheben kann, nur aus Gläubigen zu bestehen, die Betheiligung der Gemeinen bei Leitung ihrer Angelegenheiten immer nur eine untergeordnete sein kann. Wenn Dr. Ullmann als Eigenthümlichkeit der deutschen Kirche bezeichnet eine zu vorherrschende Richtung auf das rein Innerliche des religiösen Lebens, die dann wieder eine beziehungsweise Vernachlässigung der äußeren Organisation desselben mit sich führte und es nicht zu einem so vollständigen, gegliederten, einheitlichen und festen Kirchenbau kommen ließ, wie er eigentlich der christlichen Gemeinschaft und dem Nationalbewußtsein entspricht, so gibt Hengstenberg das zu, weist aber darauf hin, daß diese Eigenthümlichkeit in dem innersten Wesen des deutschen Geistes begründet ist. Die Deutschen werden auf dem Gebiete der Verfassung nie Meister sein. Die Mission der deutschen Kirche ist eine andere; es sollen durch sie für die ganze evangelische Kirche die Schätze der Lehre gefördert, die Tiefen des religiösen Lebens eröffnet und dasselbe vor der Verflachung bewahrt werden. Es wäre sehr traurig, wenn wir unsere besten Kräfte an ein uns doch nur sehr unvollkommen erreichbares Ziel verschwenden und unsere eigentliche Auf-

gabe aus den Augen verlieren wollten. Und da die Grundlage einer vollständig gegliederten kirchlichen Verfassung die Kirchenzucht und die Uebereinstimmung in der Lehre ist, so hieße die Einheit in der Verfassung suchen so viel, als die Grundlage in ein Surrogat verwandeln.

Wenn es schon damals Sitte geworden war, daß man die Bedenken gegen die freie Kirchen-Verfassung mit Berufung auf das allgemeine Priesterthum der Christen niederschlagen wollte, wie es damals gerade Bunsen in seiner Schrift gethan hatte, so antwortet Hengstenberg treffend:[1]) „man verkennt ganz die hohe Bedeutung des geistlichen Priesterthums, wenn man meint, daß es bis zur Einführung einer freien Kirchen-Verfassung in seinen wesentlichen Funktionen gehemmt sei. Schon das alte Testament faßt die Sache tiefer und feiner. In Ps. 99, 6 erscheint als das Wesentliche des idealen Priesterthums die Anrufung Gottes. Die innige Verbindung mit Gott, der freie Zutritt zu dem Thron der Gnade, die Gabe und Vollmacht der Fürbitte — das sind die wesentlichen Funktionen, wie des gewöhnlichen, so auch des geistlichen Priesterthums. Und dann, wenn auch ein Zusammenhang stattfindet zwischen dem geistlichen Priesterthum und der Mitwirkung zur Leitung der Kirche, wie kommt man dazu, auf unsre Gemeinen anzuwenden, was jedenfalls nur für eine Kirche gehört, die wenigstens dem Principe nach aus Gläubigen und Bekehrten besteht? Das geistliche Priesterthum ist nicht dem neuen Testamente eigenthümlich; die neutestamentliche Hauptstelle 1 Petri 2, 9 ruht wörtlich auf 2 Mose 19, 6: „ihr sollt mir sein ein Königreich von Priestern und ein heiliges Volk.“ Sollte nicht die schwere Strafe, welche unter dem alten Bunde über den Mißbrauch der Lehre vom geistlichen Priesterthum erging vergl. 4 Mose 16, 3, auch uns eine Warnung sein vor ähnlichem Herabziehen dieser Lehre auf ein ganz fremdartiges Gebiet?

Die Bedenken gegen die Ueberschätzung der Presbyterial-Verfassung hindern Hengstenberg nicht, den Segen, welchen dieselbe haben kann, anzuerkennen und eine allmählige Einführung derselben zu wünschen. Er hält dafür, man solle den Kirchenvorständen so-

---

[1]) Ev. K.-Z. 1846. S. 50. 51.

gleich eine umfassendere Berathung an allen rein äußeren Angelegenheiten der Kirche gewähren und den Synoden eine vorläufig nur berathende Stimme zugestehen.

1847.

Die preußische Generalsynode von 1846. v. Gerlachs Eingabe an den König. Fortschritte der Separation. Von weitrer Durchführung der Union ist abzusehen. Juden und deistische Secten.

Zu Pfingsten 1846 berief der König Friedrich Wilhelm IV. die Generalsynode nach Berlin. Das Wichtigste, was diese Synode zu Tage förderte, war das neue Ordinationsformular, welches in der Sitzung vom 10. August mit 48 Stimmen gegen 14 angenommen wurde. Dieses Formular lautet: „Wer zum Lehramt der evangelischen Kirche gesetzmäßig berufen ist und dazu durch Gebet und Handauflegung eingesegnet werden soll, hat öffentlich zu bezeugen, daß er im gemeinsamen Glauben der evangelischen Kirche stehe, demnach zum ersten weder seine eigenen Meinungen, noch irgend welche menschliche Satzungen, sondern das Wort Gottes in den prophetischen und apostolischen Schriften zum Richtmaß seiner Lehre nehme; zum Andern, daß er in derjenigen Auslegung der heiligen Schrift, welche nach dem Gesetz der Sprachen durch den heiligen Geist geschieht, unter Gottes Beistand treulich und fleißig fortfahren wolle, in Einigkeit mit den Bekenntnissen der Kirche allgemeiner Christenheit und mit den Bekenntnissen der evangelischen Kirche als Zeugnissen von den Grundthatsachen und Grundwahrheiten des Heils und Vorbildern gesunder Lehre. Und da diese Grundthatsachen und Grundwahrheiten vornämlich in Folgendem bestehen, so frage ich euch: ob ihr mit der allgemeinen Christenheit auf Erden bekennet Gott den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist? Sodann ob ihr mit der gesammten evangelischen Kirche zum ersten Jesum Christum, den eingebornen Sohn Gottes, der sich selbst entäußerte und Knechtsgestalt annahm, bekennt als den einigen Mittler, sintemal er als Prophet mächtig von Thaten und Worten den Frieden verkündigt hat, dahin gegeben ist um unsrer Sünde willen und um unsrer Gerechtigkeit willen auferweckt, darnach sich gesetzet hat zur Rechten der Majestät

in der Höhe und herrscht ewiglich als das Haupt der Gemeine, die er sammelt und erhält mittelst des Wortes und der heiligen Sacramente durch den heiligen Geist, der von ihm gesendet in unsre Herzen uns Jesum nennen lehrt unsern Herrn und die Gnade erkennen, so uns in ihm geschenkt ist? Zum andern, ob ihr im Glauben an solche frohe Botschaft von der freien Gnade Gottes in seinem geliebten Sohne bekennen und bezeugen wollt, daß wir allzumal Sünder sind, aber Kinder Gottes werden durch den Glauben an Christum, in welchem wir, gerechtfertigt vor Gott aus Gnaden ohne Verdienst der Werke das Pfand des unvergänglichen Erbes haben, das behalten wird im Himmel und daß wir durch denselbigen Glauben, der in der Liebe kräftig die Früchte des Geistes hervorbringt, in täglicher Erneurung des Herzens vollbereitet werden auf den Tag Jesu Christi?" (Der Ordinandus sollte dieses Formular mit Ja beantworten.)

Bald nachdem das Ordinationsformular bekannt geworden war, wurde dasselbe auf das Nachhaltigste bekämpft; es erschienen von verschiedenen Seiten Artikel gegen das Formular, und Hengstenberg forderte[1]) ausdrücklich dazu auf, durch Aufdeckung der Blößen des Formulars dasselbe zu bekämpfen.

Hengstenberg selbst trat „mit dem Eifer, wie er der hochwichtigen Sache angemessen" war, gegen dasselbe auf.[2]) Der Boden, auf welchem die Generalsynode in ihrer Mehrzahl stand, wird von den in der Synode maßgebenden Personen selbst dahin charakterisirt: „unsere Zeit sei eine andere und habe andere religiöse Bedürfnisse, als das siebenzehnte Jahrhundert. In dem Sinne wie damals könne auch der rechtgläubige Theologe mit den Bekenntnissen nicht einverstanden sein und das gelte auch von dem Athanasianischen Symbol. — Sobald die Kirche aufhöre zurückzuschauen, um sich selbst zu reinigen und zu erneuern (was Hengstenberg eine Reformation nach der Reformation nennt), so komme sie unter das Gesetz der Trägheit und Schwere. Im 19. Jahrhundert müsse nun etwas geschehen. In der Synode seien diejenigen Theologen Deutschlands vereinigt, welche mit wissenschaftlichem Ernste die Dogmen der Kirche vertreten hätten (viel gesagt!) und unter ihnen sei kein

---

[1]) Ev. K.-Z. 1846. S. 662.
[2]) Ev. K.-Z. 1847. S. 2 ff.

Einziger (?), der auf Athanasianische Begriffe weiter gebaut hätte. Darum gehe man auf das biblisch Elementarische zurück." So fanden selbst die drei alten Symbole der Christenheit keine Gnade auf der Generalsynode. Dem apostolischen Bekenntniß wird vorgeworfen, es gebe in Einzelheiten selbst dem biblisch Gesinnten Anstoß und schließe auch manches nicht Nothwendige in sich; dem Nicänischen, es enthalte auch Manches, was von gläubigen Theologen bestritten werde; dem Athanasianischen, es gehöre nach der ethischen Seite hin einer gesetzlichen Auffassung an, von der man nicht sagen könne, daß unter ihrer Vorwirkung der evangelische Geist damals in der Kirche lebendig gewesen. Nachdem in einem Commissions-Gutachten der Kampf der symbolischen Rechtgläubigkeit und des Rationalismus geschildert worden, heißt es: „es gibt noch eine Theologie, eine Geistlichkeit und christliche Zeitbildung, welche diesen gespanntesten Widerspruch der Begriffe von Christenthum, Kirche und Lehrfreiheit nicht in sich hegt und ihn mehr zu erleiden hat, als daß sie ihn unmittelbar verschuldete, aber sie hat ihn auch nicht zu beschwören gesucht." Wozu Hengstenberg bemerkt, daß dieser Beschwörungsversuch jetzt angestellt worden sei und die sogenannte gläubige Theologie jetzt plötzlich als eine vermittelnde Macht auf den Kampfplatz trete und dem Streite der Kirchlichen und der Rationalisten, dem sie nur zu lange zugesehen, mit einem kühnen Schlage oder vielmehr mit einem feinen Griffe ein Ende zu machen suche.

Man muß anerkennen, daß das mitgetheilte Ordinationsformular, welches nach Hengstenbergs Meinung die volle Bedeutung eines Bekenntnisses in der projectirten Kirche des 19. Jahrhunderts haben würde, den nach der Absicht der Wortführer der Synode beabsichtigten vermittelnden, biblisch elementaren Charakter trägt; manches in dem apostolischen Bekenntniß Enthaltene ist nicht aufgenommen, wie Christi Empfängniß von dem Heiligen Geiste, seine Höllen- und Himmelfahrt, die Auferstehung des Fleisches. Aber man wird sich auch nicht wundern dürfen, daß dieses Ordinationsformular keine weitere Folgen gehabt hat und ihm nur die Bedeutung eines sonderbaren Versuches eines neuen, sämmtliche Symbole der Kirche bei Seite setzenden Bekenntnisses geblieben ist. „Gottes besondere Obhut über die Kirche hat es bewirkt, daß die Generalsynode so weit gegangen ist, die Fundamente selbst anzu-

tasten, so daß auch diejenigen erschrecken müssen, die zu geringeren Concessionen wohl geneigt wären."

Die auf der Generalsynode behandelte Unionsfrage gab Hengstenberg Veranlassung, sich auch seinerseits zu dieser Sache zu äußern. Er legt das Geständniß[1]) ab: „über die wahrhaft bedenkliche Seite der Union, die Aenderung des Bekenntnisses der Kirche, wenn auch in untergeordneten Punkten, mit leichtfertiger Hinwegsetzung über die Bedingungen, welche die Kirche selbst für solchen Fall vorschreibt, war der Herausgeber selbst anfangs nicht zu voller Klarheit gelangt. Diese ging ihm erst nach und nach auf. Dazu kam, daß die Union, was sie auf der einen Seite dem kirchlichen Princip nahm, ihm auf der andern Seite reichlich wiederzugeben schien." Hengstenberg wollte auch in dieser Frage die Linie der Wahrheit inne halten; er konnte nicht unbedingt feindlich gegen die Union auftreten, vertheidigte sie vielmehr gegen maßlose Angriffe und bekam durch diese Vertheidigungen unter den separirten Lutheranern den Namen eines der gefährlichsten Feinde der lutherischen Kirche. Andrerseits konnte er nie ein volles Herz zur Union fassen, wie sich unbedingte Lobpreisungen der Union nirgends in der Ev. K.-Z. finden; er konnte sich der Anerkennung nicht entziehen, daß die Union eine Nachtseite hat. Daß er nie ein ganzes Herz zur Union haben konnte, beruhte auf demselben Grunde, auf welchem der Enthusiasmus aller Indifferentisten, Latitudinarier und Freunde des Gefühlschristenthums und der Schwebereligion der Union Beifall zollte. Die Aufdeckung der Schattenseite der Union wurde am concentrirtsten in dem Vorworte von 1844 versucht. Es wurde dort nachgewiesen, daß die Union in Preußen zwar in manchen Beziehungen faktisch, aber nicht zu Recht bestehe, daß von einer auf legitime Weise vollzogenen Union nicht die Rede sein könne, indem zu einer Veränderung des bis dahin geltenden Lehrbegriffs auch in untergeordneten Punkten 1) unumgänglich nothwendig sei, daß nicht bloß ein einzelner Theil der Kirche, sondern die ganze Kirche gehört werde und ihre Zustimmung ertheile, 2) daß die beabsichtigte Veränderung sich mit der heiligen Schrift gründlich auseinandergesetzt, nachgewiesen habe, daß sie eben der unbedingten Unterwerfung unter die heilige Schrift ihren

---

[1]) Ev. K.-Z. 1847. S. 6.

Ursprung verdanke, 3) daß die Organe, durch deren Vermittlung die Veränderung ins Leben tritt, auf dem Boden des Glaubens der Kirche stehen. Diese Bedingungen, die nicht widerlegt sind, sind bei der preußischen Union nicht erfüllt. Wenn nun auch der gegenwärtige Zustand, wie ebenfalls schon 1844 dargelegt wurde, nicht ohne Weiteres abgethan werden könne, so dürfe doch das Kirchenregiment auf der betretenen Bahn nicht weiter gehen; es sei vielmehr verpflichtet, an die landeskirchlichen Lutheraner Concessionen zu machen, so weit als möglich und die bekenntnißtreuen Lutheraner dürften sich weiterhin nichts nehmen lassen.

Andrerseits erkennt Hengstenberg an, was durch die „Denkschrift betreffend die Verpflichtung der Geistlichen auf die Bekenntnißschriften," eine Beilage zu den Protokollen der Generalsynode, bestätigt ist, daß die Union die faktische Geltung der Bekenntnisse in der Kirche gefördert hat. Bis zum Jahre 1829 war weder in Brandenburg noch in Pommern, noch in der Grafschaft Mark, noch in Minden-Ravensberg von irgend einer Verpflichtung der Geistlichen auf die Bekenntnisse die Rede; derselben geschah nicht einmal Erwähnung. Auf Grund des Ordinationsformulars der mit der Union in genauem Zusammenhange stehenden Agende, deren allgemeine Einführung nur durch die Union ermöglicht wurde, wurden vom Jahre 1829 an die drei Bekenntnisse der alten Kirche wieder allgemein in ihre vollen Rechte eingesetzt, und außerdem auf die Bekenntnißschriften der evangel. Kirche verpflichtet. Seit 1834 wurde unter diesen noch fast durchweg die Augsburgische Confession namentlich hervorgehoben. Der mit Rücksicht auf den Geist der Zeit wirklich zu bewundernde Charakter der preußischen Agende konnte nur dadurch zu Stande kommen, daß der König selbst sich in das Studium der alten Liturgien und Agenden und der Schriften Luthers vertiefte. Als der Bischof Eylert den von ihm ausgearbeiteten Agenden-Entwurf dem Könige vorlegte, sagte der König nach den eigenen Mittheilungen Eylerts: „Sie haben den historischen Grund und Boden verlassen. Alle Liturgien und Agenden, welche in unsrer Zeit erschienen, sind wie aus der Pistole geschossen. Auch die ihrige hat diesen Fehler, sie ist nicht kirchlich, ein Sammelsurium, ein wahrer Cento, die ganze Arbeit ist im ersten Zuschnitt verdorben. Nein, das geht nicht, wir müssen, soll etwas aus der Sache werden, auf Luther zurückgehen. — Hat man

nicht Leute gehabt, die Latitudinarier hießen? Ihnen gegenüber muß man ein Rigorist sein."

Wie stellte sich nun die Generalsynode zur Union? Weil die Mehrzahl der Mitglieder der Synode von der kirchlichen Stellung des Landesherrn gering dachte, und weil doch in Sachen der Union fast alle Schritte von dem landesherrlichen Kirchenregiment ausgegangen waren, so konnte man erwarten, die Synode würde den Mangel der Union in Betreff der kirchlichen Legitimität anerkannt haben. Aber davon war in der Synode keine Rede. Concessionen, welche den Bekenntnißtreuen gemacht wurden, hält Hengstenberg nur für scheinbar. Wenn der Unionsrevers den Candidaten erlassen sei, so sei dieser Erlaß durch die Uebernahme der von der Synode vorgeschlagenen ordinatorischen Verpflichtung theuer erkauft. Ebenso sei die von der Synode beschlossene Abschaffung der bestehenden Verpflichtung auf den buchstäblichen Gebrauch der Agende nicht bloß dahin gemeint, den strengen Lutheranern die confessionell ausgeprägten Sacraments-Formulare freizugeben, sondern es trete darin die bedenkliche Absicht zu Tage, die Kirche von der „angespannten Dogmatik" der Agende frei zu machen. Ja, hätten die Anträge der Synode auf ein neues Bekenntniß, nämlich Formulirung des von beiden Kirchen einmüthig Bekannten, Gehör gefunden, so wären lutherische und reformirte Kirche sammt der bisherigen Union verschwunden. Hengstenberg wiederholt seine frühere Behauptung, daß die Augsburgische Confession ohne alle Beeinträchtigung der Reformirten als das Unionssymbol proclamirt werden könne, und daß gar kein Grund vorhanden sei, ein neues Symbol zu machen, wenn man nicht Nebenabsichten habe.

Daß eine Generalsynode die Augen aller noch irgend für die Kirche interessirten Kreise auf sich ziehen, daß diese Generalsynode mit solchen Beschlüssen die Stellungnahme der den alten Symbolen Ergebenen und deren Widerspruch hervorrufen mußte, liegt auf der Hand. Die Ev. K.-Z. vom Jahre 1846 und zum Theil auch 1847 bringt sehr zahlreiche Aufsätze über die Beschlüsse der Generalsynode, das Ordinationsformular und die kirchlichen Bekenntnisse. Es waren keineswegs bloß die Lutheraner in der Landeskirche, die Widerspruch einlegten, sondern ebenso sehr und bestimmt die Reformirten. Der reformirte E. Fr. Ball schreibt

einen sehr bewegten Brief[1]) an seinen Freund Hengstenberg, nachdem er von einer schweren Krankheit, in welcher er gern in die Hütten des Friedens hinübergegangen wäre, genesen war: „ach ja, wir hatten von der Landessynode, die wir so gut beschickt wähnten, so viel erwartet, sind aber aufs neue wieder inne geworden, wie eitel alles Fleisch ist, und wie thöricht, wer sich auf dasselbe verläßt. Die Kirche hat vielleicht seit Kurzem zu viel auf Fürstengunst und Rosses Stärke gebaut, und es that ihr gut, zu erfahren, daß sie niemals in der Majorität ist. Was das traurige Nitzschenum betrifft, so haben wir Rheinländer es besonders zu beklagen; aber du wirst auch aus dem Protokoll der Prediger-Conferenz (Barmen, 27. Aug.) sehen, daß wir unsern Schmerz fühlen. Du wirst daraus am besten sehen, wie ungegründet die Ansicht Nitzschs war, daß die Rheinländer, selbst ein Krummacher und Sander, mit diesem Formular zufrieden seien. — Die Presbyterien der lutherischen wie reformirten Kirche in Elberfeld haben schon ernstlich daran gedacht, Protestationen an das Kirchenregiment abgehen zu lassen, und warten nur auf das Erscheinen der vollständigen Akten. — In einem Punkte hat Nitzsch ganz Recht. Durchweg wollen hier die Reformirten nichts davon wissen, daß sie die Augsburgsche Confession als ihr Symbol ansehen sollen. Laien und Theologen sprachen sich einstimmig so entschieden darüber aus, daß die herrschende Stimmung nicht zweifelhaft ist. Ich bin der Meinung, daß der Reformirte die invariata nicht unterschreiben kann, ohne Mentalreservationen, daß Calvin sie allerdings unterschrieben hat, aber mit dem Zusatz sicut auctor u. s. w., und ander's wird es auch kein Reformirter können."

Claus Harms in Kiel war von Hengstenberg aufgefordert, sich über die Generalsynode zu äußern. Harms[2]) wäre wohl gern bereit, seinem „theuren Genossen des Glaubens und der Schmach" beizuspringen. Aber „es fehlt mir an Augen, an Zeit, an Gelehrsamkeit, wie an Literatur und Verhältnißkunde. Man muß indessen wohl dabei sein, und seine Hand auch hier hineinstecken; wird ja von der kleinen „Kraft" lobend gesprochen: Wort behalten, Meinen Namen nicht verleugnen, worauf es ja gegenwärtig ankommt."

---

[1]) Rade vorm Wald, 29. Septbr. 1846.

[2]) Kiel, 22. Octbr. 1846.

Harleß war ebenfalls von Hengstenberg um ein Urtheil über die Generalsynode gebeten worden. Er schreibt,[1]) daß er nicht in der Ev. K.-Z., sondern in der Erlanger Zeitschrift das Betreffende veröffentlichen müsse, weil er und seine süddeutschen Freunde die Freiheit behalten müßten, Manches zu sagen, was in der Ev. K.-Z. nicht am rechten Platze sein möchte. Für Harleß ist es „gewiß, daß des Herren Gerichte über die sogenannte gläubige Theologie in vollem Gange sind. Es ist ein grauenhaftes Babel, das sogenannte Zion der Gegenwart." In den schärfsten Ausdrücken redet er im Weiteren von der modernen Bildung, und bezeichnet Schleiermachers Einfluß als besonders unheilvoll für Preußen.

Leo erkennt Hengstenbergs Einspruch gegen die Synodal-Entwürfe als berechtigt an. Aber ihm scheint die Hauptsache: „stehen unsre Geistlichen in der Gnade, oder stehen sie nicht darin? Ist ihr Geist gegründet in der Wurzel Christi oder nicht? Stehen sie darin, so werden Sie mir zugeben, könnte man sich mit der Formel der Synode zufrieden geben; ist das Gegentheil der Fall, so hilft ihnen auch die Verpflichtung auf die Symbole nichts. Wozu soll dieser dürre Glaube denn helfen und führen?" Es ist überraschend, daß Leo, der doch sonst das Objective zu betonen pflegt, so wenig die Bedeutung der Symbole anerkennt und betont.

Am lebhaftesten nahm L. v. Gerlach an dem durch die Generalsynode hervorgerufenen hochgehenden Streit Antheil, wie eine Reihe von Briefen und manche Artikel in der Ev. K.-Z. aus den Jahren 1846 und 1847 darthun. Am bedeutsamsten griff v. Gerlach dadurch in den Lauf der Dinge ein, daß er unter dem 10. Septbr. 1846 eine längere Eingabe an den König richtete. „Ew. Königliche Majestät — heißt es zum Anfange — haben schon oft die Gnade gehabt, Allerhöchst Ihre Gedanken über die Kirche und vor einigen Wochen auch über die jetzt abgehaltene Synode mir zu eröffnen." Nach dem Schlusse der Synode fühlt sich v. Gerlach um so mehr verpflichtet, Sr. Majestät seine Meinung im Zusammenhange vorzutragen, weil er mit Wahrheit sagen kann, daß er damit die Ansicht von tausenden evangelischer Christen kundgibt. Der große Anstoß in den Beschlüssen der Synode liegt darin, daß der Geistliche in Zukunft nicht verpflichtet sein soll, zu bekennen und zu

[1]) Leipzig, 11. Octbr. 1846.

lehren: empfangen vom heiligen Geiste — geboren von der Jungfrau Maria — aufgefahren gen Himmel, von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten." Dieser Beschluß zerbricht den großen imposanten Consensus der Christenheit aller Länder und aller Jahrhunderte. Und wie ist dieser Beschluß zu Stande gekommen? „In der Mehrheit haben nicht bloß erklärte Gegner der Symbole als solcher, sondern auch erklärte Gegner der Grundlehren der Kirche selbst gestimmt. Auch die christlichen Wahrheiten, welche das votirte Ordinationsformular noch enthält, hat die Synode nicht als solche darin aufgenommen, zu welchen ihre Glieder, als von ihnen geglaubt, sich bekennen. Das wäre bei manchen Gliedern der Synode unmöglich gewesen. Vielmehr ist eine innerliche Prüfung der Wahrheit derselben, der Versuch, sich innerlich darüber zu verständigen, von den Berathungen der Synode ausdrücklich ausgeschlossen worden."

Was wird geschehen, wenn erst bekannt wird, daß die Diener der preußischen Landeskirche als solche zum apostolischen Symbolum sich nicht mehr zu bekennen haben? „Im Lande wird sich — nur zehnfach ärger — wiederholen, was die lutherische Spaltung Schlimmes gebracht hat. Das übrige Deutschland wird als kirchlich getrennt von Preußen sich ansehen. — Die Lichtfreunde werden, durch den in der Synode erfochtenen Sieg über das apostolische Symbolum ermuthigt, der schwachen Bande nicht mit Unrecht spotten, die man ihnen mittelst des neuen Formulars anzulegen sucht."

So lautet schließlich mit Rücksicht auf die in der Synode gemachte, aber noch nicht bekannt gewordene „Lehrordnung" die allerunterthänigste Bitte v. Gerlachs an Se. Majestät, „der Bestätigung der Synodalbeschlüsse so lange Anstand zu geben, bis auch diese Lehr-Ordnung festgestellt worden ist und bis inzwischen die gesammte evangelische Kirche — nicht bloß die preußische — Gelegenheit gehabt hat, über die in authentischer Form publicirten Verhandlungen und Schlüsse der Synode sich auszusprechen."

Die Beschlüsse der Generalsynode wurden nicht bestätigt. Der mächtige Drang nach einer presbyterialen oder richtiger demokratischen Verfassung der Kirche ließ bereits im Jahre 1847 sehr nach. Es war deutlich zu erkennen, daß dieser Drang nicht auf dem eigentlich kirchlichen Gebiete entsprungen war, daß vielmehr das auf

politischem Gebiete unbefriedigte Bedürfniß eine Entschädigung auf dem kirchlichen gesucht hatte.[1])

Gleichwohl hatte die Generalsynode mancherlei Nachwirkungen. Eine augenfällige Wirkung der Generalsynode war die Thatsache, daß die Lutherische Separation Fortschritte machte, wie noch nie vorher. Pfarrer Dr. Kniewel in Danzig, der zuerst in dieser Stadt das Bekenntniß von Christo unerschrocken und mit großem Erfolg verkündigt hatte, legte sein Amt nieder. Als eine Königliche Cabinets-Ordre die Hoffnung abschnitt, exklusiv lutherische Tendenzen in der Landeskirche zu realisiren, traten in Pommern drei, an deren Spitze Pastor Nagel in Trieglaff, in der Mark vier Geistliche und mit ihnen einige tausend Laien aus der Kirche. Diese dem Umfange nach eine der geringeren Bewegungen erachtet Hengstenberg als die wichtigste, weil sie eine tiefgehende geschichtliche Wurzel habe und bei denen, die in sie hineingezogen wurden, das religiöse Interesse das höchste sei. Bei dem Deutsch-Katholicismus, bei den freien Gemeinen, bei den Wirren im Gustav-Adolfs-Verein, überhaupt bei Allem, wo nur zur Abwechselung auch einmal Kirche gespielt wurde, konnte und kann man ruhig sein und erwarten, daß der Zeitgeist, der diese und ähnliche Dinge bringt, sie auch wieder wegnimmt. Abgesehen von den des Mitgefühls werthen Opfern, welche die Austretenden für ihre Ueberzeugung brachten, konnte man sich freuen, daß durch diese Secession der älteren, durch Verknöcherung gar sehr bedrohten Separation neues Blut zugeführt wurde. „Es ist unverkennbar, daß die jetzt Ausgetretenen einen andern Geist haben, milder, weitherziger, mehr die Freuden und Leiden der ganzen Kirche auf dem Herzen tragend, weniger scheelsüchtig gegen die bestehende Kirche sind, wie so Manche, die bis dahin aus der Mitte der lutherischen Separation ihre Stimme erhoben haben. „Gott gebe, daß sie ihre Mission recht erkennen, daß sie es als ihre Hauptaufgabe betrachten, Gottes Wort und Luthers Lehr positiv in die Herzen zu pflanzen und dem Wahne kräftig entgegentreten, als ob man durch das bloße Eifern gegen die Union als ein guter Lutheraner sich bewähren könne."

Auch in Folge der Haltung der Generalsynode geschah es, daß die Lutherische Strömung innerhalb der Landeskirche zunahm

---

[1]) Ev. K.-Z. 1848, S. 10.

und in kurzer Zeit überraschende Fortschritte machte, nicht bloß in Pommern, wo drei Superintendenten eine Eingabe an die kirchliche Behörde um Beschränkung der Union und Sicherstellung der Confession gemacht hatten, sondern in allen östlichen Provinzen. In Schlesien zeigte sich bei einer Conferenz gläubiger Geistlicher diese Richtung als die herrschende. Ebenso nahm dieselbe in der Mark Brandenburg und Sachsen zusehends zu. Die bisher im guten Sinne pietistische Richtung der Ravensberger gläubigen Geistlichen begann einer lutherisch-kirchlichen zu weichen. In Elberfeld standen an der lutherischen Gemeine drei entschieden lutherische Geistliche und auf der rheinischen Provinzialsynode ließ sich die strenglutherische Richtung vernehmen.

Unter diesen Umständen tritt Hengstenberg dafür ein, daß die Zeit gekommen sei, von dem Versuche abzulassen, die Union um jeden Preis durchzusetzen, vielmehr alles zu beseitigen, wodurch die Union unmittelbar an die Gemeinen herantritt und das durch die Cabinets-Ordres von 1817 und 1834 anerkannte Recht auf den Besitz des lutherischen Bekenntnisses den Gemeinen zu gewähren, also nicht bloß Concessionen zu machen. Es könne kein Grund gegen dieses Recht sein, daß die Gemeinen ehedem sich für die Union erklärt haben, weil diese Erklärungen ohne Mitwirkung von Justizpersonen gegeben seien und weil behauptet werde, daß in vielen Fällen Geistliche ohne Weiteres über den Zutritt der Gemeinen zur Union berichtet hätten, indem sie überzeugt gewesen, daß die Gemeinen kein Bedenken gegen die Union trügen. „Ja Superintendenten sollen in dieser Weise die Stellvertretung für ihre ganzen Synoden übernommen haben. — Sollen die Erwachten durch dasjenige gebunden sein, was sie im Schlafe erklärt haben? Wäre es edel vom Kirchenregimente, diese nächtliche Ueberraschung fortwährend ausbeuten zu wollen?"

In Betreff der Agende und des unirten Abendmahlsritus wünscht Hengstenberg ein anderes Verfahren des Kirchenregiments[1]) Die Agende hat allerdings, was nie hätte geleugnet werden sollen, auch den Zweck, der Union als Mittel zu ihrer Verwirklichung zu dienen. Aber dieser Zweck ist nicht der einzige, er ist, ebenso unleugbar, nicht einmal der Hauptzweck. Als letzterer wird mit voller Wahrheit in der Vorrede der Agende vom Jahre

[1]) Ev. K.-Z. 1848. S. 17 ff.

1821 der bezeichnet, die Willkür zu beseitigen, welche an die Stelle alter, ehrwürdiger Gebräuche, Bitten, Gebete, Fürbitten und Gelübde getreten waren. Sobald Geistliche gegen jene Nebentendenz gesichert sind, die nur in den allerdings durch ihre Zweideutigkeit am Altare des Herrn sehr bedenklichen Abendmahlsformulare hervortritt, sind sie verpflichtet, den Hauptzweck zu würdigen und sich nicht zu verblenden gegen das viele Gute, welches durch die Agende der Kirche geworden ist. Und wenn in der Cabinets-Ordre vom 24. Sept. 1847 der Gebrauch „der in der lutherischen Kirche herkömmlichen und hochgehaltenen Ausdrucksweisen und Formulare" an Stelle derjenigen, die das lutherische confessionelle Bewußtsein minder aussprechen, zugestanden ist, so war damit Alles gegeben, was Geistliche verlangen konnten. Gemeinen aber, welche von einem Mißtrauen gegen die Agende überhaupt inficirt waren, eine alte kirchlich recipirte Agende zu gestatten erachtet Hengstenberg für unbedenklich.[1]) „Der Substanz nach findet zwischen den alten kirchlichen Agenden und der neuen Agende völlige Uebereinstimmung statt und die Uniformität hat auf kirchlichem Gebiete so viel wie nichts zu bedeuten: das ist die Lehre der Bekenntnißschriften selbst und das Gegentheil haben nur die Papisten und Cäsaropapisten behauptet, welche die Kirche mit dem Maßstabe des Staates messen. Welche Manigfaltigkeit der Agenden und Liturgieen hat von jeher in der evangelischen Kirche bestanden, ohne daß man je daran gedacht hätte, darin einen zu beseitigenden Uebelstand zu erblicken. Einheit gehört zum Wesen der Kirche, Einerleiheit ist ein bloßes Phantom, welchem Realitäten zu opfern ein Molochsdienst ist. Man lenke also in den Weg der später durch eine zu große Vorliebe für die neue Agende in Vergessenheit gerathenen Verfügungen vom 29. Oct. 1825 und 14. April 1826 zurück und — ertheile den Gemeinden das Recht, daß auf ihr Verlangen die neue Agende der alten weichen muß."[1])

Der zweite Punkt betrifft die Abschaffung des unirten Abendmahlsritus, wo derselbe den Gemeinen anstößig ist. „Denselben mit Gewalt aufdringen zu wollen, wäre ein schlechter Buchstabendienst. Auch davon möchte wohl abzustehn sein, was der Herr Minister des Cultus auf der General-Synode aussprach:

[1]) Thatsächlich ist damals und späterhin solchen Gemeinen, welche um den Gebrauch einer alten Agende einkamen, derselbe bewilligt worden.

„wenn ein reformirter Geistlicher einen Lutherischen oder umgekehrt vom Abendmahl zurückweisen wollte, so würde das Kirchenregiment die Sache darum aufnehmen, weil solches gegen den Geist der Union sei.“ Man kann, ja man muß nach unsrer Ueberzeugung trauern über die Engherzigkeit, welche die Sache so auf die Spitze treibt, aber Zwang in solchem Falle anzuwenden hat man nicht einmal das äußerliche Recht, das vielmehr auf Seiten der die Communion Ablehnenden ist, da seit den Tagen der Concordienformel die lutherische Kirche dieselbe den Reformirten versagt hat und es hätte doch sehr etwas Widerwärtiges, den Arm solchen zu leihen, die sich bei solcher Gelegenheit aufdrängen wollen, wo man sie nicht haben will und die roh genug sind, ein erstrittenes Abendmahl genießen zu wollen.“

Wenn ferner bei Besetzung der Pfarrstellen der Unterschied der Pfarrstellen strenger als bislang beachtet werden, und die Verpflichtung der Geistlichen, die an ursprünglich lutherischen Gemeinen angestellt werden sollen, auf die Augsburgische Confession vom Jahre 1530 und die übrigen Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche stattfinden würde, so würde der Andrang der Gemeinen gegen die Union aufhören. Dabei erklärt sich Hengstenberg sehr bestimmt gegen ein in die lutherische Separation eingedrungenes, stark reformirtes Element, nämlich das Kirchenregiment zu einem Artikel der stehenden und fallenden Kirche zu machen, was nirgends weniger angebracht ist als in der lutherischen Kirche, die nur zwei Merkmale der wahren Kirche kennt, die rechte Lehre des Evangeliums und die richtige Verwaltung der Sacramente und die sich in Bezug auf Regiment und Verfassung immer sehr weitherzig und duldsam gezeigt hat.

Andrerseits: „so wahr es ist, daß das Kirchenregiment von den Männern streng lutherischer Ueberzeugung nicht zur Hauptfrage gemacht werden sollte, ebenso wahr ist es, daß der jetzige Zustand etwas Unbehagliches mit sich führen muß und daß es Pflicht derjenigen, welche die Gewalt in Händen haben, ist, auch in dieser Beziehung, so weit es angeht, der lutherischen Confession ihr Recht widerfahren zu lassen. — Was in dieser Hinsicht wirklich geschehen kann und auf die gegenwärtige Gährung sehr beschwichtigend einwirken würde, ist die Anstellung wenigstens Eines Rathes in jedem Consistorium zwar nicht mit lutherischem Aushängeschilde,

aber mit ausgeprägtem lutherischem Bewußtsein." Man sollte solche Männer anstellen, nicht obgleich, sondern weil sie lutherisch sind, unter Anderm auch im Interesse der Union. „Denn diese wird um so sichrer reißen, je schärfer man sie anspannt, um so eher erhalten werden, je gewissenhafter man der Confession ihr Recht widerfahren läßt. Durch das Organ dieser Räthe sollte die Behörde möglichst überall verhandeln, wo sich Hinneigung zur Separation kundgibt. Es war doch gewiß sehr abnorm, daß das Consistorium der Provinz Brandenburg zur Regulirung der Verhältnisse in den Gemeinen, deren Geistliche ihren Uebertritt zur Separation erklärt hatten, einen reformirten Consistorialrath abordnen mußte. — Aller confessionelle Streit und alle confessionelle Uebertreibung unter uns wurzelt in der zu weit getriebenen Union und es ist dringend zu wünschen, daß diese bittere Wurzel ausgerottet werde."

Um so berechtigter war Hengstenberg zu solchen Vorschlägen, welche dem Rechte der lutherischen Kirche zu gute kamen, als er andrerseits die gewaltsame Durchbrechung der Union nicht befürwortete. „Die Zeit muß erst lehren, ob nicht Gottes Hand bei dem Werke der Union im Spiele ist, das durch länger als zwei Jahrhunderte durch unsre Geschichte hindurchgeht." —

In dem ersten vereinigten Landtage Preußens wurde von der Majorität die politische Gleichstellung der Juden und der deistischen Secten beschlossen. Mehrere aufgeklärte Deputirte sprachen es selbst aus, daß die herrschende Gesinnung im Volke gegen diese Gleichstellung sei, wie ein Deputirter sagte: „wir können bei Berathung und Beurtheilung dieser Fragen nicht allein von unserm Standpunkte ausgehen, wir müssen auch die Stimme des großen Volkshaufens berücksichtigen, die Stimme derjenigen, welche weniger gebildet und aufgeklärt sind als wir." Der König versagte die Genehmigung der Beschlüsse. Die politische Gleichberechtigung der Juden wurde mit den sonderbarsten Berufungen auf die heilige Schrift vertheidigt. Dagegen Hengstenberg: „Wir sind aller Vermischung des Kirchlichen und Politischen abhold, hier aber, wo ein Ineinander von beidem stattfindet, würde es eine große Verirrung der Kirche sein, wenn sie sich scheu zurückziehen wollte. Es handelt sich darum, ob der Kirche noch ferner die bedeutende Unterstützung zu gute kommen soll, die sie dadurch erhält, daß der Staat auf

christlicher Grundlage beruht. Die Vertheidiger des christlichen Staates — und hier gingen die evangelischen und katholischen zusammen — sagten sich von aller Gemeinschaft mit dem gemeinen Judenhasse los und erklärten sich bereit, den Juden von Herzen alles Gute zu gewähren, was ihnen ohne Beschädigung des christlichen Staates zu Theil werden kann. Schon damals hörte man für die politische Gleichstellung der Juden dieselben Declamationen, die so oft wieder erneuert sind, die Kirche stehe viel zu hoch, um ihr Reich schon auf Erden zu realisiren, das Christenthum dürfe nicht im Staate neben dem Judenthum, es müsse über dem Staate stehen und den Staat regieren. Wenn auf Seiten der ganzen Opposition gegen die Erhaltung des christlichen Staates die Ansicht vorhanden war, das Wesen des Christenthums bestehe in dem Gebote der allgemeinen Menschenliebe, so sagt Hengstenberg mit Recht, daß hier eine große und für Gebildete merkwürdige Unkenntniß des Christenthums zu Grunde liege. Gebote konnten auch durch Vermittlung bloßer Menschen gegeben werden und bedürfte es dazu nicht der Offenbarung Gottes im Fleische; Christi Person ist der Grundpfeiler der christlichen Kirche. Man muß erstaunen, daß das Wort des Herrn: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, dazu gebraucht wurde und immer wieder gebraucht wird, um das Gegentheil von dem zu folgern, was darinnen gesagt ist. Denn ist Christi Reich nicht von dieser Welt, sondern vom Himmel, „so muß es auch allherrschend sein und es geht nicht an, es in eine einzelne Sphäre einzuengen, die Staaten selbstständig daneben hinzustellen." Mit Pathos und unter vielstimmigem Bravo trug ein Andrer im Landtage vor, daß, weil der Herr gesagt habe: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, Niemand wagen dürfe, noch an ein besonderes Bekenntniß die Seligkeit oder das Wohl der Mitbürger knüpfen zu wollen, und schloß mit den Worten: richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! Wiederum äußert sich ein Andrer, der Staat sei kein christlicher, weil er Kriege führe und Eide verlange und den Vorschriften der heiligen Schriften über Feindesliebe und gegen das Schwören eines Eides zuwiderhandle. Dagegen: „die Behauptung, daß das Gesetz Gottes den Krieg verurtheile, bürdet demselben eine trübe Schwärmerei auf. Nur Schwärmer und Irrlehrer, Manichäer, Anabaptisten, Socinianer haben diese Lehre in der heiligen Schrift finden wollen, aber an das

Alte Testament haben auch diese sich nicht gewagt, sie haben sich vielmehr auf das Neue Testament zurückgezogen. Schon ein Blick auf Stellen wie 4 Mose 10, 9, 5 Mose 20, 3 sollte doch hinreichen, daß man jene Anwendung des: du sollst nicht tödten, als irrig erkännte. Richtig aufgefaßt, sanktionirt dies Gebot vielmehr den gerechten Krieg. Es ist ein Ausfluß der Liebe gegen den Nächsten, welche sich an seinem Leben nicht vergreifen darf, vielmehr Alles aufbieten muß, dasselbe zu erhalten und zu fördern. Diese Liebe würde die Obrigkeit verletzen, wenn sie ihre Unterthanen ruhig ungerechten Anforderungen preisgäbe. Das Blut ihrer Unterthanen würde in solchem Falle über sie kommen. In Matth. 5, 33—37 haben nur die Secten die Verwerfung des Eides überhaupt gefunden. Die Kirche dagegen hat stets erkannt, daß dort nur vor dem Mißbrauche des Eides gewarnt wird. Man soll überhaupt nicht schwören in der Weise der Pharisäer mit ihrem Leichtsinn und ihrer Sophistik: das Gebot steht mitten in der Reihe der Beispiele, an denen der Herr zeigt, wie er im Einklange mit Mose und den Propheten viel strengere Anforderungen mache, wie die Pharisäer, in Ausführung von V. 20. Der rechte Eid ist ein Gottesdienst. Der Gedanke, welcher ihn geschaffen hat, ist der, daß die Wahrhaftigkeit des Menschen nur in der Einheit des Bewußtseins mit Gott ihre Bürgschaft hat, welcher der Urgrund aller Wahrheit des Lebens ist. Wer also schwört, gibt Gott die Ehre. Er preist ihn als den allein Wahrhaftigen, als den Quell aller Wahrheit in dem menschlichen Dasein. — Man wird durch diese Exegese der gefeierten Männer des Landtages lebhaft an das Vorbild aller solcher Auslegungen in Matth. 4 erinnert, wozu Luther bemerkt: Solche Leute lernen die Schrift nicht weiter denn auf ihren Wahn und falschen Glauben. Sie fassen zuerst einen Dünkel, der ihnen wohl gefällt, gut und recht deucht. Wenn sie den gefaßt haben, gehen sie in die Schrift, suchen und klauben darin, wie sie solchen Dünkel schmücken."

Familie.

„Sie sagen von mir: „Der Mann mit der eisernen Gesundheit“ — so hat sich Hengstenberg einmal geäußert — und dabei habe ich eigentlich in meinem ganzen Leben keinen gesunden Tag gehabt. Als Knabe dachte ich immer darüber nach, welches die leichteste Todesart sein möchte. Später wurde es mir klar, daß, wenn ich es zu etwas bringen wollte, ich meinen Körper ganz vergessen müßte, mein Geist den Körper ganz unter haben müßte und das ist meine Rettung gewesen.“

Die Frau Professorin hat eine „schöne Geschichte“ nach der Erzählung Wilhelms aufgeschrieben: „In der letzten Zeit, ehe er (der Professor) nach Berlin kam, fühlte er sich ganz außerordentlich krank; der Zustand mochte wohl mit durch die geistige Umwandlung entstanden sein. Genug, geistig und leiblich niedergebeugt und ermattet trifft er mit einem Universitätsfreunde und einem jungen Arzte zusammen, der ihm ein Buch reicht mit den Worten: willst du einmal deinen Zustand beschrieben sehen? Er nimmt das Buch, es war die Beschreibung der Nervenschwindsucht, in der er seinen Zustand so genau wiederzufinden meint, daß er, da keine Rettung für ihn scheint, fast seinen Beruf darangeben will, bis er eines Tages in der äußersten Niedergeschlagenheit die Bibel ergreift und die merkwürdige Stelle aufschlägt: ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen.“

Der Mann mit der eisernen Gesundheit war Hengstenberg freilich nicht, und die außergewöhnliche Arbeit, die er Jahr aus Jahr ein zu vollbringen hatte, konnte auch die kräftigste Gesundheit wankend machen. Aber Gott, der bis hieher wirket (Joh. 5, 17) hat dieses edle und oft scheinbar dem Tode nahe Leben so lange erhalten. Fast jährlich in den Sommerferien suchte Hengstenberg Erfrischung und Stärkung und fand dieselbe bald in Seebädern, bald in der Schweiz und Tyrol. Frau Therese war ihm

zu allen Zeiten und in allen Verhältnissen eine rechte „Gehülfin.“ Hengstenberg hat sie nach ihrem Tode „die edle, herrliche Gabe, die Wonne meiner Augen, die Freude meines Herzens und meinen Trost in Kümmernissen“ genannt. Zu ihrer Charakterisirung dienen einige Mitteilungen ihrer eigenen Hand. „Wie so ganz anders denken wir uns das eheliche Leben, als wir es nachher finden; wir glauben dann am Ziele zu sein, wenn wir in dasselbe eintreten und ich glaube, wir fangen dann erst recht eigentlich unsre Laufbahn an, wenigstens von uns Frauen möchte ich das sagen. Ach wie schwer ist es mir im Anfang geworden, selbstständig aufzutreten, selbst für alles zu sorgen, nicht mehr meinen Neigungen, sondern meiner Pflicht zu leben und wie lange dauerte es, bis ich in der Erfüllung dieser mein höchstes Glück fand. An jede Annehmlichkeit, jede Bequemlichkeit gewöhnt hielt ich es für unmöglich, hier in dem todten engen Berlin mich gewöhnen zu können. Aber durch des Vaters Tod wurde mir bald das geliebte Nadensleben verödet, durch das geliebte Kind Berlin zu einer süßen Heimath umgeschaffen, ja nach Jahren schien ich mich hier ganz zu gewöhnen. Da schenkte uns der Herr, als wir es nicht mehr als durchaus nothwendig achteten, ein Haus, einen Garten, ja ein zweites Kind hatte er uns gegeben. Jetzt wo ich keine so große Sehnsucht nach der süßen Heimath meiner Kindheit mehr hatte, wo ich mit aller Liebe an Wilhelm, an den Kindern hing, dachte ich oft in stillen Stunden des Friedens, „ist es wohl nicht ein Himmel auf Erden, den wir hier haben — ach laßt uns Hütten bauen, hier ist gut sein.“ Aber der Herr riß ein süßes, ein so namenlos geliebtes Kind[1]) von unsrer Seite. — Der herbe bittre Schmerz ist vorüber, aber der stille Schmerz um die Trennung von demselben währt fort (3. März 1838). Wenn man in die Dornen gefallen ist, so muß man sich nicht viel darin wälzen, sondern geduldig still liegen, bis man wieder herausgezogen wird; sonst vermehrt man sich selbst die Schmerzen (6. Nov. 1839). Welch ein großer Gedanke ist es doch, daß alle Mühseligkeiten, auch die kleinsten Leiden dieses Lebens in den von Anbeginn der Welt bestimmten Gang unseres Lebens gehören und daß nichts davon fehlen darf, weil jedes in dem großen Plane Gottes für

---

[1]) Der Sohn Wilhelm starb 1836, 2½ Jahre alt.

unsere Seligkeit genau berechnet ist. Aber ebenso sicher steht uns auf der andern Seite die Verheißung: was wir nicht können tragen, darf sich nicht an uns wagen und sollts auch nur ein Quentlein sein. In kleinen Liebesbeweisen, die nur mir kenntlich sind, zeigt Gott mir so deutlich, welch ein liebender Vater er mir so oft ist, als ich seiner begehre. Ach lieber unter seiner Ruthe weinen, als bei der Weltfreude jubeln. (20. April 1841).

Die Lebensgerechtigkeit, die hervorgeht aus der Glaubensgerechtigkeit, ist die nothwendige Frucht der letzteren, wie aus Matth. 25 hervorgeht, was mir Wilhelm diesen Abend auf eine so sehr schöne und erbauliche Weise erklärte" (5. Dec. 1843). —

Sehr häufig hat Therese ihren Mann auf seinen Reisen begleitet; oft reiste derselbe mit dem Bruder Carl, zuweilen reiste er auch allein. Eine besondere Freude war es dem Professor, wenn er einige Tage bei dem geliebten Bruder in Wetter rasten konnte. 1842 war er allein in Heringsdorf, 1844 in Meran, 1845 in Homburg und Ostende, wo er keinen Erfolg hatte, 1846 in Steiermark. Der Aufenthalt in Heringsdorf 1842 gab Veranlassung zu einer regen Correspondenz zwischen dem Professor und der Frau, die in Berlin zurückblieb. Es war kurz vor der Geburt Elisabeths.

Gott schenkte den Eltern im ganzen fünf Kinder, auf welche weiterhin häufige Beziehungen vorkommen und die wir des Ueberblicks wegen hier zusammen nennen:

1) Immanuel, geb. 30. Sept. 1830, gest. 4. Okt. 1863.
2) Wilhelm, geb. 30. März 1834, gest. 24. Aug. 1836.
3) Hans, geb. 9. März 1837, gest. 18. Febr. 1869.
4) Anna, geb. 10. Jan. 1839, gest. 28. Dec. 1842.
5) Elisabeth, geb. 15. Sept. 1842, gest. 24. Mai 1854.

An Therese. Heringsdorf 21. Aug. 1842.

Ich hörte schon in Swinemünde, daß hier durchaus Alles besetzt sei und muß sehr froh sein, daß ich ein Unterkommen beim Kuhhirten gefunden, der mittlerweile mit seiner Frau in den Ziegenstall gezogen ist. Es sind arme, aber gute und ehrliche Leute und die Frau thut Alles, mich zu bedienen. So werde ich wahrscheinlich hier wohnen bleiben, obgleich nach 6 Tagen ein besseres Quartier frei wird. Denn in solchen Dingen wird es nur schwer, sich in die Anfänge zu finden, nachher kann es einem sogar Vergnügen

machen und ich habe das Schwere schon jetzt überwunden und bin ganz zufrieden. Ich habe hier rechte Gelegenheit, mich an die Krippe, Windelein so schlecht zu erinnern. An Umgang fehlt es mir hier durchaus nicht. — Um mich darfst du gar keine Sorge haben. Meine Kuhhirtin versichert, daß Reinlichkeit ihr höchstes Bestreben sei, wirklich ist ihr Bett ganz sauber und ich habe unter meinem Mantel und Schlafrock ganz gut darin geschlafen, das centnerschwere Oberbett mit Stroh und Seegras gestopft beseitigend. Sie nährt mich Abends mit der Milch ihrer Ziege und der Kaffee, den sie mir Morgens gekocht, war trinkbar. Sie hatte noch ein kleines Stümpfchen Talglicht in ihrem Besitz und das hat gestern Abend vorgehalten; für heute habe ich mir Wachslichter aus Swinemünde bestellt; Zucker habe ich mir auch schon von dort holen lassen und das Umrühren geht ebenso gut mit einem Stück Holz wie mit einem Löffel. — In treuer Liebe dein W. Hg.

An dieselbe. Heringsdorf, 23. Aug. 1842.

— Die Morgenstunden, die ich, dem unruhigen Getriebe für eine Zeitlang entronnen, mit erbaulicher Lectüre zubringe, sind mir sehr gesegnet und der stille Friede Gottes senkt sich in meine Seele. So habe ich mich denn auch leicht mit meinem Quartier ausgesöhnt, und es ist mir so lieb und werth geworden, daß ich es nicht mit dem besten vertauschen möchte. Ich habe jetzt alles in die mir bequeme Ordnung gebracht, in dem Buchenwalde ein paar Bäume aufgefunden, welche die Stelle eines Sophas sehr gut vertreten und so vermisse ich in äußerer Beziehung gar nichts mehr. Daß du mir fehlst und die Kinder, darin würde ich mich freilich schwer finden können, wenn nicht Gottes Tröstungen meine Seele erquickten. Dann ist ja auch die Zeit der Trennung eine kurze und ein gut Theil davon schon abgelaufen. Schicke mir doch ja, was von den eingehenden Sachen von Bedeutung und Eile ist, dann die Correcturbogen der Psalmen, immer zwei und zwei und mit einer solchen Sendung ein Kistchen von 100 Cigarren von Quenstedt in der Leipziger Str., von meiner bisherigen Sorte das 1000 zu 11 Thlr. Ich habe ganz vergessen an Meuß zu sagen, daß er mit der größten Sorgfalt die von mir besorgte Revision der K.-Z. lesen möge; er wird es wohl von selbst thun, schicke aber doch Immanuel zu ihm und laß es ihm sagen. Ich schreibe sehr bald wieder und hoffe vorher

erfahren zu haben, daß es dir und den Kindern wohl geht. Gottes Schutz wird über euch walten und er wird dir seinen Frieden geben. — In diesem Augenblicke erhalte ich deinen Brief. Fahre doch ja fort, mir recht ausführlich zu schreiben. Du hast ja vielmehr Stoff dazu. In inniger treuer Liebe dein W. Hg.

Therese an den Professor. Berlin, 26. Aug. 1842.

Unmöglich kann ich mich heute legen, ohne noch einige Zeilen an dich geschrieben zu haben. Mein lieber lieber Wilhelm, seit mehreren Tagen habe ich heute Abend zum ersten Male wieder eine recht lebhafte Sehnsucht nach dir. Könnte ich mich eine Stunde an deinem stillen Frieden sammeln, ach wie dankbar wollte ich sein. Bete für mich um Ruhe und Ergebung. Was ich dir schon in den letzten Tagen vor deiner Abreise fürchtend klagte, das war heute so recht eingetroffen, die unruhige Aufregung aller der mich Umgebenden hatte mich heute so angegriffen, daß ich ganz matt wurde. — Sonntag früh. Ich will heute in den Brüdersaal gehen; es ist die einzige Kirche, worin es mir nicht so weh und verlassen sein wird und ich sehe mehr auf das stille Friedensgefühl der gemeinschaftlichen Versammlung als auf die glänzende Rede. Fühle ich mich doch dann mit dir zusammen eins in der Harmonie der unsichtbaren Kirche.

So eben komme ich aus der einfachen, aber wahrhaft erbaulichen Predigt zurück, worin ich mir Kräfte gesammelt für die nächste Woche und da finde ich aufgebaut auf dem großen Tisch deinen lieben Brief, um den herum die drei Kinder tanzen und springen. Ich gehe dann immer damit in mein Kabinet, wo ich ihn still und ungestört lese und vor der Thür warten ruhig die Kinder auf meinen Ruf, daß ich den Brief ihnen vorlesen soll. — Vorzüglich deine einsamen Abende machten mich so sehnsüchtig nach dir.

An Therese. Heringsdorf, 26. Aug. 1842.

— Das Seebad fängt an, mich aufzuregen und ich habe diese Nacht sehr unruhig geschlafen. Bei Tage aber erholt man sich wieder bei dem herrlichen Wetter und der schönen Umgebung. Sonst gehen die Tage ziemlich einförmig dahin. Am erquicklichsten sind mir die Morgenstunden, die ich ganz der Erbauung widme, deß eingedenk, daß ich hier einen Schatz auf längere Zeit einzusammeln habe. Die übrige Zeit des Vormittags bringe ich mit

theologischer Lectüre in meinen Buchenwäldern zu. Um zehn Uhr bildet das Bad, das ich ganz nahe habe, einen Abschnitt. — Abends sitze ich noch im Mondschein ein Stündchen alleine, deiner gedenkend und dann lese ich noch im Bette, das mir die Stelle eines Sophas vertritt, bis zehn. — Ich hoffe, daß Immanuel dir auch ferner Freude gemacht haben wird. Gewiß wird er seines Versprechens eingedenk geblieben sein und mich nicht dadurch betrüben wollen, daß ich das Gegentheil hören muß. Hans und Anna sollen sich weiter bedenken, was ich ihnen mitbringen soll. Ueber drei Wochen bleibe ich auf keinen Fall aus, da dann alles abreist, was ich hier kenne und so hoffe ich jedenfalls noch zu rechter Zeit bei dir zu sein. Immanuel war nun schon ein zwölfjähriger, muntrer Knabe, der zuerst Privatunterricht genoß und dann auf das Gymnasium kam, wo man ihn bald „klene Kirchenzeitung" nannte.

An dieselbe. Heringsdorf, 7. Sept. 1842.

— Sie (die Frau Ministerin) hatte von jenem Abende bei Diests her, und wie es scheint durch ihren Mann manche ungünstige Vorurtheile gegen mich und hat gegen Liebetrut ausgesprochen, daß sie mich ganz anders kennen gelernt habe, als sie erwartet. —

Berlin, 8. Sept. 1837.

Wilhelm an den Bruder Carl.

Du wirst vielleicht schon gehört haben, daß ich durch Krankheit an der Beendigung meiner Vorlesungen verhindert worden bin, zum ersten Male in den 13 Jahren meines Docirens. In den ersten Tagen des August wurde ich von einer sehr heftigen Kopfcolik befallen, noch weit heftiger und dauernder, als die, welche du damals in Radensleben miterlebtest. Der Arzt drang darauf, daß ich, wie ich eben wieder so weit war, aufs Land gehen sollte. So zogen wir am 9. August nach Radensleben, wo ich in gänzlicher Abgeschiedenheit einige Wochen zugebracht habe. Die gänzliche Einsamkeit dort hat mir geistlich, geistig und leiblich sehr wohl gethan und ich wäre gern noch länger dort geblieben, wenn mich nicht dringende Arbeiten für die Ev. K.=Z. zurückgerufen hätten.

Derselbe an denselben. Berlin, 8. Jan. 1842.

Obgleich ich ganz abgemattet von dem Vorworte bin, dieser Brief auch schon der achte ist, den ich an diesem Morgen schreibe

und ich heute noch drei Stunden lesen muß, so will ich dir doch vorläufig einige Zeilen schreiben.

Mit manchem, was der König in kirchlicher Hinsicht beabsichtigt, namentlich mit der Einführung der Episkopalverfassung und Anlehnung an die englische Kirche, kann ich durchaus nicht einverstanden sein und nichts soll mich hindern, dagegen öffentlich aufzutreten, wie ich den Anfang dazu schon in dem Vorworte gemacht habe.

Desgleichen. Berlin, 10. Okt. 1842.

Die beständig wiederholte Nachricht der Zeitungen über meine Ernennung zum Consist.-Rath und Examinator ist, so viel ich weiß, nur eine Hegelingsche Lüge, bezweckend mich bei den Studirenden und den Minister beim Publicum verhaßt zu machen und diesem für die Zukunft jede Lust dazu zu benehmen. Ich bin sehr froh dazu, wenn es nichts ist.

Desgleichen. Berlin, 26. Jan. 1844.

Thereschen leidet noch immer sehr, sie hat das Kind [1] vom Morgen bis zum Abend immer um sich gehabt und kann des Schmerzes nur im Glauben Meister werden. Sie wächst aber sichtbar unter dem Kreuze. Ich war Anfangs körperlich sehr angegriffen, um so mehr da der Schmerz mit der schweren und aufregenden Arbeit an dem Vorwort zusammentraf, das einmal fertig sein mußte. Ich fürchtete, daß ich mich lange nicht wieder erholen würde, doch geht es jetzt wieder so ziemlich.

Desgleichen. 12. Aug. 1844.

Der Arzt verlangt sehr bestimmt, daß ich zur Hebung meines in hohem Grade angegriffenen Zustandes in ein eigentliches Gebirgsland gehe. So reisen wir übermorgen, nachdem ich noch zwei Stunden gelesen, um 12 ab über Dresden, Prag, Linz, Salzburg bis nach Bozen, von da über München zurück.

---

[1] Anna, gest. 28. Decbr. 1842.

Sechstes Buch.

Zeit der offenbar gewordenen Gegensätze. Beschleunigte Entwicklung.

1848—1869.



1848.

Der 18. März. Die Offenbarung des h. Johannes. Freude der Freunde über Hengstenberg. Der erste Kirchentag. Aufruf.

Der 18. März kam, der Tag, dessen Schimpf und Schande die Thränen der nachfolgenden Geschlechter auszulöschen vergeblich versuchen werden. Berlin war nicht wieder zu erkennen, Alles in Aufregung und bangem Warten. Der gewöhnliche Lauf der Dinge war völlig unterbrochen. Es war kein Gedanke daran, die Vorlesungen fortzusetzen und Hengstenberg zog es vor, die Stadt zu verlassen und bei den Verwandten in Gramzow auszuruhen, um hier Zeit und Stille zur Einkehr zu finden. Therese schreibt darüber an ihre Mutter: „wie ein dunkler Traum liegen die letzten Tage mit ihren furchtbaren Ereignissen hinter mir. Wilhelm wollte gestern früh lesen, fand aber statt seiner Zuhörer eine gräßliche Aufregung in der Universität und schloß dann sogleich. — Unter stillem Gebet fuhren wir durch die dichten Haufen der Bürger mit schwarz-roth-goldnen Cocarden und Fahnen, ich glaubte in Paris zu sein oder in dem Grabe Berlins. Unser liebes, altes Berlin ist nicht mehr. Scheußliche Gesichter umringten unsern Wagen, aber Gottes Engel leitete uns hindurch. Einen so großen Zug von armen und reichen Flüchtlingen sah die Eisenbahn wohl noch nicht, fast Alles Officiere mit ihren Familien. Wir fuhren mit Anna Götz und einem eckelhaften Gymnasiasten, der mit rother Cocarde Cigarren rauchte und sich schon ganz heiser geschrieen hatte, um die Heldenthaten seiner Brüder und Studenten zu preisen, und zwei Officieren, die uns das tiefste Mitleid einflößten, der eine schien ganz geknickt, der andere, der selbst unter den Linden gefochten hatte, schien mit allem sehr genau Bescheid zu wissen und ich glaube, er reiste wohl als Emissair nach Pommern; er schien zu wissen, daß der P. von Pr. (Prinz von Preußen) die Landwehr aufbieten wolle."

Am folgenden Tage schreibt sie: „Unbeschreiblich habe ich mich gestern Abend gefreut, als mein lieber Immanuel ankam — unsere schwärzesten Befürchtungen sind bei weitem überboten worden durch die gebrachten Nachrichten. O der König, o meine liebe, arme Königin!

Wilhelm sitzt Stunden lang auf einen Fleck sehend, ohne ein Wort zu sprechen; heute hat er einen Aufsatz für die Kirchenzeitung begonnen. — Einige Tage später schreibt Therese: Wilhelm ist sehr niedergeschlagen, aber gesammelt und ergeben in Gottes Willen; den besten Abdruck seiner Stimmung werdet ihr in dem nächsten gestern und heute geschriebenen Aufsatz finden unter der Ueberschrift: Zeitbetrachtungen."

Dies war das erste Zeugniß, welches Hengstenberg wider die Revolution ablegte, ein Wort der Demüthigung, der Mahnung und der Stärkung in dem lebendigen Gott. „Zeitbetrachtungen" Ev. K.-Z. 1848 S. 241 ff. Er hebt an mit dem Aufblick zu dem lebendigen Gott, dessen Tag des grimmigen Zornes gekommen und vor welchem Niemand unschuldig ist, der mit Galle und Wermuth tränket und freundlich ist der Seele, die nach ihm fraget. Die Revolution fing in Frankreich an und schlug ihre Wellen bis hinein in das längst vorbereitete Baden und dann bis hin nach Berlin und durch Deutschland hindurch. Zunächst nur die politische Revolution, die aber nothwendig gemäß dem Geiste, aus dem sie entsprungen, bald die Entkirchlichung der Kirche in ihr Programm aufnehmen wird. Das Ministerium Eichhorn, welches der Kirche, wenn auch in schwacher Weise, freundlich gesonnen war, war bereits einem Ministerium gewichen, von dem sich erwarten ließ, daß es nach Schleiermacherschen Reminiscenzen handeln werde.

Was thun? Zunächst galt es für alle Glieder Christi, sich durch kein Wort und keine Handlung zu besudeln, wodurch auch nur dem Scheine nach dem Zeitgeiste gehuldigt wurde. „Keine voreiligen Austritte aus der Landeskirche, keine Uebertritte zu den separirten Lutheranern oder in den stillen Hafen der Brüdergemeine. Sondern aushalten in der umwogten Landeskirche und sich schaaren auf dem Rechtsboden der Augsburgischen Confession, die in der ganzen evangelischen Landeskirche das einstimmig anerkannte Symbol ist und über welche hinaus wir in diesem Kampfe nichts bedürfen." Mitten unter den Ereignissen, die wie Donnerstimme

auch in die tauben Ohren hineinklingen, keine Aufwärmung der alten Streitigkeiten zwischen den Lutheranern und Reformirten. Der Boden wankt unter den Füßen, keine Lauheit und keine Halbheit mehr, andere Predigten! Vertiefung, tägliche Vertiefung der Gläubigen in die Schrift, besonders auch in das alte Testament. „Die tägliche Vertiefung in die Schrift ist uns auch besonders deßhalb noth, damit wir vor der Leidenschaftlichkeit bewahrt werden, in die auch der Gutgesinnte in Zeiten wie die unsrige gar leicht gerathen kann, die aber für den Christen eine Schmach ist. Fest, entschlossen, mit freudigem Muthe das Leben opfernd, wo es gilt den Wahlspruch: Mit Gott für König und Vaterland, wahrzumachen, es den Bösen überlassend, daß sie sind wie ein erregtes Meer, das nicht ruhen kann."

Aus der Empörung nach innen erhebt sich nach außen kein mächtiges Deutschland, die deutsche Eiche wächst nicht in den Himmel, während die Axt schon bei der Wurzel liegt, das Königthum, auf den Barricaden geboren, stirbt auf den Barricaden. Also klare Augen: nie Trauben von den Dornen und Feigen von den Disteln lesen wollen.

Als Christ Gott danken für die himmlischen Güter, die Gott schon gegeben und sich als mitschuldig an der Gesammtschuld vor Gott demüthigen. Der Sieg ist des herrlichen Christus. Nur dem Glauben an ihn gehört die Zukunft, die neue Erde, auf welcher Gerechtigkeit wohnt. Je ärger, je besser; denn um so näher kommt das Heil, die Wiedergeburt der Welt, welche der untrügliche Mund des Herrn verheißen hat.

Hengstenberg hatte schon im Jahre 1847 einen Aufsatz über das Thier in der Offenbarung Johannis veröffentlicht.[1]) Die Ereignisse des Jahres 1848 förderten in ihm die Erkenntniß des großen Schatzes von Wahrheit, Kraft und Leben, der in der Offenbarung Johannis niedergelegt ist. Hatten stets wiederholte Ansätze zu selbstständiger Erforschung ihm nur die Einsicht in Einzelheiten gewährt und in der Hauptsache kein Resultat ergeben,[2]) so harrte er mit Verlangen der Zeit entgegen, wo ihm ein Einblick in die wunderbaren Tiefen der Offenbarung Joh. vergönnt sein würde. „Da wurde ich vor mehreren Jahren in einer auch

[1]) Ev. K.-Z. 1847. S. 937.

[2]) Hengstenberg, die Offenb. Johannis. 1849. Vorwort zum 1. Band.

sonst für mich schweren Zeit von einer Krankheit ergriffen, die mich durch einige Monate zur Unterbrechung meiner Berufsarbeit nöthigte. Ich sah mich um nach einem Stecken und Stabe, die mich trösten sollten, und kam bald auf die Offenbarung. Ich sann über sie Tag und Nacht und eine Dunkelheit schwand nach der andern. Noch vor meiner Herstellung blieb kaum ein Hauptpunkt übrig, über den ich nicht glaubte zur Klarheit gelangt zu sein. Nach erfolgter Genesung hatte ich zunächst meinen Commentar über die Psalmen zu vollenden. Dann ging ich mit Lust und Liebe an die Arbeit. Die trüben Zeiten des 18. März 1848 haben dieselbe nicht unterbrochen, sondern gefördert. — Diejenigen, denen daran liegt, schon jetzt (ehe beide Bände der Schrift erschienen waren) einen Ueberblick über das Ganze der Auslegung zu gewinnen, werden in den beiden Abhandlungen: das Thier aus der Offenbarung, Jahrg. 1847 der Ev. K.-Z. und das tausendjährige Reich, Jahrg. 1848 der Ev. K.-Z.[1]) finden, was sie suchen. — Ich weiß sehr wohl, daß diese Arbeit auch unter den mit mir im Glauben Verbundenen mannigfacher Ungunst entgegensieht. Gerade unter denen, deren Beistimmung mir besonders werth sein würde, hat die Auslegung Bengels, dem ich im Einzelnen mehr als irgend einem andern Ausleger der Offenbarung zu verdanken gern bekenne, tiefe Wurzeln geschlagen, so sehr daß ein Angriff gegen sie, die ihnen die Offenbarung lieb und werth gemacht hat, ihnen einem Angriffe gegen die Offenbarung selbst fast gleich gilt. Dennoch aber bin ich der Zuversicht, daß die hier versuchte Auslegungsweise sich nach und nach Bahn brechen wird, namentlich unter denjenigen, welche tiefer in das Alte Testament und besonders in die Weissagungen desselben eingedrungen sind."

Der erwähnte Aufsatz in der Ev. K.-Z. über das tausendjährige Reich gewährt einen Ueberblick über Hengstenbergs Auslegung der Offenb. Johannis, in welcher er es als einen Grundirrthum Bengels bezeichnet, die Offenbarung sei ein fortlaufendes, regelmäßig von Anfang bis zu Ende fortschreitendes Ganze, das Richtige sei vielmehr, daß sie aus einer Anzahl selbstständiger und in sich abgeschlossener Gruppen bestehe, deren jede eigenthümliche Momente hervorhebe und die sich unter einander ergänzen. Solcher

[1]) S. 257 ff.

selbstständigen Gruppen sind sieben: die sieben Sendschreiben, die sieben Siegel, die sieben Posaunen Cap. 8, 2—11, die drei Feinde des Reiches Gottes, der Satan, das Thier und der falsche Prophet und ihr Kampf wider dasselbe Cap. 12—14, die sieben Schalen Cap. 15. 16, das Gericht über die drei Feinde Cap. 17—20, das neue Jerusalem Cap. 21. 22.

Hengstenberg hat sich darin nicht geirrt, daß seine Auslegung der Offenbarung auf vielen Widerspruch gestoßen ist. Das aber ist außer Frage, daß er einen mächtigen Anstoß gegeben hat, daß die Offenbarung Johannis in den Kreisen der Gläubigen mehr wie vorher beachtet und durchforscht ist. Er, hat abgesehen davon, ob man seiner Auslegung zustimmt oder nicht, einen unberechenbaren Einfluß durch seine Arbeit ausgeübt. Interessant ist, wie Leo ihm offen gesteht, daß er für apokalyptische Sachen keinen Sinn habe:[1]) „Theuerster Freund! Was Ihre apokalyptischen Studien betrifft, so werde ich Ihnen da schwerlich nachgehen können. Es ist gut, daß der liebe gott, wie er seine erde mit den mannigfaltigem gewächs zur nahrung für mancherlei gethier ausgestattet, so auch sein heiliges buch sehr mannigfaltig zusammengesetzt und für sehr verschiedene seelen gesorgt hat. Schon das evangelium Johannis macht mir, wenn ich es zu lesen anfange, immer von vornherein den eindruck, daß hier die saiten meiner seele nicht mitklingen und erst wenn ich weiter herein und gegen das ende komme überwältigt mich der inhalt. Die apokalypse aber läßt mich durchaus fremd und ohne seelenschwingung. Im neuen testamente sind mir des Lucas ruhiger vortrag und Pauli tiefe und schärfe des gedankens immer als die mächtigsten ingredienzen in beziehung auf die eigene seelenerfahrung erschienen."

Das Jahr 1848 war für Hengstenberg, der auf einer so exponirten Stelle stand, reich an vielen zum Theil erschütternden Erfahrungen. Besser, der bis dahin Pastor in Wulkow in Brandenburg gewesen und manchen Brief an Hengstenberg geschrieben und manchen Beitrag zur Ev. K.-Z. geliefert hat, trat aus der Landeskirche zu den separirten Lutheranern und schreibt:[2]) „Dies möchte ich Ihnen bezeugen, daß zu dem letzten entscheidenden Schritt nicht Verstandes-Operationen mich würden hingekriegt haben; er hängt viel-

[1]) Brief, Halle 31. Okt. 1847.
[2]) Brief, Wulkow 8. Jan. 1848.

mehr innigst zusammen mit meinem innersten Leben vor und in dem Herrn und seinem lebendigen Worte. Ich bin in die lutherische Kirche in der That vornämlich deßhalb eingetreten, um in ihr selig zu sterben. Mit einem Bann im Herzen hätte ich nicht gern sterben mögen und — es ist die letzte Stunde, alle Tage. Was dieser Brief aber eigentlich soll? — er soll Ihnen die Versicherung ausdrücken, daß meine Union mit Ihnen, meinem theuer-sten Lehrer und so langbewährten Freunde, unerschütterlich feststeht. Ja, ich muß Ihnen bekennen, daß eben, was ich durch Sie aus Gottes Wort und über Gottes Wort etwa gelernt habe und noch lerne¹), daß die tiefsten Wurzeln Ihrer vom Wort, vom Gesetz und Zeugniß gefangten Theologie die Frucht getragen haben, welche Sie freilich auf anderm Baume erwachsen ansehen — was mir ein fortwährender Schmerz ist. Besser meint, er sei als Schüler Hengstenbergs dazu geführt, aus der Landeskirche zu treten, was Hengstenberg und gewiß mit Recht in Abrede stellt.

Appuhn, damals Pastor in Altenhausen, drückt in bewegten Worten seine Freude über das Vorwort aus¹): „Als Ihr Vorwort vorgelesen war — in einer Pastoral-Conferenz —, brach die Freude unwillkürlich in dem Liede aus: Nun danket alle Gott! Ich sage Ihnen das, weil ich weiß, daß es Ihnen Freude macht."

Am Tage vor dem 18. März schrieb er an v. Gerlach:²) „Selbstständige Männer, die dennoch mit dem Könige stehen, solche braucht er. In Kirchensachen haben wir — unsre Partei meine ich — in der That einigermaßen solche Selbstständigkeit behauptet und so nach außen bethätigt, daß wir dadurch des Königs Kirchen-Regiment gestützt haben. Aber in politicis nicht also. Und dies gereicht uns zum Vorwurfe (hier rede ich natürlich nicht Sie, sondern N. an), dafür wird der König uns einmal vor Gottes Gericht ziehen. Darum ist er jetzt so verlassen. Wir haben lieber mit ihm conversirt und allerlei Witz und Klugheit ausgehen lassen, als uns, wie wir gekonnt und gesollt, selbstständig zu rüsten und ihm zuzuziehen als ein wohl bewaffneter und organisirter Haufe. Wollten wir ihm antworten, daß er sich den Liberalen in die Arme geworfen und mit ihnen schön gethan hat, so würde er uns mit Grunde antworten: Wo waret ihr denn damals? Auf dem

¹) Brief, 13. Januar 1848.

²) Magdeburg. Brief, 17. März 1848.

Schlachtfelde bin ich euch nicht gewahr geworden. Sie sehen, auf Kritik des armen Königs bin ich **nicht** gerichtet, sondern auf den Balken im eigenen Auge und wenn es mir an Mitleid mit ihm fehlte, so müßte ich ein Herz haben härter wie ein Kieselstein. Aber nicht auf Mitleid kommt es an — das haben die Diener der deutschen Fürsten, die diese durch den Koth haben schleifen lassen, auch gehabt — sondern auf treuen Dienst mit Einsetzung unsrer Personen.

Die Zartheit, die L. empfiehlt, gleicht einem Manne, der seinen Nächsten und Freund fallen sieht und es zu unzart findet, ihn fest anzufassen — wobei noch der Vortheil ist, daß man auch die eigenen Finger nicht verbrennt.

Eine Beziehung des Kirchen-Einräumens hebe ich noch hervor. Die nächste Folge ist Göschels Abschiedsgesuch gewesen." (Göschel war bis dahin Präsident des Magdeburger Consistoriums.)

Vielleicht sind wir und alle diese Fragen in einigen Wochen unter der Pöbelherrschaft verschüttet! Immanuel!"

Bewegt und erregt wird die Correspondennz nach dem 18. März. Am Charfreitag 1848 schrieb Leo an Hengstenberg: „**Welche** schmach trägt heute das deutsche land! Nun sind wir allesammt wie die unreinen und alle unsere gerechtigkeit ist wie ein unfläthig kleid! Die dinge glaube ich einigermaßen zu fassen, aber die menschen werden mir zum theil ein räthsel. Ein doppelt fieber tobt in unsern gliedern — von dem einen denke ich hilft uns Hecker und consorten. Gerade wie ich Ihnen genau das schicksal Oberitaliens vorher gesagt habe, sage ich Ihnen nun vorher, ehe ein monat, vielleicht ehe 14 Tage um sind, sind die regierungen von Baden und Darmstadt entweder schon durch die rothe fahne weggeweht oder schrecken und rathlosigkeit gemischt mit halbem und ganzem verrath machen ihr den platz eben. In norddeutschland hat die republik, wie ich mich vor kurzem auf einer reise nach Westfalen überzeugt habe, so gut wie gar keine hoffnung und so unvorbereitet, wie der Berliner schlag, trifft dergleichen die gemüther nicht mehr.

Der Herr ist gütig und eine veste zur zeit der noth und kennet die, so auf ihn trauen, das ist mein trost — menschlicher weise weiß ich nicht viel. Läßt man die öffentlichen gewalten noch vier wochen in der bisherigen weise verwüsten, so bleibt keine rettung

als durch einen rechtschaffnen militärdespotismus — ich weiß aber nirgends, wer das zeug dazu hätte, ihn in die hand zu nehmen. Die Zukunft liegt mir dunkel vor den augen."

Auf einen Brief Hengstenbergs antwortet v. Gerlach:[1]) „Der Inhalt Ihres Briefes von vorgestern machte mir den Eindruck einer Insel, die aus der Sündfluth hervorragt. Nie war Ihr Blatt wichtiger als jetzt. Halten Sie aus und weichen Sie nicht. Ich sehe noch keine Hoffnung — aber was geschehen ist, ist ein Anfang, kein Ende. Wir gehen Jahren voll Revolution entgegen. Ich behaupte mich in meinem Amte gegen Angriffe von unten und von oben, wo man vor dem Pöbel kriecht. Doch bin ich gefaßt zu fallen und bitte den Herrn, daß es ohne Verleugnung geschehe. Göschel hat leider faktisch quittirt. Aber Sie sollten in Berlin sein. (Hengstenberg war in Gramzow.) Auch Stahl ist wieder dort. Ihre Abwesenheit macht alles gemeinsame Handeln schwer." Hengstenberg war in den Osterferien zu seinem Schwager nach Gramzow gereist und auch Büchsel schreibt[2]) ihm mit großer Sehnsucht nach seiner Rückkehr: „Ich sehne mich sehr, Ihr Angesicht wieder zu sehen."

Hengstenbergs Stellung war in Berlin nach allen Seiten eine sehr angefochtene; es war nicht ausgeschlossen, daß er buchstäblich sein Leben zum Opfer hätte geben müssen. Gott hat ihn durch seine heiligen Engel behütet. Man erkannte im ganzen Lande den Segen, welchen Gott zu dieser tollen Zeit durch ihn gab. Davon liegt eine lange Reihe von Briefen als Zeugnisse vor. Knak in Wusterwitz dankt[3]) ihm in beweglichen Worten, besonders für die „Zeitbetrachtungen". „Jedes Ihrer Worte klingt tief in meiner Seele an und ich muß den Herrn preisen, daß er Ihnen Muth und Freudigkeit gibt, also zu den Brüdern zu reden." C. Steffann in Barmen schreibt:[4]) „Sie schweigen doch, dem Herrn Dank! nicht. Der Posaunenton, der aus Ihrer Zeitung schallt, dröhnt mächtig durch das wirre Geschrei dieser Zeit. v. Tadden sagt: ein ehrlicher Galgen und darnach ein fröhliches Auferstehn." V. Strauß[5])

[1]) Brief, Magdeburg 27. März 1848.
[2]) Brief, Berlin 12. April 1848.
[3]) Brief, 13. April 1848.
[4]) Brief, Barmen 25. Mai 1848.
[5]) Brief, Bückeburg, 16. Mai 1818.

hat für seine und des Landes Zukunft „schwere und zweifelhafte Aussichten." „Es ist mehr als je noth, daß die beiden Geheiße Gottes: rufe laut, schone nicht! und: tröstet Mein Volk! ihre Synthesis finden." Sartorius ist bereit,[1]) „lieber mit Ehren zu fallen, als mit Schanden zu stehen. Ich werde nicht vorzeitig meinen Posten hier verlassen, aber ich werde ihn auch nicht mit Verleugnung meines Glaubens behaupten. — Ganz Deutschland in bodenlosem Verfall — welche furchtbare Gerichte Gottes! Werden wir nach solcher Passionszeit noch auf Erden wieder eine Osterzeit erleben?" Hengstenberg stand fest und stärkte sich, wie David, in dem Herrn seinem Gott. Als ein römischer Priester dem Präsidenten L. v. Gerlach erzählte, die München. histor. politischen Blätter hätten auf den Tadel des Kniebeugens vor der Revolution seitens des französischen Clerus in der Ev. K.-Z. erwidert, man werde sehen, wie die Ev. K.-Z. zur Revolution in Berlin sich verhalte, durfte von Gerlach antworten: kommt und sehet.[2]) Und v. Gerlach fügt hinzu: „es wurde mir klar, wie die Ev. K.-Z. in einem status confessionis ist, von dem ihr Segen, vielleicht ihre Existenz abhängt." Gewiß war Hengstenberg und die Kirchenz. in statu confessionis und dieser Status ist treu und unentwegt bestanden, so daß seit diesen Tagen Hengstenberg, noch mehr wie früher, von Gott als derjenige accreditirt dastand, welcher ein unbestechlicher Zeuge der Wahreit und für keinen Preis auf Erden käuflich war.

Die großen Stürme des Jahres 1848 forderten zur Sammlung und Kräftigung aller, die auf dem Grunde des evangelischen Bekenntnisses standen, in der dringendsten Weise auf. Der Einzelne hatte das Bedürfniß, sich zu vergewissern, daß noch nicht Alles in dem wilden Strudel des politischen und kirchlichen Umsturzes untergegangen sei und sich in der Gemeinschaft von Gleichgesinnten zu stärken. Schon am 3. Mai wurde in einer Conferenz auf dem Sandhofe, einem stillen geräumigen Gehöfte bei Frankfurt a. M., wo halbjährlich eine Zusammenkunft von gläubigen Geistlichen der umliegenden Länder stattfand, der Antrag auf Berufung einer großen Versammlung der Evangelischen gestellt, welche man mit dem Ausdruck **Kirchentag** bezeichnete. Derselbe Plan wurde auf einer folgenden größeren Sandhofs-Conferenz am 21. Juni

[1]) Brief, Königsberg 31. März 1848.

[2]) Brief, Magdeburg 13. Juni 1848.

weiter berathen und durch einen öffentlichen Aufruf wurden „diejenigen Freunde der evangelischen Kirche, geistlichen und nicht geistlichen Standes, welche auf dem Grunde des evangelischen Bekenntnisses stehen, auf den 21. Sept. nach Wittenberg eingeladen, um in einer vorläufigen freien Versammlung die Verhältnisse der evang. Kirche in der gegenwärtigen Zeitlage brüderlich zu berathen."[1]) Diese Einladung ist von vielen und bekannten Männern unterzeichnet, u. A. von v. Bethmann-Hollweg, Fliedner, Gen.-Sup. Hahn in Breslau, Hengstenberg, J. W. Krummacher, Mallet, J. Müller, Nitzsch, Sartorius, J. Stahl, Vilmar, Wichern. Als Zweck der Versammlung wird angegeben: die evangelischen Confessionen treten zu einem Kirchenbunde zusammen; dieser Bund ist keine Union der evangelischen Confessionen, sondern zeitgemäße Erneuerung des ehemaligen corpus Evangelicorum; jede evangelische zum Bunde gehörige Confession bleibt in Bezug auf Anordnung ihres Verhältnisses zum Staate, ihres Regiments, ihrer innern Angelegenheiten in Bekenntniß, Cultus und Verfassung unabhängig vom Bunde; Aufgabe des Bundes: Darstellung der wesentlichen Einheit der evang. Kirche, Pflege der Gemeinschaft, Zeugniß gegen das Unevangelische u. s. w. Dabei wird im Gegensatz zur Bildung einer deutschen evangelischen Nationalkirche erklärt, daß die Einladenden eine andere Verbindung als die hier vorgeschlagene für unausführbar und in mancher Hinsicht für gefährlich halten.

Der Kirchentag wurde in Wittenberg gehalten und erklärte die Bildung eines Kirchenbundes für wünschens- und empfehlenswerth, Wichern hielt eine ergreifende Rede über die innere Mission und betonte die Kirchenpraxis: „Christus werde im lebendigen Gotteswort, aber auch in der lebendigen Gottesthat gepredigt! Geschieht das, so blüht der Kirche eine neue Zukunft. Mögen die Prediger vor Allem selbst Buße thun für die gemeinsame, vererbte Schuld! Mögen die Gemeinen sich erfüllen lassen mit der evangelischen Liebe!" Die Pflege der innern Mission wurde unter die Aufgaben des Kirchenbundes aufgenommen. Hengstenbergs Antrag auf Abhaltung eines allgemeinen Bußtages in Deutschland fand eine sehr große Majorität. Im Ganzen wird Hengstenbergs Urtheil mit Stahl übereintreffen, welcher an jenen schreibt:[2]) ich hoffe, Sie

[1]) Ev. K.-Z. 1848. S. 717 ff.

[2]) Brief, Berlin 5. October 1848.

werden sich des Ausgangs (des Kirchentages) freuen. Ich mache mir keine sanguinische Hoffnungen auf äußere Erfolge, halte es aber für ein bedeutendes Resultat, daß eine innere Einigung der verschiedenen christlichen Parteien und zwar auf dem entschieden positiven Grunde erfolgt ist."

Es war ein großer Schritt, daß im Nov. 1848 vom Könige Friedrich Wilhelm IV. das Ministerium Brandenburg berufen wurde, welches die Aufgabe bekam und aufnahm, der Revolution die Stirn zu bieten. Am 12. Nov. schrieb Hengstenberg in einem an hervorragende Freunde gerichteten Briefe: „Die große Katastrophe ist begonnen. Es ist ein kräftiger Anfang dazu gemacht, die Herrschaft von Gesetz und Recht in der Hauptstadt wieder herzustellen, das von „Gottes Gnaden" praktisch wieder geltend zu machen und der Zerstörung aller göttlichen Ordnungen und sittlichen Güter ein Ziel zu setzen. Die Gegner fühlen es, daß die Axt an die Wurzel des Baumes gelegt ist. Sie bieten Alles auf, um Erklärungen und Adressen hervorzurufen, um dadurch die Stimmung als eine ihnen günstige darzustellen und auf ihre Parthei hinüberzuleiten. Es ist von der höchsten Wichtigkeit, daß dem durch Adressen im guten Sinne entgegengewirkt werde, die in den verbreitetsten Zeitungen, namentlich in der Vossischen, abgedruckt werden. Ich fordere Sie daher dringend auf, selbst in Ihrem Kreise zu diesem Zwecke zu wirken und zugleich alle Ihre Bekannten zu gleichem Wirken aufzufordern. Aber Eile und angestrengte Thätigkeit thut hier Noth. Wir würden es uns später nicht vergeben können, wenn wir in diesem entscheidenden Momente, wo das Heil des Vaterlandes auch mit in unsere Hände noch einmal gelegt worden, nicht vollkommen treu erfunden wären. Es erscheint mir unmöglich, daß die Kirche mit ihren Dienern in diesem Kampfe eine neutrale Stellung einnehme. Die Gegner würden lachen über die Christen, über die Diener der Kirche, welche meinten, daß es sich hier nicht um ihre Sache handle.

„Satan beut an den Streit
Christo und der Christenheit,"

das gilt, wenn je, so hier gewiß. Schon das, wogegen die Feinde zunächst anstürmen, das göttliche Recht der Obrigkeit, ist in der Schrift ebenso direct wiederholt und angelegentlich bezeugt wie das, was Jedermann in den Bereich des christlichen Glaubens einschließt.

Und da dies grade jetzt der angegriffene Punkt ist, so sind die Diener der Kirche verpflichtet, auch dahin vorzugsweise ihre Vertheidigung zu richten. Die Stellung, die Luther in dem Bauernaufruhr nahm, kann uns hier zum Vorbilde einer gesunden Praxis dienen. Hier ist unter allen Christen nur eine Stimme darüber, daß sich hier neutral erklären, heißen würde, sich gegen den Herrn indifferent erklären, daß es sich nicht um eine Frage der Politik, sondern um eine solche des Katechismus handelt. Möge der, zu dem unser König emporgeblickt hat, ehe er sein schweres Werk begann, uns Alle stärken und stählen und mit Kraft und Eifer erfüllen, daß nichts von dem durch unsere Schuld versäumt wird, was unter diesen Umständen geschehen kann, und daß wir uns das Zeugniß geben können unschuldig an dem Blute unseres Volkes zu sein, wenn doch Alles zu Grunde gehen soll, was der Barmherzige in Gnaden abwende."

Von vielen Seiten wurde dieser Aufforderung bereitwilligst entsprochen. H. Leo freut sich, daß „Berlin gegenwärtig des einzigen vernünftigen d. h. belagerungszustandes als besondrer wohlthat gottes genießt" und schreibt in einem folgenden Briefe:[1]) „Hier (in Halle) steht alles vortrefflich und ist vollständige umwendung. Wir betreiben eben eine adresse an Se. Majestät um recht lange beibehaltung des popularsten ministerii Brandenburg, wobei man aber unendlich mit der philisterei zu kämpfen hat. Jeder fast sagt: ja das ist richtig, aber es ist in der mehrzahl noch nicht zur einsicht geworden und doch ist das das einfache mittel, die einsicht heraus zu bringen."

1849.

Offbr. 6, 12—17. Zeichen des Verfalls bis und seit 1848. Lostrennung der Schule und des Staates von der Kirche. Stellung zur Union.

Die Betrachtung, welche Hengstenberg in zusammenhängender Weise den Ereignissen des Jahres 1848 widmete,[2]) beginnt er mit der Erklärung des sechsten Siegels Offenb. 6, 12—17. „Und ich

---

[1]) Brief, 22. Novbr. u. 5. Decbr. 1848.

[2]) Ev. K.=Z. 1848. S. 7 ff.

sah, da es das sechste Siegel aufthat und siehe, da ward ein großes Erdbeben und die Sonne war schwarz wie ein härener Sack und der Mond war wie Blut." Wo traurige Verwirrung und Noth allenthalben herrscht, da scheint dem Bekümmerten und Angstvollen auch die äußere Natur sich aufzulösen, er hat die Empfindung, als brächen Himmel und Erde zusammen. Daraus erklärt es sich, daß die Aeußerungen der zerstörenden Allmacht Gottes in der Natur, daß Gewitter und Erdbeben so häufig in der Schrift als Bilder der Aeußerungen von Gottes zerstörender Allmacht in der Geschichte gebraucht werden. Was durch das: es entstand ein großes Erdbeben, bedeutet wird, das zu verstehen liegt um so näher, da wir den Anfang eines solchen Erdbebens vor Augen haben, was immer da eintritt, wo die Erde sich gegen ihren Schöpfer und Erlöser empört hat. Sind schwere und trübe Zeiten eingetreten, so scheinen die Lichter des Himmels erloschen zu sein. Die Sonne scheint wahrhaft nur für den Glücklichen. Bei dem ganz stehenden bildlichen Gebrauche der Verdunklung von Sonne und Mond im Alten Testament wird man in dem Ausspruche des Herrn, der unsrer Stelle zunächst zu Grunde liegt, Matth. 24, 29, nichts Anderes finden dürfen, als eine Beschreibung höchst trüber und trauriger Zeiten, solcher Zeiten, wie sie unmittelbar vor der Katastrophe Jerusalems stattfanden und wie sie jetzt von neuem sich anbahnen, da die Himmelslichter für die Elenden so gut wie ausgelöscht sind, weil sie keinen Sinn mehr haben für ihren erquickenden Glanz. „Und die Sterne des Himmel fielen auf die Erde, wie der Feigenbaum abwirft seine unreifen Früchte, von großem Winde bewegt." Die Sterne des Himmels sind ein so natürliches Bild und Symbol der Herrschergröße, des Herrscherglanzes, daß sich der Gebrauch desselben fast bei allen Völkern findet und so auch durch die ganze Schrift hindurchgeht, von 4 Mose 24, 17 an. Der Himmel ist der Fürstenhimmel, der ganze obrigkeitliche und hoheitliche Stand. Die Sterne sind die einzelnen Fürsten und Edlen. Die Könige sollen Pfleger der göttlichen Heiligthümer und Fürstinnen Säugammen sein Jes. 49, 23; wenn sie aber Anführer werden in der Bekämpfung des Reiches Gottes, so sollen sie Gottes rächende Hand zuerst erfahren. Wir sehen es vor Augen, wie die Sterne des Himmels, der Stern Louis Philipps voran, der nie seinem Herrn und Heilande die Ehre gegeben, auf die Erde fallen, von

großem Winde bewegt. Was nach der einen Seite als ein schwerer, fluchwürdiger Frevel sich darstellt und als die Ursache neuer Gerichte, das erscheint auf der andern als die verdiente Vergeltung, als Offenbarung des gerechten Gottes, als ein anbetungswürdiger Akt der Heiligung Christi an denen, die ihn nicht heiligen wollten. Und der Christ darf nie die erstere Betrachtungsweise — des fluchwürdigen Frevels — einseitig vorwalten lassen. Sonst sinkt er zum ordinären Legitimisten herab und bringt sich selbst um die Theilnahme an dem großen Schatze der Erbauung, den der Herr in dieser großen Zeit, da seine Ehre offenbar wird, den Seinen bereitet.

In den Königen auf Erden und den Obersten u. s. w. V. 15 haben wir die Ausdeutung der Sterne in V. 13, des Himmels in V. 14 und sehen, daß dadurch alles Strahlende, Große, Mächtige bezeichnet wird. Der Genannten sind im Ganzen sieben, getheilt durch die Drei und Vier, die drei die Regierenden, die Vierzahl die Signatur der Erde. „Sie verbargen sich in den Klüften und Felsen an den Bergen.“ Bengel sagt: „sie wissen nicht wo aus noch ein. Was ihnen zu sicheren Zeiten das Erschrecklichste gewesen wäre, da suchen sie eine Zuflucht und das vergeblich. Wenn etwa im Sommer ein schweres Wetter ausbricht mit starken Blitzen, Donner und Sturmwind, wie kann manchmal die Menschen, auch solche, die sonst beherzt und in Feldschlachten und andern Kriegshändeln unerschrocken sind, eine Furcht und Schrecken anwandeln, daß sie sich in Gewölbe verkriechen, weil Gott seine Majestät nur in etwas blicken läßt, wiewohl jetzt noch die Zeit der Geduld ist (zu Bengels Zeit noch). Wie muß es dann sein, wenn der Allmächtige seine Feinde mit vollem Ernst in Schrecken setzt! Wie unerträglich muß das den Gottlosen sein!“ Julians: du hast gesiegt, Galiläer, war eine Erfüllung unsrer Weissagung. In dieses Bekenntniß haben aber im Laufe der Geschichte gar Viele einstimmen müssen und namentlich in der Gegenwart wird es von Neuem aufgedrungen. Die Begünstiger des offnen Unglaubens und des leicht verhüllten, des Rationalismus, der Gott und Christo die Ehre raubt, müssen sich jetzt in die Höhlen und in die Felslöcher verstecken. Es wird jetzt dasjenige geerntet, was seit einem Jahrhundert gesäet worden und bei dieser Abrechnung konnte und kann auch das Reich unseres großen Friedrich nicht leer ausgehen, der

wie Salomo Israel, so Deutschland sündigen gemacht und der geistig noch lange nach seinem Tode fortgeherrscht hat, also daß wir noch bis auf diesen Tag nicht gereinigt sind von der Schuld, die damals über unser Volk kam und auch nimmer werden gereinigt werden, bis wir uns entschließen mit dieser Vergangenheit entschieden zu brechen.

Liegt eine Berechtigung vor, auf die damaligen Zustände zu beziehen, was in dem Buche von den sieben Siegeln geschrieben steht? Darauf sagt Hengstenberg: was hülfe es ableugnen, was so klar am Tage liegt? Unter unsern Fürsten gehören schon seit einem Jahrhundert, die in die Fußstapfen der sächsischen Churfürsten in der Zeit der Reformation und Ernst's des Frommen traten, zu den seltensten Ausnahmen. Von den meisten Thronen aus verbreitete sich Indifferentismus, wo nicht gar eine der Kirche geradezu feindliche Gesinnung über das Land. Und mit der Erkaltung gegen die Kirche ging auch das Ersterben des wahrhaft landesväterlichen Sinnes Hand in Hand, der allein darin wurzelt, daß der Fürst sich als Diener Christi und ihn als seinen Vollmachtgeber und Vorbild betrachtet. Nimmer hätten die Völker sich so gegen das „von Gottes Gnaden“ empören können, wenn es nicht die Fürsten zuerst vergessen hätten. Wo es noch eine Wahrheit in dem Bewußtsein der Fürsten gewesen, wie bei uns in Preußen, da lebt es auch noch fort im Innersten der Herzen des Volkes und dringt um so mächtiger hervor, wenn es zeitweise durch die Macht des Zeitgeistes zurückgedrängt worden. Was die Großen und Hauptleute (Offb. 6, 15) anlangt, so rühmten die weiland deutschen Jahrbücher es den Beamten des in christlicher Beziehung so reich gesegneten Würtemberg nach, daß unter hunderten neunundneunzig der Kirche Lebewohl gesagt haben. Aus der Entfremdung von der Kirche ging ein kalter, liebloser Geist hervor, der den Fürsten die Herzen der Untergebenen entfremdete und der gar viel dazu beigetragen hat, daß das Gebäude des alten Staates bei dem ersten Sturme so haltlos zusammenstürzte. Aus der Justiz namentlich war die Seele geschwunden. Das Gerichtsamt ist Gottes 5 Mose 1, 17, dieser Grundsatz galt der ungeheuern Majorität der richterlichen Personen als mystischer Unsinn und lag ganz über ihrer Sphäre hinaus. Die „Reichen und die Starken“ vergaßen mit ihrem Heilande auch der barmherzigen Liebe. Durch die Schuld

der Reichen war der Communismus des Himmels geschwunden, so mußte unter den Armen gar leicht der Communismus der Hölle Raum gewinnen. Sie hatten Alles gemein, das gilt nicht bloß von der apostolischen Zeit, das gilt, so weit das Christenthum reicht; sie hatten Alles für sich, das gilt überall, wo das Christenthum geschwunden ist, das gilt auch unter uns, seit der Feind Gottes und der Menschen, der Rationalismus, unser Land überzog. Gott schwebt nicht über den irdischen Verhältnissen, er ist vielmehr ihrer aller lebendiger Grund. Wird dies nach oben verkannt, so folgt auch sofort die Verkennung nach unten. Wo nicht im Namen Gottes befohlen wird, da wird auch nicht ferner im Namen Gottes gehorcht, da tritt bald der furchtbare und für die „Freien und Knechte" gleich verderbliche Zustand ein, den wir mit einem Worte: Revolution nennen. Gott ist das Band der menschlichen Gesellschaft, wo er nicht mehr ist, da ist lauter Verwirrung und Dunkel, Zwietracht und Zerrüttung.

Die bereits weit fortgeschrittene Entwicklung des antichristlichen Geistes in Deutschland des vorigen Jahrhunderts wurde in einer großartigen Weise durch die Freiheitskriege unterbrochen. Allein gar zu bald erstarkte die antichristliche Bewegung wieder in Deutschland und das Jahr 1830 war ein annus fatalis und fand einen würdigen Genossen im Jahre 1848. Die im Jahre 1830 wieder eröffnete geistige Verbindung mit Frankreich gewann großen Einfluß in Deutschland und der Theilnahme an französischem Liberalismus folgte bald auch diejenige an französischer Unsittlichkeit, Irreligiösität und Christushasse; der Zeitgeist streifte mehr und mehr die christlichen Elemente wieder ab, die er für eine Zeitlang in sich aufgenommen hatte. Wo aber der Abfall blüht, grünt auch die Ruthe der göttlichen Gerichte. Seit 1836 und besonders seit 1840 machte der gottlose und antichristliche Geist Fortschritte, welche jedes gottesfürchtige Gemüth erbeben machten im Vorgefühle göttlicher Gerichte, welche unausbleiblich folgen mußten. Die an Christum Gläubigen fühlten sich wie ausgestoßen unter ihrem Volke, es war ihnen oft, als ob sie nicht athmen könnten in der Luft, die sie umgab. Fast alle größeren Schwingungen des öffentlichen Lebens, alle nationalen Bewegungen in Deutschland waren nur einzelne Variationen über das Thema: wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche, in immer neuen Verkleidungen trat der Anti-

christ auf die Schaubühne des öffentlichen Lebens und ein Schwindelgeist aus dem Abgrunde ergriff mehr und mehr die Massen und riß sie fort wie ein reißender Strom.

Die Zeit fing an, denen die Augen zu öffnen, die nur an dem grauen Staar litten, welcher bekanntlich im Gegensatze zum schwarzen Staar unter Umständen noch geheilt werden kann. Wollte man Hengstenberg nicht glauben, so war De Wette zur Hand, welcher in derselben Schrift, in welcher er dem Zeitgeiste mannigfach dient, gegen denselben Zeitgeist Zeugniß ablegt, so daß sein Zeugniß, ähnlich demjenigen Bileams, als ein durch die überwältigende Macht der Thatsachen abgenöthigtes erscheint. De Wette sagt in der Vorrede zu seinem eben erschienenen Commentar über die Offenbarung: „Die Selbstvergötterung des römischen Antichrists erscheint mir ein Kinderspiel gegen den gottesläugnerischen, ungläubigen, übermüthigen, alle Zügel von sich werfenden Egoismus unsrer Tage; und was ist eine leibliche Verfolgung des christlichen Glaubens mit Feuer und Schwert gegen die auflösende junghegelsche Dialektik, gegen die Schmeichelrede und Bethörung der sogenannten Freiheitsliebe, welche aus der schlimmsten innern Knechtschaft entspringt und das arme Volk zu innerer und äußerer Knechtschaft führt."

Die Zeit von 1840 an zeichnete sich aus durch das Ankämpfen gegen die fürstliche Gewalt und durch maßlose Opposition gegen dieselbe und namentlich der preußische vereinigte Landtag erwarb sich hierdurch die Sympathieen von ganz Deutschland. Eine solche Richtung ist überall ein Sympton eines gottlosen, unchristlichen Zustandes. Die Opposition ist überall im Grunde gegen Gott selbst gerichtet. Schon das älteste Buch der heiligen Schrift lehrt uns, daß wir in den Regenten den Abglanz der Majestät Gottes erkennen sollen, daß jeder Raub, der an ihrer Ehre begangen wird, ein Sacrilegium ist, jede Empörung gegen sie eine Empörung wider Gott. In dem Gesetze Gottes durch Moses werden alle die, die zu befehlen haben, alle, denen in irgend einer Beziehung Ehrerbietung gebührt, ganz besonders die Fürsten als Repräsentanten Gottes auf Erden geheiligt und wer sich an Gott in diesen seinen Repräsentanten vergreift, der macht sich schwerer Selbsttäuschung oder frecher Lüge schuldig. Gott schließt sich nicht in den Himmel ein, er steigt mitten in unsre irdischen Verhältnisse hinab und wie

wir uns gegen den in ihnen offenbar gewordenen bezeigen, das ist der sichere und untrügliche Maßstab für unsere Frömmigkeit oder Gottlosigkeit. Ein Sohn soll seinen Vater ehren und ein Knecht seinen Herrn Mal. 1, 6. Im Neuen Testament wird denen, welche ihre Gottlosigkeit dadurch bewährt haben, daß sie der Obrigkeit widerstreben, welche Gottes Ordnung und seine Dienerin ist, gedroht, daß sie über sich ein Urtheil empfangen werden Röm. 13. Empörung gegen Gott und Auflehnung gegen die Obrigkeit gehen in unsrer Zeit Hand in Hand; dieselben Kreise und Individuen, die in der einen Art in der Schande ihre Ehre suchen, zeichnen sich auch in der andern aus. Derselbe preußische Landtag, welcher den Oppositionsgelüsten gegen die irdische Obrigkeit zuerst einen festen Ausdruck gab, erhob auch seine frevelnde Hand gegen den König des Himmels und trat als eifriger Verfechter des gottlosen und unchristlichen Staates auf. Und die Anführer der Lichtfreunde und der Deutschkatholiken haben wir nachher unter den Reihen der Empörer und Hochverräther wiedergefunden.

Es war eine lange Reihe von Angriffen gegen Gott und seine Ehre, welche die Explosion des Jahres 1848 vorbereitete. Kein Schrei nationaler Entrüstung erhob sich, als Strauß in dem Leben Jesu sein freches Attentat beging. Es folgte die lichtfreundliche Agitation. Hatte die Hegelsche Philosophie durch den Schein der Wissenschaftlichkeit imponirt, so war hier Alles ärmlich, dürftig, gemein. Wer nicht das Interesse des Unglaubens hatte, welches unzweifelhaft die große Masse der Gebildeten beherrschte, mußte sich mit Ekel von den lichtfreundlichen Jämmerlichkeiten abwenden. Auch die deutsch-katholische Bewegung mit dem nationalen Anklang, den sie fand, würde ein Spott auf deutsche Wissenschaft und Bildung sein, wenn nicht der herrschende Unglaube hier seine Nahrung gefunden und alles Andere hätte übersehen lassen. Auch dem lauten Geschrei nach der sogenannten Presbyterial- und Synodalverfassung lag eine schlecht verhüllte Christusfeindschaft zu Grunde, welche es auf Beseitigung des Bekenntnisses der Kirche und der treuen kirchlichen Behörden abgesehen hatte. Der Gustav-Adolfs-Verein fand lebhafte Sympathie nicht durch seinen edlen ostensiblen Zweck, sondern nur als Propaganda des Indifferentismus. Die gläubige Theologie hätte ein Salz sein können für unser Volk, wenn

ihre Vertreter Ein Herz und Eine Seele gewesen wären in der unbedingten Hingabe an das Wort Gottes. Der ihr gestellten Aufgabe, sich mehr und mehr von den Merkmalen ihres Ursprunges zu reinigen, hat sie wenig entsprochen, obgleich der Fortschritt des Zeitgeistes zu unbedingter Consequenz ihr ein gleiches Fortschreiten so nahe legte. Laodicäische Lauheit brüstete sich als weise Vermittlung. Darf man sich nach alle dem beklagen, daß die Gerichte Gottes über uns hereinbrechen?

Nachdem die Zuchtruthe von 1848 über Deutschland gekommen, fehlte es nicht an öffentlichen, zum Theil nationalen Versündigungen, welche neue Gerichte herbeiziehen mußten. Die Stadt Berlin erkannte unter Mitwirkung eines großen Theils von Deutschland dem Aufruhr öffentliche Belohnungen zu, wodurch eine Verkehrung alles sittlichen Urtheils stattfand. In der Anordnung der Urwahlen, welche man der Regierung abgedrungen hat, sieht Hengstenberg nichts als eine praktische Gottesleugnung. „Als eine bleibende gedacht, muß diese Einrichtung nach und nach alle Pietät, alle Unterordnung, allen Gehorsam und somit die Pfeiler der göttlichen Wohlfahrt zerstören. Mit den Urwahlen geht der Communismus Hand in Hand. Wenn man die von Gott geordneten Unterschiede in Bezug auf die Ehre zerstört hat, so ist es gar schwer und auf die Dauer unmöglich, die von Gott geordneten Unterschiede in Bezug auf den Besitz aufrecht zu erhalten."

Die Abschaffung der Todesstrafe stellt sich als eine gottlose, im Uebermaße gottlose dar. Denn sie lehnt sich gegen die Autorität des höchsten Gesetzgebers auf, welcher mit einer allen Zweifel ausschließenden Bestimmtheit und mit Nachdrücklichkeit in beiden Testamenten verordnet hat, daß, wer Blut vergießt, deß Blut durch Menschen vergossen werden soll und daß, die das Schwert nehmen, durch das Schwert umkommen sollen. Die Abschaffung der Todesstrafe hat zu ihrem Ausgangspunkte die Verkennung des göttlichen Hintergrundes der obrigkeitlichen Gewalt, ferner die Verkennung des Ernstes Gottes gegen die Sünde, die, einmal zugelassen, nicht ruhen wird, bis sie der Sünde freie Bahn bereitet hat.

Die Lostrennung der Schule von der Kirche ist ein Attentat gegen den, der gesprochen hat: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Reich Gottes.

„Wer die Beziehungen lösen will, welche die ursprünglich aus der Kirche hervorgegangene Volksschule mit der Kirche verbinden, der durchschneidet geradezu das Aderwerk, durch das die Jugend desjenigen Volkes, welches vom Christenthum nicht förmlich ablassen will, mit dem christlichen Geiste, dieser sicheren und gewissen Kraft, die alles Gute allein und dauernd in uns schafft, in sicherer und bestimmter Weise erfüllt und durchdrungen wird. Damit ist die Schule in ihrem Grunde vom Christenthum selbst abgeschnitten, daß sie für eine solche ausgegeben wird, die in ihren Maßnahmen und Einrichtungen unabhängig ist von der Kirche, die das Christenthum wahrt. Woraus wird oder will die Schule die wirklichen, auch die nöthigen Lebenskräfte des Glaubens und der zuverlässigen religiösen Einsicht ziehen, wenn sie sich vom fruchtbaren Grunde kirchlicher Gemeinschaft gelöst hat? In einer Schule wird nichts erzeugt, wovon sie religiös lebt. Ihre Andachten selbst sind nur der matte Wiederschein der kirchlichen. Man denke nur nicht, daß gegen die hier dargelegten traurigen Folgen der Zusatz in der preußischen Verfassung sichern werde: „den religiösen Unterricht in der Volksschule besorgen und überwachen die betreffenden Religionsgemeinschaften.“ Ist die Schule als solche von der Kirche losgerissen und ihrer Aufsicht und ihren Einflüssen entzogen, so schwebt im besten Falle der in ihr zu ertheilende Religionsunterricht in der Luft; wo der christliche Geist nicht Alles durchdringt, da wird er auch in dem Winkel, den man ihm noch gelassen hat, nicht zur Kraft gelangen können. Die Schule wird sich aber gegen die Kirche nicht indifferent verhalten, der unchristliche Geist, der die Trennung hervorgerufen, wird, an diesem Punkt einmal zur Macht gelangt, wie ein Sauerteig, der den ganzen Teig durchsäuert, in ihr fortwirken; der größte Theil des Lehrerstandes wird es sich recht eigentlich zum Ziele setzen, den Boden für die christliche Unterweisung der Kirche zu zerstören.“ So Hengstenberg im Jahre 1849 und jetzt?

Als Gipfelpunkt aller Versündigungen, die begangen, betrachtet Hengstenberg die Proclamirung der Religionslosigkeit des Staates und der Lostrennung desselben von der Kirche. Diese Proclamirung war thatsächlich durch den Frankfurter Beschluß „durch das religiöse Bekenntniß wird der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte weder bedingt noch

beschränkt" thatsächlich geschehen; ähnlich heißt es in der preußischen Verfassung, daß der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte von dem religiösen Bekenntnisse unabhängig sei. Mit dieser Gleichstellung der Juden und Atheisten in Betreff der Berechtigung zu allen Staatsämtern mußte auch die zweite Forderung des christlichen Staates fallen, daß die Gesetzgebung des Staates von christlichen Principien beherrscht werde und ebenso mußte die dritte Forderung fallen, daß der Staat sich zur Kirche in freundliche Beziehung setze, sie schütze und pflege. Weil aber die Worte des Heilandes: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden" keine Lüge sind, so kann es einem Staate nicht wohl gehen, der sich von der Herrschaft Christi loszureißen sucht. Und weil der Herr gesagt hat: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" und sein Reich vom Himmel stammt, so kann dieses Reich sich nicht in einen Winkel einsperren lassen und wo man Letzteres versucht, so wird der Himmel gegen die Erde reagieren und an dieser Reaction werden die harten Köpfe zerschellen.

Man darf sich nicht damit beschwichtigen, der beseelende Geist des Staates werde ein christlicher bleiben. Er wird es nicht, wenn nicht anders der Geist der Buße das Volk ergreift und jene antichristlichen Bestimmungen aufgehoben werden. Das unchristliche Princip, einmal anerkannt, wird nicht ruhen, bis es Alles durchdrungen hat; dafür werden seine Vertreter schon sorgen. Und zu dem Aeußersten der Gottlosigkeit wird der Staat durch sein Verhältniß zur Kirche geführt werden, falls diese ihre Schuldigkeit thut und dem Staate seine Mißehe mit der Gottlosigkeit vorhält. Dann kann der Staat unmöglich *unchristlich* bleiben; er muß, wenn er nicht wieder christlich werden will, *antichristlich* werden. Es ist bei den Staaten, wie bei den Individuen, daß ein großer Unterschied statt hat zwischen einem solchen, der noch nicht zur Gnade gelangt ist und einem solchen, der aus der Gnade gefallen ist. In letzterem Falle bleibt es nicht bei der Gleichgültigkeit, sondern es entwickelt sich der offenbare Haß.

Der Herr kann die Werkzeuge seiner Strafe von den Enden der Erde herbeirufen Jes. 5, 26; aber hier bedarf es dessen nicht, denn die Strafe wohnt nahe bei der Sünde. Die Revolution gebiert, wo sie mit dem Abfall von Christo verbunden ist, immer von Neuem die Revolution, wie Frankreichs Beispiel lehrt. Die

Revolution wird ein perennirendes Gewächs, das im Winter scheinbar erstirbt, aber im Sommer wieder aufgrünt. Eine constitutionelle Verfassung wird das so wenig ändern, daß sie es vielmehr fördert. Einem gottesfürchtigen Volke mag die constitutionelle Verfassung ein Segen sein — dem gottlosen ist sie ein Fluch, indem die Leidenschaften der Abgeordneten, nicht gezügelt durch eine heilige Macht, üppig wuchern. Souveränitätsschwindel, Aussichten auf eine glänzende Laufbahn, unbedingte Freiheit der Presse und der Volksversammlungen machen den Schaden vollständig.

Auch die unmittelbar kirchlichen Angelegenheiten erfuhren bald den zerstörenden Einfluß der März-Revolution. An die Spitze der Kirchenleitung wurde der Graf Schwerin gestellt. „Auf allen seinen Wegen war Zertrümmerung und Gewaltthat. Keiner der andern Minister hat so consequent destructive Tendenzen verfolgt; während sie wenigstens versuchten, dem weiteren Fortschreiten der Zerstörung einen Damm entgegenzusetzen, wurde hier mit aller Macht an der Zerstörung der letzten Dämme gearbeitet. Durch einen Erlaß vom 11. April wurde den evangelischen und katholischen Dissidenten, die damals schon größtentheils die Heuchelmaske abgeworfen und zu offenbarer Gottlosigkeit fortgeschritten waren, die Mitbenutzung evangelischer Kirchen gestattet, und also die evangelische Kirche förmlich als ein Sammelplatz aller Gottlosigkeiten, ein Abzugscanal für alle unreinen Wasser proclamirt." Das erst am 28. Januar ins Leben gerufene evangelische Ober-Consistorium wurde durch einen Erlaß vom 19. April aufgehoben. Der Minister wurde durch diesen Akt der Gewalt wieder unbedingt an die Spitze der Kirchenleitung gestellt, derselbe Minister, der einer zum großen Theil aus Katholiken, Juden und Atheisten bestehenden Versammlung verantwortlich geworden war. Zum Glück war die Verwaltung des geistlichen Ministeriums durch den Grafen Schwerin nur von kurzer Dauer.

Während die starke Neigung vorhanden war, nach einem neuen Verfassungsplan für die evangelische Kirche durch Urwahlen eine kirchliche Versammlung zu berufen, was die Revolution in die Kirche einführen heißen würde, warnt Hengstenberg Alle, die dem Herrn aufrichtig dienen, daß sie sich daran nicht betheiligen. „Unsere wahre Aufgabe ist eine ganz andere, die Arbeit an der Beseitigung der Thatsache einer unkirchlichen Majorität, bei deren

Vorhandensein eine Bekenntnißkirche herstellen zu wollen eine ebenso niedrige Handwerksarbeit, eine bloße Kirchenfabrikation ist, wie das Bestreben unsrer kirchlichen Demokraten, eine Verfassung zu organisiren. „Wir sollen arbeiten an den einzelnen Seelen, an den einzelnen Gemeinen, in den einzelnen Kreisen, in die uns Gott gesetzt hat. Das ist schwerer, aber es bringt auch ganz andern Lohn."

Soll der Geistliche unmittelbar in die Politik eingehen und sich selbst zum praktischen Politiker machen? Der Geistliche ist dazu zunächst nicht berufen. „Aber es gibt politische Fragen, welche so unbedingt in dem sittlichen und religiösen Gebiete wurzeln, daß die Kirche sich selbst tödtlich verletzen würde, wenn sie sich hier neutral erklären wollte. Die Frage nach dem Ursprunge der obrigkeitlichen Gewalt, um die es sich besonders handelte, wird in der heiligen Schrift so nachdrücklich, so deutlich, so wiederholt beantwortet, wie die nach irgend einem Mysterium des christlichen Glaubens. Und da gerade auf diesem Punkte der Irrthum der Zeit sich concentrirte, so war die Kirche auch verpflichtet, gerade auf diesen Punkt ihre Waffen zu wenden. Die evangelische Kirche, in der zuerst der schriftmäßige Begriff über die Obrigkeit in ein helles Licht gestellt worden ist, hat die Pflicht, mit der schriftmäßigen Erkenntniß in dieser Sache nicht zurückzuhalten, sondern Zeugniß abzulegen. Daß auf der Wittenberger Versammlung der Antrag, die Versammlung möge eine gemeinsame Erklärung gegen die Revolution erlassen, kein Glück hatte, war die dunkle Partie in den Verhandlungen."

Das Verhältniß der Schule zur Kirche ist ebenfalls ein Gebiet, auf welchem die Kirche ihre Pflicht zu thun hat. Wenn Art. 12 der preuß. Verfassung lautet: „die evangelische Kirche und die römisch-katholische Kirche, so wie jede andere Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig und bleibt im Besitze und Genusse der für ihre Kultus- und Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds," so war es Aufgabe der Kirche, dahin zu wirken, daß die Leitung der Schule durch die Kirche neu befestigt wurde. Nur die Stimmung des Lehrerstandes, nicht die Stimmung der großen Majorität des Volkes drang auf Emancipation der Schule von der Kirche.

Es war Hengstenberg eine Freude, den ersten Band der Auslegung der Offenbarung Johannis im Jahre 1849 erscheinen lassen zu können und der zweite folgte schon 1850. Dieses Werk war von vielen Seiten sehnlichst erwartet und fand, wie viel Widerspruch, so auch die lebhafteste Anerkennung. Oberpfarrer Gerlach in Sommerfeld hat das große Verlangen,[1]) die einzelnen Bogen des Buches, wie und sobald der Drucker sie fertig gestellt hat, zu erhalten und gibt sich in seinem Briefe als einen um das Verständniß der h. Offenbarung sehr interessirten Theologen kund. Er meint, „D. Bengel würde dem Verständnisse wohl näher gekommen sein, wenn er in den Zahlen mehr eine Bezeichnung des Wesens und der Eigenschaften als der bestimmten Zeit gesucht hätte. Uns gebührt nun einmal nicht zu wissen die Zeit und Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat; es ist wichtiger und nothwendiger, daß wir nach der Kraft des heiligen Geistes verlangen, die auf uns kommen will Apst. 1, 8, und darnach fragen. Das tausendjährige Reich ist mir, wie Hemme Hayen sagt, eine Zeit, die mit und unter den andern Zeiten durchgeht, die aber doch allein empfunden und erkannt wird von denjenigen, an welchen Gott die Gnade thut. Es werden immer zu loben und zu belohnen bleiben, qui non desperant de republica."

Dressel, Pastor in Rohrbeck verbindet[2]) mit dem wärmsten Danke die Bitte an Hengstenberg, zu gestatten, daß er eine fürs gemeine Volk bearbeitete Auslegung der Hengstenbergschen Erklärung der Offenbarung unternehme. In seinem schönen Briefe spricht Dressel aus, daß Gott ihm die Gabe, etwas Eigenthümliches zu schaffen, versagt habe, und wenn ihm fünf Pfunde versagt seien, so sei ihm ein Pfund in der Begabung gegeben, die ewigen Wahrheiten dem Volke in seiner Weise zu denken, recht klar zu machen. Diese populäre Bearbeitung des Hengstenbergschen Buches ist im Druck erschienen.

Das Verhältniß, welches die Ev. K.-Z. zur Confession und Union einnahm, finden wir einfach und bestimmt ausgesprochen in der Ev. K.-Z. Jahrg. 1849, S. 313: „in dem gegenwärtigen Kampfe innerhalb der evangelischen Kirche, wo sich als die vornämlich mit einander streitenden Parteien, von der einen

[1]) Brief 4. Juli 1849.

[2]) Brief vom 17. Decbr. 1849.

Seite die Vertheidiger des Princips des Separatismus, von der andern die Verfechter jener weitherzigen Union, welche jedes treue Festhalten an kirchlichen Bekenntnissen verdammt, gegenüberstehen, nehmen diejenigen eine äußerlich sehr undankbare Stellung ein, welche die Bestrebungen weder der einen, noch der andern Partei gutheißen und keiner von beiden den Sieg wünschen können. Alle ihre Verführungen und Nachweisungen, daß sie fern davon seien, im Sinne der vulgären Sprechweise, die richtige Mitte halten zu wollen, werden ignorirt, und jede der extremen Richtungen meint auf sie das Wort anwenden zu können: wer nicht sammelt, der zerstreuet. Sie werden einer Inconsequenz bezüchtigt, die es auf die Länge nicht werde treiben können; und ganz dieselben, welche von den Separatisten als Beförderer einer falschen Union bezeichnet werden, müssen es sich gefallen lassen, von der entgegengesetzten Seite her den Vorwurf separatistischer Intoleranz zu vernehmen. Es bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als ruhig ihres Weges zu gehen, in der stillen und festen Hoffnung, daß sich dennoch der Herr thatsächtich zu ihnen bekennen werde. Die Ev. K.-Z. hat den Standpunkt, den sie in diesem Kampfe zu behaupten gedenkt, schon oft, und mit einer Bestimmtheit, die jedem Mißverständnisse wehrt, dargelegt." Hengstenberg hat es oft ausgesprochen, daß er im Laufe der Zeit sein Urtheil, wenn auch nicht in der Hauptsache, so doch in einzelnen Fragen betreffs des Verhältnisses von Confession und Union geändert hat; er hat z. B. zu seiner Zeit das göttliche Walten bei der Einführung der Union betont, zur andern Zeit die Gefahren der Union für den festen Offenbarungs-Gehalt, wie er in den kirchlichen Bekenntnissen enthalten ist, hervorgehoben. Ganz bestimmt war es die providentielle Aufgabe Hengstenbergs nicht, sich in den Dienst einer menschlichen, von Leidenschaftlichkeit nicht freien Partei zu stellen und für eine solche Partei seine edle Kraft einzusetzen; vielmehr war es seine Aufgabe, in den gegebenen Verhältnissen auszuharren, zu kämpfen und durch Geltendmachung des unverbrüchlichen Wortes Gottes ein Neues auf Hoffnung zu säen und zu pflanzen. Ein sehr eifriger, separirt lutherischer Graf schrieb ihm:[1]) „Gott der Allmächtige schütze und segne Sie und nach meiner Schwachheit will ich auf Sie als unsern Feind glühende Kohlen sammeln, das Feuer

[1]) Brief vom 29. März 1849.

öffentliche nationale Lostrennung von dem wahren Gott, die in der Lostrennung des Staates von der Kirche nur in leichter Verhüllung auftrat, nimmermehr das Gelingen eines Werkes folgen, an dem bessere Zeiten vergeblich gearbeitet haben. Der Fluch des Abfalls von Gott ist überall die Trennung gewesen, die Auflösung der bestehenden Bande. So wie das Volk Israel in der Treue gegen den Herrn nach Josuas Tode nachließ, zerfiel es in der Richter-Zeit in seine einzelnen Stämme, und wurde eine leichte-Beute seiner Feinde. Zu der Zeit Davids entstand eine große Erweckung, und sogleich blühte auch der verdorrte Stab der Einheit wieder auf und trieb Blüthen und Blätter; der neue Abfall unter Salomo rief den Fluch der Trennung der beiden Reiche herbei. Zuletzt die blutige Zwietracht, in der sich die Juden vor der Zerstörung Jerusalems aufrieben. Keine gesegneten Reichstage ohne vorhergehende gesegnete Bußtage!

Es konnte mit Freuden constatirt werden, daß im Lande diejenigen, die Gott fürchteten, in den schweren Zeiten auch den König geehrt, und ihm Treue gehalten hatten. In dem großen Kampfe der Zeit um die Obrigkeit von Gottes Gnaden standen sie, mit geringen Ausnahmen, mit Muth und Entschiedenheit auf der rechten Seite; die kirchliche Gesinnung hatte sich auf politischem Gebiete namentlich in Preußen vortrefflich bewährt. Aber hier kommt es nicht allein auf die Güte der Sache, sondern auch auf die Güte des Herzens und der Mittel an, was besonders deutlich Matth. 4, 8—10 lehrt. Der lebhafte Trieb, für das Reich Gottes zu wirken, kann leicht dazu verleiten, es mit der Wahl der Mittel nicht genau zu nehmen, und den Satan und seine Kräfte zu Hülfe zu nehmen, um die Sache Gottes zu fördern. Diese Gefahr ist besonders groß, wenn der Kampf sich auf politischem Gebiete bewegt. Nicht tiefere Gemüther stehen hier in der Gefahr, in der vorwiegenden Beschäftigung mit diesen Fragen auszutrocknen, zu verweltlichen, ins Fleisch herabzusinken, des erhabenen Privilegiums der Christen, im Himmel zu wohnen Offb. 13, 6, verlustig und in das Getriebe der Erde und derjenigen, die darauf wohnen, verflochten zu werden. Da ferner die religiös Gerichteten auf dem politischen Gebiete in eine enge Verbindung treten mit solchen, die conservativ sind, ohne eine religiöse, und somit auch ohne eine tiefere sittliche Grundlage, so führt diese Verbindung Gefahren mit sich, und wenn

die Ermahnung des Herrn: „wachet und betet" nicht mit Fleiß beachtet wird, so wird ein Verflochten werden in die gewöhnlichen politischen Parteisünden die unausbleibliche Folge sein. Die Jünger und Diener des Herrn, von dem es heißt: „Er wird nicht zanken, noch schreien, und man wird Sein Geschrei nicht hören auf den Gassen" haben sich in Acht zu nehmen, daß sie nicht entarten. Endlich ist der politische Kampf auch insofern gefährlich für die christliche Richtung, als in ihm die Masse, die Majorität große Bedeutung hat, die Versuchung also sehr nahe liegt, daß die kleine Heerde ihre Grundsätze verbirgt, abschwächt, verleugnet, um populär zu werden, oder wenigstens in der Art und Weise der Vertheidigung der Grundsätze dem Geschmack der Menge fröhnt.

Die Pharisäer waren von Haus aus die Frommen in Israel. So treten sie uns noch in dem ersten Buch der Maccabäer entgegen. Die Noth der Zeit und die Pflicht trieb sie in den politischen Kampf hinein. Sie wachten nicht über ihr Herz, und es verwilderte. Ihre ganze Frömmigkeit ging nun in die Schaale; sie, die das Volk in der syrischen Zeit gerettet hatten, führten die römische Katastrophe über dasselbe herbei. Es gab für uns eine Zeit, wo es angemessen war, gegen den Pietismus aufzutreten. Diese Zeit ist jetzt vorüber, jetzt drohen uns andere Gefahren. Wir sind die kleine Heerde. Was wir ausrichten, ruht auf der Achtung, die unsere christliche Haltung auch den Gegnern abnöthigt. Büßen wir diese durch unsere eigene Schuld ein, so müssen wir von dem Kampfplatze abtreten. Hüten wir uns vor dem Gedanken, daß wir berufen seien, den preußischen Staat zu retten, unsere Aufgabe ist zunächst die, unsere eigene Seele zu retten, und dann innerhalb der engen Schranken, die uns durch das Gesetz Gottes gezogen sind, unsere Pflicht nach außen zu thun, mit feurigem Eifer, aber zugleich mit Furcht und Zittern.

Das tiefgreifendste, und auch für die Kirche verhängnißvollste Ereigniß des Jahres 1849 bildeten die Verhandlungen der beiden preußischen Kammern über Art. 11—23 der Verfassung vom 5. Decbr. 1848. Der Art. 11 lautet in seiner ursprünglichen Fassung: „Die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Vereinigung zu Religionsgesellschaften und der gemeinsamen öffentlichen Religionsübung wird gewährleistet. Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem

religiösen Bekenntniß und der Theilnahme an irgend einer Religionsgesellschaft. Den bürgerlichen und staatsbürgerlichen Pflichten darf durch die Ausübung der Religionsfreiheit kein Abbruch geschehen." So lebhaft Hengstenberg wünscht, die genannten Artikel hätten können beseitigt werden, so bereitwillig gesteht er zu, daß der Charakter der gewählten Kammern eine Aufhebung unmöglich machte. „Es ist in den Kammern eine Schaar muthiger und begabter Zeugen Christi aufgetreten, wie noch nie, seit der Abfall begonnen hat, und der Mensch der Sünde anfing offenbart zu werden, in einer ähnlichen Versammlung." Der Abg. von Gerlach erklärte: „wir sind im Bewußtsein einer großen legislativen Macht, ich möchte sagen Allmacht, warum sollen nun gerade die Märzschöpfungen von unsern legislativen Befugnissen ausgeschlossen sein." v. Kleist-Retzow beantragte, statt der oben unterstrichenen Worte im Art. 11 zu setzen: „die Mitgliedschaft beider Kammern, die Erlangung eines obrigkeitlichen Amtes ist abhängig von der Theilnahme an einem gesetzlich anerkannten christlichen Bekenntniß." Jedoch das Endresultat war, daß durch Beschluß beider Kammern die Worte geblieben sind: „Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntniß." Es blieb also dasjenige, was den eigentlichen Hauptpunkt ausmacht. Hengstenberg sieht hierin das Ende des Anfangs: „die Loslösung der vollen staatsbürgerlichen Rechte von dem Bekenntniß zu Christo ist ein Angriff gegen Seine wahre Gottheit, ein Eingriff in die Rechte Seiner Herrschaft, die, weil sie nicht von dieser Welt, sondern vom Himmel ist, nicht in einen einzelnen Winkel zurückgedrängt werden darf, sondern alle Seiten des Daseins umfassen muß, eine undankbare Verkennung desjenigen, was Er am Kreuze für uns gelitten und im Laufe der Jahrhunderte an uns gethan, die Erklärung des preußischen Staates, daß er Christi ferner nicht bedarf. Wie ganz anders ist die Stellung, welche das Gesetz Gottes den Fremdlingen anweist; denn Fremdlinge sind unter uns Alle, die den Glauben an den nicht theilen, auf den wir getauft sind. Es athmet gegen sie die zärtlichste Liebe: „die Fremdlinge sollt ihr nicht unterdrücken, denn ihr wisset um der Fremdlinge Herz, dieweil ihr auch seid Fremdlinge in Egyptenland gewesen," es gebietet, man solle sie lieben, wie sich selbst, sie werden unter Gottes besondere Obhut gestellt 5 Mos. 10, 18. 19. Aber sie bleiben

Fremdlinge im Hause und nehmen an der Regierung desselben nicht Antheil 5 Mos. 17, 15, müssen sich auch in mehreren Punkten, solchen, wodurch ihr Gewissen nicht beschwert wird, der Hausordnung unterwerfen, dürfen z. B. des Herrn Namen nicht lästern 3 Mos. 24, 16, nicht durch öffentliche Arbeit an dem heiligen Tage des Herrn das nationale Bekenntniß des Volkes zu seinem Gott stören. Welche Folgen solcher schmähliche Abfall, solche Verleugnung des Herrn um der Fremdlinge willen haben muß, das sagt uns die heilige Schrift, wo wir sie nur aufschlagen. Der Herr war zornig über Salomo, daß sein Herz von dem Herrn, dem Gott Israels, geneigt war, der ihm zweimal erschienen. Darum sprach der Herr zu Salomo: ich will das Königreich von dir reißen. Zu Jerobeam spricht der Herr: Du hast übel gethan, und hast mich hinter deinen Rücken geworfen. Darum siehe, Ich will Unglück über das Haus Jerobeams herbeiführen und will es ausfegen, wie man Koth ausfegt, bis es ganz mit ihm aus sei. Und der Heiland Selbst sagt: wer nicht in Mir bleibet, der wird weggeworfen wie ein Rebe und verdorret, und man sammelt sie und wirft sie ins Feuer und muß brennen."

Wenn Art. 12 der provisorischen Verfassung: „Die evangelische und römisch-katholische Kirche, so wie jede andere Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig und bleibt im Besitz und Genuß der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds" die Perle der ganzen Verfassung genannt worden war, so stimmt Hengstenberg bei. Nur widerspricht er den großen Erwartungen, die man betreffs der Freiheit der Kirche auf diesen Artikel setzt; es sei eine große Täuschung, wenn man meine, die auf dem Papiere stehende Freiheit werde ehrlich und wirklich gewährt werden, der von der Kirche losgetrennte Staat könne auf die Dauer nicht anders als die Kirche knechten, und dasselbe Wesen, was ihn dazu getrieben, die Trennung zu suchen, nämlich die Gottlosigkeit, werde ihn auch zur Knechtung der Kirche treiben, sobald dieselbe in irgend erfolgreicher Weise dies Wesen bekämpfe. Was die Kirche zu erwarten habe, könne ja schon daraus abgenommen werden, daß man zu gleicher Zeit, da man der Kirche den vollen Besitz und Genuß aller ihrer Anstalten, Stiftungen und Fonds garantire, damit beschäftigt sei, ihr ihre Schulen zu entreißen.

Ueber die Ehe sagt Art. 16: „Die bürgerliche Gültigkeit der Ehe wird durch deren Abschließung vor dem dazu bestimmten Civilstandsbeamten bedingt. Die kirchliche Trauung kann nur nach der Vollziehung des Civilactes stattfinden." Diesen Artikel nennt Hengstenberg ein erschreckendes Zeichen der Zeit. Wie eins der nothwendigsten Fundamente des Staates die Heiligkeit der Ehe ist, so ist die Zerrüttung der Ehe unter den vielen Wegen, die zur rothen Republik führen, einer der breitesten. Dieser kann nur durch ein Mittel von erfolgreicher Kraft erfolgreich entgegen gearbeitet werden, so gewiß als zerstörende Potenzen von furchtbarer Gewalt vorhanden sind, die Veränderlichkeit des menschlichen Herzens, seine Selbstsucht, Reizbarkeit, Bitterkeit, Rachsucht. Dies Mittel bietet einzig und allein die Beziehung zu dem lebendigen Gott dar, wie in der Urzeit der nichts weniger als tief religiöse Laban erkannte, denn es gehört nicht viel dazu es zu erkennen. „Der Herr sehe drein zwischen mir und dir, wenn wir von einander kommen," so sprach er zu Jakob beim Abschiede. „Wo du meine Töchter beleidigst, oder andere Weiber dazu nimmst über meine Töchter, es ist hier kein Mensch unter uns, siehe, aber Gott ist der Zeuge zwischen mir und dir." Tritt der lebendige Gott von dem ersten Momente der Verbindung in die Mitte der Verbundenen, wird der Bund in ihm geschlossen, Er als der Rächer aller Untreue und Verletzung erkannt, so wird damit der Zerrüttung vorgebeugt, und zugleich ein Heilmittel gegeben für die dennoch entstandene. Wo anders als in dem Gebiete des lebendigen Gottes fände sich so kräftiger Zuspruch, wie der, welcher z. B. in Mal. 2, 13 ff. an die Männer ergeht, welche die Liebe und Treue gegen ihre Frauen verletzen: Weiter thut ihr auch das, daß vor dem Altare des Herrn eitel Thränen, Weinen und Seufzen ist, daß ich nicht mehr mag das Speisopfer ansehen, noch etwas Angenehmes von euren Händen empfangen. Und so sprecht ihr; warum das? Darum, daß der Herr zwischen dir und dem Weibe deiner Jugend gezeugt hat, die du verachtest, so sie doch deine Gesellin und ein Weib deines Bundes ist. Darum so sehet euch vor vor eurem Geiste und verachte Keiner das Weib seiner Jugend. Denn Ich hasse die Entlassung, spricht der Herr, und wer es thut, der birgt Frevel in seinem Gewande." Oder wie könnte die Welt etwas auftreiben, was so zu Herzen spräche, wie das einfache Wort

Col. 3, 18. 19. Die Welt entbehrt aber wie wahrhaft aller zu Herzen gehender Motive, so auch aller lebendigen Kräfte. Sie kann das gebrochene Herz nicht schaffen, in dem allein alle Friedfertigkeit, alle Versöhnlichkeit, alle wahrhaftige und den Anfechtungen gewachsene Liebe wurzelt. Das zu schaffen ist ein Privilegium des lebendigen Gottes Ps. 51, 12. 19, der Seine Gnaden nur durch Vermittlung der Kirche ertheilt. Es ist die Pflicht des Staates, seine eigene Ohnmacht erkennend, hinzuweisen auf diesen Segen, welchen die Kirche ausspendet. Unterläßt er das, so sündigt er zugleich an seinen Angehörigen und an dem Herrn, dessen Allmacht und Gnade er verleugnet. Der Staat mag, wie es durch die Verordnung vom 30. März 1847 geschehen ist, denen, welche die kirchliche Trauung nicht suchen wollen, oder nicht erlangen können, die Freiheit einer bürgerlichen Eheschließung eröffnen, aber es wird sich dies nur als Ausnahme darstellen dürfen, die wegen der Herzenshärtigkeit gemacht wird.

Diese Stellung hat der Staat durch Art. 16 ganz aufgegeben. Er hat sich nicht einmal damit begnügt, die bürgerliche Zusammengebung der kirchlichen Trauung gleichzustellen; er ist so weit fortgeschritten, der letzteren alle staatliche Bedeutung abzusprechen.

Es lag zu solchem Schritt kein Motiv vor, als der herrschende Unglaube, der sich hinter der Phrase von nothwendig gewordener Trennung von Staat und Kirche nur nothdürftig bergen kann. „Träte dieser Artikel ins Leben, so würde er nicht bloß auf die Ehen einen verderblichen Einfluß ausüben, diese mehr und mehr profaniren und in das Gebiet eines bloß bürgerlichen Contractes herabziehen, es würde auch überhaupt den Indifferentismus, die Gottlosigkeit, die Verachtung der Kirche und ihrer Diener befördern." Die erste Kammer nahm den Artikel an, die zweite nahm das Amendement an: „Die Einführung der Civilehe erfolgt nach Maaßgabe eines besonderen Gesetzes, was auch die Führung der Civilstandsregister regelt." Auch die erste Kammer nahm diese Fassung an. Der Abgeordnete v. Bismarck sagte: „Ich muß mich entschieden gegen dieses Amendement aussprechen, indem ich in demselben, nach den Aeußerungen, die gefallen sind, nur die Absicht erblicken kann, die Civilehe, wenn man vor der augenblicklichen Aufregung gegen dieselbe zurückschreckt, allmählich einzuführen, und uns diesen sprachlichen und materiellen Gallicismus stückweise beizubringen."

In den Artikeln 20 und 21 der provisorischen Verfassung: „Die öffentlichen Volksschulen, so wie alle übrigen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten stehen unter der Aufsicht eigener, vom Staate ernannter Behörden. Die Leitung der äußeren Angelegenheiten der Volksschule und die Wahl der Lehrer, welche ihre sittliche und technische Befähigung den betreffenden Staatsbehörden zuvor nachgewiesen haben müssen, stehen den Gemeinen zu. Den religiösen Unterricht in der Volksschule besorgen und überwachen die betreffenden Religionsgesellschaften" sieht Hengstenberg eine schwere Verletzung göttlicher und menschlicher Rechte. Die Kirche hat ein göttliches Recht der Aufsicht über alle Schulen, welche vorwiegend von Getauften besucht werden, und für Christenkinder bestimmt sind, von wem sie auch eingerichtet seien und unterhalten werden mögen. Unter einem christlichen Volke sind die Kinder heilig 1 Cor. 7, 14 d. h. abgesondert zum Eigenthum Gottes und Jesu Christi, der auch sie sich miterkauft, auch sie zum Lohne seines bittern Leidens und treuen Dienens und Waltens erhalten hat. Wer die Kindlein nicht zu Christo kommen lassen will, und ihnen wehrt, der begeht einen Raub an dem Herrn der Herrlichkeit, der unausbleiblich das furchtbare Gericht des Bannes zur Folge hat, dem Jeder verfällt, der in das heilige Gehege Gottes einbricht. Der Herr fordert in Matth. 28, 18—20 zuerst auf, alle Völker zu bekehren, eigentlich zu Jüngern zu machen. Dies zerlegt er dann in seine beiden Hälften, zuerst das Taufen, dann das Lehren. Wer die Taufe empfangen hat, ist damit in den Bereich Christi eingetreten, und wer die Kirche daran hindert, daß sie ihren heiligen Beruf erfülle, zu lehren Alles, was er befohlen hat, wie unleugbar derjenige thut, der ihr die Schule entreißen will, denn wie könnte die Kirche in den verwilderten Boden noch säen, die Herzen noch den Weg Christi lehren, die in der Schule schon ein Eigenthum des Fürsten dieser Welt geworden sind, der bekommt es mit dem zu thun, dem alle Gewalt gegeben ist, im Himmel und auf Erden, und aus dessen Hand Niemand erretten kann.

Die Kirche hat neben dem göttlichen ein menschliches Recht. Die Schule ist ursprünglich Stiftung der Kirche. Die ungeheure Mehrzahl der Schulen trägt kirchlichen Charakter, und ihre Einkünfte gehören der Kirche an. Der westfälische Friede bezeichnet die Schulen als Anhänge der Kirche, annexa exercitii

religionis. Die erste Spur nichtkirchlicher Schulen findet sich in Preußen erst im Jahre 1736. Der Abgeordnete v. Gerlach machte gegen die Berufung auf das Landrecht, in welchem die Schulen als Staatsanstalten bezeichnet werden, geltend: „Das Publikationspatent zum Landrecht behält ausdrücklich alles vorher wohlerworbene Recht vor, und legt dagegen Protest ein, daß nicht aus irgend einem aus dem neuen Landrecht hergenommenen Vorwande in wohlerworbene Rechte sollte eingegriffen werden können. Das Landrecht selbst hat Consequenzen aus jenen Sätzen zum Nachtheil der kirchlichen Gemeinen und Patronen nicht gezogen, sondern die Schulen in ihrer Verfassung belassen; es hat den Kirchen und ihren Patronen das Recht auf die Schulen nicht verkümmert.“ Beiden Rechten der Kirche auf die Schule, dem göttlichen und dem menschlichen, welches letztere auch unter göttlicher Sanction, Aufsicht und Rache steht, wird nur dann genügt, wenn die Kirche an der gesammten Leitung der Volksschule zu völlig gleichen Rechten mit dem Staate und auf ihrem Gebiete mit entscheidender Stimme theilnimmt. Die Eingrenzung der Kirche auf den bloßen Religionsunterricht kommt ihrer gänzlichen Vertreibung aus der Schule ziemlich gleich. „Wenn die Regierung es wirklich durchsetzt, daß die Schulen ganz unter die Aufsicht des Staates kommen, so erkämpft sie keinen Sieg, sondern schlägt sich selbst die tiefste Wunde.“

Der christliche Eid war bedroht; die deistische Formel; so wahr mir Gott helfe, war bereits bei den Geschworenen in großer Eile eingeführt. Schon Abraham bekennt sich bei einem Eidschwur zu dem Gott der Offenbarung 1 Mos. 14, 22, desgleichen Jakob 1 Mos. 31, 54. Jeder schwört bei der Gottheit, die er verehrt; bei Jehova schwören heißt Jehova verehren, bei den Götzen schwören ist so viel als die Götzen verehren. Auch in der christlichen Kirche hat man von jeher und durch alle Zeiten der Eidesformel in der mannigfachsten Weise eine Beziehung auf den specifischen Charakter des Gottes der Offenbarung gegeben, und das christliche Gemüth hat stets eine Scheu gehabt vor einem Eide, den auch ein Nichtchrist schwören kann. Die Christen schwuren bei dem Vater, bei dem Sohne und dem heiligen Geiste, bei dem Leibe und Blute Jesu. Durch den Reichsreceß von 1555 wurde die für Katholiken und Protestanten gemeinsame Formel gegeben: „als mir Gott helfe und das heilige Evangelium.“ Bei den Evangelischen wurde die

Formel gebräuchlich: „so wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum.“ In Zeiten und Ländern, wo der christliche Gott unbestritten geehrt wird, würde der Eid bei Gott nur geringeren Bedenken unterliegen. Ganz anders aber ist es jetzt, in einer Zeit des Tobens der Heiden gegen den Herrn und seinen Gesalbten, jetzt, wo die Einführung des Eides bei Gott in der ausgesprochenen Absicht versucht wird, einen gemeinsamen Eid für Christen, Deisten und Juden zu gewinnen. Dieser Eid enthält eine einfache Verleugnung. Durch den ausnahmsweise gestatteten Gebrauch des christlichen Eides ist wohl die Gewissenstyrannei beseitigt, aber das Schwerste und Schlimmste, der nationale Abfall von dem lebendigen Gott, dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, dem Gott Jesu Christi, dem Gott unsrer Väter, dem Gott, der uns gemacht hat, bleibt bestehen, und dieser nationalen Schuld werden unausbleiblich schwere nationale Heimsuchungen folgen. Er, der über Alles geliebt und gefürchtet sein will, wird es nicht ungestraft lassen, wenn wir ihn den Juden und den Deisten aufopfern wollen.

Das Jahr 1849 brachte drei große Versammlungen. In der Versammlung des katholischen Vereins in Breslau gab es die beiden Parteien, die sich damals in der römischen Kirche noch gegenüber standen, die geistlich gerichteten, Leute, die den Thomas a Kempis in Saft und Blut verwandelt haben und die Aeußerlichen, bei denen überall das ungebrochene Herz sich zeigt, die Unwahrheit, mit der sie ihre Schäden bedecken, die rohe Intoleranz, die Unfähigkeit, Christum in einer andern Form zu erkennen, als in ihrer Kirche, die sich überall da einstellt, wo die Verbindung mit Christo nur eine mittelbare, durch die Kirche vermittelte ist. Die letztere Richtung sprach sich in den Worten des ehemaligen evangelischen Pfarrers Haas aus: „Soll es mir nicht erlaubt sein, meine Jahre mit dem heil. Augustinus zu zählen von jener Zeit an, da ich aus dem unheimlichen Orte, den ich nicht nennen will und den ihr kennt, liebend ausgehoben und in den Garten der katholischen Kirche versetzt worden bin.“ Und ein Baier verstieg sich zu den Worten: „Dieses Volk, das Baiersche, ist eine Jungfrau geblieben in seinem Glauben bis auf den heutigen Tag. Der Sturm der Reformation brach sich zum ersten Mal an diesem Bollwerke des katholischen Glaubens in Deutschland. Und diesem Namen hat es auch in der neuesten Zeit keine Schande gemacht.“

Von der andern Seite wurden Stimmen laut, durch welche ein evangelisches Gemüth sich heimathlich angesprochen findet. So sagte Dr. Heinrich aus Mainz: „Hier schweben wir hoch auf den Wogen der Begeisterung, aber draußen sieht es ganz anders aus; hier sind wir nicht bloß die Majorität, sondern ganz allein und führen das große Wort; aber draußen sind wir die Minorität und nur eine kleine Minorität und wenn man spricht, findet es keinen Widerhall, sondern nur Widerspruch. Jeder Fuß breit ist zu erkämpfen und wollen wir stehen bleiben auf dem Orte, so müssen wir ringen auf Leben und Tod. Ich habe es auf meiner großen Reise durch Deutschland gesehen, durch zwei katholische Länder, Baiern und Oesterreich, und bin fast bis zur Todeswehmuth niedergebeugt, wenn ich gewahre, wie es um die große Masse des Volkes steht. So groß ist nun die Aufgabe und was sind wir? Wir können schöne Reden halten, aber wir wollen recht demüthig sein, daß wir über die ultramontanen Flegeljahre hinauskommen; wir wollen uns heiligen, damit wir würdig werden, in solchem Kampfe zu kämpfen und unsre Hoffnung ist, daß Gott es gerade liebt, in dem schwächsten Menschen seine Kraft zu verherrlichen. Werden wir recht viele Thränen der Buße und den Schweiß der Arbeit vergießen, dann wird uns der allmächtige Gott das Blutvergießen schenken. Lassen wir es aber an jenem fehlen, dann werden wir unser Blut hinzugeben haben und es ist nur noch die Frage, ob als muthige Märtyrer oder als elende, verzagte Schlachtopfer. Ja dreimal Muth, aber neunmal Demuth."

In derselben Stadt Breslau tagte einige Wochen später der Gustav-Adolphs-Verein, der größte protestantische Verein. Jede Theilnahme mangelte. Die Geistlichen der Provinz fehlten fast ganz und die Laien nahmen gar keinen Antheil. Die Sitzungen gingen spurlos an Breslau vorüber.

Der Wittenberger Kirchentag gewährte auch in seiner zweiten Versammlung im Jahre 1849 viele treffliche Anregung. Doch litten die Verhandlungen an einer doctrinären Art, an ungemessener Ausführlichkeit mancher Reden, an Mangel an Frische. „Den rechten Zusammenhang mit dem Leben kann der Kirchentag nur dann gewinnen, wenn er sich nur als die Spitze eines organisirten Vereins darstellt."

Professor Leo spricht Hengstenberg wiederholt seine ganze Zustimmung und Sympathie für die Ev. K.-Z. aus, für welche er bereit ist, jede ihm mögliche und ihm zugewiesene Arbeit zu liefern. In einem Briefe aus dem Jahre 1850 ohne Datum schreibt er: „daß man in Berlin nun wieder marchandirt hat, thut mir doch in der seele weh. Bei solchem verfahren haben wir noch lange kein festes land, sondern immer nur kleine inseln — wir werden wohl die ganze erde des constitutionalismus umschiffen müssen, um zuletzt wie in Spanien immer nur so lange ruhe zu haben, als ein general wirklich generalisch à la Narvaez mit pulver und blei das regiment führt. Auch alles reden über die socialen fragen hilft nichts, so lange niemand hinlänglich feste nerven hat, um disciplin durch strenge corporativ-polizeiliche ordnungen zu treffen. Im bürgerstand ist noch jetzt (und noch mehr vor 1848) die beste neigung solchen dingen bereitwillig entgegenzukommen; der urschlamm subjectiver freiheit findet aber in vornehmen köpfen so viel verwandtes element, daß er immer siegt. Gott beßer's und sorge, daß man endlich erkennt, daß Christi Ziel war, den seelenfrieden zu bringen, nicht aber die krüppel zu heilen und die leiblich hungrigen zu speisen allein." In einem andern Briefe[1]) schreibt Leo: „daß an meiner bereitwilligkeit der Ev. K.-Z. zu dienen nichts zuzusetzen ist, glauben Sie mir wohl aufs wort. Aber — eine besprechung, was aus Deutschland, aus Preußen wird auf dem grunde des von der religion losgesagten staates, scheint mir um so weniger meine sache, als die ganze lage doch im grunde nur formell entschieden ist. Weit wichtiger schiene es mir die freiheit, die durch diese formelle entscheidung die kirche gewinnen kann, auszubeuten, als durch einen streit über diese im augenblick formell doch nicht zu redressirende entscheidung die erbitterung gegen die kirchliche richtung (die fürs erste gleich null ist und sich auf antipathetische apostrophen incorrigibler menschen reducirt) von neuem zu schüren. Man sollte ohne vieles aufsehen und gerede hand ans werk legen mit gründung ganz unabhängiger institute. Ich war deshalb hoch erfreut über eine anfrage des pfarrers K. in D. nach christlichen gymnasiallehrern. Die anfrage war jedoch so ins blaue, daß ich erst wieder fragen mußte, was er eigentlich beabsichtige und habe ich eine ant-

[1]) Halle, 30. März 1850.

wort nicht wieder erhalten. Ob er die absicht in D. unter seinem directorio ein gymnasium zu gründen wieder aufgegeben — ob er die ganze sache bei seite geworfen oder sich mit andern ähnlichen bestrebungen verbündet hat, weiß ich alles nicht — nur dies eine weiß ich, daß hier der hase im pfeffer liegt, wenn noch etwas von Juda übrig bleiben ja! wenn alle zwölf stämme wieder zusammen kommen sollen."

Die Nothstände der Gymnasien haben in diesen Jahren manche Correspondenz mit Hengstenberg veranlaßt, besonders aus Westfalen, Pommern und Rheinprovinz, wie sich auch manche Mittheilungen und Nachrichten über den Religionsunterricht und die sonstigen Verhältnisse auf den Gymnasien in den damaligen Jahrgängen der Ev. K.-Z. finden. Der Gedanke der Errichtung eines christlichen Gymnasiums wurde u. a. in Breslau, Elberfeld und Düsseldorf lebhaft aufgegriffen. Zur wirklichen Bildung eines solchen kam es in Gütersloh.

Es war Hengstenberg in aller Arbeit und Mühe und Anfechtung, welche ihm das Jahr 1848 und die nachfolgenden Kämpfe brachten, eine nicht geringe Erquickung, daß ihm aus allen Weltgegenden Zeugnisse des Dankes und der Sympathie gegeben wurden. Der Inspector des theolog. Seminars, Reichel in Gnadenfeld, sendet Hengstenberg ein Exemplar des vollständigen Kirchengesangbuchs der alten Böhmischen Brüder, das Hengstenberg sich bei einem Besuch in Herrnhut im Jahre 1849 gewünscht hatte. Dies Geschenk ist um so werthvoller, weil von diesem Gesangbuche überhaupt nur zwei Exemplare vorhanden waren. Dabei schreibt[1]) Reichel, es sei ihm ein Bedürfniß auszusprechen, „zu welchem Dank wir uns gegen Sie verpflichtet fühlen, nicht nur für alle Belehrung, die uns aus Ihren gediegenen Werken über das Alte Testament zu Theil geworden ist und noch wird, wie denn das Studium der Psalmen mit Hülfe Ihres Commentars eine der gewöhnlichsten Privatbeschäftigungen unsrer Seminaristen ist, sondern auch für das mannhafte christliche Zeugniß, welches Ihre Ev. K.-Z. besonders seit dem Anfang des Jahres 1848 fort und fort vor aller Welt ablegt. Dieselbe ist, so weit meine Kenntniß reicht, das einzige Blatt, welches durchaus auf christlichem Standpunkte

[1]) Brief vom 6. Febr. 1850.

steht, nach keiner Seite hin das Auge zudrückt, sondern in christlichem Ernste und christlicher Liebe Allen die Wahrheit sagt." Ein katholischer Privatdocent, der Hengstenbergs Christologie seit Jahren zum Zweck seiner Vorlesungen studirt, kann den zweiten Band derselben nirgends erlangen und wendet sich in seinem großen Verlangen nach demselben an Hengstenberg selbst. Der Missionsinspector Wallmann spricht[1]) den Wunsch aus, daß der zweite Theil der Auslegung der Offenbarung Johannis bald erscheinen möchte. „Ich habe mit meinen Zöglingen die Offenbarung bis zur Mitte gelesen. Ich bin Ihnen sehr dankbar. Es war bei der in Betreff der Apokalypse in unserm Thale herrschenden Tradition etwas gewagt, Ihre Principien der Auslegung zu vertreten — jedoch muß ich manches wagen und es hat bis jetzt gegangen." Ueber die damals vielfach mit Enthusiasmus ins Leben gerufenen Vereine äußert Wallmann: „Mit den neuen China-Vereinen läuft es wieder auf die trübselige Enthusiasterei hinaus, die in dieser Zeit durch die Gustav-Adolfs-Sache, Mäßigkeitsreform, innere Mission u. s. w. der Kirche eine Blame über die andere eingebracht hat."

Professor D. Neander ging im Jahre 1850 heim, um auszuruhen von seiner beinahe vierzigjährigen Arbeit. „Auch der Herausgeber der Ev. K.-Z.[2]) gehört zu den vielen Tausenden, denen er einst Lehrer gewesen ist. Hat er auch nicht zu seinen Füßen gesessen, so hat er doch durch seine Schriften einst in heftigen Kämpfen des alten und des neuen Lebens vielen Segen erhalten. Unvergeßlich wird ihm auch stets die Liebe bleiben, mit der Neander einst den nach Berlin kommenden Fremdling aufnahm. Seine Gaben sind in mancher Beziehung in dieser Zeit nur einmal ausgetheilt. Um so mehr aber ist allen denen, die ihm nahe standen, die Aufgabe gestellt, die Kirche dadurch zu bauen, daß sie mit Eifer in seinen Fußstapfen nachfolgen in allem dem, worin er als Vorbild hingestellt ist, in seinen Christentugenden, in seinem Glauben, in seiner reichen Liebe, in seiner Demuth, die überall von sich auf Christum hinwies, in seiner unermüdlichen Arbeitsamkeit, in seinem unerschrockenen Muthe in Vertheidigung der von ihm erkannten Wahrheit. In wessen Gemüthe durch seinen Heimgang solcher Eifer entzündet wird, der feiert sein Andenken wahrhaft nach

[1]) Brief, Barmen 9. Aug. 1850.

[2]) Ev. K.-Z. 1851. S. 17 ff.

seinem Herzen und besser als durch ohnmächtige Klage. Es ist bekannt, daß zwischen Neander und der Ev. K.-Z. nicht unbedeutende Differenzen bestanden haben und es würde unnatürlich sein, wenn wir diese hier nicht berühren wollten. Ihre Hauptwurzel hatten sie darin, daß Neander seinen Ausgang von Schleiermacherschem Grunde nahm und sich von da aus mühsam zu einem entschiedenen Glauben an das Wort Gottes hindurchrang, während es dem Herausgeber und seinen Freunden gegeben war, von demjenigen auszugehen, was Neander mit seinen gleichgesinnten Zeitgenossen errungen hatte. Was sie voraus haben, ist ihnen durch die Gunst der Zeiten, ist ihnen zum Theil durch das Verdienst desselben Mannes zu Theil geworden, dem sie, genöthigt von dem Worte Gottes, theilweise entgegen treten mußten. Es ist leider das Loos der menschlichen Schwäche, daß das Fortschreiten auf der Bahn der christlichen Erkenntniß gewöhnlich in einer gewissen Lebensperiode, wenn nicht ganz aufhört, doch zögernder wird und der akademische Lehrer, der Schriftsteller ist diesem Loose ganz besonders unterworfen. Will er weiter, so findet er sich überall gehemmt durch sein in seinen früheren Schriften und Vorträgen objectivirtes Selbst und besonders durch seine Schüler, die sich wie ein Bleigewicht an den Lehrer hängen. Daß der Punkt, bei dem er stehen geblieben, nicht derjenige war, bis zu welchem vorzudringen die Aufgabe, das empfand Neander selbst zu Zeiten sehr tief. Er sagt in seiner liebenswürdigen, vor den Folgerungen unbesorgten Offenheit in der Vorrede zu dem Leben Jesu: „Der Verf. fühlt es am meisten, wie sehr dieses Werk das Gepräge des Zeitalters der Krisis, der Isolirung, der Schmerzen und der Wehen, aus dem es hervorgegangen, an sich trägt. Nicht der starke Glaube führt mich zu diesem Ergebniß, ich bin von Anfang an in meiner religiösen Entwicklung zu sehr durch den Bildungsgang dieser Zeit afficirt worden, um eines solchen mich zu rühmen, mit jenen Heroen einer über allen Zweifel erhabenen religiösen Zuversicht, jenen Männern der kindlichen Einfalt, die ich verehre, mich vergleichen zu können." Ebenso war auch hinter seinem Eifer gegen diejenigen, die nach seiner Meinung zu weit gingen und den Weg verließen, der ihm als die goldene Mittelstraße erschien, die das menschliche Verderben stärker betonten, Natur und Gnade schärfer schieden, die Gottheit Christi enger begrenzten, in dem Athanasianum den Ausdruck der Schrift-

wahrheit und ihres Glaubens fanden, der heiligen Schrift glaubten sich unbedingter unterordnen zu müssen, der Vernunft und modernen Bildung weniger einräumen zu dürfen, doch stets die Liebe verborgen. Sie brach immer von neuem hervor, besonders in Zeiten, in denen die antichristlichen Tendenzen einen neuen Anlauf nahmen, während sein Abscheu gegen diese sich stets gleichblieb und noch seine letzten Worte dem Kampfe gegen die falsche Freiheit gewidmet waren. Es ist uns darum auch nie schwer geworden, seine Angriffe zu verschmerzen und die Pietät gegen ihn im Herzen zu bewahren. Unser sich stets in gemessenen Grenzen haltender Kampf galt nicht sowohl ihm, als denjenigen unter seinen Schülern, die ihn vorzugsweise in dem zum Vorbilde genommen, was nicht aus der Ewigkeit stammte, sondern worin er der vergänglichen Zeit seinen Tribut bezahlte, dem matten Geschlechte farbloser Eklektiker, auf dem sein wahrer Geist nie geruht hat. Möge unser Ende sein wie dieses Gerechten, dessen Leben wir stets verehrt haben, wenn wir in der Lehre glaubten nicht ihm, sondern dem Worte Gottes folgen zu müssen. Er hat in der Kirchengeschichte dadurch eine neue Bahn gebrochen, daß es ihm gegeben ward, überall Christum zu erblicken, auch da, wo sein Bild uns nur verdunkelt und entstellt entgegentritt. Dadurch ist, da jedem nach seinen Werken vergolten werden soll, von Gott Allen, die von ihm reden, die Aufgabe gestellt, daß sie mit zarter Liebe in seiner Erscheinung das Bild Christi aufsuchen, unbeirrt durch die leichten Wölklein, die jetzt, wo er in dem Lande der Klarheit wandelt, geschwunden sind."

1851.

Schleswig-Holsteinsche Frage. Allerh. Erlaß vom 29. Juni 1850 betr. Gemeine-Ordnung und Einsetzung des Oberkirchen-Raths. Sonntagsfeier. v. Kröcher. Rumpel. Leo.

Daß der Frieden dem Lande erhalten geblieben, bewegt Hengstenberg Anfangs des Jahres 1851 zu lebhaftem Danke gegen Gott, um so mehr als ein Krieg mit Oestreich unvermeidlich zu sein geschienen hatte. Sind die Haare auf unserm Haupte alle gezählt, wie sollte Gottes Hand nicht ganz besonders thätig sein in

Katastrophen, wodurch die Gestalt der Erde am durchgreifendsten verändert wird. Wenn aber je, so führen im Jahre 1850 Krieg und Frieden auf eine göttliche Ursache hin, tragen Verwicklung und Entwicklung den Charakter eines Verhängnisses. Der Krieg wurde gesucht gegen alle Vernunft, gegen alle Interessen, ohne eigentliche Erbitterung. Es war als ob ein Zauber die Fürsten und ihre Völker ergriffen hätte. Der Friede trat plötzlich ans Licht, da die Sachen sich schon so verwickelt hatten, daß menschlicher Weise nicht mehr auf ihn gehofft werden konnte, und da das edle Fried- und Freudenwort erscholl, änderte sich wie mit einem Zauberschlage durch die Wirkung dessen, der nicht bloß die Herzen der Könige, sondern auch die Herzen der Völker lenkt wie Wasserbäche, die öffentliche Stimmung und die das Kriegsgeschrei fortsetzen wollten, sahen sich zu ihrem Erstaunen plötzlich verlassen und wurden zum Spotte.

In der Schleswig-Holsteinschen Angelegenheit war Hengstenberg in Folge seiner Stellungnahme beschuldigt worden, er habe sich auf die Seite der Dänen gestellt. Die Beschuldigung dänischer Sympathien weist er durchaus von sich, aber um so entschiedener spricht er es aus: die Erhebung der Schleswig-Holsteiner gegen ihren Landesherrn ist gegen das Wort Gottes und die christlich gesinnten Männer, namentlich die Geistlichen, welche dieselbe billigten und nährten, sind auf eine beklagenswerthe Weise von dem Gebiete der Kirche auf das der Welt übergetreten. Wir bitten und beschwören sie, ihren Weg noch einmal zu prüfen und indem sie ihrem Fürsten geben, was des Fürsten ist, zugleich Gott zu geben, was Gottes ist.[1]) Hengstenberg nahm diese Stellung zur Sache um des vierten Gebotes willen ein: du sollst deinen Vater und Mutter ehren, wie dir der Herr dein Gott geboten hat, auf daß du lange lebest und daß dirs wohl gehe in dem Lande, das der Herr dein Gott dir gibt 5 Mose 5, 16. Wie wichtig dies Gebot ist, zeigt schon die hinzugefügte Verheißung, wie darauf der Apostel in der Wiederholung desselben Eph. 6, 1 ausdrücklich aufmerksam macht: Ehre Vater und Mutter, das ist das erste (und einzige) Gebot, das Verheißung hat. Es ist die durchgängige Weise der zehn Gebote, zu individualisiren, aus der Masse des Gleich-

[1]) Ev. K.-Z. 1851. S. 7.

artigen ein Einzelnes herauszugreifen, obgleich alles Uebrige ebensowohl gemeint ist. So repräsentiren auch hier die Eltern die ganze Gattung der Oberen, die Kinder die der Niederen. So verstehen auch Luther und Calvin das vierte Gebot. Luther im großen Katechismus: „in dieses Gebot gehört auch weiter zu sagen von allerlei Gehorsam gegen Oberpersonen, die zu gebieten und zu regieren haben. Denn aus der Eltern Obrigkeit fleußt und breitet sich aus alles Andere. Wie auch von Alters her die Römer und andre Sprachen Herrn und Frauen im Haus patres und matres familias, das ist Hausväter und Hausmütter genannt haben. Also auch ihre Landesfürsten und Oberherrn haben sie patres patriae, das ist, Väter des ganzen Landes geheißen, uns, die wir Christen sein wollen, zu großen Schanden, daß wir sie nicht auch also heißen oder zum wenigsten dafür halten und ehren. Wer nun hier gehorsam, willig und dienstbar ist und gerne alles thut, was die Ehre belangt, der weiß, daß er Gott gefallen thut, Freude und Glück zu Lohn kriegt. Will er's nicht mit Liebe thun, sondern verachten und sich sperren und rumoren, so wisse er auch wiederum, daß er keine Gnade noch Segen habe und wo er einen Gulden damit meint zu erlaufen, anderswo zehnmal mehr dagegen verliere. Wir fühlen unser Unglück wohl, murren und klagen über Untreu, Gewalt und Unrecht, wollen aber nicht sehen, daß wir selbst Buben sind, die Strafe redlich verdient haben und nichts davon besser werden."

Die Juden hatten gar stattliche Gründe dafür, daß die Herrschaft der Römer über sie eine widerrechtliche, der Aufruhr nicht bloß erlaubt, sondern geboten sei. Was antwortet ihnen der Herr? Die Thatsache der römischen Herrschaft begründet die Rechtmäßigkeit derselben Matth. 22, 19—21. Die Römer würden keine Gewalt über sie haben, wenn sie ihnen nicht von oben gegeben wäre. Wer dem Kaiser dient, der dient Gott, der den Kaiser gemacht hat. Ihr stellt den Kaiser und Gott, die in dieser Frage einfach eine Einheit bilden, in falschen Gegensatz. Zu Röm. 13, 1. 2 wird bemerkt, daß der Apostel eine doppelte Veranlassung zu diesem Ausspruche hatte, der in seiner Unscheinbarkeit ungeheure Wirkungen ausgeübt hat, der noch jetzt neben dem vierten Gebote die Hauptstütze der Staaten, der Hauptdamm gegen die Empörung ist, der die Gewissen aller derer nicht losläßt, die auf

dem Grunde des Wortes Gottes stehen, so sehr sie sich auch abmühen mögen, durch Deutung sich seiner zu entledigen, der gewiß auch die Hauptursache der bei den Schleswig-Holsteinschen Brüdern so deutlich wahrnehmbaren innerlichen Unruhe ist, die sich schon dadurch verräth, daß sie so eifrig bemüht sind, Zeugnisse für die Gerechtigkeit ihrer Sache zu erhalten. Wer in Gott seiner Sache gewiß ist, hat keinen Grund nach dem Beifall des Stuttgarter Kirchentages zu ringen. „Jede Seele" soll unterthan sein, keiner darf sich ausnehmen, der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, eigentlich Gewalt habenden Obrigkeiten, was es nur immer für solche gibt, — keine darf ausgenommen werden. Daß die Obrigkeiten Gewalt über uns haben, darin liegt der Grund des verlangten Gehorsams. Weil sie Gewalt über uns haben, sollen wir in dem Gehorsam gegen sie Gott dienen, der ihnen diese Gewalt verliehen. Wenn D. Dorner in seinem Vortrage auf dem Stuttgarter Kirchentage meinte, Paulus nehme nicht für die obrigkeitlichen Personen als solche, sondern für die Ordnungen den Gehorsam in Anspruch, den Personen sei nur insoweit zu gehorchen, als sie den Ordnungen dienen; verletze die Obrigkeit dieselben, so werde der Widerstand gegen sie durch den Paulinischen Ausspruch nicht bloß erlaubt, sondern geboten, so nennt Hengstenberg diese Auslegung eine als Theologie verkleidete Sophistik und fragt: was hatte Paulus, wenn er solche Lehre aufstellen wollte, für einen praktischen Zweck? Sein Zweck könnte kein andrer gewesen sein, als die Christen in Rom zur Empörung aufzufordern. Denn wenn es dazu überhaupt Recht und Pflicht geben kann, so waren diese gewiß damals vorhanden. Alle göttlichen und menschlichen Rechte wurden damals von der Obrigkeit mit Füßen getreten. D. Dorners, eines schriftgläubigen Theologen, Auffassung könne wohl nur aus seinem lebhaften Verlangen erklärt werden, die ihm verbundenen Schleswig-Holsteinschen Freunde im Rechte zu wissen und ihrer Sache zu dienen. Aber ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig und eine einzelne bewußte Abweichung von Gottes Wort hat sofort eine allgemeine Auflösung in den sittlich christlichen Grundanschauungen zur Folge.

Der allerhöchste Erlaß vom 29. Juni 1850 betrifft: „Die Grundzüge einer Gemeine-Ordnung für die evangelischen Gemeinen der östlichen Provinzen und die Ein-

setzung des Evangelischen Oberkirchenraths.“ Dr. Stahl schreibt einen längeren Artikel zur Beurtheilung dieser beiden Gegenstände, und kommt zu dem Resultate,[1]) daß, indem das Kirchenregiment die zwei Grundpfeiler unseres kirchlichen Zustandes, das Bekenntniß als Basis der Verfassung und das landesherrliche Kirchenregiment als Mittelpunkt derselben mit Kraft und Entschiedenheit stützt, die christlich und kirchlich Gesinnten mit Vertrauen eine Beseitigung der vorliegenden Gefahren erwarten dürften, und dazu mithelfen sollten.[2]) Hengstenberg erblickt als das eigentlich Bedenkliche die in den „Grundzügen“ zu Grunde liegende Anschauung von der Kirche, welche mit der heiligen Schrift und den reformatorischen Bekenntnissen nicht in Einklang stehe, unter dem Einflusse des Zeitgeistes entstanden sei, und sich aus der Welt in die Kirche verirrt habe.[3]) Die Kirche soll aus der ganzen Masse der zu der äußerlichen kirchlichen Gemeinschaft gehörenden Individuen bestehen, bei dieser Masse ruht eigentlich alles kirchliche Recht; damit dasselbe ausgeübt werden könne, ist es nothwendig, daß aus der Masse eine Gesammtvertretung hervorgehe. Alles, was bis dahin in der Kirche angeordnet wird, trägt nur provisorischen Charakter. Auch die kirchlichen Behörden haben keinen festen Grund unter sich, bis sie von dieser Gesammtvertretung anerkannt werden, auch die Berechtigung des landeskirchlichen Regimentes geht nicht über das Provisorium hinaus. Wir haben unsern Augen kaum getraut, und gelesen und wieder gelesen, als ob nämlich diese demokratische Auffassungsweise nicht in den „Grundzügen“ und deren Motiven stünde. Aber sie steht wirklich da. Wenn man Begriffe, die auf wahrhaftig christliche Gemeinen passen, auf Religionsverfassungen (die jetzt sogenannten Gemeinen) applicirt, so setzt man einen neuen Flicken auf ein altes Kleid. Das Wort Gottes aber weiß nichts von dieser Massenkirche, also auch nichts von ihren angeblichen Rechten. In der Verwechslung der sichtbaren und unsichtbaren Kirche ist die katholische Kirche vorangegangen, und es wäre sehr traurig, wenn wir auf ihren Standpunkt zurücksinken, wenn wir den herrlichen Gewinn, den die Reformation auch in dieser Beziehung gebracht hat, wegwerfen wollten. Die katholische

[1]) Ev. K.-Z. 1850. S. 633 ff.
[2]) Ev. K.-Z. 1850. S. 653.
[3]) Ev. K.-Z. 1851. S. 21.

Kirche und die moderne Ansicht bleiben bei der äußeren Erscheinung stehen, erkennen unbesehens als Kirche an, was sich als Kirche darbietet, der Unterschied ist nur der, daß den Katholiken das Kirchenregiment, wie es gerade ist, als Kirche gilt, den Modernen die Masse. Beiden zugleich treten als Grund der h. Schrift unsere Bekenntnißschriften entgegen. Die Kirche ist nach der Augsb. Conf. eine Gemeinschaft des Glaubens und des heiligen Geistes, und eigentlich nichts anderes, als die Versammlung aller Gläubigen und Heiligen. Im großen Katechismus heißt es: „ich glaube, daß da sei ein heiliges Häuflein und Gemeine auf Erden, eitler Heiligen, unter einem Haupte Christo, durch den heiligen Geist zusammenberufen, in einem Glauben, Sinn und Verstand, mit mancherlei Gaben, doch einträchtig in der Liebe, ohne Rotten und Spaltung."

Demnach gehören alle kirchlichen Rechte nur den wahrhaft Gläubigen, die Uebrigen sind nach dem Ausdrucke Augustins, den unsere kirchlichen Dogmatiker sich aneigneten, wie Gerhard II, S. 79, in der Kirche nicht als Glieder, sondern als verdorbene Säfte, sie sind, wenn auch nicht dem Leibe, doch der Seele nach von der Kirche abgeschieden, sie gehören nur zum äußern, nicht zum innern Menschen der Kirche. Die wahrhaft Gläubigen aber, die wahren Inhaber aller kirchlichen Rechte, vermag kein menschliches Auge mit Sicherheit unter der Masse zu erkennen, so daß sie zur wirklichen Ausübung aller Rechte berufen werden könnten. J. Gerhard: die Kirche ist unsichtbar, sie liegt nicht vor den Augen der Menschen, sondern vor den Augen Gottes bloß und offen; sie war selbst den Augen des scharfsichtigsten Propheten Elias verborgen. Je tiefer aber die sichtbare Kirche gesunken ist, je größer die Kluft zwischen ihr und der unsichtbaren, desto unevangelischer ist es, ihr die Rechte beizulegen, welche nur der letzteren zukommen. Fehlt doch unserer Kirche sogar das Merkmal, welches die älteren Theologen einstimmig der Kirche im weiteren und uneigentlichen Sinne beilegen, die diesen Namen nur in derselben Weise führt, in der Weizen mit untermischter Spreu a potiori Weizen genannt wird, nämlich die Uebereinstimmung in dem Bekenntnisse zu demselben Glauben. Ist doch unter uns die Kirchenzucht fast bis auf die letzte Spur verschwunden, die reinigende Thätigkeit der Kirche fast ganz erstorben. Wird unter solchen Umständen eine „Gesammtvertretung" zu organisiren versucht, so kann man zwar wohl eine Räubersynode gewinnen,

nimmer aber die völlig legitimirten Hände, denen man die äußeren und inneren Güter der Kirche ausliefern kann. Vielmehr ist die nothwendige Folge der evangelischen Grundanschauung von der Kirche die, daß man die Legitimation des Kirchenregiments in Anderem sucht als darin, daß es die Massenkirche repräsentirt, daß man, wie es die lutherische Kirche stets gethan hat, den Hauptaccent legt auf die Uebereinstimmung mit dem Worte Gottes und dem Bekenntniß der Kirche, dann das geschichtliche Recht, und wo ein solches nicht vorhanden, oder durch offenbaren Abfall von dem Worte Gottes verwirkt worden ist, die Zweckmäßigkeit ins Auge faßt. Auf diesem Wege entstand das Kirchenregiment der evangelischen Landesherrn. Diese bekannten sich zur evangelischen Lehre, und hatten als machtbegabteste Glieder der evangelischen Kirche die reichste Gelegenheit, ihr zu dienen gegen den Pabst und die Rottengeister. Die evangelischen Landesherrn haben nicht als solche, sondern als vorzügliche Glieder der Kirche, die Aufgabe, daß sie jetzt bei der Bedrohung der Kirche durch Massenherrschaft schaffen, daß der Kirche die Macht zu richten nicht genommen, und alles nach der heiligen Schrift geurtheilt werde." Hengstenberg erachtete es als die Aufgabe Aller, die das Wohl der Kirche auf dem Herzen tragen, daß sie sich auf das Kräftigste gegen die hier bekämpfte Anschauung von der Kirche erheben. So lange noch ein Minimum dieser Anschauung von den kirchlichen Behörden zurückbleibt, werden diese zu einer gesegneten Amtsführung unfähig sein und werden, statt den Blick fest auf Gottes Wort und die kirchlichen Ordnungen zu richten, auf die Stimmung und Ansicht der Masse achten. Träte aber die beabsichtigte Organisation selbst ins Leben und bekämen wir eine Generalsynode mit den Vollmachten, wie sie aus einer solchen Ansicht von der Kirche hervorgehen müssen, so wäre Alles zu fürchten.

Im Einzelnen wird der erste Paragraph, wonach „jede evangelische Gemeine als Glied der evangelischen Landeskirche sich bekennt zu der Lehre, die in Gottes lauterem und klaren Wort, den prophetischen und apostolischen Schriften alten und neuen Testaments begründet, und in den drei Hauptsymbolen und den Bekenntnissen der Reformation bezeugt ist," als die Perle der Gemeindeordnung angesehen. Die Auffassung, als sei in der Erwähnung der „Bekenntnisse der Reformation" ein Versuch zur Beseitigung des spe-

cifisch lutherischen Bekenntnisses enthalten, ist eine irrthümliche; vielmehr ist das richtige Verständniß dieses, daß für die ursprünglich lutherischen Gemeinen die lutherischen Bekenntnisse, für die ursprünglich reformirten Gemeinen die reformirten gelten, und für die unirten der Consensus beider. Der Oberkirchenrath hat die das Recht der Bekenntnisse ausdrücklich anerkennende Cab. Ordre von 1834 nicht aufheben wollen. Dagegen gibt der fünfte Paragraph Anlaß zu begründeten Bedenken, weil er für die Stimmberechtigung keine anderen Bedingungen verlangt, als die Selbstständigkeit, das vollendete vierundzwanzigste Lebensjahr, bürgerliche Unbescholtenheit, und daß man nicht durch lasterhaften Lebenswandel oder durch thatsächlich bekundete Verachtung der Religion oder Kirche öffentlichen Anstoß gegeben habe. In dem Allen ist kaum ein Minimum von kirchlicher Qualification — das letzte trägt den Schein einer solchen, ohne in Wahrheit eine solche zu sein — und es erscheint als ganz abnorm, daß rein bürgerliche Merkmale zur Ausübung kirchlicher Rechte befähigen sollen.

Trotz der nicht unwichtigen Ausstellungen gegen die Gemeine-Ordnung findet Hengstenberg kein eigentlich principielles Bedenken, welches im Gewissen verpflichten könnte, jede Betheiligung bei der Sache abzulehnen. Die Partei der „Unionsvereine" stellte sich in heftige Opposition gegen die Gemeine-Ordnung. Der Grund der heftigen Opposition gegen den Allerhöchsten Erlaß war ein doppelter, zuerst die Treue gegen das Bekenntniß, an dessen Stelle diese Wühler so gern ihres Meisters und ihre eigene Weisheit setzen möchten, dann die Proclamirung der Fortdauer des landesherrlichen Kirchenregiments und die Trübung der lieblichen Aussicht, in einer constituirenden Versammlung das große Wort zu führen.

Die im Jahre 1850 sehr lebhaft in Anregung gebrachte Beförderung der Sonntagsfeier wurde auch von Hengstenberg in Erörterung gezogen. Zunächst stimmt er dem von den Förderern der Sonntagsfeier vertretenen Satze zu, daß ohne ordentliche Sonntagsheiligung die Kirche nicht wieder aufgebaut und gereinigt werden kann — stellt aber den wohl noch berechtigteren Satz daneben, daß ohne Aufbau und Reinigung der Kirche keine ordentliche Sonntagsheiligung stattfinden kann. Durch das Innere zum Aeußeren, das ist der Weg des Neuen Bundes, wie dies nach Jerem. 31, 31 ff. unter dem Alten Bunde schon erkannt wurde, das ist

in besonderem Maße der Weg der evangelischen Kirche; das ist auch der Weg, der der Art des deutschen Volkes angemessen ist, dem man nur dann recht beikommen kann, wenn man das Innerste seines Herzens und Gemüthes zu gewinnen versteht. Ganz besonders fiel aber der Umstand ins Gewicht, daß man ohne Bedenken Schriften verbreitete, welche der schriftwidrigen und von unsrer Kirche in ihrem Grundsymbol ausdrücklich verworfenen, ebenso auch dem ganzen christlichen Alterthum durchaus fremden englischen Auffassung des Sonntags huldigen, selbst willig und bereit ist, sich diese Ansicht anzueignen, indem man meint, auf die theoretische Richtigkeit komme es wenig an, praktisch habe sich die englische Auffassung vollkommen bewährt. Es handelt sich hier nicht um menschliche Wissenschaft, sondern um Erkenntniß des göttlichen Wortes, und da ist jede Leichtfertigkeit Sünde. Unser Volk hat speciell die Mission, die Tiefen des Wortes Gottes zu ergründen, und Alles, was zu Gunsten eines falschen Prakticismus es von dieser Mission abführen will, thut ihm Schaden an seiner Seele. Es ist demnach von großer Bedeutung, daß man über den Sinn des dritten Gebotes ins Klare komme. Die Gebote der ersten Tafel fangen mit dem Herzen an: du sollst mich im Herzen tragen, mich lieben von ganzem Herzen und von ganzer Seele, und daher dein Herz nicht an andere Götter, namentlich nicht an Bilder hängen, was, so gut es sich auch ausschmücken mag, immer doch Götzendienst ist. Auf das Wort bezieht sich das zweite Gebot: du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen, eigentlich nicht hintragen zur Lüge, ihn nicht zur Bekräftigung einer Lüge aussprechen. Auf die That geht das dritte Gebot, welches verlangt, daß wir dem Gott, der so viel für uns gethan, dienen sollen. Dieselben drei Pflichten gegen Gott, nur mit Umstellung der zweiten und dritten, finden wir unmittelbar nebeneinander gestellt in 5 Mos. 6, 13: „du sollst den Herrn deinen Gott fürchten, und ihm dienen, und bei seinem Namen schwören." In der zweiten Tafel ist die Anordnung diese: du sollst deinen Nächsten nicht verletzen 1. durch die That und zwar a) nicht an seinem Leben (5. Gebot), b) nicht an seinem theuersten Eigenthum (6. Gebot), c) nicht an seinem Eigenthum (7. Gebot), 2. durch Worte (8. Gebot), 3. durch Gedanken (9. und 10. Gebot). Das vierte Gebot bildet den Uebergang von der ersten

Tafel, der es noch angehört, zur zweiten, und der allgemeine Ausdruck: „ehren" mit Herz, Mund und Hand, umfaßt alles drei. Es ist mithin in der ersten Tafel die Reihenfolge von Herz, Mund und That und in der zweiten Tafel die Reihenfolge von That, Mund und Herz, so daß das Ende dem Anfange entspricht.

Wird das dritte Gebot in diesem Zusammenhange gefaßt, als das Gebot des Gottesdienstes, so darf man nicht bei dem Buchstaben der Worte: „gedenke des Sabbathtages" stehen bleiben, und wird die Feier des Sabbaths als die Spitze des Gottesdienstes überhaupt betrachten müssen, wie es denn die Weise der zehn Gebote ist, aus der Masse des gleichartigen ein einzelnes herauszugreifen, wie im zweiten Gebot dem Buchstaben nach nur der Meineid verboten, dem Grundgedanken nach die Heiligung des Namens Gottes im Worte verlangt wird. Wollte man bloß bei dem Sabbath stehen bleiben, als ob sich darauf der Gottesdienst beschränkt habe, so würde dies Gebot gegen das unendlich reiche: du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und aus allen Kräften — als ein ärmliches erscheinen. Man muß hiernach als eine solche, die dies Gebot wahrhaft erfüllte, Hanna betrachten, von der es heißt: „sie kam nimmer vom Tempel, und diente Gott mit Fasten und Beten Tag und Nacht." Man wird in dem Betet ohne Unterlaß, eine neutestamentliche Wiederholung erkennen.

Durch die bezeichnete Fassung des dritten Gebotes wird einerseits die Haltung des Feiertages geschärft, wie das fünfte Gebot durch die Erkenntniß, daß schon der Zorn vor Gott verdammlich ist, in seinem vollen Lichte erscheint, und der Ehebruch als auf das Höchste strafwürdig dadurch gekennzeichnet wird, daß das Urteil des Herrn über die Anfänge im Herzen beherzigt wird. Sollen wir Gott ohne Unterlaß dienen, wie wird es dann denjenigen ergehen, die ihm gar nicht dienen wollen, und an ihrem Theile alles thun, ihm auch das Geringste, was ihm gegeben werden kann, die Heiligung des Feiertages zu entziehen. Auf der andern Seite wird aber auch der ängstlichen Gesetzlichkeit in Bezug auf den siebenten Tag vorgebeugt. Dieser ist von den übrigen durch eine fließende Grenze geschieden. Je eifriger an den übrigen Tagen der Erfüllung des Gebotes nachgestrebt wird, desto weniger darf man sich in Bezug auf den Feiertag einem ängstlichen Rigorismus überlassen.

Der Gehorsam gegen das dritte Gebot verlangt in unserer Zeit nicht allein, daß wir auf die Haltung des Sonntags dringen; er verlangt ebenso sehr, daß wir die Leere der übrigen Tage wieder mit den lieblichen Gottesdiensten des Herrn anfüllen.

An das richtig aufgefaßte alttestamentliche Gebot schließen sich die bekannten Aussprüche des h. Paulus freundlich an, die denjenigen, welche der englischen Auffassung folgen, offenbar höchst unbequem sind, und von ihnen gewaltsame Deutung erleiden müssen. Col. 2, 16 warnt er vor solchen, die Andern Gewissen machen wollen über Speise und Trank, über Feste, Neumonde oder Sabbathe, „welches ist der Schatten von dem, das zukünftig war, der Leib selbst aber ist in Christo," der den Seinen die Kraft verleiht, sich über die jüdische, nicht alttestamentliche, Stückreligion zu erheben, und Gott ohne Aufhören zu dienen. Am stärksten redet der Apostel Gal. 4, 9—11 von den Tagen, Monden, Zeiten, Jahren, als „den schwachen und dürftigen Elementen, welchen ihr von neuem dienen wollt." Diese Aussprüche schließen jede Ansicht vom Sonntage aus, nach der er in dem Sinne betrachtet wird, daß die übrigen Tage dem Menschen gehören, nur dieser Tag Gott, jede Ansicht, die mit diesem Tage Gott abfinden will, die, um ihn mit einem Nimbus zu bekleiden, auf die übrigen Tage dichte Schatten sich lagern läßt. Bengel bemerkt zu Col. 2, 16: „die tiefer in die Geschäfte der Welt verflochten sind, denen ist ein bestimmter Tag nützlich und nothwendig; die immer Sabbath halten, erfreuen sich größerer Freiheit." Das ist richtig. Dabei ist freilich mit Nachdruck darauf hinzuweisen, daß zum Fliegen mehr gehört, als die Einbildung, Flügel zu haben, und daß gerade die am meisten der strengen Feier des Sonntags bedürfen, die am meisten glauben, ihrer entrathen zu können, daß es gar widerlich ist, wenn nicht selten diejenigen auf den höchsten christlichen Standpunkt pochen, in denen kaum die ersten Anfänge des christlichen Lebens und Gottesdienstes vorhanden sind. Es hat seinen guten Grund, daß in der Brüdergemeine, namentlich wie sie ursprünglich war — der Aushauch ihres damaligen Daseins ist das: o mein Herr Jesu, dein Nahesein — der Sonntag weit weniger aus der Zahl der übrigen Tage hervortritt als anderwärts. Es hat auch seinen guten Grund, daß in England fast krampfhaft an dem Sonntage festgehalten wird. Es ist dies unter diesem unruhigen, übergeschäftigen

Volke der geistige Selbsterhaltungstrieb. Ebenso hat es seinen guten Grund, daß unter uns der Eifer für die Heiligung des Sonntags erwacht, da die wilden Wasser des Weltsinns alles zu überfluthen drohen. Das ist nur der letzte Rettungsversuch der Schiffbrüchigen, eine Folge der Wiederkehr alttestamentlicher Zustände, nicht der ideale Zustand. Wenn alle wieder ein Herz und eine Seele wären, und täglich in der Gemeinschaft und im Brodbrechen sich finden ließen, so würde der Sonntag sich als der erste unter gleichen Tagen darstellen.

In Bezug auf den Sonntag als den Haupttag des öffentlichen Gottesdienstes gilt, was Chemnitz sagt: „obgleich an jenen Tag die kirchlichen Zusammenkünfte durch keine Nothwendigkeit des Gesetzes oder einer Vorschrift im neuen Testament gebunden sind, so wäre es doch roher Muthwille, wenn man, ohne Ursache, da den Gewissen die christliche Freiheit ja gelassen wird, nicht der Ordnung und der Eintracht halber jene Sitte der apostolischen und ursprünglichen Kirche beobachten wollte, zumal da sie zur Erbauung der Kirche dient und dazu gebraucht werden kann." Auch abgesehen von dem persönlichen Bedürfnisse des Einzelnen ist es Pflicht der Liebe und Erfüllung der Schuldigkeit, die dem Gliede im Verhältnisse zum Ganzen obliegt, daß man mit Leib und Seele an den sonntäglichen Versammlungen theilnimmt, und überhaupt Alles thut in der Heiligung dieses Tages, Andern mit gutem Beispiele voranzugehen. Wer es unterläßt, trägt nicht bloß seine persönliche Schuld, sondern auch sein Theil an der Schuld des Ganzen.

Hengstenbergs Darlegung über den Sonntag fand in den von diesem Gegenstande damals besonders bewegten und interessirten christlichen Kreisen eine lebhafte, theils beipflichtende, theils widersprechende Aufnahme. W. v. Kröcher richtete ein in der Ev. K.-Z. abgedrucktes Schreiben[1]) an Hengstenberg, worin sich v. Kröcher als einen solchen bekennt, der an den Bestrebungen für Sonntagsheiligung thätigen — wir sagen besonders thätigen — Antheil genommen hat. Derselbe gesteht, daß das, was Hengstenberg gesagt, einen tief niederdrückenden und betrübenden Eindruck auf ihn gemacht habe, und er nicht begreifen könne, wie bei principieller Verwerfung der Sonntagsheiligung den Bestrebungen für letztere

[1]) Ev. K.-Z. 1851. S. 217 u. ff.

noch guter Erfolg gewünscht werden könne. Er stellt den Stellen Röm. 14, 5. 6, Col. 2, 16, Gal. 4, 9—11 das Wort des Herrn Matth. 5, 17—19 entgegen: „ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz und die Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen; wer nun eins von diesen kleinsten Geboten auflöst, und lehrt die Leute also, wird der Kleinste heißen im Himmelreich." Da der wöchentliche Feiertag schon bei der Schöpfung eingesetzt und im 3. Gebot angeordnet sei, so sei nicht anzunehmen, daß der Apostel Paulus dieses Gebot habe auflösen wollen, vielmehr müßten sich seine Aussprüche auf etwas anderes, als auf den siebenten Feiertag beziehen. Paulus rede nur von Sabbathen, nicht vom Sonntage, und die Mahnung Pauli stehe nicht im Mindesten dem Bestreben um echt christliche Sonntagsfeier entgegen. Es sei, wenn in neuerer Zeit der Sonntag die Perle der Tage, der König der Tage genannt werde, nicht damit gemeint, nur der Sonntag gehöre dem Herrn, die übrigen Tage den Menschen. Es sei damit nur gemeint, der Sonntag gehöre vorzugsweise dem Herrn, um sich an diesem Tage zu stärken zum Wandel in des Herrn Wegen auch an den Arbeitstagen. „Ich bitte es nicht übel zu nehmen, aber es kann nur ein Professor, der stets sich geistig und geistlich beschäftigt, davon sprechen, daß alle Tage vor dem Herrn gleich sein sollen." Sollen alle Tage gleich sein, so werden sie unwiederbringlich alle Arbeitstage. Der Sonntag ist dem Herrn geweiht zur Erhebung und Erholung der Seele; die andern Tage sind dem Herrn geweiht zur geordneten Arbeit, was allerdings mit täglichem und stündlichem Gebet geschehen muß.

„Wir kennen ja einen ordentlichen allgemeinen Sonntag gar nicht. Die Theorie ohne Praxis ist wie eine Schlingpflanze ohne Stamm, sie vermag sich nur an demselben zum Himmel zu heben, und kriecht ohne ihn an der Erde herum, bis sie erkrankt oder verwelkt. — Wenn man sich auf die Bekenntnißschriften und auf die katholische Kirche beruft, so habe ich zu bemerken, daß die katholische Kirche wohl schon mehr geirrt hat, die Reformatoren aber, welche die katholische Lehre adoptirt haben, hatten keine Veranlassung, dieselbe abzuändern, da damals die einschlagenden Fragen praktisch gar nicht wichtig waren."

Hengstenberg erwidert darauf, daß die Stimme v. Kröchers, weil sie aus vollem Herzen kommt, Beachtung verdiene, jedoch den

Gegensatz der Ueberzeugung, der vorwiegend der Theorie gelte, zu sehr auf das praktische Gebiet verpflanze. Er weist auf den Aufsatz: Sabbath und Sonntag im Jahrg. 1833 hin. England in Ehren, so müsse man sich doch vor den neuen Lehren, die von dorther kommen, in Acht nehmen; auf diesem Gebiete liege nicht Englands Mission und Gabe. Wolle man den wirklich bestehenden Gegensatz formuliren, so verlangen unsere Gegner im Angesichte des herrschenden Leichtsinns in Bezug auf die Sonntagsfeier nichts weiter, als daß eben der Sonntag geheiligt werde. Uns dagegen ist das „die Gerechtigkeit der Pharisäer." Wir rufen dem Weltsinn zu: du sollst Gott alle sieben Tage dienen, wie nun, wenn du selbst am siebenten Tage dich Seinem Dienste entziehst? Hengstenberg hatte, um in seiner Auffassung über die Sonntagsfeier richtig verstanden zu werden, von vornherein erklärt:[1]) wir freuen uns dieser Erscheinung (des lebhaften Eifers in Beförderung der Sonntagsfeier) von Herzen, und wenn wir hier einige Bedenken aussprechen wollen, so geschieht dies nicht in der Absicht, die Bewegung zu hemmen, sondern in dem aufrichtigen Wunsche, ihr förderlich zu sein!

Es ist geradezu erstaunlich, in welch eine umfangreiche Correspondenz Hengstenberg je länger je mehr nicht zum wenigsten durch die Ev. K.-Z. gezogen wurde. Er wurde von hohen und höchsten Stellen um sein Urtheil über die Persönlichkeiten befragt, die in irgend einer preußischen theologischen Fakultät angestellt werden sollten. Er wurde gebeten, seinen Einfluß geltend zu machen, daß in das Consistorium einer kirchlich darniederliegenden Provinz Jemand nicht berufen werde, welcher „der erste Büreaukrat" ist. Ein Pastor spricht ihm seine völlige Abgeneigtheit aus, in demselben Consistorium als Rath angestellt zu werden. Wiederum wird Hengstenberg gebeten, zu helfen, daß nicht in die durch den Tod eines schwachen Mannes erledigte Superintendentur in der Provinz Brandenburg ein ganz ungeeigneter Nachfolger berufen werde. Mancher Artikel, der unter den „Nachrichten" der Ev. K.-Z. gedruckt ist, veranlaßte eine oft nicht angenehme Correspondenz. Rumpel, damals noch in Halle, bald nachher zum Director des Gymnasiums in Gütersloh berufen, ist auf Hengstenbergs Wunsch bereit,[2]) „weitere Betrachtungen über die deutsche Literatur zu ge-

[1]) Ev. K.-Z. 1851. S. 41.
[2]) Brief, Halle 31. Jan. 1851.

ben; er hat von der Amaranth erst gehört und will so bald als möglich, eine Anzeige geben.[1]) An Schiller habe ich selbst gedacht, so wie an Goethe. Sie (Hengstenberg) haben vor vielen Jahren in der Ev. K.-Z., wenn ich nicht irre, als der Briefwechsel zwischen beiden erschien, ein Urtheil über beide ausgesprochen oder gebracht, das die Gebildeten gewaltig chokirt hat. Ich finde bei vielen Literatoren dieses Urtheils mit Ingrimm gedacht." H. Leo ist einer der angenehmsten Mitarbeiter für Hengstenberg, der oft Arbeiten liefert, aber fast jedes Mal bittet, seine Arbeit, wenn sie untauglich sei, in den Ofen zu stecken. Interessant ist Leos Antwort, die er auf Hengstenbergs Bitte gibt, Aufsätze über innere Mission zu liefern. Leo schreibt:[2]) „während ich nicht nur so gut wie irgend ein mensch für elend aller art, geistiges und leibliches, ein mitgefühl habe, sondern unter umständen, wo es an mich herantritt, armselig schwach in meinem gefühl dafür sein kann, bringt es doch mein ganzer lebenslauf, meine studien, meine betrachtungsweisen — alles bringt es mit sich, daß ich mir diese dinge, so wie ich nicht unmittelbar durch auge und ohr gefangen bin, unter eine allgemeine beleuchtung stelle, sie als eine dauernde zugabe zu menschlichen zuständen, gewissermaßen wie die rinde zur krume betrachte und daß mir von diesem standpunkte aus vieles als thöricht erscheint, was andere in spannung zu bringen vermag. — Es ist mir selbst oft bei den sonst gebildetsten, auch bei in macher beziehung nahestehenden versagt, den leuten nur deutlich zu machen, wo eigentlich die kraft des glaubens und wo ihre verschiebung sitzt — und während ich gott nicht genug danken kann für einen täglich neu werdenden fröhlichen und muthigen sinn der zuversicht und des glaubens, hat er mir fast alle magnetische wirkung auf andere versagt — in folge davon auch alle hier gerade nothwendigste erfahrung. Es haben mir zwar ab und zu auch junge leute gesagt, daß sie auch nach dieser seite hin mir etwas zu danken hätten, da ist dann aber sicher nicht meine kraft daran schuld gewesen, sondern daß es der liebe gott gerade so gefügt hat, daß ein wort von mir zur rechten zeit auf ihre seele fiel — ich habe nie das bewußtsein gehabt, auf seelen andrer als allenfalls anregend gewirkt zu haben — mir fehlt alles erbauliche, feierliche, vollständig das, was man salbung

[1]) Ev. K.-Z. 1851. S. 340 ff.

[2]) Brief aus dem Jahre 1851.

nennt — und eigentlich priesterlichen händen sollten Sie doch die dinge der innern mission anvertrauen. Ich meine nämlich: läßt man die dinge so gehen, daß man wie bisher das einzelne gebrechen ins auge faßt, so füllt man kräfte in ein danaidenfaß — man muß es also so anfassen, daß man den segen für ein allgemeines gewinnt, sicher gewinnt, auch wenn die kraft im einzelnen in die gosse geschüttet ist — dies allgemeine kann aber nur das reich Christi in seiner geordneten gestalt — es kann nur seine kirche sein. Gerade aber hinsichtlich der kirche stehe ich auf unseligstem boden. Während niemanden deutlicher als mir das recht und die nothwendigkeit der reformation einleuchten kann, sehe ich doch gerade durch die art, wie die reformation in die hände genommen ist, den eigentlichen boden der kirche zerschlagen. Ich kann mich darin finden, daß man im 16. jahrhundert in die lutherische und reformirte kirche als unter ein nothdach kroch, in eine bretterbude neben dem herrlichen pallast der alten kirche, der durch schlechten geruch unbewohnbar geworden war — aber daß wir uns heute noch mit allen in jenem kampfe auch erwachsenen vorurtheilen, mit allem doctrinären haß und eitelkeiten als mit einer legitimen erbschaft ausstatten sollen, daß die sehnsucht nach dem alten fundament nirgends sich äußern soll ohne den vorwurf auf sich zu laden, man habe keine nase oder liebe schlechten geruch — das hat mir nie einleuchten wollen. Man hat mir deßhalb schon vor 1848 oft schuld gegeben, ich katholisire, und hat darin gewiß in soweit recht, als ich über eine menge großer redensarten, die auf unsrer seite wie scheidemünze von hand zu hand gehen, lache und meine, es seien spielmarken — aber darin gewiß furchtbar unrecht, wenn irgend wer meint, es wäre mir jemals eingefallen, für meine person zu der römischen kirche überzulaufen. Fragen Sie mich nun aber, was ich denn unter diesen umständen wolle, so weiß ich freilich nichts zu sagen als: „anerkennen, daß wir in einem **provisorium** sind — uns nicht abstrampeln um dinge, die erst reif werden müssen — uns einstweilen frei machen von blendungen, die aus feuersbrünsten früherer zeiten herrühren, aber festhalten, was unser kranz und unsre krone ist — abwarten daß der liebe gott in dem alten kirchengebäude mit seinem blitze ein luftloch schlägt, durch welches der gestank einen ausgang gewinnt und dann frei von den alten vorurtheilen und blendungen in muße einziehen in

das gereinigte Haus." Seitdem ist freilich der üble Geruch in dem alten römischen Kirchengebäude noch übler geworden. Das Dogma über die unbefleckte Empfängniß der Maria und die Infallibilität hat ohne unser Zuthun die Scheidung von Rom noch tiefer gemacht.

Leo schreibt in demselben Briefe weiter: „Sie deuten mir an, daß Sie es gern sehen würden, wenn ich vom historischen standpunkte aus Ihren commentar über die apokalypse zur hand nähme. Wie gern thäte ich es, wenn ich es nur könnte — ich thäte es schon deßhalb gern, um meine dankbarkeit an den tag zu legen, daß Sie mir diesen theil des neuen testamentes nicht nur möglich, sondern lieb gemacht haben. Früher, wo ich von der symbolik dieses buches so gar nichts faßte, machte es mir ein grauen, jetzt ist es mir eine tiefe, herrliche, im prächtigsten rhythmus sich bewegende composition, ein schlußstein des neuen testamentes, wie es keinen herrlicheren geben kann. Das danke ich Ihnen! und namentlich dieser zweite theil hat mich viel beschäftigt und gestärkt — aber es ist unmöglich ihn in die hand zu nehmen ohne klagen und aussichten hinsichtlich der kirche mit in die hand zu nehmen — es mußte heraus, wie es zu Ihrer zeitung schwerlich paßt, wie es zu dem provisorium, in dem wir leben, in dem wenigstens ich lebe, in keiner weise paßt — mit halben worten reden ist das schlimmste, auch das gefährlichste reden in solchen sachen und mit ganzen worten geht doch wieder nicht, weil man in einem provisorium weiß, daß alles nicht provisorisch gefaßte reden vom übel ist und einem nicht nur selbst schadet, sondern auch den sachen schadet — ich würde es in einiger zeit bitter bereuen und in solche lage wollen Sie mich doch selbst nicht führen."

Der Dank Leos für die Auslegung der Apokalypse ist bei Leo so lebendig, daß er denselben in einem späteren Briefe des Jahres 1851 — etwa aus dem October — noch einmal auf das Beweglichste ausspricht. Leo nimmt an, daß sein verehrtester, theuerster Freund von Norderney über Elberfeld (Kirchentag) wieder in Sand-Athen angelangt ist und schreibt: „ich habe Ihnen noch meinen dank zu sagen für den schluß Ihres commentars zur apokalypse — ich habe nur zu wiederholen, daß ich Ihnen gewissermaßen die apokalypse selbst verdanke, die früher für mich nicht nur ein unverständliches, sondern marterndes wesen war — die mir durch Ihr buch

erst in festen architektonischen rahmen geordnet als kunstwerk offenbar geworden, in ihren einzelnen bildern verständlich geworden ist. Diese bilder, seit ich sie in eine deutsame sprache verwandelt sehe, haben mir ihr phantastisch abstoßendes verloren, und ich kann mich jetzt nicht bloß mehr wie früher an einzelnen sprüchen und stellen, sondern an dem ganzen im zusammenhange erfreuen. Also wirklich und nicht bloß als compliment herzlichsten Dank!"

1852.

1 Mose 49, 8—10: Juda, du! Löhe und Höfling: das geistliche Amt. Apostolat. Außerordentliche Aemter. Kirchenregiment. Episcopat. Conföderation. Kirchennoth in Berlin. Eroberungen der römischen Kirche. Leo über Freimaurer.

Das Jahrzehnt von 1850—60 war die Zeit der Gegen-Revolution, in welchem — Preußen voran — eine Restauration stattfand und auf vielen Gebieten ein Wiederaufbau angestrebt wurde. Hengstenberg beginnt, wie in den beiden Vorjahren, so auch 1852 mit Dank gegen Gott und mit Hoffnungen und Directiven für die Zukunft. Die Dinge hatten seit 1848 ein ganz anderes Ansehen bekommen. Die Aufklärung war an ihren Früchten erkannt. Der Rationalismus war auch in der öffentlichen Meinung verdächtig geworden, Lichtfreunde und Deutschkatholiken waren obscur geworden und Uhlich und Ronge von der Fläche verschwunden. Nicht als ob eine tiefe Aenderung in dem Volke stattgefunden hätte, wohl war man in dem bisherigen Wesen unsicher geworden; aber der Bann, der auf dem Volke ruhte, war noch nicht gebrochen. Es war die zweite Generation und während die erste rationalistische noch aufgewachsen war unter den heilsamen Einflüssen des christlichen Glaubens und eine gewisse Gottesfurcht, Zucht und Pietät bewahrt hatte, krankte die zweite überall an Unfähigkeit zum Glauben und Unkenntniß auch der ersten Elemente gesunder Lehre. Die große Bußpredigt Gottes im Jahre 1848 brachte eine wenig tief und weit greifende Wirkung, die mit Begeisterung aber ohne Gott unternommenen Bauversuche nahmen nicht einmal ein Ende mit Schrecken, sie wurden zum Gespötte, die vielgepriesene Bildung konnte nichts

thun, das Aufkommen der scheußlichsten Barbarei zu verhindern. Die Frucht von allem war bei der großen Masse keine andere, als wie es war in den Tagen der Sündfluth.

Hengstenberg erörtert eine Stelle aus Moses, den die Kirchenväter den Ocean der Theologie nennen. Es ist das Wort 1 Mose 49, 8—10 nach Hengstenbergs Uebersetzung: V. 8 Juda, du, dich werden loben deine Brüder, deine Hand wird sein im Nacken deiner Feinde, neigen werden sich vor dir die Söhne deines Vaters. V. 9 Ein junger Löwe ist Juda, von der Beute, mein Sohn, steigst du empor, er krümmt sich, lagert sich wie ein Löwe und wie ein Leu, wer will ihn aufwecken? V. 10 Nicht weichen wird Scepter von Juda und Gesetzgeber aus mitten seiner Füße, bis daß Schilo kommt und demselben werden die Völker anhangen."[1]) An Juda soll sich die Bedeutung seines Namens bewähren. Der Name heißt: er werde gepriesen, Gott nämlich. 1 Mose 29, 25 Der Herr wird sich so an Juda verherrlichen, daß man ihn dafür loben wird. Wer im vollen Sinne ein Gottlob ist, wessen Dasein Veranlassung wird, das: Lob sei Gott auszurufen, den loben seine Brüder, auf welche die von Gott in ihn gelegte Segensfülle überströmt. Mit dem Lobe der Brüder geht die Flucht der Feinde Hand in Hand. Die Träger dieser Verheißung waren sündige Menschen, und Gott konnte nimmer mit der Verheißung das in seinem Wesen begründete Recht der Heimsuchung ihrer Missethat aus seiner Hand geben. Erwählung und Heimsuchung der Sünde sind die beiden Ordnungen. Je schmerzlicher die Niederlagen Judas sind, wie z. B. in den Jahrhunderten von der Zerstörung des Davidischen Königthums an bis auf Christum, desto stärker tritt es hervor, daß Gottes Verheißung nicht trügt; Juda erhebt sich immer wieder zu der ihm gegebenen Würde. In der ganzen Weltgeschichte ist nur eine Macht, die Judas, an der trotz aller Niederlagen wahr wird: eine Hand im Nacken deiner Feinde. Und weil der Gott der Schrift in denjenigen will geehrt sein, die sein Bild tragen, so sollen sich vor Juda die Brüder neigen. Dies fand seine vorläufige Erfüllung im alten Bunde, besonders in David, seine wahrhaftige Erfüllung in Christo, dem Löwen aus dem Stamme Judas Phil. 2, 9—11.

---

[1]) Ev. K.-Z. 1852. S. 4.

Der junge Löwe in V. 9 weist darauf hin, daß die siegende Gewalt, die ihm zugetheilt wird, noch nicht eine siegende ist. Es dauerte Jahrhunderte, bis Juda zum Löwen heranwuchs. Aber „ob die Weissagung verzeucht, so harre ihrer; sie wird gewißlich kommen und nicht verziehen.“ Daß der junge Löwe von der Beute emporsteigt, hat die Voraussetzung, daß er herabgestiegen ist, um Beute zu machen; der Löwe wohnt hoch. Daß der Löwe sich krümmt und ruht, lenkt schon zu dem friedereichen Schilo hinüber — der das Bild eines Friedens ist, welcher nicht wie bei Isaschar V. 14. 15 der siegenden Kraft Abbruch thut, sondern bei dem diese Kraft völlig ungeschwächt bleibt, stets bereit, diejenigen zu zermalmen, welche den Frieden stören und im Frevelmuth die Seile von sich werfen wollen.

„Nicht weichen wird — V. 10 — Scepter von Juda und Gesetzgeber aus mitten seiner Füße,“ ehe und bis daß der Schilo kommt. Das Scepter ist das Insigne königlicher Herrschaft. Der Gegenstand dieser Herrschaft sind nach dem Vorigen 1) die Brüder Judas 2) die Feinde Israels. Nicht das Herabkommen der Herrschaft Davids und Judas nach Salomo, nicht das scheinbare Verschwind'en von Judas und Davids Königthum, wie es bei der chaldäischen Katastrophe eintrat und durch Jahrhunderte fortdauerte, konnte Gottes Verheißung aufheben, die sich vielmehr in der Erscheinung Christi aufs herrlichste bewährte. Wie sollten wir denn verzagen, wenn der Strom des Reiches Gottes sich einmal in der Erde verliert, wie sollten wir da nicht fest vertrauen, daß er zu seiner Zeit mit seinen klaren und mächtigen Wassern wieder hervorbrechen werde?“ Der Erzvater Jakob will nur das definitive Weichen des Scepters von Juda ausschließen; er hatte in seinem eignen Leben genugsam erfahren, daß die größten Verheißungen Gottes nimmer die Heimsuchung der Erwählten wegen ihrer Sünden ausschließen, daß aber Gott am Ende Alles herrlich hinausführt. Der Herr hatte zu Jakob auf der Flucht nach dem Lande der beiden Flüsse gesprochen: Ich will mit dir sein und dich behüten, wo du hinziehst und doch wurde ihm der Trug, den er an seinem Vater und an seinem Bruder verübt hatte, vergolten durch den Trug Labans. „In dem Reiche Gottes gibt es, auf das Ganze gesehen und ebenso auf seine einzelnen Glieder, keine andere Verheißungen, als

solche, die den Strömen gleichen, die abwechselnd über und unter der Erde fließen, so gewiß als alle Träger der Verheißung mit der Sünde behaftet sind.“ In Josaphat, Usias, Hiskias grünte das Scepter Judas von neuem auf. Nach der Rückkehr aus dem Exil trat Juda wieder an die Spitze des Volkes, so sehr daß er dem Ganzen seinen Namen gab. Die Siege der Maccabäer, obwohl dieselben nicht aus Juda stammten, erinnerten an die Löwenkraft Judas. Judas der Maccabäer führt nicht umsonst diesen Namen. „Der Stamm Juda, das ist der vollständige Gedanke, wird die Herrschaft nicht verlieren, bis er durch den von ihm abstammenden Schilo, dem alle Völker anhangen werden, zur höchsten Realisirung derselben gelangt.“

Das zuerst dem ganzen menschlichen Geschlechte 1 Mose 3, dann dem Geschlechte Sems 1 Mose 9, 26. 27, dann Abraham, Isaak, darauf Jakob verheißene Heil wird hier auf Jakobs Sohn, Juda übertragen; das Heil wird durch einen von Juda abstammenden Heiland kommen, der uns in dieser Weissagung als Person entgegentritt und dessen erster Name hier genannt ist Schilo, abgekürzt aus Schilon, welcher bedeutet „Mann der Ruhe“, wie der nachgebildete Name Salomo, entsprechend dem Friedefürsten Jesaj. 9, 5. Diesem Schilo werden die Völker anhangen — im Gegensatz zu einem aufgedrungenen Gehorsam. Luther: „das Reich Christi ist nicht ein solches Reich wie Davids Reich 1 Chron. 29, 3, der ein Kriegsmann gewesen und viel Bluts vergossen hat; das Reich Schilo besteht allein darin, daß man das Wort höre, demselben gehorche und glaube. Es wird mit Predigen zugehen, das wird das Wahrzeichen sein, damit das Reich Christi unterschieden wird von den andern Reichen dieser Welt, welche mit dem Schwerte und leiblicher Gewalt regiert werden. — Der Schilo will dabei sein und durch unsre Zunge und Mund kräftig regieren. Demnach ist durch diese Stelle gewährleistet, daß Juda bis zu dem Ende der Tage fortregieren wird und, ob der Satanas losgeworden aus seinem Gefängniß die Heiden verführt in den vier Oertern der Erde, so wird doch daneben die heimliche und verborgene Herrschaft des Schilo über die Gemüther fortgehen. In dem Schilo soll aber auch die ganze Würde Judas als Herrscher und Gebieter gipfeln. Hinter der anlockenden Friedensherrschaft ist die verderbende Löwenherrschaft verborgen. Alle Völker, die ihm nicht als Schilo willig

gehorchen wollen, müssen die zermalmende Kraft des Löwen erfahren. Der das Lamm ist, ist auch der Löwe. Der Blick auf Ihn gab und gibt Muth für Zeit und Ewigkeit.

Eine wichtige, tiefgreifende Frage war, ob das Amt in der Kirche eine unmittelbare Stiftung des Herrn oder ein Ausfluß des allgemeinen Priesterthums ist, ob also die Träger des Amtes ein unmittelbares göttliches Recht für sich haben oder ob sie zunächst nur Beauftragte der Gemeine sind und nur verwalten, was ursprünglich dieser eignet. Zwei Männer, deren Namen einen bedeutenden Klang haben, traten in die Schranken. Für die erstere Anschauung Löhe in den neuen Aphorismen über Kirche und Amt, Erlangen 1851, für die andere D. Höfling in den Grundsätzen evang.-luth. Kirchenverfassung, Erlangen 1851. Auf Höflings Seite standen D. Thomasius, Past. Pistorius und Prof. Richter. Hengstenberg ist der geist- und kraftvolle Vertheidiger der Auffassung, daß das Amt eine unmittelbare Stiftung des Herrn ist. Daß auf dem Elberfelder Kirchentage 1851 die Höflingsche Ansicht fast stillschweigend in einem Referate vorgetragen werden konnte, erklärt sich daraus, daß diese Frage, die in andern Kreisen eine brennende war, in den Kreisen des Kirchentages weniger angeregt war und die Versammlung weniger scharfe Augen für die Bedeutung des streitigen Punktes hatte. „Gerade die Wahrnehmung aber, daß diese Ansicht (Höflings) eben im Begriffe ist, sich unter uns festzusetzen, veranlaßt uns hier mit aller Entschiedenheit gegen sie aufzutreten. Wir sind überzeugt, daß ihr sonst so besonnener Vertreter hier fehlgegriffen hat, daß ihm etwas Menschliches begegnet ist, daß sein lobenswerther Eifer gegen Ansätze pfäffischen Wesens, die sich hier und da wahrnehmen lassen, gegen übertriebene Vorstellungen von den Vollmachten des geistlichen Amtes ihn verleitet hat, einer Ansicht zu huldigen, welche in einer Zeit, wie die unsrige, die so sehr geneigt ist, alle Autorität zu beseitigen, ganz besonders gefährlich ist. Wir sind der Ueberzeugung, daß es die Pflicht der Kirche ist, mit allem Ernste in die Erörterung dieser Frage einzugehen, daß sie das Nebeneinanderstehen dieser Ansichten nicht dulden, daß sie nicht ruhen darf, bis durch die Zeugnisse der heiligen Schrift die eine oder die andere zum völligen Unterliegen gebracht ist. Die Ueberzeugung von dem göttlichen Rechte des geistlichen Ministeriums ist die unerläßliche Grundlage seiner gesegneten Ver-

waltung. Nur sie vermag seinen Trägern die unerschrockene Freudigkeit, die unbedingte Hingabe zu gewähren, die namentlich in einer Zeit, wie die unsrige, so nothwendig sind, in der Christus herrscht inmitten seiner Feinde. Nur der Diener Gottes an Christi Statt wird seinen Augen keinen Schlaf und seinen Augenlidern keinen Schlummer gönnen. — Eine kleine Oeffnung hat hier dieselbe Wirkung wie eine große. Auch durch die erstere läuft der edle Wein aus, wenn auch langsamer. Ja man kann sagen, daß die kleine Oeffnung gefährlicher ist als die große. Die bedenklichsten Irrthümer sind die, durch welche die Auserwählten verführt werden können."

Aber ist die bestrittene Ansicht, das geistliche Amt sei ein Ausfluß des allgemeinen Priesterthums, nicht wenigstens eine lutherische, wenn auch nicht die lutherische? Antwort: wenn Alles lutherisch wäre, was Luther je gesagt hat, so könnte jene Ansicht wohl eine lutherische genannt werden. Es kann nicht geleugnet werden, daß Luther u. A. in dem Sendschreiben an die böhmischen Brüder ähnliche Ansichten aufgestellt hat, „es erfordert der Gemeinschaft Recht, daß einer oder als viel der Gemeine gefallen, erwählet und aufgenommen werden, welche anstatt und im Namen aller derer, so eben dasselbige Recht haben, verbringen diese Aemter öffentlich. — In einer Gemeine, da jedem das Recht frei ist, soll sich desselbigen Niemand annehmen ohne der ganzen Gemeine Willen und Erwählung. — Gar alle Christen sind miteinander Priester und alle Priester sind Christen und sei eine verfluchte Rede, wo man sagen wollte, ein Priester wär ein ander Ding, denn ein Christ ist. — Das sind aber die priesterlichen Aemter alle, lehren, predigen, taufen, segnen oder das Sacrament des Altars reichen, binden und auflösen von den Sünden, bitten für die Andern, richten über alle andere Lehre und Geist." So Luther. Aber das Lutherische in der Wahrheit ist hier anders als Luther selbst. Luther hat manches Unlutherische gesagt, wozu ihn der einseitige Gegensatz gegen das Pabstthum in der ersten Zeit der Reformation fortriß. Es ist nicht schwer, aus Luther Stellen zu finden, aus denen geschlossen werden könnte, er sei nicht frei von sektirerischen Meinungen gewesen, wie es auch nicht schwer ist, ihn nach andern Stellen eines päbstlichen Sauerteiges zu beschuldigen. Man muß eben den Gegensatz, den Luther gerade im Auge hat und gegen welchen er kämpft,

nicht außer Acht lassen. Nachdem er durch die Feuerprobe nicht bloß des Kampfes mit Rom, sondern auch mit dem aufrührerischen Geiste des Bauernkrieges, der wiedertäuferischen Bewegung und andern destructiven Richtungen hindurchgegangen ist, ist das Lutherische in Luther abgeklärt.

Vor Allem aber gilt, die lutherische Lehre aus den Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche zu erkennen, welche sämmtlich aus einer Zeit sind, in der man schon aus Erfahrung gelernt hatte, daß der Kirche auch noch andere Gefahren, als diejenigen von dem Pabstthum drohen. Die Bekenntnißschriften enthalten aber die bestimmtesten Aussprüche für das göttliche Recht des geistlichen Amtes und Standes. Hier kommt vor Allem Art. 5 der Augsb. Conf. in Betracht: Solchen Glauben zu erlangen hat Gott das Predigtamt eingesetzt, Evangelium und Sacrament gegeben; noch deutlicher heißt es nach dem lateinischen Text: „Solchen Glauben zu erlangen, ist das Ministerium der Verkündigung des Evangeliums und der Darreichung der Sacramente von Gott eingesetzt.“ In der Apologie Art. 13 heißt es: „das Predigtamt hat Gott eingesetzt und geboten, und hat herrliche Zusage Gottes.“

Und wie wäre, wenn die lutherische Lehre die Identität des geistlichen Amtes mit dem geistlichen Priesterthum enthielte, die Stellung denkbar, welche der geistliche Stand in Lehre und Leben der späteren lutherischen Kirche einnahm? Die Bekenntnißschriften sprechen auf das Bestimmteste die Lehre von der göttlichen unmittelbaren Stiftung des geistlichen Amtes aus, so daß alle späteren Entwicklungen weiter nichts sind, als die auf die Spitze getriebenen Anschauungen der lutherischen Lehre.

Ebenso steht die Lehre von der Identität des geistlichen Amtes mit dem allgemeinen Priesterthum durchaus in Widerspruch mit der heiligen Schrift. Daß im alten Testament der Priesterstand auf göttlicher Stiftung beruht, ist nach den Büchern Mosis über allen Widerspruch erhaben. In Pred. 5, 5 heißt der Priesterstand der Engel des Herrn. Was aber unter dem alten Bunde Gültigkeit hatte, hat es auch unter dem neuen, so gewiß auch der alte Bund eine Stiftung Gottes ist, es sei denn, daß aus der Natur der Sache oder klaren Aussprüchen des neuen Testaments nachgewiesen werden könnte, daß eine Aenderung vorgegangen ist. Was man hier besonders geltend macht, ist das Priesterthum der Gläu-

digen des neuen Bundes, durch welches Aller geworden sei, was unter dem alten Bunde nur einem bestimmten Stande angehörte. Aber das geistliche Priesterthum der Gläubigen ist durchaus nicht etwas dem neuen Testament Eigenthümliches, so wenig, daß vielmehr die Stellen, welche seiner gedenken, in unleugbarer Beziehung auf Grundstellen des alten Testaments stehen, besonders auf die ursprünglichste unter allen 2 Mos. 19, 6, wo das Volk Gottes bezeichnet wird als ein Königthum oder Herrscherthum von Priestern, ein solches, welches von Priestern geführt wird. Wenn nun im alten Bunde das allgemeine Priesterthum aller Gläubigen einen göttlich berechtigten Stand von Dienern des Heiligthums nicht ausschloß, wenn es als ein schwerer Frevel der Rotte Korahs erscheint, daß sie das allgemeine Priesterthum gegen das besondere in die Schranken führte, wie sollte dann im neuen Bunde die göttliche Mission eines an einen Stand gebundenen geistlichen Amtes auf diesen Grund hin bekämpft werden können? Und was ist das Wesen des geistlichen Priesterthums aller Gläubigen? Dasselbe bezieht sich zunächst nicht auf die Verhältnisse der Glieder der Gemeine unter sich, vielmehr auf das Verhältniß der Einzelnen zu dem Herrn der Kirche, und berührt sich zunächst gar nicht mit dem besondern Priesterthume, dem geistlichen Amte. Sein Wesen besteht in einer innigen Verbindung mit Gott, in dem Zutritt zu dem Thron der Gnade, in der Vollmacht, geistliche Opfer zu bringen. In 1 Petri 2, 5 bringt das heilige Priesterthum geistliche Opfer dar; gemeint sind die Opfer, die jeder Christ für sich darbringt. Calvin: „unter den geistlichen Opfern nimmt die erste Stelle ein die allgemeine Darbringung unsrer selbst Röm. 12, 1. Denn wir können Gott nichts darbringen, bevor wir ihm uns selbst zum Opfer dargebracht haben, welches geschieht durch Verleugnung unsrer selbst. Es folgen dann Gebete und Danksagungen, Almosen und alle Uebungen der Frömmigkeit.“ „Und hätte die Berufung auf das allgemeine Priesterthum zur Bekämpfung des göttlichen Rechtes des geistlichen Amtes bei einer apostolischen Gemeine noch einigen Schein, wie dürfte man sie gar wagen bei unsrer so tief gesunkenen Volkskirche? Oder will man etwa die lutherische Lehre von der Taufe so auf die Spitze treiben, daß man gegen allen Augenschein den Unterschied unsrer Gemeinen von den apostolischen leugnet?“ Die Gemeine ist kein Aggregat gleichberechtigter Individuen.

Wenn Matth. 18, 17. 18 das Amt der Schlüssel der ganzen Gemeine zugetheilt ist, so ist dieser Ausspruch zu ergänzen aus Matth. 16, 19 und Joh. 20, 22. 23, wonach die Vollmacht zu lösen und zu binden der organisirten, unter das Amt verfaßten Gemeine angehört.

Daß das Apostolat nicht aus der Gemeine hervorgewachsen, sondern eine unmittelbar göttliche Stiftung ist, können die Gegner nicht bestreiten. Daß die Apostel neben den an ihren Personen haftenden herrlichen Vorzügen zugleich die Repräsentanten des geistlichen Amtes in der Kirche sind, und nicht, wie die Gegner sagen, durch eine unbedingte Scheidung von dem geistlichen Amte getrennt sind, ergeben viele Stellen der h. Schrift. In Matth. 28, 18—20 zeigt das: Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende, daß die Stelle die göttliche Vollmacht für das Lehramt überhaupt enthält. Joh. 20, 21—23 kann nur im Gegensatze gegen die Kirche aller Zeiten auf die Apostel beschränkt werden. Ebenso das Amt des Wortes Apostg. 6, 4, das Amt des Geistes 2 Cor. 3, 6, das Amt, das die Gerechtigkeit, und das Amt, das die Versöhnung predigt 2 Cor. 3, 9 und 5, 18. Nach dem, was das neue Testament über das Recht der bürgerlichen Obrigkeit lehrt, daß keine Obrigkeit ist, die nicht von Gott verordnet ist, wäre es widersinnig anzunehmen, daß das in der Kirche bestehende geistliche Amt unter das vierte Gebot gestellt sein sollte. In der Offb. Joh. erscheint das Amt als eine Macht über der Gemeine. Die es tragen, erscheinen unter dem Symbol der Sterne, mit welchem der Name der Engel Hand in Hand geht. 1 Cor. 12, 28 heißt es nicht, wie Löhe treffend bemerkt, Gott hat die Gemeine gesetzt zu Aposteln, Propheten u. s. w., sondern Gott hat in der Gemeine gesetzt aufs erste die Apostel u. s. w.

Weil solche Zeugnisse der heil. Schrift für die Lehre von der göttlichen Stiftung und dem Rechte des geistlichen Amtes vorliegen, so dürfen die schlimmen Folgen, die aus dieser Lehre hervorgehen sollen, nicht schrecken. Eine solch böse Folge soll sein, daß nach dieser Lehre jede Gemeine eine unfehlbare gesetzliche Lehrautorität, einen Pabst in ihrer Mitte habe. Warum würde auf das: hütet euch vor den falschen Propheten, in unsern Bekenntnißschriften so oft hingewiesen? Wozu soll dann noch das formale Schriftprincip unsrer Kirche nützen? Mit solchem Raisonnement kann man jede

Autorität auf Erden bekämpfen, und das ganze vierte Gebot zu nichte machen. Die Glieder der Kirche sind nicht bloß berechtigt, sie sind, zur geistlichen Mündigkeit gelangt, verpflichtet, unmittelbar aus der heil. Schrift zu schöpfen. Eine unfehlbare Auctorität hinstellen, hieße Gott in der Höhe und sein heilig Wort verleugnen, ihn für einen Fremden halten, und sein Wort für ein dunkles und verschlossenes Buch erklären. Jede menschliche Auctorität hat ihre Grenze, und diese Grenze ist besonders scharf für das geistliche Amt gezogen, wodurch aber dessen Auctorität nicht aufgehoben wird, sondern demselben ein weites und reiches Gebiet bleibt. Die Fälle der Collision zwischen dem geistlichen Amte und dem Worte Gottes sind leider zu unsern Zeiten häufige Ausnahmen, die Uebereinstimmung bleibt die Regel. Auch der Einwand, daß die Lehre von dem göttlichen Recht des Lehrstandes die lutherische Lehre von dem Verhältniß der sichtbaren und unsichtbaren Kirche aufhebe, und die Gemeinschaft des Glaubens in eine Gemeinschaft mit den Personen des Lehrstandes verwandle, ist hinfällig. Die unsichtbare Kirche ist der göttliche Grund der sichtbaren, ist die sichtbare nach Abzug des ihr beigemischten falschen Samens, der nach Augustins Lehre in der Kirche ist, aber nicht von der Kirche. Außerdem theilt die unsichtbare Kirche alle Unterschiede der sichtbaren, sie hat gläubige Pastoren und gläubige Gemeindeglieder. Die Lehre von der unsichtbaren Kirche bildet den Gegensatz gegen die römische Kirche, wonach das Kleid den Mann macht, die Bedeutung eines Jeden nach der Stellung bemessen wird, die er äußerlich einnimmt. Endlich ist es nicht richtig, daß, wenn der geistliche Lehrstand nach göttlichem Rechte besteht, derselbe in ceremonialgesetzlicher, heilsvermittelnder Weise der Kirche gegeben sei. Darauf antwortet Löhe richtig: „Gottes Wort ist Gottes gnadenreiches Wort in jedem Munde, gehöre er Vater oder Mutter oder Bruder, und Alles, was behauptet wird, ist das, daß das heilige Amt das Wort in einem besonderen Auftrage und mit besonderer Verheißung predige." Freilich Uebergriffe und Anmaßungen der Träger göttlicher Rechte sind zu allen Zeiten und in allen Verhältnissen die gefährlichsten Feinde ihrer Anerkennung gewesen.

So energisch Hengstenberg für das göttliche Recht des geistlichen Amtes eintrat, so freimüthig tritt er andrerseits dafür ein, daß das ordentliche Amt nicht das einzige in der Kirche ist. Er

nennt es eine Einbildung,[1]) die sich häufig finde, als gebe es in der Kirche nur das ordentliche Amt. Die Anerkennung außerordentlicher Aemter in der Kirche ist von selbst gegeben, sobald man nur erkennt, daß das Wohnen Gottes unter seinem Volke Realität hat. Ist dies, wie läßt sich dann denken, daß er sich in der Austheilung seiner Gaben und Aemter an die menschliche Ordnung unbedingt binden, denken, daß er nicht durch außerordentliche Gesandte seine Rechte wahrnehmen, seinem Reiche aufhelfen werde, wenn das ordentliche Amt entartet ist. So findet sich schon unter dem alten Bunde das außerordentliche Amt in bedeutender einflußreicher Thätigkeit. Moses, der den Priesterstand im Auftrage Gottes einsetzt, ist selbst ein Träger eines außerordentlichen Amtes, stellt dem Priesterstand als sein Correctiv und seine Ergänzung das Prophetenthum an die Seite, ein Amt im vollsten Sinne, ein Amt, das durchaus auf der Gabe ruht, und bei dem keine Art von äußerer Berufung und Berechtigung stattfand. Das Prophetenthum trat zuerst in Samuel in bedeutender Art auf, und bewirkte eine Reformation, welche das Priesterthum hervorzubringen nicht im Stande gewesen war. Die von Samuel errichteten, unpassend so genannten Prophetenschulen trugen nichts von Schulen an sich, waren vielmehr freie Vereine der vom Geiste Gottes Ergriffenen, zur Wirksamkeit unter dem Volke; die Gabe der eigentlichen Weissagung wurde nicht den Hunderten von „Söhnen der Propheten" zu Theil, sondern wenigen Einzelnen, welche die Leitung jener freien Vereine hatten. Die göttlichen Beglaubigungen, die einem Elias und Elisa zu Theil wurden, entsprachen ihrer wichtigen Stellung. 2 Kön. 4 und 6 geben nähere Auskunft über diese Vereine. Eine Art freien Amtes hatten die gottesfürchtigen Könige im alten Testament. David trifft die ausgedehntesten gottesdienstlichen Anordnungen, wie in den Büchern der Chronik zu lesen; Josaphat, Hiskias, Josias nehmen durchgreifende Reformationen vor, und nirgends wird ihre Berechtigung dazu in Zweifel gezogen. Die Grenze, welche das freie Amt nicht überschreiten darf, liegt darin, daß die eigentlich gottesdienstlichen Funktionen dem geistlichen Amte bleiben; Usias wird mit dem Aussatze bestraft, weil er das dem Priester zustehende Räuchern im Tempel ausgeübt hatte. Im

[1]) Ev. K.-Z. 1852. S. 25.

neuen Testament begegnen uns sogleich Apostg. 11, 19 ff. diejenigen, die zerstreut waren und das Wort redeten, ohne einen äußeren Beruf zu haben. Gabe und Noth machte diese zu Trägern eines außerordentlichen Amtes. Von durchgreifender Bedeutung sind die Stellen Eph. 4, 11 und 1 Cor. 12, 28: Gott hat gesetzt aufs erste in der Gemeine die Apostel, aufs andere die Propheten, aufs dritte die Lehrer, darnach die Wunderthäter, darnach die Gaben, gesund zu machen, Helfer, Regierer, mancherlei Sprachen." Man wird diesen Stellen auf dem Standpunkte des äußerlichen Amtsbegriffes nicht gerecht werden können, sondern nur dann, wenn man erkennt, daß neben dem ordentlichen Amte in der Hauptsache zu gleichen Rechten das außerordentliche besteht, daß die Berufung zu einem solchen zunächst durch die Gabe selbst erfolgt. Hengstenberg führt Luther selbst in dieser Hinsicht an, dessen Stellung nicht gerechtfertigt werden kann, ohne auf das Recht des freien Amtes zurückzugehen. Die Erkenntniß einer amtlichen Berechtigung wird bei denen, die sich auf einem Gebiete bewegen, das von dem ordentlichen Amte gar nicht einmal in Anspruch genommen wird, wie dem der Heidenmission, am leichtesten zu gewinnen sein. Und hatte nicht Hengstenberg, der einfache Professor in Berlin, von Gott Selbst Gabe und Geist empfangen, in so hervorragender Weise ein Wecker und Führer der Kirche Jahrzehnte hindurch zu sein?

Was das Kirchenregiment anbetrifft, so stimmt Hengstenberg mit der Höflingschen Schrift überein. Es kommt dem geistlichen Amte im Kirchenregimente eine bedeutende Stellung zu, nicht nur, weil die Geistlichen vorzugsweise Sachverständige sind, sondern auch deßhalb, weil die kirchlichen Behörden, sobald das pastorale Element in ihnen zurücktritt, gar leicht in die Gefahr gerathen, den geistlichen Charakter des Kirchenregiments aus den Augen zu verlieren. Aber andererseits ist auch die juristische Gabe dem Kirchenregimente unentbehrlich, weil die Angelegenheiten des Kirchenregiments fast überall neben der geistlichen auch eine rechtliche Seite haben. Weil aber die Zwittergestalt von juristischen Geistlichen und brauchbaren Geschäftsmännern, mit oder ohne seidenen Talar vom Uebel ist, so ist der juristische Beirath für das Kirchenregiment erforderlich.

Die bischöfliche Kirchenverfassung hat so wenig wie irgend

eine andere an sich, und abgesehen von der Geschichte ein göttliches Recht für sich. Der Beweis für die apostolische Einsetzung der bischöflichen Gewalt beruht nur auf späteren unverbürgten Traditionen; es ist kein einziger namhafter Zeuge für dieselbe vorhanden. Wäre der Episcopat die nothwendige für alle Zeit gültige Form des Kirchenregimentes, so müßten wir in der h. Schrift eine bestimmte Weisung haben; nun aber enthält die kurz vor dem Erlöschen des Apostolats geschriebene Apokalypse so wenig etwas über den Episcopat, wie die früheren Bücher. Wäre der Episcopat zum Gedeihen der Kirche absolut nothwendig, so würde die Geschichte ihn auch gerechtfertigt haben, während jetzt vor Augen liegt, daß Schottland in christlicher Beziehung eins der gesegnetsten Länder ist, ja, daß dort vielleicht die Kirche in dem Volksleben die tiefste Wurzel geschlagen hat. „Man täuscht sich, wenn man aus dem wirklichen oder vermeintlichen Halt, den die katholische Kirche an dem Episcopate hat, schließt, daß er Gleiches auch der evangelischen Kirche gewähren könne. Die Auctorität des Episcopats beruht in der katholischen Kirche auf einem Dogma und einem dem entsprechenden Glauben, und dies Dogma und diesen Glauben wird sich die evangelische Kirche nie aneignen können, so lange sie auf ihrem Fundamente, der heiligen Schrift steht. Man täuscht sich, wenn man meint, der katholischen Kirche die ächte Verfassung zutheilen zu müssen, der evangelischen Kirche den Vorzug der reinen Lehre, und hofft, daß die Kirche der Zukunft diese Vorzüge in sich vereinigen werde. Die Verfassung der katholischen Kirche steht im innigsten Zusammenhange mit ihrer Lehre und übt nur im Zusammenhange mit der schriftwidrigen Doctrin, mit ihrem gesammten Aeußerlichkeitsgeiste, die Wirkungen aus, die so Manchen unter uns imponiren, die aber nach unserer Ueberzeugung viel zu theuer erkauft sind, und mehr glänzen, als wirklich nähren zum ewigen Leben. In der evangelischen Kirche Deutschlands ist der Episcopat durch die Geschichte gerichtet. Er hat eine tiefe Antipathie gegen sich. — Alle Versuche, einen geistlichen Monarchismus unter uns einzuführen, sind bis jetzt fruchtlos gewesen. Der Episcopat ist stets wie eine taube Blüthe bald wieder abgefallen."

Hengstenberg gibt einen Rath in dieser Sache, der auch heute noch wohl gilt, daß es nämlich auf dem Gebiete der Verfassung vom Uebel sei, zu experimentiren, dagegen sei es wohlgethan, zu

bewahren, was wir haben, dieses von seinen Auswüchsen zu reinigen, im Einzelnen daran zu bessern, vor Allem aber dahin zu wirken, daß der gute Geist unter uns lebendig werde, der auch die schwächere Verfassung zu einem Mittel des Segens machen kann. So wir nur wahrhaft wachsen an dem, der das Haupt ist, so wird sein Regiment in unsrer Schwachheit mächtig sein, reichlich ersetzen, was in unsrer irdischen Verfassung mangelhaft ist, und den Hohn unsrer stolzen Schwester beschämen. Leo sagt in ächt evangelischem Geiste: „Christus ist in der Kirche noch in ganz anderem Sinne Monarch als irgend ein Herrscher in einer anderen Menschengemeinde — denn zu seiner Gemeinde gehört jeder nur, so weit er von ihm bewegt und durchdrungen wird, und sonst nicht — er ist das Alpha und Omega der Kirche — und so herrscht er nicht bloß, sondern er allein ist die Quelle alles Lebens in der Kirche."

Vor noch nicht langer Zeit hatte Hengstenberg erklärt, es sei noch nicht angezeigt, an die Stelle der unterschiedslosen Union im Kirchenregimente die Conföderation treten zu lassen; es sei hinreichend, wenn die lutherische Confession in den Behörden durch einzelne Männer von ausgeprägt lutherischer Ueberzeugung vertreten werde. Den Grundgedanken, der Hengstenberg in seiner Anschauung über Confession und Union allezeit geleitet hat, hat er selbst dahin ausgesprochen: „achten wir auf den Trieb, der durch einige Jahrhunderte unsrer Geschichte hindurchgeht, so können wir nicht glauben, daß wir von oben zu unbedingter confessioneller Ausschließlichkeit bestimmt sind und eine religiöse Scheu muß uns abhalten, dieser unserer Bestimmung zuwider zu handeln." Daß er die Zeit der Conföderation bis dahin noch nicht gekommen glaubte, hatte verschiedene Gründe; es müsse vorher mehr confessionelles Bewußtsein in die Gemeinen kommen, es müsse die Conföderation eine ebenso starke Grundlage in dem wirklichen Leben der Kirche gewinnen, wie sie einst die Einführung der unterschiedslosen Union hatte. Es war die Furcht, daß der mit Einführung der Conföderation nothwendig verbundene Streit in der Kirche die Aufmerksamkeit von anderen, dringenderen Aufgaben abziehen möchte, und eine Spaltung entstehe unter denen, deren Einigkeit für das Gedeihen der Kirche so nothwendig ist.

Im Jahre 1852 war eine wesentliche Veränderung der Ver-

hältnisse eingetreten. In den lutherischen Vereinen und weiteren Kreisen hatte die Abneigung gegen die unterschiedslose Union im Kirchenregimente eine solche Höhe und Stärke erreicht, daß die bedenklichsten Folgen nicht ausgeschlossen waren. Es drohte der Austritt aus der Landeskirche in großem Umfange, um so bedenklicher, als dadurch nicht die Spreu, sondern der Weizen hinweggeführt werden sollte. Verhängnißvoll war auch die bei dem Fortbestehen der unterschiedslosen Union aushöhlende, geisttödtende Einseitigkeit, die juristische Richtung, in welche viele treffliche Geistliche hineingeriethen. Ein übertriebener Confessionalismus drohte sich wie ein Mehlthau auf das kirchliche Leben, die erste Liebe, niederzulassen. Die Bande der Pietät gegen das Kirchenregiment löften sich. Die Lage der Dinge bewog Hengstenberg, nunmehr für die Conföderation einzutreten. Auf der confessionellen Seite war das Recht, welches durch die Cab. Ordre von 1834 nicht erst geschaffen ist, sondern nur eine erneuerte Anerkennung gefunden hat. Die Conföderation müsse aber auch der Grenzpunkt sein, und denjenigen, welche auf völlige Aufhebung der Union hindrängen, habe das Kirchenregiment kräftigen Widerstand entgegenzusetzen.[1]) Bei der vorzunehmenden confessionellen Sonderung der Behörden dürften nur die lutherische und reformirte Confession vertreten werden; die wenigen von Haus aus unirten Gemeinen hätten kein Recht auf eine besondere Vertretung im Kirchenregimente (höchstens eine Stimme im Oberkirchenrath) und könnten füglich dem Plenum der lutherischen und reformirten Räthe unterstellt werden. Auch die Cab. Ordre von 1834 weiß nichts von einer unirten Confession. In den östlichen Provinzen ist es nur der Ausdruck des wirklichen Zustandes, wenn die Consistorien für lutherische erklärt werden mit reformirten Beisitzern. In den westlichen Provinzen dagegen, bei dem numerisch mehr gleichen Verhältnisse der Confessionen müßten die Consistorien einfach als vereinigte Behörden der lutherischen und reformirten Confession auftreten. Die Sonderentscheidung der lutherischen oder reformirten Abtheilung müßte überall da eintreten, wo die Mehrheit der Räthe der Abtheilung sie in Anspruch nimmt.

Die Berliner Kirchennoth, oder vielmehr kirchliche Verwahrlosung, war schon damals eine Klage und Frage; man sprach

---

[1]) Ev. K.-Z. 1852. S. 41.

es aus, daß Berlin durch langjährige schwere Versäumniß die kirchlich verwahrloseste Stadt der ganzen Christenheit sei, welche Behauptung, trotzdem daß viel für den Bau von Kirchen geschehen war, ihre Wahrheit hatte. Hengstenberg erachtet die Berliner Zustände noch für ziemlich erträglich, wenn nicht das Patronat bei so vielen Berliner Kirchen in den Händen des Magistrats wäre. „Wie das Patronat geübt wird, das ergibt sich einfach aus dem Besuche dieser Kirchen. Die besuchten Kirchen sind fast durchweg solche königlichen Patronats. Das ist die Folge, wenn das einzige leitende Motiv bei den Wahlen die Furcht vor dem Pietismus ist, wie das nun schon seit einer ganzen Reihe von Jahren hier der Fall war. Man wird in diesem oder jenem Falle nächstens einmal eine Ausnahme machen; denn die Widersinnigkeit ist doch zu groß, Geistliche für die leeren Bäncke zu wählen. Ein Magistrat, der den Deutschkatholiken Unterstützungen bewilligte, kann sein Patronat nicht im Geiste der Kirche verwalten." Daß unter diesen Umständen neue Kirchen gebaut werden, erscheint als ziemlich gleichgültig, weil leere Kirchen mit ihren leeren Predigern doch nur als geistliche Ruinen zu betrachten sind. „Müssen wir auf einen guten Theil der Kirchen und Pastorate Berlins verzichten, sie so gut als gar nicht vorhanden betrachten, so erscheint die kirchliche Verwahrlosung Berlins wirklich in einem furchtbaren Lichte, und wir müssen uns wundern, daß die Zerrüttung dort nicht eine noch viel tiefgreifendere ist." Keine Kirchensteuer! Sie würde, von andern gewichtigen Bedenken abgesehen, nur der weiteren Ausdehnung der Patronatsrechte des Magistrats zu Gute kommen. Vielmehr sei der Weg der freiwilligen Gaben nach 2 Cor. 9, 7 zu wählen. Der Bau der Jakobikirche war bereits vorzugsweise das Werk eines der dabei betheiligten Geistlichen. „Es könnte uns nichts Erwünschteres geschehen, als wenn Römisch-Katholischer Eifer, den Manche sich freilich viel größer denken, als er wirklich ist, sich unsre Stadt recht zum Zielpunkte machte. Hätten wir hier erst sechs Klöster in unsrer Stadt, sähen wir auf den Straßen ebenso viele Kapuciner als Constabler, schlüge die Katholische Mission hier erst ihr Lager auf, so dürften wir wohl hoffen, daß viele Schlafende zum Eifer erweckt würden."[1])

Was Hengstenberg der Furcht gegenüber, daß die katholische Kirche bedeutende Eroberungen machen werde, sagt, ist von

[1]) Ev. K.-Z. 1852. S. 51.

solchem Werth für die Sache, und kennzeichnet Hengstenberg so deutlich, daß wir den ganzen Abschnitt wörtlich mittheilen.

„Wir können diese Furcht (vor der katholischen Kirche und ihren Eroberungen) nicht theilen. Wir sehen in den vorliegenden Thatsachen keine Veranlassung dazu. Was hat es denn zu bedeuten, wenn in dem Uebertritt einer Gräfin[1]) sich das Sprüchwort: gleich und gleich gesellt sich gern, bewährt, wenn ihr stolzes Herz sich zu einer Kirche „voll Selbstvertrauen und Zuversicht, voll Prätension und unerbittlicher, niederschmetternder Hoheit" hingezogen fühlt, in deren Namen sie Hohn ausschütten kann auf die Gemeinschaft, in deren Mitte sie bis dahin äußerlich lebte, und die Anerkennung nicht mehr fand, die sie in Anspruch nahm. Oder was hat es zu sagen, wenn ein Literat in dem trostlosen Gefühl des sittlichen Verfalles, der mehr und mehr über ihn hereinbrach, in der Wahrnehmung der mit den Jahren immermehr abnehmenden sittlichen Willenskraft (v. Florencourt, meine Bekehrung S. 115) dem Kampfe, den er innerlich durchzuführen sich außer Stande fühlt, äußerlich ein Ziel zu setzen sucht, erst den Entschluß faßt, nach Amerika auszuwandern, um dort „frische sittliche Impulse" zu finden, und dann zu der katholischen Kirche seine Zuflucht nimmt. Wir dürfen den Literaten der Gräfin nicht gleichstellen, wir müssen den ehrlichen Mann von Herzen bedauern, aber imponiren kann er uns in keiner Weise. Nur zu bald, fürchten wir, wird eintreten, was er selbst sich schon jetzt als möglich vor Augen stellt, wenn er sagt: „und wie grenzenlos unglücklich, wie gänzlich verloren wirst du dann später sein, wenn du den Schritt gethan, und er sich als eine Illusion, als ein letztes desperates Experiment herausgestellt hätte." Wir fürchten, es wird um so eher eintreten, da der Unglückliche die Unvorsichtigkeit gehabt hat, sich nach Oestreich, in der Mitte seiner jetzigen Glaubensbrüder, überzusiedeln, wo die Wirklichkeit noch mehr als anderswo seiner phantastischen Vorstellung von der katholischen Kirche ins Angesicht schlägt, wo der Abstand gegen seine bisherigen Umgebungen, (er hat in den letzten Jahren in vielfachem Verkehr mit gläubigen Protestanten gestanden), sich ihm mit Gewalt aufdringen muß. Er wird dort bald erfahren, mit welchem Rechte er

[1]) Die Gräfin Ida Hahn-Hahn, die Romanschreiberin, trat 1850 zur römischen Kirche über.

gesagt hat, er habe unter gläubigen Protestanten „jene. freudige, naive, immer gleiche Glaubenszuversicht“ vermißt, bei den Katholiken aber gefunden. Es wird ihm dort wohl selten auch nur das entgegentreten, was er selbst den gläubigen Protestanten zugesteht. Sieht man dort eine Anzahl von Geistlichen zusammen, so wundert man sich über die geistlose Leerheit, welche den Gesichtern aufgeprägt ist. Die tiefe Versumpfung des geistlichen, ja selbst des geistigen Lebens in der katholischen Kirche Oestreichs wird selbst unter den Katholiken anerkannt. Nach jenem Ausspruche übrigens muß Thomas von Kempen ein gar schlechter Katholik sein, der beständig wehmüthig klagt über den Mangel dieser „immer gleichen Glaubenszuversicht,“ und ermahnt, daß man sie auf Erden nicht erwarten solle, im Einklange mit der h. Schrift, namentlich mit Davids Psalmen, die für solche utopische Leute von „immer gleicher Glaubenszuversicht“ ganz ungenießbar sein müssen, in denen uns überall eine ringende Seele himmelhochjauchzend und dann wieder zum Tode betrübt, entgegentritt. Eine so durch und durch polemische Natur, wie die Florencourts, den sein eigener Vater für „völlig gefühllos und liebeleer hielt,“ für den die „wüthende Prügelei“ charakteristisch ist, die er zwei Tage vor der Confirmation in der Kirche und in der Nähe des Altars mit einem seiner Mitconfirmanden hatte (er selbst erblickt darin einen Beitrag zur Charakteristik des Protestantismus!), würde, wenn er unter Protestanten fortgelebt hätte, sich durch den Gegensatz, durch Disputiren und Raisonniren noch leichter in der Illusion behauptet haben, wie es ja Thatsache ist, daß so manche Katholiken, wie es scheint, auch der Verfasser der Gespräche über Staat und Kirche, dies Mittel zur Befestigung ihrer katholischen Ueberzeugung mit Erfolg angewandt haben, und stets von neuem zu demselben greifen. Hoffen wir, daß die Enttäuschung, die bei einer so wenig phantastischen, so vorwiegend verständigen Natur, die nur durch die äußerste Verzweiflung momentan in eine Phantasie hineingetrieben, verleitet werden konnte, einen Strohhalm für ein rettendes Brett zu halten, nicht lange auf sich warten lassen wird, daß es ihm nicht ergeht, wie jenem zu den separirten Lutheranern oder vielmehr zu der Ehrenströmschen Secte übergetretenen Manne, der seinem Geistlichen einen Brief schrieb voll triumphirender, höhnender Zuversicht, daß er nun in der wahren Kirche mit dem wahren Amte vollen Frieden und die Vergebung seiner Sünden

gefunden habe, und acht Tage darauf, als seine Sünden wieder über ihn gekommen waren, erhängt gefunden wurde. —

Oder was hat der Uebertritt einiger Weniger vom Adel (in Mecklenburg) zu bedeuten, welche, wie es scheint, in der katholischen Kirche die conservative Macht für den Staat erblicken, den einzigen soliden Stützpunkt für ihre eigenen politischen Rechte und Ansprüche. Solche Täuschung wird nur Einzelne gefangen nehmen können. Sie ist zu grob, um allgemein zu werden. Die Thatsachen bezeugen es zu laut, daß die katholische Kirche in ihrer specifischen Eigenthümlichkeit und abgesehen von der christlichen Grundrichtung, die ihr mit uns gemeinsam ist, die bei uns ohne solchen verderblichen Dualismus vorkommt, den Staat nur als Mittel zu ihrem Zweck betrachtet, daß sie jeden Eidbruch gutheißt, jede Usurpation genehmigt, wenn ihr nur ein Vortheil vor das oft kurzsichtige Auge gestellt wird.

Oder was hat jene katholisirende Bewegung in England zu bedeuten, in der nur einmal wieder die katholischen Keime zur Entwicklung gelangen, die in der bischöflichen Kirche übrig geblieben sind, die aber ebenso wie eine Reihe von früheren mit der Ausstoßung der fremdartigen Elemente, mit einer Reaction des Grundwesens der Kirche gegen jene Beimischungen endigen wird. Der göttliche Grund gegen die auf England gerichteten katholischen Hoffnungen ist die Thatsache, daß die heilige Schrift dort tief und fest gewurzelt ist, daß die englische Liebe zur Freiheit nimmer sich wird das Joch des Pabstes auflegen lassen. —

Die Stärke der katholischen Kirche — nämlich ihre Einheit, Continuität, Consequenz — ist zugleich ihre Schwäche. Je mehr sie diese auf die Spitze treibt, desto mehr ist sie genöthigt, die gesunde Forschung mit Füßen zu treten, welche die Beweise für ihre Wandelbarkeit darbietet und das hat jetzt um so mehr zu bedeuten, da neben der kirchlichen eine neutrale Wissenschaft existirt, die man nicht von vornherein auf Grund ihrer kirchlichen Befangenheit verwerfen kann; desto mehr ferner ist sie genöthigt, die handgreiflichsten Irrthümer und Mißbräuche festzuhalten und dadurch einem Zeitalter der Kritik, wie dem unsrigen, Blößen zu geben, dem z. B. der so völlig allen Fundamentes entbehrende Mariendienst, die so vielfach offenbar auf dem Grunde grenzenloser Leichtgläubigkeit beruhende Heiligenverehrung sich nicht empfehlen kann. Um

ihre Einheit behaupten zu können, wird die katholische Kirche irreformabel und Schlimmeres kann kaum einer Kirche begegnen, als einmal begangene Verirrungen durch alle Zeiten mit fortschleppen zu müssen. Unsere in der heiligen Schrift beruhende Einheit verlangt solche Opfer nicht. Der Anspruch, den die katholische Kirche macht, die alleinseligmachende zu sein, mag allerdings Menschen imponieren. Aber dieser Vortheil ist sicher der ungeheuren Opfer nicht werth, die dafür gebracht werden. — Ihm (diesem Vortheil) zu Liebe ist man genöthigt, Gottes Gaben und Segen zu verkennen, wie sie so offenbar auf der evangelischen Kirche ruhen, was doch nichts anderes als eine Art von Gottesleugnung, kann man der offen vorliegenden Thatsache keine Anerkennung gewähren, daß die katholische Kirche überall der evangelischen bedarf, um zum Leben zu gelangen, daß sie überall in Erstarrung sinkt, wie dies z. B. ihr tief gesunkener Zustand in Croatien zeigt, wo sie dieser Anregung entbehrt und überall nur in demselben Grade blüht, als sie in näherer Berührung mit der evangelischen Kirche steht, der freilich auch wieder nach andern Seiten hin diese Berührung heilsam und förderlich ist.

Gott behüte uns vor der Meinung, der katholischen Kirche ihre Anziehungskraft dadurch nehmen zu können, daß wir specifisch Katholisches in unsere Lehre oder auch in Verfassung und Cultus aufnehmen, so weit dieselben irgend mit der Lehre zusammenhängen. Wenn auch die heilige Schrift es nicht verböte, so sollte doch schon die Klugheit davor warnen. Die Grundlagen der Kirche sind unveränderlich. Gelänge es auch Anfangs etwas Widersprechendes einzuführen, so würde gar bald eine Reaction eintreten, welche den fremdartigen Stoff wider ausschiede. Die Geschichte aller solcher ohnmächtigen und thörichten Versuche steht 1 Sam. 17, 38—40 geschrieben.

Das sicherste Präservativ gegen die katholische Kirche aber ist das, daß der Geist der Buße unter uns lebendig bleibt. Was unsre Kirche gegründet hat, das wird sie auch erhalten. So lange auf unsrer Seite das: Herr, erbarme dich ist, auf der andern Seite das stolze pharisäische Rühmen, dürfen wir nichts fürchten, am wenigsten unter unserm deutschen Volke, bei dem nicht zufällig die Reformation ihren Ursprung genommen hat, dessen Innerlichkeit sich durch Glanz und Flitter und Prätensionen nicht so leicht be-

stechen läßt, und in einer Zeit, der es nahe gelegt ist und gelegt werden wird, den wahrhaftigen Trost zu suchen, den nur das persönliche und unmittelbare Verhältniß zu Gottes Lamm und Leuen gewähren kann."

So Hengstenberg, der sich von allen unreifen und unbedachten Tendenzen in dieser Angelegenheit unbedingt fern hielt. Wenn sich eine Stimme auf evangelischer Seite hatte vernehmen lassen, daß es ein nicht geringer Segen sein würde, wenn das Kirchenregiment einmal das Predigen auf zehn Jahre lang untersagte, so „sagt er sich von diesen Uebertreibungen auf das nachdrücklichste los." Wer mehr in katholischen Kirchen verkehrt hat, wird wissen, wie anlockend im Anfange, wie unbefriedigend auf die Dauer ein Gottesdienst ist, bei dem das Verständniß leer ausgeht 1 Cor. 14, 14. Käme es dahin, wohin jene Männer wollen, die die Predigt herabsetzen, so würde die evangelische Kirche bald ihres edelsten Schmuckes, der wiedergebornen Christen, zum großen Theil beraubt werden; denn diese werden vorzugsweise aus der Predigt geboren.

Hengstenberg wurde als Mitglied einer engen Commission berufen, welche über Mittel und Wege zur Abhülfe des Mangels an Kirchen und geistlichen Kräften in Berlin zu befinden und zu beschließen hatte.

Mit dem Jahre 1852 begann die Ev. K.-Z. ihren 50. Band. (Der Jahrgang hat zwei Bände.) Dessen gedenkt Hengstenberg in sechs Zeilen mit tiefem Danke gegen Gott. Gelegentlich eines Missionsfestes in Gramenz am 1. Juli 1852 wurde ein „Willkommen" erneuert, mit welchem vor 25 Jahren die Ev. K.-Z. begrüßt worden war. Knak und Thadden, der sich Mitarbeiter der Zeitung nennt und viele Andere haben diese Zuschrift an Hengstenberg unterschrieben. Die Liebe und Hülfe treuer Freunde und Mitarbeiter blieb Hengstenberg auch weiterhin erhalten. Als derselbe sich anschickte, auf dem Kirchentage in Bremen 1852 ein Referat zu halten über die katholischen Missionen und die evangelische Kirche, schrieb ihm Ludw. v. Gerlach, auf einer Reise begriffen aus London:[1]) „Seien Sie — ich flehe Sie an — in Bremen kein negativer Protestant und negativer Antipapist und machen Sie, daß die Negativen Ihnen keinen Beifall zollen!

[1]) Brief vom 29. Aug. 1852.

Diese bahnen dem Pabstthum in seiner geistlosesten Gestalt hier und in Deutschland den Weg zum gewissen Siege, der die echten Gnadenschätze der Reformation, die tiefe Innerlichkeit und positive Einigkeit, verschlingen wird. Legen Sie Zeugniß ab von diesen echten Gnadenschätzen und strafen Sie uns (und sich selbst), vorzüglich die Gläubigen, daß wir sie so lüderlich verschwenden. Meinen Beifall werden Sie nur haben, wenn der Bremer Bericht schließt: und sie hoben Steine auf, daß sie ihn tödteten, aber u. s. w." Das Referat Hengstenbergs liegt gedruckt vor[1]) und verdient heute noch alle Beachtung, da die Frage über die evangelische Gegenwirkung gegen Rom und seine Künste noch auf der Tagesordnung steht. Als positive Mittel nennt Hengstenberg zum Schlusse die allgemeine Kirchenvisitation und die zu organisirende Reisepredigt. Uebrigens beginnt der Bericht[2]) über den Bremer Kirchentag mit dem Dictum Bengels: „alte Leute machen gern Personalien; so weit die Welt anfängt alt zu werden, macht sie auch ihre Personalien." Der Bericht verschweigt es nicht, daß man in Bremen den Eindruck gehabt und ausgesprochen habe, die bis dahin steigende Bewegung des Kirchentages sei im Sinken begriffen und die innere Theilnahme und Kraft sowohl als die äußere sei geringer geworden. Die Geschichte hat es so bestätigt. Nachdem 1853 in Berlin, 1857 in Stuttgart der Kirchentag gehalten war und auf letzterem heftige Debatten zwischen den confessionellen Lutheranern und der Unionspartei stattgefunden hatten, bewies der letzte Versuch eines Kirchentages in Halle 1872, daß seine Zeit gewesen sei.

Unverdrossen und tapfer steht Leo weiterarbeitend Hengstenberg zur Seite. Wenn er sich von seinen sonstigen Arbeiten, wie Abhaltungen von Prüfungen erholt und Tabak rauchend und auf dem Sopha liegend sich gestärkt hat, ist er zu jedem Dienst bereit, den Hengstenberg, sein „theuerster Freund" in dem Kampf für die Wahrheit ihm aufträgt. Dieses Mal gibt er sein Urtheil über die Freimaurerei ab.[3]) „Was die freimaurer betrifft, so bin ich in der beurtheilung der erscheinung mit Ihnen einverstanden, nicht in der ansicht vom angriff. Ich glaube, man darf sie gar nicht angreifen von unsrer seite — denn einmal thun sie wirklich im

[1]) Ev. K.=Z. S. 713 ff.
[2]) S. 777 ff.
[3]) Brief, Halle 3. Juni 1852.

gewissen sinne nützliches d. h. sie gewähren einer menge untergeordneter leute ein terrain zur befriedigung ihrer ambition, mit der sie sonst bedeutendere kreise turbiren würden. Sie sind nach dieser seite nützlich wie die orden d. h. lütschen (sic!) für große kinder — und fürs zweite greifen wir sie scharf an, so können sie leicht der organisationsstock für unsere böseſten feinde in ganz anderem sinne werden, als sie es bis jetzt sind. Ein wahres leben ist nicht in ihnen — sie sind sammelpunkte größestentheils indifferenter leute — die allerdings wie jede gesellschaft für einzelne momente übel influirt werden können, aber durch ihre mattheit im ganzen und das obsiegende egoistische gefühl der einzelnen doch für alle größere action vollkommen lahm sind, und wenn es gelingt, aufmerksamkeiten und mittel des mittelmannes almälig in anders gerichteter ambition in anspruch zu nehmen, so sterben sie an der schwindsucht. Eine geistige achtung genießen sie nicht mehr — kein bedeutender mann bekennt sich zu ihren bestrebungen — sondern alle sagen mit einem verschämten lächeln, daß sie freimaurer seien. Der kaufmannstand, der niedere beamtenstand und gewisse höhere handwerker sind ihre recrutirungsprovinzen — höchstens noch einige künstler. Laßen Sie das zeug an seiner eigenen langeweile sterben. Auch ist es in der natur der sache liegend, daß in jeder loge, da sie ein terrain ist für die ambition untergeordneter leute, eine entsetzliche menge, eifersucht, neid, haß und zwietracht im stillen operirt, dann und wann in lächerlich ordinärer art ausbricht und dann wieder in breitgerührter bürgerlicher art bloß überkleistert wird. Ein nachhaltiger bedeutender angriff von außen könnte das zeug auch in sich einiger und kräftiger machen."

1853.

Jesaj. 6, 1—12: Gottes überweltliche und innerweltliche Herrlichkeit. Briefe über Staatskunst. General-Kirchen-Visitationen. Cab.-Ordre vom 6. März 1852. Die Jesuiten. 25jähriges Jubiläum. Evang. Bücher-Verein. Löhe. Sander und Leo über die römische Kirche.

Die unbedingte Herrlichkeit des lebendigen Gottes ist der Grundgedanke, mit welchem Hengstenberg die Betrachtungen im Jahre 1853 beginnt. So gibt er eine Erklärung des Gesichtes und der Weissagung Jesaj. 6. Der Thron hoch und erhaben ist das Symbol der Herrlichkeit des Regimentes Gottes; die Sera-

phim verhüllen ihr Gesicht, weil sie nicht würdig sind, Gottes Angesicht zu schauen, ihre Füße, als nicht würdig von ihm geschaut zu werden, sie fliegen, wenn sie zur Ausführung der göttlichen Befehle ausgesandt werden.

Heilig, heilig, heilig ist der Gott der Heerschaaren. Heilig schließt nicht nur den unbedingten Gegensatz gegen die menschliche Sündhaftigkeit in sich, sondern die Heiligkeit Gottes ist auch seine unbedingte Abgezogenheit von dem Geschaffnen überhaupt, seine unendliche Erhabenheit über dasselbe. Bengel: „Seine ganz besondere eigene Vortrefflichkeit und der aus seinen göttlichen Eigenschaften zusammenfließende, Alles außer sich verdunkelnde Glanz, da er nicht nur von Allem, was unlauter, sondern auch von alle dem, was creatürlich ist, auf eine unvergleichliche und unbeschreibliche Weise unterschieden ist und bleibt." Das Absolute der göttlichen Heiligkeit wird durch die dreimalige Wiederholung des Heilig bezeichnet, hinter welchem ein dreifaches Wehe über die Verächter verborgen ist. Gottes Heiligkeit bildet den unbedingten Gegensatz gegen die Genügsamkeit, die sich mit Wenigem abfinden läßt, gegen die Schlaffheit, welche die Dinge gehen läßt wie sie gehen, gegen die Ohnmacht, welche der Erde erlaubt, sich vom Himmel zu emancipiren. Das dreimalige Heilig ruft allen sanguinischen Hoffnungen, die von einem abtrünnigen Volke und für dasselbe gehegt werden, ein erschütterndes Nein zu.

Die ganze Erde ist seiner Ehre voll! Das bedeutet die Herrlichkeit der Offenbarung des dreimal Heiligen inmitten der Schöpfung. Je unbedingter Gott überweltlich, desto unbedingter ist er auch innerweltlich. Er kann die Erde, die ihn so gern mit seiner Heiligkeit in den Himmel einschließen möchte, nicht sich selbst überlassen. „Und das Haus war voll Rauchs." Dieser Rauch ist das Product des Feuers der göttlichen Herrlichkeit, welches allen Widerwärtigen Verderben droht. Der Herr, dein Gott ist ein verzehrend Feuer, ein eifriger Gott 5 Mose 4, 24 ist die sachliche Auslegung. Der wahre Gott ist die persönliche lebendige Energie, die Energie der Liebe gegen die willige unbedingte Hingebung, die Energie des Zornes gegen die Verächter.

V. 5 bis 8 gibt den Eindruck, welchen das Anschauen des dreimaligen Heiligen auf den Propheten macht und die Heilung des Propheten. Der Tod ist in uns, denselben sehen wir aber nicht

eher, als bis er mit dem Leben Gottes verglichen wird — diese Wahrheit sehen wir an dem Propheten. Selbst von Natur ein Sünder wohnt er in der Mitte von Sündern, so daß Zunder und Feuer immer beisammen sind. Der Unreinheit seiner Lippen gedenkt er speciell, weil er mit den Lippen Gott dienen sollte und weil ihm die Unvollkommenheit seines bisherigen Dienstes am Worte zum Bewußtsein kommt und zwar besonders an dem Gegensatze der heiligen Lippen der himmlischen Diener. „Ich bin verloren" ist sein Ausruf, obwohl er schon Jahre hindurch ein mächtiger Prediger der Buße gewesen war. Was soll da am dürren Holze werden? In dem schwersten aller Schäden, Sünde ohne Buße, lebt der Prophet nicht. Er wird mit einer glühenden Kohle (Stein) von dem Altare berührt und wird so entsündigt, brünstig im Geiste — ein göttlicher Muth und unbezwingliche Stärke werden ihm zu Theil. Die Frage des Herrn: wer will unser Bote sein (wer will uns gehen?) zeugt von der schweren Mission und gibt dem Propheten Gelegenheit, seine Freiwilligkeit auszusprechen und das „köstliche" Amt, welches aber in einer versunkenen Zeit wenig Idyllisches hat, auf sich zu nehmen.

Zu diesem Volke, nicht zu meinem Volke, sagt der Herr, soll der Prophet gehen. Durch sündige Verstocktheit ist das Volk dem Herrn ein fremdes Volk geworden. „Sehet es und merket (erkennet) es nicht." Sie werden sehen, aber sie sollen nicht einsehen. Sie konnten nicht glauben, sagt der h. Johannes in Bezug auf dieselbe richtende Thätigkeit Gottes. Den einzelnen Akten freiwilliger Verschmähung und gewaltsamer Unterdrückung der empfangenen Eindrücke folgt unter göttlicher Mitwirkung mehr und mehr ein Zustand, in dem man unfähig zum Glauben wird. Gerade die Predigt soll das Mittel in der Hand Gottes sein, ihm das Verständniß zu nehmen, im Gegensatze gegen alle natürliche Vernunft. Gott könnte denjenigen, der durch eigene Schuld sich gegen die Wahrheit verschlossen hat, der das Licht haßt, weil seine Werke böse sind, sich selbst überlassen. Allein weil er der dreimal Heilige ist, thut er das nicht. Er bringt ihnen immerfort von neuem die Wahrheit nahe und führt sie durch den beharrlichen Widerstand, den sie der Wahrheit entgegensetzen, zu einem immer höheren Grade der Schuld und Verblendung, bis sie durch seine vernichtenden Strafgerichte hingerafft werden. Denn den richtenden

Wirkungen Gottes auf dem geistlichen Gebiete folgen die äußeren Gerichte V. 11. 12.

Der Prophet hält aber dieses Gericht der Verstockung den Sündern nicht vor wie ein Gorgonenbild, das nur schrecken und zur Verzweiflung bringen sollte. Vielmehr weil Gottes Gerechtigkeit so lebendig und kräftig ist, daß sie die Sache aufs Aeußerste treibt, so liegt darin eine laute Mahnung für die Abtrünnigen, es nicht aufs Aeußerste kommen zu lassen und durch Buße dem zukünftigen Zorne zu entfliehen. Neben dem Gerichte geht die Gnade her; zwar der stolze Baum Zions wird gefällt, aber er behält einen Sproß, welcher grünt.

Die Meinung, daß man einen Unterschied machen dürfe zwischen dem Gott des Alten Bundes und dem Neuen Bunde, als ob der Neue Bund die Energie der göttlichen Gerechtigkeit abgestumpft habe, wird bestimmt durch Joh. 12, 39—41 widerlegt, wonach Jesajas die Herrlichkeit Christi sah und von ihm redete.

Hengstenberg will nicht behaupten, daß das deutsche Volk sich schon in dem Stadium befände, in welchem das Volk Israel sich befand, als Jesajas diese Offenbarung von der richtenden Kraft des Herrn empfing; er sieht aber die Lage als gefährlich an, weil damals — 1853 — die sittlich-religiösen Voraussetzungen des Jahres 1848 noch in ungeschwächter Kraft vorhanden waren. In Berlin wurde von 2353 Leichen, welche jährlich beerdigt wurden, nur für ca 50 die Begleitung eines Geistlichen verlangt, unter 44 Gestorbenen gab es also 43, deren Angehörige es für nichts achteten, wenn an ihnen der Fluch: er soll wie ein Esel begraben werden, in Erfüllung ging. Die Zahl der evangelischen Einwohner überstieg um das Sechszehnfache die Zahl der Kirchgänger. „Unter den Schulen gibt es nur wenige, deren Lehrer das ernste Wort Christi: weide meine Lämmer, ins Herz geschlossen haben. Die gelesensten öffentlichen Blätter, wie namentlich die Vossische und Spenersche Zeitung thun das Ihre, um die Verwirrung zu mehren. Man wird in ihnen fast nie ein Urtheil in religiösen Dingen finden, das nicht dem des Blinden von der Farbe gliche. Es ist eine allgemeine Klage der gläubigen Geistlichen, daß der Zustand, den das Wort des Herrn an Jesaj. 6, 9 als den Anfang des göttlichen Gerichts bezeichnet, die Unfähigkeit die göttliche Wahrheit zu fassen, sich in vielfachen Symptomen kundgebe, daß für die deut-

lichste und klarste Auseinandersetzung der gesunden Lehre sich kein Verständniß mehr finde, die geistlichen Sinne so zerrüttet seien, daß sie nicht mehr zwischen rechts und links zu unterscheiden wissen. Und auch die, welche sich zur Kirche halten, wie unklar ist noch vielfach ihre Erkenntniß, wie matt ihr Glaube, wie lau ihr Eifer. Als Zeichen für den gesunkenen Zustand der Kirche in Berlin wird angeführt, daß das der Gemeine aufgedrungene schlechte Gesangbuch sich bis dahin in dem Besitz behaupten konnte. Und wie stand es in andern Theilen Deutschlands! „Sachsen ist von der Union unberührt, in der manche kurzsichtige Beobachter die Ursache aller Schäden suchen möchten. Der Verfall der Kirche ist dort aber so groß, daß man in der Hauptstadt des Landes kaum Gelegenheit hat, eine evangelische Predigt zu hören.“ In dem ebenfalls von der Union unberührt gebliebenen Hannover wurde ein in Triest abgesetzter, dem elendesten Rationalismus ergebener Pfarrer, der sicher in einer Synagoge von Reformjuden oder in dem Saale einer freien Gemeine weit mehr an seiner Stelle gewesen wäre, als in der Kreuzkirche der Stadt Hannover, von dem Magistrat zu einer erledigten Pfarrstelle denominirt. In Bremen wurde für Dülon, „ein Wolf ohne Schafskleider,“ eine Supplik von 5600 Männern und 5356 Frauen unterzeichnet und die Majorität der Gemeineglieder stimmte für seine Erhaltung im Pfarramte. Nassau zeichnete sich selbst durch den Fortbestand seines im Jahre 1831 erschienenen Landeskatechismus, welcher den Glauben erklärt, er sei ein aus überzeugenden Gründen etwas für wahr halten. Das ist der Nassauer Glaube, aber nicht der Sieg, der die Welt überwunden hat. Welche Früchte müssen nach und nach erwachsen, wo solche Saat in die Herzen der Jugend gestreut wird!

„Briefe über Staatskunst“ (Berlin 1853) erregten zur Zeit viel Aufsehen, wurden aber um ihres Inhaltes willen bald dem öffentlichen Verkehr entzogen. Der unbekannte Verfasser behauptet, der Eid, wodurch ein Fürst sich verpflichtet hat, eine constitutionelle Verfassung aufrecht zu erhalten, dürfe nicht bloß, er müsse gebrochen werden; der Verfasser will, daß Geistliche bei dem Akte der Entbindung des Monarchen von dem Eide gegenwärtig und thätig sein sollen. Hengstenberg constatirt zunächst, daß der Verfasser in dem Kreise, welchem er nach manchen Aeußerungen anzugehören scheint, mit seiner Ansicht isolirt steht; sodann aber bekämpft er den Ver-

fasser in seiner Theorie über den Eidbruch sehr nachdrücklich. „Der Eid ist eine hochheilige Sache, ein mysterium tremendum. „Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen, — eigentlich nicht hintragen zur Lüge, ihn mit der Lüge unvermengt lassen, ihn nicht zur Bekräftigung einer Lüge aussprechen — denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht" 2 Mose 20, 7. In dem Eide tritt die Creatur vor ihren Schöpfer, nach dessen Bilde sie geschaffen ist, und in dem Alles wurzelt, was in dieser Welt der Lüge und des Scheines noch von Wahrhaftigkeit sich findet, und betheuert, daß ihre Aussage nicht aus ihrer natürlichen Finsterniß, die unter den Einflüssen des Lügners von Anfang steht, sondern aus seinem Lichte herstammt, und stellt Gott zum Bürgen für die Wahrheit ihrer Aussage. Es ist offenbar, daß wer in solcher Handlung mit Unwahrheit umgeht, wer Falsches beschwört oder das Beschworene nicht hält, sich eines schweren Verbrechens gegen die göttliche Majestät schuldig macht, indem er Gott gleichsam in die Mitschuld seines Frevels hinein und in seine Niedrigkeit hinabzieht. Nicht geringer ist auch das Verbrechen gegen die menschliche Gesellschaft. Der Eidbrüchige wirkt dahin, daß eins der festesten Bande aufgelockert wird, wodurch sie zusammengehalten wird.

Der Verfasser der genannten Briefe bleibt in der Beantwortung der Frage, ob ein Eid, wider Gottes Willen zu handeln, je gehalten werden solle, im Einklange mit der Kirche, welche diese Frage stets mit Nein beantwortet hat. Quod male juratur, sagt Ambrosius, pejus praestatur. Aber das Richtige ist, daß nur die Erfüllung eines solchen Eides für unzuläßig zu halten ist, welcher wider ein klares und deutliches Gebot Gottes verstößt, während der Verfasser mit einem weit geringeren Grade von Evidenz zufrieden ist. David hatte in der Uebereilung geschworen, daß er das Haus Nabals ausrotten wolle und that recht daran, daß er diesen dem Worte Gottes offenbar widersprechenden Eid nicht hielt, da er zur Erkenntniß seiner Uebereilung gekommen war. Herodes versündigte sich schwer dadurch, daß er der Tochter der Herodias seinen leichtsinnig geschwornen Eid erfüllte. In beiden Fällen lag es klar vor, daß die Erfüllung des Eides wider Gottes Gebot war. Aber daß die Grenzen hier zart sind, zeigen andere Fälle der h. Schrift. Es war den Kindern Israel geboten, die Kananiter auszutilgen. Der

Eid, den Josua und die Aeltesten den Gibeoniten geschworen, schien gegen dieses Gebot zu sein und war dazu nur auf Grund einer Täuschung gegeben. Die Stimme des Volkes verlangte den Bruch des Eides, aber die Fürsten sprachen zu der Gemeine: „wir haben ihnen geschworen bei dem Herrn dem Gott Israels und können sie jetzt nicht antasten." Der Eid ist ihnen eine Thatsache von ungeheurer Bedeutung und sie suchen dem ursprünglichen Gebote Gottes dadurch zu genügen, daß sie die Gibeoniten zwar leben lassen, aber sie zu Sclaven der Gemeine beim Heiligthum machen, wo sich das religiöse Leben Israels concentrirte und am ersten vor Verführung gesichert war. Der König Zedekias hatte dem König von Babel den Eid der Treue geleistet und konnte gewiß stattliche Gründe anführen, den Eid nicht zu halten. War doch Israel ein heiliges Volk, Gott allein unterthan! Dennoch erging ein hartes Urtheil über ihn, weil er der Thatsache des Eides nicht ihr Recht angedeihen ließ. Ezech. 17, 19. So war auch die ältere kirchliche Theologie von der Heiligkeit des Eides durchdrungen, wie Joh. Gerhard und der reformirte Theologe Pictet.

Man kann mit dem Verfasser der „Briefe" kein Freund der constitutionellen Verfassung sein, und sich freuen, daß ihr die bedenklichsten Spitzen abgebrochen sind, und auch wünschen, daß dies auf gesetzlichem Wege noch mehr geschehe. Weil aber kein klares Gebot, welches diese Verfassung verurtheilte, vorliegt, so darf die Abneigung gegen dieselbe nicht an dem geleisteten Eide, sie zu halten, irre machen. Womit einer sündigt, damit wird er gestraft, der Realisirung dieses ewigen Gesetzes darf Niemand auf Kosten der Heiligkeit des Eides in die Zügel fallen wollen.

Etwas Erfreuliches sieht Hengstenberg darin, daß auf Anordnung des Oberkirchenrathes der Anfang der allgemeinen Kirchenvisitation im Jahre 1852 gemacht war. Man machte diesen Anfang in der Diöcese Nimptsch-Frankenstein in Schlesien; Schlesien war vorhin durch die Jesuiten-Mission in Bewegung gesetzt. Der erste Anfang war etwas sonderbar, indem dem Generalsuperintendenten bei seiner Ankunft an dem Orte des Superintendenten eine lateinische Ode mit einer lateinischen Ansprache überreicht wurde. Die Visitation nahm einen gesegneten Verlauf, indem das Wort der Predigt mit reichem Erfolg gesegnet war; es kam durch die Visitation eine lebendige Bewegung der Buße und des Glaubens

in die Gemeinen. So hoch solch ein Resultat zu schätzen ist, so muß doch die General-Kirchen-Visitation auch noch andere Ziele haben. „Es gibt in jeder Provinz eine ganze Anzahl von Geistlichen, die ihres Amtes unwürdig sind, menschlicher Ansicht nach unverbesserlich, und jedenfalls so tief in der Achtung ihrer Gemeinen gesunken, daß von ihnen eine gedeihliche Wirksamkeit nicht zu erwarten ist. Es ist unsäglich, was die Kirche sich durch die Gleichgültigkeit gegen diese Schäden, durch die in allen andern Berufszweigen fast beispiellose Nachsicht geschadet hat, mit der sie solche Aergernisse bestehen ließ. Gab es doch kirchliche Beamte, die eine ausgebildete Virtuosität darin besaßen, solche Schäden zuzudecken und zu übertünchen, die sich dieser Virtuosität bei sich und vor Andern rühmten, und es sich zum Verdienst anrechneten, Manchem in großen Nöthen durchgeholfen zu haben. Eine Visitation, die nicht scharfe Augen hat, solche Schäden zu gewahren, nicht den Eifer um das Haus Gottes, sie zu beseitigen, unterbliebe besser ganz. Neben der Demeritirung wird die Visitation auch die Emeritirung ins Auge zu fassen haben. Es gehört zu den Schwächen des hohen Alters, daß man die Unzulänglichkeit der Kräfte und Leistungen nicht mehr fühlt. Solcher Täuschung ein Ende zu machen, ist Pflicht der Liebe gegen denjenigen selbst, der sie hegt. Freilich muß die Behörde, die solcher Pflicht nachkommen will, den Anfang bei ihren eigenen Gliedern machen. Veraltete Glieder der kirchlichen Behörden machen einen gar traurigen Eindruck. Sie geben der Kirche, die unter allen Institutionen die lebendigste, die von persönlichen Interessen freieste sein sollte, das Ansehen einer Versorgungsanstalt."[1]) Als weitere Aufgaben der allgemeinen Kirchen-Visitation werden genannt: die geistliche Einwirkung auf die Geistlichen zur gedeihlichen Führung ihres Amtes, die Aufmerksamkeit auf die kirchlichen Bücher (Gesangbücher), die nachdrückliche Hinweisung der Gemeinen auf die eigentlichen Classiker der evangelischen Kirche, wie Scrivers Seelenschatz und Arnds wahres Christenthum. Es gibt keinen durchgreifenderen Unterschied als den zwischen dem alten soliden, schriftkundigen und in den Wegen des Herrn erfahrenen Christenthum, wie es durch solche Bücher vertreten ist, und dem flachen und matten, aus der Schrift

[1]) Ev. K.-Z. 1853. S. 22.

nur nippenden, der tieferen Erfahrung, namentlich der ächten Kreuztheologie entbehrenden modernen christlichen Wesen. „Hoffentlich werden die Visitationen auch dem Aergernisse der Betheiligung von Geistlichen bei dem Freimaurerwesen ein Ende machen, das in den Zeiten des Rationalismus aufgekommen, jetzt endlich lange genug bestanden hat. Die auf der Oberfläche liegenden Gründe dagegen sind, daß die Glieder der Kirche sich nicht an Verbindungen betheiligen dürfen, deren Zwecke nicht klar und deutlich vor Augen liegen und daß die Gemeinen daran Anstoß nehmen. In der Tiefe aber liegt noch viel Gewichtigeres, woraus die Thatsache ihre Erklärung erhält, daß die Geistlichen, die dem Freimaurerorden angehören, in der Regel in dem Leben aus Gott nicht weiter kommen können, sondern daß eine Art von Bann auf ihnen ruht. Die Grundlage des Freimaurerwesens ist der Deismus, die Antipathie gegen das specifisch Christliche. Mögen auch gar vielen die Augen gehalten werden, daß sie diese Grundlage nicht klar erkennen, so athmen sie doch eine böse Luft ein, die sie nicht zur geistlichen Gesundheit kommen läßt."

Die Cab. Ordre vom 6. März 1852, deren Tendenz nach der Instruction des Ev. O.-K.-Raths an die Consistorien die ist, „daß in dem Regiment der evangelischen Landeskirche ebenso sehr die mit Gottes Gnade in der Union geknüpfte Gemeinschaft der beiden evangelischen Confessionen aufrecht erhalten, als auch die Selbständigkeit der beiden Bekenntnisse geschützt werden soll," nennt Hengstenberg ein unbedingt erfreuliches Ereigniß. Die Behörde habe sich überzeugen müssen, daß es auf dem bisherigen Wege nicht weiter ging, und der Confession neben der Union ihr Recht gewährt werden müsse, wenn anders die Landeskirche nicht auseinanderfallen sollte, zum unsäglichen Schaden für die Bleibenden wie für die Austretenden. „Gibt man das lutherische und reformirte Bekenntniß auf, so verliert auch der Consensus seine rechtliche Basis, seine geschichtliche Autorität, seine imponirende Gewalt über die Gemüther." Und noch einen andern Grund macht Hengstenberg geltend; er sieht es als die Aufgabe und Mission der lutherischen Kirche an, die tiefere Anschauung von dem Sacramente des Altars in der Kirche zu erhalten. Hatte schon Calvin unter lutherischem Einflusse den Segen einer tieferen Auffassung des Mysteriums der reformirten Kirche wieder zugewandt, so wird die lutherische Confession auch in

Zukunft diese Mission erfüllen müssen, was aber nur dann möglich ist, wenn sie innerhalb der Union ihren abgeschlossenen Charakter behauptet. Der Einwand, daß die in Rede stehende Cab. Ordre den Satz enthalte, der Ev. Oberkirchenrath bestehe aus Gliedern beider Confessionen, daß aber eine beträchtliche Anzahl von Gemeinen niemals weder lutherisch, noch reformirt gewesen sei, sondern einfach auf dem Consensus stände, und diese also für rechtlos erklärt sei, wird durch den Hinweis auf den Satz in der Instruction entkräftet, daß derartigen Gemeinen der Schutz ihres Rechts- und Bekenntnißstandes unverändert erhalten bleiben solle. Ohnehin sind solche Gemeinen nur in verhältnißmäßig geringer Zahl vorhanden, in größerer Zahl nur in der evangelischen Diaspora unter den Katholiken. Im Ganzen vertheidigt Hengstenberg die Cab. Ordre sowohl gegen die Bestrebungen der absorptiven Union als auch gegen die von den lutherischen Vereinen gestellte Anforderung auf Abtheilung des Ev. Oberkirchenraths in „Senate, welche die ordentliche Leitung der kirchlichen Angelegenheiten in allen Gemeinen ihrer Confession übernehmen sollen."

Die römische Kirche fuhr auf dem eingeschlagenen Wege fort, daß sie ihre Kraft darauf concentrirte, einen gewaltigen und imponirenden Kirchenstaat zu bilden. Preußen verfügte die Beschränkung der römischen „Missionen" auf die Gegend mit vorwiegend katholischer Bevölkerung, verbot den Besuch des collegium germanicum, der Propaganda und aller von Jesuiten geleiteten Anstalten ohne vorgängige Erlaubniß, sowie die Niederlassung auswärtiger Jesuiten. Dazu war Preußen in seinem Rechte, weil es die Ausbrüche des kirchlichen Parteihasses nicht aufkommen lassen, und das sich Breitmachen der katholischen Kirche in vorwiegend evangelischen Landestheilen, die den Kern des preußischen Staates ausmachen, nicht dulden wollte. Was die Jesuiten betrifft, so steht uns fest,[1]) „daß ein Staat von gemischter Bevölkerung unter evangelischer Regierung auf die Dauer die Jesuiten nicht tragen kann, daß eine Zeit kommen wird, wo man sich genöthigt sehen wird, die jetzt gemachten Zustände wieder aufzuheben, nachdem die Erfahrung den augenscheinlichen Beweis für ihre Verderblichkeit geliefert hat, und daß man sich wohl in Acht nehmen muß, über das Maaß des bereits

[1]) Ev. K.-Z. 1853. S. 42 f.

Gewährten hinauszugehen. Der Haß gegen den evangelischen Glauben, das Bestreben durch alle Mittel, auch der List und der Gewalt, ihn auszurotten, das Abbrechen jeder Brücke, die Leugnung jeder Gemeinschaft unter den beiden Confessionen gehört recht eigentlich zur Seele des Jesuitenordens, der jetzt insofern noch gefährlicher dasteht als früher, als die schützenden Dämme, welche früher gegen ihn in dem bessern Sinn und in der Rivalität der andern Orden bestanden, jetzt meist niedergerissen sind. — In einer halbofficiellen Ordensschrift heißt es: „Luther, jener Schande Deutschlands, dem Schweine des Epicur, dem Verderber Europas, dem unglücklichen Wunder der Welt, dem Hasse Gottes und der Menschen, hat Gott in seinem ewigen Rathschlusse den Ignatius gegenübergestellt.“ Im Sinne des Ordens und unter seinen Einflüssen spricht J. P. Windeck es in den rohesten Ausdrücken aus, „daß die Lutheraner ohne Gnade und Barmherzigkeit mit Stumpf und Stiel auszurotten sind.“ Daß es mit dieser Theorie ernst gemeint ist, hat Ranke, Geschichte der Päbste, an vielen Beispielen nachgewiesen. Wenn die katholische Kirche überhaupt die Meinung hat, den Staat nur als Mittel zum Zweck zu betrachten, und daher rücksichtslose Opposition zu machen, sobald sie diese Zwecke irgendwo gefährdet glaubt — die Kirche ist ein Staat, wie der Staat Venedig, sagt Bellarmin —, so gipfelt diese Richtung in dem Jesuiten-Orden, dessen Lehre es recht eigentlich ist, daß der Staat der Kirche, der Fürst dem Pabste geopfert werden muß, und nie wird ein evangelischer Fürst auf Treue, Liebe, Hingebung bei diesem Orden rechen können. Ranke, Geschichte der Päbste II, S. 183: „Wilhelm Allen erklärt es nicht allein für das Recht, sondern für die Pflicht einer Nation, besonders wenn der Befehl des Pabstes hinzukomme, einem Fürsten, der von der katholischen Kirche abgefallen, den Gehorsam zu versagen. Parsons findet, es sei die Grundbedingung aller Macht eines Fürsten, daß er den römisch-katholischen Glauben pflegen und beschützen wolle; es würde Blindheit sein, ihn auch [illegible] [illegible] Ungläubiger halten, wenn er diese Bedingung nicht erfülle; vielmehr seien die Unterthanen verbunden, Gehorsam zu einem solchen Fürsten zu versagen.“

Im Gegensatz [illegible] [illegible] Kirche gegenüber [illegible] ist, [illegible] Gehorsam zu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], noch weniger aber [illegible] Verfassung [illegible], wie sie sich [illegible]

je bei einigen Evangelischen gefunden hat, beipflichtet. Der von Hengstenberg hochgeachtete Superintendent Sander sprach auf dem Bremer Kirchentage in schärfster Opposition gegen die römische Kirche. „Sanders Opposition war durchhaucht von jener nach unsrer innigsten Ueberzeugung irrigen Auffassung der Offenbarung Johannis, nach der das Pabstthum das Thier aus dem Abgrunde, die römische Kirche die babylonische Hure, die Höllenmacht der Zukunft sein soll, mit der das Evangelium den letzten furchtbaren und entscheidenden Kampf zu bestehen hat." Ganz im Gegentheil brachte das in christlichen Kreisen damals vielgelesene „Volksblatt" Artikel, welche die römische Kirche in bedenklicher Weise erhoben. Da findet sich die Behauptung: „Wir — Evangelische — haben im Grunde genommen keinen Altar mehr." Hengstenberg warnt nachdrücklich vor dieser geistreichen Weitherzigkeit, welche ihren Standpunkt über den Kirchen nehmen will; vor dieser Weitherzigkeit sollte schon Salomos Beispiel warnen, der durch sie zum Götzendienste gelangte, und man wird auf diesem Wege von der vollen Theilnahme an dem Leben der eigenen Kirche abgeschnitten, ohne einen Ersatz in der Theilnahme an dem Leben der andern zu finden. Die lutherische Kirche hat zu dem Sacramente des Altars eine tiefe Andacht, und sein Segen ist in ihr reichlich zu spüren. Was die römische Kirche mehr zu haben scheint, ist in Wirklichkeit weniger, und in Gottes Worte nicht begründet. Das Wort: „wo ist Christus nicht zu finden? In Rom nicht, denn da hat er einen Statthalter," ist mit einem Körnlein Salz zu verstehen, hat aber einen tiefen Wahrheitsgehalt. Die unbedingte Zuversicht zu dem himmlischen Königthum Christi findet sich wohl in der evangelischen Kirche, gar selten in der römischen. Eben in dem Mangel dieser Zuversicht wurzelt die jesuitische Neigung zu Listen und Gewalten. Der zerbrechliche Thron des irdischen Statthalters bedarf solcher Stützen.

Am Abende des 9. November 1853 fand eine erhebende Feier in Hengstenbergs Hause statt. Die Freunde wollten das 25jährige Professor-Jubiläum nicht ohne den Ausdruck der Verehrung und Liebe vorbeigehen lassen. Es waren u. A. anwesend D. Stahl, der intime Freund Hengstenbergs, der „liebe, alte Strauß, der einzige treue Freund in den schweren 30er Jahren, den Wilhelm hatte," wie Therese schreibt, Götze, Tippelskirch und

eine große Anzahl von Studenten, die dem geliebten Professor in Wort und Gesang ihre tiefe dankbare Verehrung aussprachen. Hengstenberg hielt an dieselben folgende Ansprache: „Meine geliebten Freunde! Die Zeiten sind wahrlich geschwunden, da ein Lehrer der Theologie, ein Diener der Kirche, einen Tag wie diesen in selbstseliger Zufriedenheit begehen konnte. Seit der Aufgang aus der Höhe einen neuen Schein mitten in die Nacht unsrer Lande gegeben hat, in dem wir wiederum ihn in seiner Herrlichkeit, und uns in unserm Elende erkennen, können wir bei dem Rückblicke auf die Vergangenheit nur ausrufen: wehe mir, ich vergehe, denn ich war unreiner Lippen, und unter einem Volke unreiner Lippen wohnte ich. Alle Selbstgefälligkeit ist ein Anachronismus, zeugt von einem Verkennen der Zeichen der Zeit, ist eine Sünde wider den heiligen Geist, der jetzt von Neuem mit mächtigem Walten die Welt (von) der Sünde überführt. Wenn ihr alles gethan habt, was euch befohlen ist, so sprechet, wir sind unnütze Knechte, und wer hätte Alles gethan, wer müßte nicht ausrufen: wenn es ihm gefiele mit mir zu rechten, so würde ich ihm auf tausend nicht eins antworten.

Wer je in seinem Herzen die Stimme vernommen: heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, dem sind Tage, wie dieser, Tage der Buße, aber sie sind auch Tage der Freude, einer Freude, gegen welche die des natürlichen, sich seiner selbst freuenden Menschen gar armselig sich darstellt, wie es ja die Weise des Herrn ist: statt unserer Schande das Doppelte. Es ist die Freude über des Herrn unverdiente Barmherzigkeit, die über uns gewaltet hat. Ich habe sie gar reichlich erfahren. Ich bin in Feuer und Wasser gekommen, aber er hat mich hinausgeführt. Man stieß mich oft, daß ich fallen sollte, aber der Herr half mir. Er züchtigte mich wohl, aber er gab mich dem Tode nicht. Er hat an mir sein Wort wahr gemacht: die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln, wie Adler, sie laufen und werden nicht matt, sie wandeln und werden nicht müde. Er hat manchmal einen Sturmwind erregt, daß meine Seele vor Angst verzagte, aber wenn ich dann rief: Herr hilf mir, ich verderbe, so legte sich der Wind und ward eine große Stille. Als Gehülfen dieser meiner Freude nun heiße ich auch Sie, geliebte Freunde, hier willkommen. Ihre Liebe ist mir ein erquickendes Zeichen, daß der Herr die Niedrigkeit seines Knechtes angesehen hat, daß mein armer Dienst in seinem

Weinberge ihm noch angenehm ist. Dank, herzlicher Dank sei Ihnen."

Eine große Anzahl von Zuschriften zu diesem Tage gibt Zeugniß, von wie Vielen hin und her in Deutschland und darüber hinaus Hengstenberg ein tröstlicher Stern und Führer geworden war. Manche dieser Zuschriften rühren von Männern her, die Hengstenberg persönlich unbekannt, und bis dahin in keinem direkten Verkehr mit ihm gestanden waren, bei dem Jubiläum aber unwillkürlich sich getrieben fühlen, ihren innigsten Dank dem theuren Manne darzubringen. So hat der Pastor Karmann in Danzig zwar nicht die Freude und das Glück gehabt, Hengstenbergs unmittelbarer Schüler zu sein, hat aber durch denselben mancherlei Segen empfangen und schreibt:[1]) „Ihre große und feste Bestimmtheit im Bekenntniß, und dabei Ihre große ungeschminkte Liebe, die das Schwache und Verlorene sucht, hat auf meinen Lebensgang einen heilsamen Einfluß geübt. Seit dem Jahre 1827, wo Ihre so reichlich angefeindete, aber noch reichlicher, ja um Vieles reichlicher gesegnete Kirchenzeitung erschien, bin ich ein Leser derselben gewesen. Im Jahre 1848 schöpfte ich durch Gottes Gnade aus Ihrer Zeitung wie aus einem Briefe von Ihnen fröhlichen Muth." Pfarrer Thieme in Kalbsrieth im Weimarschen versichert[2]) dem Herausgeber: „Ihre Zeitung ist schon seit vielen Jahren vieler unsrer Diener am Worte Freude und Trost, und es möchten wohl nur wenige Diöcesen im Lande sein, in denen sie nicht gelesen wird, und wenn auch der Unglaube viel dagegen geifert, so muß er doch erkennen und bekennen, daß diese Kämpferin, deren baldiges Dahinscheiden der alte Rationalismus triumphierend weissagte, eine Macht geworden ist." Der ehrwürdige Hallenser Professor Guericke, der in Folge seines lutherischen Bekenntnisses schwere Prüfungen erlitten hat, fand in Hengstenberg einen warmen Freund und allezeit treuen Rathgeber, wovon viele Briefe Zeugniß geben; „auf keinen Fall — schreibt er[3]) — will ich an diesem Ehrentage bei ihnen fehlen, von ganzer Seele vielmehr Ihnen meinen innigsten Glück- und Segenswunsch aussprechen. Es ist nicht bloß für Sie selbst, auch für die Theologie und Kirche, der Sie so mächtig gedient haben, ein herrliches Ebenezer, das der

[1]) Brief, 6. Nov. 1853.

[2]) Brief, 30. Decbr. 1853.

[3]) Halle, 6. Nov. 1853.

Herr so setzte. Es möge und wird ein neuer Segensquell werden. Ihre neue Christologie ist ein treffliches Programm zu diesem Feste."

Hengstenberg lag die intensive Pflege wahren lebendigen Glaubens an Christum und christlichen Lebens sehr am Herzen. Die Förderung der Zwecke des „Evangelischen Bücher-Vereins" hatte er fortwährend im Auge und neben dem Neudruck der alten lutherischen Schriften suchte er auch neue gute Schriften zu veranlassen. So wandte er sich, nachdem Dieffenbachs Hausagende erschienen war, an den Pfarrer Wilh. Löhe in Dettelsau, um diesen zu bewegen, seine Kraft für ein Buch ähnlichen Inhalts einzusetzen. Der Brief Löhes an Hengstenberg ist eine Ehre für den Schreiber, wie den Empfänger. Es heißt in demselben:[1]) Hochgeehrter Herr Professor! Theurer Lehrer! Sie wissen es wohl kaum, daß ich einst zu Ihren Füßen saß, und daß Sie mein Lehrer sind; aber es ist so, und ich darf Sie darum meinen theuren Lehrer nennen. Ich studierte ein Semester in Berlin (1828), und hörte Hiob und Römerbrief bei Ihnen. Seitdem ist eine lange Zeit verronnen, meine Hochachtung aber und meine Liebe ist nicht bloß sich gleich geblieben. Es war mir darum eine Freudenstunde, als ich Ihr Werthes vom 12. v. M. erhielt und mit Augen sah, was mir G. von Tucher versicherte, daß Sie gegen mich kohlschwarzen Mann ein so freundliches Herz haben. Ich darf mich ja darüber freuen als über eine unverdiente Gnade Gottes, und ich sage ihnen meinen herzinnigen Dank dafür." Der Schluß des Briefes lautet: „Mein theurer Lehrer, der Friede des Herrn Jesu sei mit Ihnen und Ihrem dankbaren W. Löhe." Da Löhe im übrigen Theil des langen Briefes kein „öffentliches Urtheil" abgeben will, so verbietet es sich, weitere Mittheilungen zu machen. Bemerkt sei nur, daß Löhe u. A. schreibt: „Mir erscheint die Liturgie wie die höchste Stufe der Poesie, und in ihr ein gegebener, nicht abzutreibender Gedankengang, den man erst kennen, und ahnend, fühlend, tastend durchgemacht haben muß, ehe man seine Meinung darüber sagt. Mir graut vor der Art, Urtheile über historische Sachen von purer Ansicht zu hören." In Betreff des Wunsches Hengstenbergs, es möchte ein Predigtbuch zum Vorlesen in Landgemeinen da sein, äußert Löhe: „bis zur Stunde kenne ich für unser Volk keine

[1]) Dettelsau, 5. März 1853.

Postille. Es ist kein großer Gedanke, auch kein negativer, der durchschlüge, und an dem und seiner zeitgemäßen Macht sich ein Prediger und sein Buch zu einer bewältigenden und alles ergreifenden Popularität erheben könnte."

Der Superintendent Sander in Elberfeld schreibt:[1]) Zuvörderst spreche ich Ihnen meine Freude aus über ihr Vorwort. Ich stimme in allem wesentlichen damit überein, freue mich des Ernstes, mit dem Sie die Uebelstände unserer Kirche darstellen und rügen, so wie auch der Entschiedenheit, mit der sie in der Frage über die Jesuiten auftreten. Es ist ganz so, wie Sie sagen: Preußen kann sie nicht ertragen, diesen geheimnißvoll und doch so offenbarlich im Dienste der Macht der Finsterniß wirkenden Orden, der für jeden Zerstörer und Verderber des protestantischen Staates und der evangelischen Kirche schon den Ablaßbrief fertig hat. Aber freilich, wenn dies so ist, so hätten Sie in Bremen (auf dem Kirchentage), eine andere Sprache gegen die geschworenen Feinde aller göttlichen und menschlichen Ordnungen, die den Träumen ihrer päbstlichen Monarchie entgegen sind, führen sollen. Das Auftreten der ultramontanen Fraction in der Kammer hat gezeigt und wird noch mehr zeigen, daß es eine sehr vergebliche Mühe ist, mit diesen Leuten, die dem schädlichen Stuhle in Rom sich verkauft haben, in irgend einer Lebensfrage zusammenzugehen und zusammenzuwirken, wo es sich um das Sein und Wohlsein des Staates, zumal des protestantischen und um den Kampf gegen die zerstörenden Mächte des Unglaubens und der Sittenlosigkeit handelt. Das Papalsystem sammt dem Jesuitismus gehört, abgesehen von aller Apokalypse, abgesehen von 2 Thess. 2, ganz und gar in das Reich des ἄνομος: es ist das in eine muthwillige, Gott verachtende Verdrehung der biblischen Wahrheit, und des Zeugnisses im Gewissen gebrachte System." Als es sich um die Besetzung einer theologischen Professur an der Universität Bonn handelte, und dieselbe einstweilen unbesetzt blieb, schrieb Sander:[2]) „es thut mir leid, daß nun die Stelle in Bonn jetzt ganz unbesetzt bleibt, da nun die Rothesche, auf alle Fälle doch schon heterodoxe, zum großen Theil gnostische Theologie nun desto mehr in Bonn die herrschende wird. Warum kann denn nicht ein auf das Wort Gottes sich fest gründender Theologe, warum nicht

[1]) Brief, 9. Febr. 1853.
[2]) Elberfeld, 29. April 1853.

ein Lutheraner wie Philippi nach Bonn berufen werden? Ist denn daselbst die lutherische Theologie verpönt? Man sage uns das von oben herunter frei, so wissen wir Prediger, Seelsorger und Eltern von den Theologie Studirenden, was wir letzteren zu rathen haben."

Welch ein Gegensatz, was die Stellung zur römischen Kirche betrifft, zwischen dem Superint. Sander und H. Leo! Denn niemand anders als H. Leo ist der Verfasser jener oben erwähnten Artikel über die römische Kirche in dem „Volksblatte." Wie lebhaft die durch die freundliche Stellung Leo's zu Rom hervorgerufene Erregung der evangelischen Christen Leo selbst bewegte, bezeugen die sehr langen Briefe, die er über die Angelegenheit an Hengstenberg schreibt. Leo bekennt, daß ihm durch die in Folge seiner Volksblatt-Artikel eingetretene halbe Trennung von der Ev. K.-Z. ordentlich etwas gefehlt habe; „aber ich denke mir — schreibt er an den Herausgeber[1]) — wir waren darüber stillschweigend im beiderseitigen einverständnisse, daß ich nach dem auffehen, was voriges jahr meine artikel im volksblatte gemacht hatten, zunächst an kirchlichen orten, (und dahin ist doch wohl die ev. k.-z. zu rechnen), schwieg, bis der rausch der leute einigermaßen vorüber wäre, und sie sich daran gewöhnt hätten, mich in der stellung, in der ich bin, zu sehen, ohne mich für einen krypto-katholiken zu halten." Und Leo ließ die Sache einstweilen ihren Weg gehen, „da ich die überzeugung hatte, daß Sie mich zu nehmen wüßten, und mir persönlich nicht grollten, noch mich beargwöhnten."

Leo hatte erwartet, daß Hengstenberg sich in irgend einer Weise gegen seine Volksblatt-Artikel auslassen werde. Nachdem er einen langen Brief an Krummacher im Volksblatte veröffentlicht hatte, hat er zur Sache kaum noch etwas hinzuzusetzen. Denn[2]) da man nie für ein publicum schreibt, was man sich auslesen könnte, sondern jedesmal auch eine gute partie rindvieh, d. h. sogenanntes gebildetes publicum in den kauf nehmen müßte, kann man theils nie rein von der leber reden (wenigstens ich nicht), theils muß man das, was man sagt, um dieses rindviehs willen so verklausuliren, daß es einen am ende selbst anekelt. Sie werden meinen standpunkt, und die position, die ich in einer grenzburg gegen das katholische land

[1]) Brief, 3. Decbr. 1853.

[2]) Brief, 20. Jan. 1853.

hin, aber auch auf vollkommen protestantischem grunde genommen habe, verstehen und vollkommen erkennen, daß ich es absichtlich vermeide, gewiße punkte, wo ich der römischen kirche ins angesicht schlagen müßte, zu besprechen. (So zum beispiel könnte ich alles, was Sie im vorworte gegen die jesuiten, über das eigensinnige, lieblose verhalten der katholischen kirche sagen, ebenso gut meiner überzeugung nach geschrieben haben — aber ich schreibe es nicht, weil Sie und andere es thun, und ich mir einen andern beruf gesetzt habe. Dahin — (nämlich durch Besprechung gewisser Materien der römischen Kirche ins Angesicht zu schlagen) möchten mich die leute drängen — ließe ich mich dahin drängen, so gäbe ich aber die stellung und aufgabe selbst auf, die ich mir gewählt — nämlich einerseits den katholiken die überzeugung zu gewähren, daß sie auf unserer seite darauf rechnen können, einige leute zu finden, die mit wirklicher liebe und billigkeit selbst ihre schwachen seiten betrachten und andererseits die protestanten daran zu mahnen, welche große güter ihnen die römische kirche auch als vorbild vorhalten kann." In einem späteren Briefe[1]) sagt Leo: ich habe nun das mich betreffende blatt der ev. k.-z. (S. 45—56 der Ev. K.-Z. 1853) gelesen, und danke Ihnen zuvörderst für die, wie ich anerkenne, ausdrücklich anerkenne, wirklich brüderliche weise, in der Sie Ihrer pflicht genügt haben, ohne mir wehe zu thun." Den von Hengstenberg besonders beanstandeten Satz, daß die evangelische Kirche im Grunde keinen Altar habe, anlangend, gibt Leo zu, daß er sich gefährlich ausgedrückt habe. Er erläutert diesen Satz dahin: 1) unser Altar ist sechs Tage in der Woche hinter Schloß und Riegel — folglich haben wir nur noch den siebenten Theil des Altars der alten Kirche, 2) unser Volk ist so erzogen, daß es auch von diesem siebenten Theil wenig sieht — die Liturgie wird ganz nur etwa von der halben Gemeine gehört, die andere Hälfte sammelt sich während derselben, und stört die übrigen, beim letzten laut der liturgie drängt ein Haufe herein, 3) „unsere liturgie ist unvollständig; das abendmahl fehlt darin, und wenn es stattfindet, findet es nach dem gottesdienste statt, und von der gemeine läuft alles nach hause, was nicht selbst communicirt. Summa, es ist uns vom altar nicht der siebente, sondern kaum der siebenzigste theil geblieben. —

---

[1]) 28. Jan. 1853.

Wie viele aus den protestantischen gemeinen wissen, was der altar ist? Diese erkenntniß hängt zusammen mit dem wissen vom opfer; der begriff des opfers ist unter den protestanten in einer art von verruf."

Wenn Hengstenberg sagt, es bestehe in der evangelischen Kirche eine gewisse Freiheit in Bezug auf die Stellung zur römischen, von der einen Partei werde mehr die gute, von der andern mehr die böse ins Auge gefaßt und diese beiden Einseitigkeiten dienten sich gegenseitig zur Ergänzung, so werden uns beide Arten deutlichst durch Sander und Leo repräsentirt. Daß beide hervorragende Männer sich in ihrem Vertrauen zu Hengstenberg treffen und mit ihm über ihre Stellung zu Rom sich auseinandersetzen, zeigt die erhabene Stellung Hengstenbergs. Man wird indessen zugeben müssen, daß die Entwicklung der römischen Kirche von damals bis jetzt der Art gewesen und geworden ist, daß die Sympathieen auf evangelischer Seite fast ganz erloschen sind.

1854.

Apokryphen. Freimaurer-Orden. Auberlens Offenb. Johannis. Eritis sicut Deus. Ev. K.-Z. in Baiern verboten.

In den letzten Monaten des Jahres 1853 wurde Hengstenberg von einer schmerzlichen Krankheit heimgesucht, von welcher er zwar gegen Ende des Jahres genesen, jedoch bei den sich erst allmählich wieder hebenden Kräften verhindert war, das übliche Vorwort zu schreiben. Seiner Absicht gemäß konnte er indessen im Laufe des Jahres größere Artikel in der Ev. K.-Z. erscheinen lassen.

Schon im Jahre 1853 hat Hengstenberg einen größeren Artikel über die damals lebhaft in Verhandlung stehende Apokryphenfrage veröffentlicht.[1]) Dieser Artikel ist auch in besonderm Abdruck erschienen unter dem Titel: für Beibehaltung der Apokryphen. Berlin 1853. Die von Hengstenberg vertheidigte Beibehaltung der Apokryphen fand in der Schrift des D. Stier: die Apokryphen, Vertheidigung ihres Anschlusses an die Bibel. Braun-

---

[1]) Ev. K.-Z. 1853. S. 553 u. ff.

schweig 1853, „eine gründliche und besonnene neue Vertretung" — eine Schrift, „die Niemand ungelesen lassen darf, der sich ein selbstständiges Urtheil über die Sache verschaffen will." Als der Lic. Keerl die Bekämpfung der Apokryphen in seiner Schrift: das Wort Gottes und die Apokryphen des Alten Test. Leipzig 1853 fortsetzte, trat Hengstenberg noch einmal in einem größeren Artikel für die von ihm und D. Stier vertheidigte Beibehaltung der Apokryphen ein.[1])

Eine große Bewegung war durch den Angriff auf den Freimaurerorden (siehe S. 271) in den betheiligten Kreisen hervorgerufen. Die Vorsteher der drei preuß. Großlogen sandten Hengstenberg eine Entgegnung und Vertheidigung des Logenwesens zu mit dem Ersuchen, dieselbe in der Ev. K.-Z. abzudrucken. Es seien in dem Angriffe „allgemeine Beschuldigungen ausgesprochen, welche theils auf thatsächlich unrichtigen Gedanken beruhen, theils Schmähungen auf ein gesetzlich gebilligtes Institut enthalten." Diese Vertheidigung des Freimaurerordens ist in der Ev. K.-Z. indessen nicht abgedruckt worden; wahrscheinlich hat Hengstenberg die matte Vertheidigung deßhalb nicht abgedruckt, weil dazu gar keine Verpflichtung vorlag.

Hengstenberg nahm indessen Veranlassung, eine größere Arbeit über „die Freimaurerei und das evangelische Pfarramt" zu liefern; diese Abhandlung erschien zuerst in der Ev. K.-Z. 1854. S. 193 u. ff. und als Separatabdruck unter demselben Titel mit einigen Zusätzen. Berlin 1854 u. 1855. „Ein Blatt, welches sich dem Dienste der Kirche weiht, hat nicht nur das Recht, ihm liegt auch die heilige Pflicht auf, diesen (durch die Freimaurerei verursachten) Schaden aufzudecken. Es gibt keine Rücksichten, welche uns von der Erfüllung dieser Pflicht abhalten dürften." Auch die Berufungen des Ordens auf längst gewährte Anerkennung durch die Obrigkeit, auf hohe Protection können von dieser heiligen Pflicht nicht entbinden. „Wir betrachten es als eine glückliche Fügung, daß wir unter Umständen, wo es Gefahr brachte, dies zu thun, in dem Jahre, da Verachtung auf die Fürsten geschüttet war, daß alles irrig und wüste stand, mit Gott unsere herzliche Pietät bewährt haben. Die Furcht Gottes, die damals unsere Schritte lei-

---

[1]) Ev. K.-Z. 1854. S. 254 u. ff.

tete, bestimmt uns auch zu unserm jetzigen Auftreten. Das vierte Gebot, so heilig es ist, hat doch seine Grenzen. 5 Mose 33, 9. Matth. 10, 17. Wo waren aber, fragen wir, im Jahre 1848 die Freimaurer?" Weit entfernt, sein Urtheil über den Freimaurerorden und über die Betheiligung der Geistlichen an demselben zu widerrufen, oder auch nur einzuschränken legt Hengstenberg in seiner Abhandlung dar, daß „die Grundlage des Freimaurerwesens der Deismus, die Antipathie gegen das specifisch Christliche ist." Es konnte nicht fehlen, daß die Freimaurer sich sehr lebhaft gegen Hengstenbergs Angriffe vertheidigten; diese Widerlegungen sind meist in sehr erregtem Tone gehalten, bieten aber keine solide Vertheidigung des Logenwesens. Andrerseits sind die beipflichtenden Erklärungen, die der Verfasser empfing, sehr zahlreich und sprechen den „herzlichen Dank aus für die offene und gründliche Besprechung des geheimen Freimaurerordens." Prof. Rud. Wagner kann den Artikeln in allem Wesentlichen beistimmen, kann aber überhaupt Hengstenbergs und Stahls politisch-religiösen Standpunkt nicht ganz theilen, weil nach demselben „stets das Unrecht der Fürsten und Regierungen in so vielen Dingen zu wenig urgirt wird."[1])

Niebuhr dankt[2]) verbindlichst für die Schrift über die Freimaurerei, „die mir auch praktisch nützlich sein wird." „Man kommt nur im Streit mit Maurern immer in die üble Lage, daß sie sagen: es ist nicht wahr und wenn man fragt: was ist wahr? — das dürfen wir nicht sagen. Das Entscheidende namentlich für Prediger scheint mir immer zu sein: Ist der Orden für Christum, wozu das Geheimniß und die Absonderung; denn der Herr hat keine esoterische und exoterische Lehre gesetzt, es gibt keine Wissende und Nichtwissende. Und wenn er auch ohne Verleugnung Christi noch einen besondern Weg weist, so ist er wider Christum, der allein der Weg und die Wahrheit und das Leben ist. Wer nicht für mich ist, der ist wider mich; für Christum ist aber nur der, der erkennt, daß der Mensch auch gar nichts aus sich kann. Diesen Satz, den ich auch schon gegen N. N. vertheidigt habe, finde ich in Ihrer Schrift auf allen Seiten durchgeführt und gegen den scheinen mir alle Einzelheiten unerheblich zu sein. So vertraue ich darauf, daß ungeachtet aller Widersprüche Ihre Schrift manchen

[1]) Brief, Göttingen 11. Juni 1854.

[2]) Brief, Charlottenburg 16. März 1854.

Segen bringen wird." In einem andern Briefe [1]) sagt Niebuhr, daß, was auch die Freimaurer gegen Einzelheiten der Hengstenberg'schen Schrift vorbringen mögen, letztere doch den doppelten Zweck erfüllen werde, die Geistlichen achtsam zu machen und das Bewußtsein der Unverträglichkeit des Logenwesens mit dem evangelischen Lehramte zu erwecken und andrerseits das Maurerthum aus dem Versteck heraus zu nöthigen.

Hengstenberg hatte die Freude, daß seine Artikel über den Freimaurerorden nicht bloß Beachtung fanden, sondern auch Frucht schafften. Schon im folgenden Jahre kann er mittheilen: [2]) „daß durch unsere Artikel eine tiefgehende Bewegung hervorgerufen worden, davon zeugen, außer einer großen uns vorliegenden Zahl von Briefen von nah und fern, schon die zahlreichen und gewichtigen Zustimmungserklärungen, die in diesen Blättern (Ev. K.-Z.) abgedruckt sind, ein die Unverträglichkeit der Freimaurerei mit dem evangelischen Pfarramte aussprechender Beschluß des lutherischen Vereins von Schlesien, eine gegen die Freimaurerei der Geistlichen gerichtete Petition des lutherischen Vereins der Provinz Sachsen, die dem dortigen Consistorium eingereicht ist, und so manche Vorgänge auf den Synoden. — Gelingt es uns den Hauptgrund, den wir gegen die Betheiligung der Geistlichen am Orden geltend gemacht haben, die Christo und seiner Kirche abgewandte deistische und humanistische Tendenz des Ordens, zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, so wird das geradezu seine Fundamente wankend machen. Was ihn bisher vor dem Untergange bewahrte, ist nur der Schein des Geheimnisses, in das er sich hüllte. Wird diese Hülle aufgedeckt, so wird sich das apostolische Wort bewähren: Alles was offenbar ist, das ist Licht Eph. 5, 13, so wird er sich ebenso wenig halten können, wie der Deutsch-Katholicismus und die freien Gemeinen, die unrettbar verloren waren, sobald ihre wahre Beschaffenheit an das Licht getreten, wobei freilich zu bedenken, daß er mit „viel List" die Seinen durch sehr bedeutende gesellige Annehmlichkeiten und äußere Vortheile an sich ködert und fesselt, so daß ein so rascher und totaler Ruin wie dort, hier nicht eintreten kann."

---

[1]) Brief, Potsdam 23. Septbr. 1854.

[2]) Ev. K.-Z. 1855. S. 25 ff.

Einen Beweis dafür, daß sein Zeugniß gegen den Freimaurerorden tiefer gehende Wirkungen gehabt hat, erkennt der Herausgeber darin, daß, während sonst gewöhnlich der Orden auf alle Angriffe ein vornehmes Schweigen beobachtet, sogar zum zweiten Male unter der Autorität einer der Großlogen des preußischen Staates eine Entgegnung erfolgt war.[1]) Hengstenberg, so gern er mit der Angelegenheit fertig gewesen wäre, fand Veranlassung genug, noch einmal auf dieselbe einzugehen und den Beweis für die der Kirche gefährliche Tendenz des Ordens möglichst deutlich zu führen, um den kirchlichen Behörden die richtige Stellung gegen die Freimaurerei darzulegen. Durfte im Königreich Sachsen keine Militärperson in Zukunft mehr dem Orden angehören, so durfte es Geistlichen noch viel weniger gestattet sein, ferner in dem Orden zu verharren. Wenn ein Hauptpunkt, um den sich der Streit drehte, das Alter der Freimaurerei war, so hatte Hengstenberg in seinen Artikeln an der Hand gewichtiger Zeugnisse ihren Ursprung in die Jahre 1719—1723 gesetzt und hält daran auch fest. Die Zeit der Ausbreitung des Ordens von England her — und das ist eben die genannte Zeit — ist auch die Zeit der Entstehung. „Was soll man dazu sagen, wenn als authentische maurerische Documente aus früherer Zeit ganz gewöhnliche Baucontracte mit ordinären Maurern angeführt werden!" Wie etwa in dem Kirchenbuche von Lincoln ein Contract von 1306 erwähnt wird, den der Diaconus und das Capitel mit dem Maurer Richard de Stow schloß, welcher als Vorsteher andere Maurer unter ihm zu dem Reparaturbau anstellen sollte.

Ein zweiter Hauptpunkt ist die von Hengstenberg behauptete deistische und humanistische und somit unchristliche und der Kirche abgewandte Tendenz des Ordens. In diesem Punkte war kein Widerspruch bei der großen Masse des Ordens, ausgenommen manche Glieder der Großen Landesloge. „In den übrigen Logen bekennt man sich bei jeder Gelegenheit zu den Grundsätzen des Humanismus und Deismus, obgleich gewöhnlich, wie das dem Ursprunge und Zweck des Ordens angemessen ist, mit einer gewissen

[1]) Freimaurerei und Christenthum. Letztes Wort über die Angriffe des Prof. D. Hengstenberg. Herausgegeben mit Genehmigung der Gr. Landesloge der Freimaurer von Deutschland. Mit einem Vorwort von v. Selasinsky. Berlin 1854.

Vorsicht und Zurückhaltung. „Wir fragen, warum macht sich die große Landesloge mit unsrer Wenigkeit zu schaffen? Wenn es ihr wirklich Ernst ist mit ihren christlichen Grundsätzen, warum legt sie denn nicht ein kräftiges Zeugniß ab gegen ihre auf den Irrwegen des Deismus und Humanismus einhergehenden Brüder? Ist es ihr unmöglich, die bittere Quelle zu verstopfen, so unterlasse sie es auch, gegen uns zu eifern, die wir über die Bitterkeit ihrer Wasser klagen."

Es wird Hengstenberg leicht, den deistischen Charakter der Loge, wie er ihn behauptet hat, durch eine Reihe von vielen Schriftstücken festzustellen. „Die Lehre, welche gleichsam das Leben der ganzen Gesellschaft ist, welche alle Glieder derselben beseelt, ist nach der Freimaurer Meinung nichts Anderes, als der natürliche Grundsatz, das in allen Herzen geschriebene Gesetz, welches der Grund aller unsrer Handlungen sein soll" — heißt es in der Schrift: der gestürzte Freimaurer. Berlin 1747. In der Schrift: Säcularfeier der Freimaurerei in Hamburg und Deutschland überhaupt ist gesagt, an der Spitze der alten Pflichten der Freimaurer stehe jene Bestimmung aus dem englischen Constitutionenbuche, wonach der Orden, im Gegensatze gegen die frühere Maurerzunft, welche an dem Glauben der Kirche festhielt, sich nur zu der „allgemeinen Religion bekennt, in welcher alle Menschen übereinstimmen." In dem Vortrage des Meisters vom Stuhle der Loge Ferdinand zum Felsen heißt es: „die Maurerei ist die Kunst, gut zu werden, ohne Beweggründe der Furcht („vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle"), ohne die Hoffnung auf irdische Zwecke." In einem in der Loge Absalom gehaltenen Vortrage spricht sich der Meister vom Stuhle noch deutlicher aus: „wir sollen nur Menschen sein, die Alles, was sie sonst sind und suchen und glauben und haben, vor der Thür der Loge zurücklassen." Wozu Hengstenberg bemerkt, daß demnach die Loge auch den Heiland zurückläßt, der vergeblich vor der Thür der Loge steht und anklopft. Wenn das angeführte „letzte Wort" von v. Selasinsky für die Christlichkeit der Loge die Ausschließung der Juden aus den preußischen Logen geltend macht, so weiß Hengstenberg auch diesen Einwand damit zu entkräften, daß nach Boscamps Schrift feststeht, daß in England zu allen Zeiten Juden aufgenommen wurden und schon 1749 vier Israeliten die Loge Absalom in Hamburg besuchten. Das „letzte

Wort" kann in keinem Punkte, was die wirkliche Christlichkeit der Loge betrifft, vor der Kritik bestehen.

Endlich wird von Hengstenberg noch auf den gefährlichen Satz aus den „alten Pflichten" der Freimaurer: ihr müßt den Bruder anstellen, wenn ihr es vermögt oder ihn empfehlen, daß er angestellt werde, hingewiesen. Das verwickelt Staatsbeamte in einen traurigen Conflict zwischen dem, was sie dem Orden schuldig sind und ihrer feierlich beschwornen Treue gegen den König. Und Magistratspersonen, die dem Orden angehören und als Patronat Pfarrstellen zu besetzen haben, werden der Ordensregel nach maurerischen Geistlichen den Vorzug geben müssen.

Hengstenberg empfing von vielen Seiten den lebhaftesten Dank für die Belehrung und Warnung, welche er betreffs des Ordens gegeben hatte. Ein junger Geistlicher in Würtemberg wünschte, nachdem er Hengstenbergs Artikel gelesen, sobald als möglich aus dem Orden auszutreten. Ein emeritirter Geistlicher und Seminardirector im Preußischen hatte in Preußen studirt und ging als Lehrer nach der Schweiz, trat aber vorher auf Veranlassung seines älteren Bruders in den Orden in der Absicht, sich die Reise in die Fremde dadurch sichrer und genußreicher zu machen. Derselbe schreibt: „ich bin nur fünfmal in der Loge gewesen, davon einmal in der Berliner zu den drei Weltkugeln, sah aber bald ein, daß ich mit mir im Widerspruch wäre, wenn ich auf Kanzeln das Evangelium als die höchste Wahrheit verkündete und dann doch als Freimaurer zu verstehen gäbe, ich hätte noch eine höhere, die ich aber nicht verkündigen dürfe. Durch Lindners Mac Benac wurde ich denn auch überhaupt von der Nichtigkeit und Schädlichkeit des Freimaurerordens überzeugt. Hätte ich noch nöthig gehabt, darin befestigt zu werden, so würde mir dazu das väterliche Wort des lieben seligen Barons von Kottwitz in Berlin gedient haben. Dieser treue gesegnete Knecht des Herrn sagte mir einmal, er habe die höchsten Stufen des Ordens, auch die der schottischen Maurerei durchgemacht, er könne mich nur bitten, ja immerfort davon zu bleiben; ich wüßte ja wohl, der Teufel sei des Herrgotts Affe."

Auch hatte Hengstenberg die Freude, daß die Reaction gegen die Betheiligung der Geistlichen am Freimaurerorden einen erfreulichen Fortgang nahm.[1]) Freilich ging die römische Kirche vermöge

[1]) Ev. K.-Z. 1856. S. 14.

der ihrem Kirchenregimente innewohnenden Energie viel kräftiger vor und ihre Geistlichkeit stand bald als eine geschlossene Phalanx dem Freimaurerorden gegenüber. Auf evangelischer Seite, wo die Erfolge zumeist durch den Eifer der Pastoren herbeigeführt wurden, ging es langsamer. „Freilich, es kann auf die Dauer keine guten Folgen haben, wenn die deutschen evangelischen Kirchenregimente hinter der Entwicklung der Kirche zurückbleiben, wenn sie im besten Falle sich nur drängen und treiben lassen, wo es vielmehr gilt, im Namen Gottes und kraft der von ihm übertragenen Aemter die Initiative zu ergreifen, in seiner Furcht und ohne Ansehn der Person, was im Worte Gottes so wiederholt und so schwer verpönt ist 5 Mose 1, 17, Mal. 2, 9. Es gilt auch für das Kirchenregiment, was Bengel sagt: „in einem Augenblicke kann etwas begangen (oder unterlassen) werden, was du durch das ganze Leben büßen mußt." Müssen die „souverainen Pastoren" überall vor den Riß treten, so ist die Folge die, daß der Stern des Kirchenregiments durch seine eigene Schuld mehr und mehr erbleicht, was Gott verhüten wolle. Der Schwerpunkt der Kirche liegt immer da, wo die Erweisung des Geistes und der Kraft hervortritt. Handelt es sich hier doch um eine klare Sache, um eine offen zu Tage liegende Pflicht." Was die Ev. K.-Z. in Bezug auf die Tendenz des englischen Systems des Ordens nachgewiesen hatte (humanistische und deistische Tendenz), wurde von den Logen selbst zugestanden. „Der Unterschied zwischen ihnen und uns besteht nur darin, daß sie sich derselben Tendenzen rühmen, deren Verwerflichkeit wir behaupten." Die immense Majorität der Logen gab Hengstenberg in der Darstellung des Wesens der Freimaurerei Recht.

Die große Landesloge hatte auf Hengstenbergs Ausführung geschwiegen. Die beiden andern Berliner Großlogen hatten der Nachweisung, daß sie nach ihren eigenen klaren Erklärungen deistischen Grundsätzen huldigten, keine Protestation, geschweige eine Beweisführung entgegengesetzt. Es erschienen von freimaurerischer Seite vier Schriften, deren Hengstenberg gedenkt,[1] die aber in der Sache nichts Wesentliches beibringen und das gewonnene Resultat nicht in Frage stellen konnten. Eine dieser Schriften hat den Titel: Misipporus, ein Mißton in der Harmonie des Maurerbundes,

[1] Ev. K.-Z. 1856. S. 15 ff.

Vortrag von Br. Lucius. Misipporus bedeutet: Hasser Hengstenbergs, wozu Hengstenberg bemerkt, daß es eine Ehre ist, von Jannes und Jambres gehaßt zu werden. Dieser Misipporus kennzeichnet sich durch die einzige Behauptung, daß, wenn die Ordensbehörde (der großen Landesloge) die Versicherung ausspräche, daß ihre freimaurerische Lehrart schon Jahrhunderte alt sei, so habe ein Ehrenmann nichts anderes zu thun, als zu glauben.

Professor Auberlen übersandte Hengstenberg ein Exemplar seines Buches über die Offenbarung Johannis. „Bei dieser Arbeit — heißt es in dem begleitenden Briefe — habe ich mich vielfach als Ihren dankbaren Schüler zu bekennen. In entschiedener Opposition gegen die offenbarungsleugnerische Auffassung dieser Offenbarungen κατ' ἐξοχήν suchte ich die von Ihnen und Andern überkommenen Grundlagen festzuhalten, aber freilich auch auf denselben weiter zu bauen. Daß es hierbei an Widerspruch gegen Ihre Deutung der Offenb. Joh. nicht fehlen konnte, darüber glaube ich mich nicht entschuldigen zu dürfen. Sie selbst können ja auch scharfem Widerspruche nicht abhold sein. Möchten Sie nur finden, daß ich dabei die Liebe, die aus dem gemeinsamen Glauben kommt, und die Pietät des jungen Mannes gegen den erprobten Streiter nicht aus den Augen verloren habe; möchten Sie vor Allem den tiefen Schmerz durchfühlen, den es mir bereitet hat, einen so theuern Mann auf dem Wege einer Auslegung zu finden, von der ich glauben muß, daß sie mit dem Geist und mit dem Buchstaben der Prophetie gleich unverträglich ist. Ich weiß nicht, ob Sie meine Schrift der Berücksichtigung werth achten werden. Wenn Sie aber in der Ev. K.-Z. oder sonst wieder einmal auf diese Gegenstände zu reden kommen, so wäre ich für ein Wort über dieselbe sehr dankbar. Ich weiß, daß etwas vom Herrn in ihr ist."

Auf Hengstenbergs Aufforderung über den Roman Eritis sicut Deus eine Kritik zu geben, antwortet Leo,[1]) er müsse sonstiger Arbeiten halben bis zum Sommer Zeit haben. „Ich habe das buch gleich im november gelesen und obwohl mich der dritte theil durch seine Eugen-Sue-artige fassung sehr abstieß, doch im ganzen das buch so anziehend gefunden, daß ich hier die leute anstieß, es zu lesen. Die folge war, daß ich das geschwätz darüber

[1]) Brief, Halle 28. März 1854.

mit den successiven lesern respective leserinnen den ganzen winter nicht los geworden bin, es noch einmal lesen mußte, um diesem an- und nachfragen gewachsen zu sein — ja! theilweise es dreimal gelesen habe. Im augenblick aber ists mir in folge davon zu viel — ich muß erst einige zeit ruhe davor haben. Wenn das buch auch vielleicht der hauptmasse nach von einer frau herrührt, müssen ihr die männer viel hineingeschrieben haben. Die gespräche der philosophen unter einander sind so, wie sie keine frau schreiben kann, denn die steckt ihre nase wohl auch in philosophie, aber unmöglich kann sie in dieser abbrevirten weise wie philosophen vom fache unter einander dialogisch denken. — Mich hat das buch nebenbei wunderbar bewegt. Ich habe diese heglingsche philosophie und geniusanbetung und vergötterung der individuellen kraft durchgelebt in einer zeit, wo alles dabei noch unschuldiger war als in der zeit der Tübinger blüthe — aber einmal habe ich das nachgefühl davon, daß nach der ästhetischen seite allerhand wirklich berechtigte dinge hier in sündlicher form und verbindung zu tage gestrebt haben und sodann liegt in einem mit vollen segeln — und damals glatt, sturmlos und bei gutem wetter — durchschifften gewässer doch auch eine masse fortwährend reizender erinnerung, wenn auch spätere erfahrungen das trügerische, gefährliche und verführerisch-verderbliche dieser gewässer gezeigt haben." Leo hat kurze Zeit darauf eritis sicut Deus angezeigt und kritisirt. Ev. K.-Z. 1854. S. 665 ff.

Durch richterlichen Spruch wurde Mitte des Jahres 1854 die Ev. K.-Z. für den Umfang des Königreiches Baiern verboten und der Herausgeber zu einer dreimonatlichen Gefängnißstrafe und Geldbuße von 50 Fl. verurtheilt. — Alles wegen eines von Hengstenberg geschriebenen Artikels „zur Beurtheilung der neuesten kirchlichen Ereignisse in Rheinbaiern." [1]) Man muß zugeben, daß der Artikel deutlich redet, und scharfe Kritik übt; aber es darf eine abfällige Kritik nicht in Erstaunen setzen, wenn die Thatsachen, um die es sich handelt, der Art sind. Es handelte sich um „principielle Fragen von der höchsten Bedeutung weit über ihr nächstes Terrain hinaus." Die formellen Bedingungen betreffend mußte die Union in Rheinbaiern als eine rechtmäßig vollzogene betrachtet werden. Aber die Kirche kann die Substanz ihres Lehrbegriffes nicht auf-

---

[1]) Ev. K.-Z. 1854. S. 49 ff.

geben, ohne zugleich ihre eigene Existenz aufzugeben. Wer hierin mit der Kirche nicht eins ist, verliert das Recht, an der Verfügung über ihre Güter theilzunehmen. „Daß die Urheber der Union in Rheinbaiern in einem solchen Verhältniß des Gegensatzes zur Kirchenlehre standen, wird kein Verständiger leugnen wollen. — Der Beschluß der Generalsynode zeigt dies deutlich; es sollten nach demselben die symbolischen Bücher abgeschafft werden. Im Zusammenhange mit der Union, und von den Begründern derselben wurden kirchliche Bücher, Gesangbuch und Katechismus, eingeführt, welche ganz das traurige Gepräge jener Zeit trugen." Ueber eine Synode dieser Art und eine Union dieses Geistes spricht Hengstenberg mit den kräftigsten Worten, und heißt es einen Mummenschanz und Fastnachtsposse, und ist empört, daß man im Hinblick auf die so zu Stande gekommene Union treuen Dienern der Kirche die Thüre weist. „Die evangelische Kirche ist auf die heilige Schrift gegründet und kann deßhalb keine Modification ihres Lehrbegriffs als legitim anerkennen, die sich nicht mit der heiligen Schrift gründlich auseinander gesetzt, nicht nachgewiesen hat, daß sie eben der unbedingten Unterwerfung unter die heilige Schrift ihren Ursprung verdankt." Wenn dieses unerläßlich nothwendige Erforderniß der Union in Rheinbaiern fehlt, so ist die kirchliche Obrigkeit verpflichtet, die noch jetzt bestehenden Rechte der Confessionen so weit anzuerkennen, als dies irgend möglich ist, und den Regungen des confessionellen Lebens freien Spielraum zu lassen. Dieser Aufgabe war das Consistorium in Speier nicht nachgekommen. Was war dagegen geschehen? Die Augsburg. Confession von 1540 war willkürlich zum Symbol erhoben, während doch die lutherische Confession sich nie mit der Variata befreunden, und nur die geschichtliche Augsburg. Confession von 1530 als ihr kirchliches Symbol betrachten kann. Dazu hatte man schnell einen neuen Katechismus „improvisirt", statt die alten confessionellen Katechismen freizugeben. „Noch bedenklicher als alles Andere ist der Erlaß des Consistoriums an alle Pfarrämter, worin auf Grund des § 5 der Vereinigungsurkunde die specifisch lutherischen und reformirten Lehrsätze verpönt werden." Alle diese Thatsachen waren so betrübend, daß ihre Darstellung allerdings großes Aufsehen erregte. Die Ev. K.-Z. war einstweilen in ganz Baiern verboten und Hengstenberg verurtheilt!

Scriptum

1855.

Ob Hengstenberg das Weltgericht anticipirt. Neue Freunde. Krieg — Rußland und die Westmächte. Die Lehre von der Sündlosigkeit der Maria. Ehescheidung und heilige Schrift. Absorptive Union.

Zu dem täglichen Brode Hengstenbergs gehörten heftige Angriffe in jeder Gestalt und Ermunterungen und Dankesbezeugungen von anderer Seite. Eine der stärksten Auslassungen gegen Hengstenberg ist ein langer Brief an denselben aus dem Jahre 1855, geschrieben von einem jüngeren, jetzt schon abgerufenen Professor, dessen Name verschwiegen bleibe. Der Schreiber des Briefes sagt, er sei der ihm von Hengstenberg bewiesenen Liebe beständig eingedenk, so wie dessen, was der Herr durch Hengstenberg zur Beförderung seines Reiches und zur Bekämpfung des Bösen habe wirken lassen.' Sie haben etwas von dem ehrenvollen, „ein Plagegeist für die Welt sein". Dann aber sagt der Schreiber, daß er die besondere theologische und kirchliche Richtung Hengstenbergs nicht theile, und daß diese Differenz durch die wachsende Schärfe, mit welcher Hengstenberg das confessionelle Element betone, vergrößert sei; mit dieser Schärfe habe Hengstenberg der Kirche und sich selbst geschadet. Der Schreiber des Briefes sei oft von Freunden aufgefordert, gegen Hengstenberg zu schreiben, ziehe aber den brieflichen Weg vor; eben darin sündige Hengstenberg, daß er nicht den Weg persönlicher Vorstellungen an seine Widersacher, so weit es möglich sei, einschlage, sondern dieselben öffentlich angreife. Hengstenberg halte oft — nach Hamanns Ausdruck — ein anticipirtes Weltgericht. Nicht schlechte Leute klagten ihn des falschen Zeugnisses an, und er solle sich, darum bittet der Schreiber, vor Gott prüfen, ob wirklich diese Anklage *immer* falsch sei, oder ob er sich nicht durch jenes anticipirte Weltrichterthum selbst solch Urtheil zugezogen habe. Dann folgt eine lange Aufzählung dessen, was Hengstenberg Böses geschrieben und gesprochen habe; in einer Zeitung habe sogar die Nachricht gestanden, Hengstenberg solle wegen Verleumdung vor Gericht gestellt werden. Hätten dem Briefschreiber die brieflichen Hinterlassenschaften Hengstenbergs zu Gebote gestanden, so hätte er wissen können, daß Hengstenberg sehr oft, besonders wegen „Nachrichten", die in der Ev. K.-Z. veröffentlicht waren, privatim und gerichtlich zur Verantwortung gezogen werden sollte. Der Verfasser des Briefes würde aber auch wissen, daß Hengstenberg unzählige

Male hin und her Rückfrage gehalten hat, ob die eine oder andere Nachricht richtig sei. Daß es aber trotzdem bei den vielen Nachrichten der Ev. K.-Z. aus allen Weltgegenden vorkam, daß dieselben dann und wann Widerspruch erregten, und als unrichtig hingestellt wurden, wird Niemanden befremden, der auch nur in etwa die arbeitsvolle und schwierige Stellung des Herausgebers recht erwägt. So war es nicht so schwer, gegen Hengstenberg die Beschuldigung des falschen Zeugnisses mit einem gewissen Schein vorzubringen. Und wenn es Hengstenberg fern lag, das Weltgericht zu anticipiren, so lag es doch in seiner Aufgabe, in dem Lichte der göttlichen Wahrheit die Zeitereignisse zu beurtheilen, und diese Beurtheilung mußte der Natur der Sache oft scharf und schärfer, als es vielfach beliebte, ausfallen.

Hengstenberg hat übrigens dem Schreiber des Briefes geantwortet, und sagt unter Anderm: „Wäre Ihr Auge mehr geöffnet für die Charismen der lutherischen und reformirten Kirche!" Der Briefschreiber ist kühn in seinem zweiten Briefe an Hengstenberg vom 24. Decbr. 1856, und sagt z. B.: „welche unselige Früchte hat das leidenschaftliche Marburger Wort getragen: ihr habt einen andern Geist, als wir — ein Wort, dessen traurige Verblendung ich erst nach gründlicher Beschäftigung mit Zwingli ganz erkannt habe." Jemand, der auch Luther und Zwingli studirt hat, hat dagegen gesagt: „In Worms hat Luther das Evangelium, in Marburg das Sacrament gerettet." Wenn der fragliche Briefschreiber Hengstenbergs Urtheil über Dr. Bunsen, als habe dieser den Glauben an Christum verleugnet, zu hart findet, so antwortet ihm Hengstenberg: „Daß Ihnen, einem Professor der Gottesgelehrtheit, dies nicht klar ist, kann ich nur daraus erklären, daß die Neigung Sie nicht sehen läßt, was vor Augen liegt." Siehe unsere Mittheilungen über Bunsen im folgenden Jahrgange.

Die treuen Freunde Hengstenbergs blieben ihm und der von ihm vertretenen und vertheidigten Sache treu. So bringt D. Sartorius[1]) ihm die herzlichsten Wünsche am Neujahrstage, es möge ihm das neue Jahr ein reichgesegnetes sein. Schon ein ganzes Menschenalter habe Hengstenberg unserer Kirche mit unermüdlicher Treue gedient. „Ich bete von Herzen, daß der Herr Sie noch

---

[1]) Königsberg, 1. Jan. 1855.

lange in ungeschwächter Kraft und Freudigkeit erhalten möge als einen Baum, welcher lebendige Früchte trägt, die da bleiben, und den Dienern der Kirche zur Gesundheit gereichen. Dahin rechne ich auch Ihre neue Ausarbeitung der Christologie des Alten Testaments."

Es mußte Hengstenberg eine nicht geringe Freude sein, daß zu den bewährten alten Mitgenossen jährlich neue kamen. Ein Pastor S. in der Altmark ist durch das Vorwort von 1855 so gestärkt und erfrischt, daß er, obwohl Hengstenberg unbekannt, ihm von ganzem Herzen danken muß. „Meine ganze Gemeine — heißt es in dem Briefe — sollte Ihnen eigentlich danken; denn was in ihr zum Leben gerufen ist, darin weht, ohne daß sie es weiß, viel von Ihrem Odem, wozu ich nur das Instrument gewesen bin. Glauben Sie, daß Ihre Zeitung der Fels einer großen unsichtbaren Gemeine ist, die im Wachsen ist. Gehen Sie in des Herrn Namen so muthig und doch so nüchtern vorwärts — es ist noch mancher Strauß zu bestehen — und manches Gebet wird Sie tragen, und mancher Zeuge, von dem Sie in Ihrem Leben nie etwas erfahren, wird mit Ihnen streiten." Ein Brief ohne Unterschrift mit dem Poststempel „Heide. Aus Dänemark" wird dem seligen Hengstenberg gewiß Freude gemacht haben. Es heißt in diesem Briefe buchstäblich: „Sie schreiben die Kirchenzeitung und wird von vielen Predigern gelesen. Ich möchte Ihnen, Herr Professor, gerne eine sache übergeben. Nämlich, das Sie einen Auffsatz machen in Ihre Kirchen zeitung, an die Prediger, das die Prediger entschieden von der Kanzel predigen und in das tägliche Leben hineinweisen und die leute aufwecken, und bezeugen, auf welchen wege sie gehen. Und wenn die Prediger ihr Amt nicht Evangelisch aufrichten und Buße thun, so werden sie nicht Selich. In alten und in neuen Testament ist den Menschen Entschieden gepredigt worden. 2 Sam. 12; Apostg. 2, 36, besonders Gal. 5, 19. Lutherus hat auch geschrieben von der Geistlichen Amt. Nemlich also, das Evangelium oder das Gedächtniß Christi ist in den meisten Predigten so seltsam geworden, das man ein Grauen davor hat. Du bist selbst Ursache, daß deine Kirge verlassen wird. Du willst die Schafe in den Stall treiben und gibst ihnen doch kein Futter. Darum zerstreuen sich die Schäflein Christi auf die Berge. — Ein 2tes möchte ich Ihnen Herr Professor noch mittheilen. Nemlich, Doktor Luther hat den Pabst von Rom seine Krone berührt. Ein anders ist es aber mit den

Demikratie geist, die wollen die Könige und Fürsten von 'Trone stürtzen. Wo her kömmt das? Daß der Freigeist so öffentlich auftritt. Nirgend anders als daß die Könige und Fürsten Ihr von Gott befohlenes Amt, Ihr Untergeordneten Beambten, nicht Aufrechterhalten — Kirchen und Schulen. Die Prediger und Schullehrer können lehren wie sie wollen, und das ist die rechte Narung für den Demikrat Geist."

Die Verwicklung der politischen Dinge in den Jahren 1854 und 1855 war die Veranlassung, daß Hengstenberg die Bedeutung des Krieges nach dem Worte Gottes ans Licht stellte, und daran ein Urtheil über die specielle augenblickliche Lage knüpfte. „Die Hand des zürnenden Gottes erscheint in der Schrift mit drei Zuchtruthen bewaffnet, Theurung, Pest und Krieg, denen hier und da noch eine vierte, böse Thiere, hinzugefügt wird. Jerem. 24, 10; Ezech. 6, 11. Vielfach kommen, indem die strafende Gerechtigkeit Gottes durch Barmherzigkeit gemäßigt wird, die Gerichte Gottes einzeln vor. Eine Verbindung der verschiedenen Strafmittel Gottes stellt uns das vergangene Jahr (1854) vor Augen. Weit über die Länder geht die Theurung, obgleich noch die Barmherzigkeit Gottes strafende Hand festgehalten hat, so daß sie nicht zur eigentlichen Hungersnoth geworden ist. Die „böse Krankheit" ist im verflossenen Jahre in weiterer Ausdehnung aufgetreten, wie noch nie zuvor, und zugleich in den verschiedensten Gegenden Europas aufgetreten. Und nach einem Frieden von beinahe 40 Jahren ist das Feuer des Krieges heftig entzündet" — eine neue Erfüllung dessen, was Offb. 8, 8. 9 von dem Meere der Völker steht. In England wurde ein allgemeiner Bußtag gehalten, um in den Kriegsläuften die Barmherzigkeit Gottes anzuflehen, und für Schlesien hatte die Gottesfurcht des Königs ebenfalls einen Bußtag angeordnet, da seine, durch die Wassersnoth heimgesuchten und mit Theurung bedrohten Unterthanen, Evangelische und Katholische, ihre Kniee vor Gott beugen sollten, der schlägt, und dessen Hände heilen. Die furchtbarste Geißel, wodurch die Rache des Himmels über die abtrünnige Erde ergeht, ist der Krieg; die andern Plagen, wie Hunger und Seuchen erscheinen in der Schrift häufig nur in seinem Gefolge. Deutschland durfte sich noch des Friedens erfreuen — ohne sein Verdienst. R. Wagner hatte am 18. Septbr. in der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte einen durch christliche

Freimüthigkeit ausgezeichneten Vortrag in Göttingen gehalten — ein „Ereigniß" des verflossenen Jahres — worin er sagt: „mehr und mehr haben unter den Naturforschern, und besonders unter den Physiologen die materialistischen Ansichten Verbreitung und Boden gewonnen, mehr und mehr schwindet der Glaube an eine substantielle Seele, und der Versuch, die Psychologie vollkommen in die Naturwissenschaft aufzulösen, ist für den, welcher in der Signatur der Zeit zu lesen versteht, der wahrscheinliche Gang der nächsten Zukunft." Diese hier beschriebene Denkart hatte ein bekannter Naturforscher bereits in einem Werke dahin ausgesprochen: „der freie Wille existirt nicht, und mit ihm nicht eine Verantwortlichkeit und eine Zurechnungsfähigkeit, wie sie die Moral und die Strafrechtspflege und Gott weiß noch wer uns auflegen wollen. Wir sind in keinem Augenblicke Herren über uns selbst, über unsere geistigen Kräfte, so wenig als wir Herren sind darüber, daß unsere Nieren absondern und nicht absondern sollen."

Der Wagnersche Vortrag hatte den Erfolg, daß alle naturwissenschaftlichen und medicinischen Zeitschriften, die überhaupt der Sache gedachten, sich in offnem oder verstecktem Hasse gegen R. Wagner erhoben. „Diese Denkart des Materialismus ist auf dem Gebiete der Naturforschung und Medicin eine weitverbreitete, ja, schrecklich zu sagen, unter dem jüngeren Geschlechte wohl die herrschende." Was aber so in der „Wissenschaft" zu Tage kommt, ist nur der Ausdruck des weithin durch das Volk herrschenden Materialismus. Das ganze menschliche Geschlecht eine Ansammlung „mechanischer mit zwei Armen und Beinen umherlaufender Apparate" — zu solchem Wahne kann nur kommen, wer selbst durch und durch Fleisch, aller höheren Lebenskräfte baar, nichts anderes ist, als eine im besten Falle kluge Bestie. Das ist das Ende der Weltweisheit. Die Lüge der Vergötterung des Menschen hat der entgegengesetzten Lüge die Stelle geräumt. Das geheime Band liegt darin, daß auch schon die Hegelsche Philosophie die Unsterblichkeit leugnete.

Da aber die Menschen Fleisch geworden waren, brach die Sündfluth herein.

Der Krieg hat neben seiner göttlichen Ursache auch eine unmittelbar menschliche Verschuldung. „Ein Krieg mitten in der Christenheit ist ein in hohem Grade demüthigendes Ereigniß, ein solches, welches die ganze Christenheit auf Erden zur Veranstaltung

eines Bußtages veranlassen sollte." Der Krieg unter christlichen Völkern ist die faktische Verleugnung aller Gnaden, welche Christus seiner Kirche durch sein Sterben erworben hat. Es ruht eine schwere Verantwortung auf denen, die einen solchen Krieg hervorrufen und fortführen. So gewiß der Herr gesagt hat: selig sind die Friedfertigen und er hat das nicht bloß den Einzelnen, sondern auch den Völkern gesagt, so gewiß ist der Krieg eine Unnatur, und jede Nachricht von gelieferten Schlachten, welche uns das „grausam blutig Handwerk" klar vor Augen stellt, hat für den Christen etwas Haarsträubendes. Ein Krieg unter christlichen Völkern fordert sowohl von der Seite des göttlichen Verhängnisses, als auch von der Seite der menschlichen Verschuldung betrachtet, zur Buße auf.

Von vielen Seiten dazu aufgefordert, spricht sich Hengstenberg über die Sympathieen des deutschen Volkes in diesem Kriege zwischen den Westmächten und Rußland aus.[1]) Eine schwierige Materie, die leicht veranlassen kann, sich aus dem Gebiete der Kirche in dasjenige der Politik zu verirren; letzteres beginnt da, wo man keinen festen Grund des Wortes Gottes mehr unter den Füßen hat.

Es ist zunächst keinem Zweifel unterworfen, daß der deutschen evangelischen Christenheit kein Volk näher steht, als das großbritannische; trotz des Unterschiedes von lutherischer und reformirter Confession, den wir nicht gering anschlagen, nirgends mehr Fleisch von unserm Fleisch, und Bein von unserm Bein. Nicht Rußland, England ist die Ergänzung unserer Mängel und Einseitigkeiten. In keinem andern Volke erblicken wir einen so bedeutenden Kern wiedergeborner Christen, in keinem andern ist die heilige Schrift, unser Manna in der Wüste dieses Lebens, so in Fleisch und Blut übergegangen. Von Deutschland hat England seine erste Reformation erhalten. Unter deutschem Einfluß stand Wesley, da er als Herold einer zweiten Reformation auftrat, nachdem sich die dunklen Schatten des Deismus und Freimaurerwesens über England gelagert hatten. Von England nahmen unsere Bibelgesellschaften ihren Ursprung; von dort aus wurden wir zuerst erweckt, unsere Schuldigkeit gegen Israel und gegen die Heiden zu bedenken. Lesen wir in englischen Blättern, wie dort die heilige Schrift verbreitet wird, wie Officiere sich die christliche Erbauung und Erweckung ihrer Untergebenen

---

[1]) Ev. K.-Z. 1855. S. 7 ff.

angelegen sein lassen, so werden wir (die wir überhaupt gar sehr auf der Hut sein müssen, gegen die Einflüsse eines innerlich weltlich gesinnten Conservatismus, der so oft ein bloßer Ausfluß des Besitzes ist, und seiner Parteisünden, uns in keiner Weise theilhaftig machen dürfen), nimmer uns der Rohheit schuldig machen können, mit der Manche die Nachrichten von Verlusten des englischen Heeres begrüßen.

Wie stehts mit Rußland? Es ist ein großer Unterschied zwischen Russen und Türken. Es ist unverkennbar, daß die Lehre der russischen Kirche vielfache Trübungen erlitten hat, daß Glauben und Werke dort vermischt werden, daß keine Erkenntniß der Rechtfertigung des Sünders vor Gott vorhanden ist, und Heiligen- und Bilderdienst im Schwange geht, wobei das Schlimmste ist, daß die russische Kirche mit diesem ihrem niederen Standpunkte eine große Intoleranz und Herrschsucht verbindet, und dadurch die Sympathien der gläubigen Christen vielfach verscherzt hat; aber andrerseits kann nicht in Abrede gestellt werden, daß Taufe und Abendmahl nach der Stiftung des Herrn auch in der russischen Kirche vorhanden ist, und daß ein lebendiger Zug von christlicher Gottesfurcht durch das russische Volk hindurchgeht. Daß Rußland die Antipathie der Völker gegen sich hat, hat es selbst verschuldet, indem es mit Härten und Listen die Losreißung der unirten Griechen von dem Verbande mit der römischen Kirche bewirkte, die evangelischen Missionen aufhob, die Conversionen zur russischen Kirche in den Ostseeprovinzen betrieb, so daß kein evangelischer Christ die Ausbreitung der russischen Herrschaft über türkische Gebiete wünschen kann. Und auch in Bezug auf die nächste Veranlassung des Krieges kann Rußland besonders im Hinblick auf die Besetzung der Donaufürstenthümer nicht von aller Schuld freigesprochen werden.

Wohin sollten nun die deutschen Evangelischen ihre Sympathien wenden? Zu den Westmächten? Schon die einzige Thatsache sollte davor warnen, daß alle Feinde Christi im Lande, alle Gegner des Königthums von Gottes Gnaden, und Verächter von Röm. 13, dazu alles, was halb und laodicäisch ist, für die Westmächte Partei nimmt, und die Sache derselben als seine Sache betrachtet. Es ist unglaublich, welchen Scharfsinn die Welt hat, dasjenige zu erkennen, was ihren Zwecken dient, und ihrem Wesen verwandt ist.

Die Gründe, warum Hengstenberg die Sympathie der gläubigen Christen in Deutschland in dem Kriege Rußland zuwenden möchte, sind diese.

England steht nicht allein gegen Rußland, es hat sich auf das Nächste mit Frankreich verbunden. Wie uns unter den christlichen Ländern keins näher steht als England, so keins ferner als Frankreich, von dem wir zu allen Zeiten fast nur Uebles empfangen haben. Bei aller Anerkennung eines Fenelon, der Jansenisten, der zahlreichen evangelischen Märtyrer, der Kirchen in der Wüste, ist doch im Großen und Ganzen Frankreich die concentrirte abtrünnige Welt; der Geist Voltaires, der Geist des Unglaubens, der Frivolität und Zuchtlosigkeit ist in ihm der herrschende, und dieser Geist ist für uns um so gefährlicher, da die Keime und Ansätze dazu auch bei uns vorhanden sind. Gegen Frankreich müssen wir einen festen Wall ziehen, ihm unsere Sympathien nicht widmen; denn es ist das der sicherste Weg, zur Theilnahme an seinen Grundsätzen, seiner tiefgewurzelten Pietätslosigkeit zu gelangen. Dagegen droht uns von Rußland keine Gefahr in geistiger Beziehung; seine Mängel und Schwächen haben für uns nichts Verführerisches, und liegen auf einem andern Gebiete als auf dem, wo wir leicht verführbar sind.

Der zweite Bundesgenosse Englands ist die Türkei. „Kein Christen noch Gottes Freund — sagt Luther — kann in der Türken Heer sein, er verleugne denn Christum und werde auch Gottes und seiner Heiligen Feind; sondern sind alle des Teufels eigen und mit dem Teufel besessen, wie Mohamed und der Türkische Kaiser selbst.“ Auf einer solchen Verbindung mit der Türkei kann kein Segen ruhen, am wenigsten in einem Zeitalter, für das der Hang zum Indifferentismus charakteristisch ist, welchem Nahrung zu geben gerade jetzt besonders schwerer Verantwortung aussetzt.

Hatten sich nun auch politische Motive bei Rußland eingemischt, so war doch der eigentliche Ausgangspunkt für Rußland das Interesse für die unter dem türkischen Joche schmachtenden Glaubensbrüder gewesen. Zu allem diesen kommt hinzu, daß eine Verbindung und Sympathie mit Frankreich, diesem Feuer speienden Vulkan, welches von einer Revolution in die andere treibt, nothwendig die in Röm. 13 festgeordnete Stellung der Obrigkeit von Gottes Gnaden erschüttern, und den Bestand unseres ganzen Daseins zerstören muß.

„Um den Wunsch der katholischen Kirche endlich zu erfüllen und durch einen unfehlbaren Ausspruch die unbefleckte Empfängniß der allerseligsten Jungfrau Maria als Glaubensartikel festzustellen," hatte der Pabst am 8. Dec. 1854 den Ausspruch gethan, „daß die allerseligste Jungfrau vom ersten Augenblick ihrer Empfängniß an durch eine besondere Bevorzugung und Gnade Gottes und Kraft der Verdienste Jesu Christi, des Erlösers der Menschheit, vor jeder Makel der Erbsünde geschützt worden." „Wären wir, sagt Hengstenberg, schlechthin Feinde der katholischen Kirche, so würden wir uns freuen über diesen Beschluß, durch den ihr nach unsrer innigsten Ueberzeugung eine tiefe Wunde geschlagen worden. So aber, da wir in ihr, so lange sie noch auf dem Grunde der drei Bekenntnisse der Christenheit auf Erden steht, einen Theil der allgemeinen Kirche Christi erkennen müssen, können wir uns darüber nur tief betrüben, eingedenk des Wortes, daß so ein Glied leidet, alle Glieder mitleiden.

Als Motiv dieses neuen Dogmas sieht Hengstenberg nur einen Beweggrund. Die Geschichte zeigt, daß der päbstliche Stuhl bis dahin nie ein selbstständiges Interesse an dem Dogma genommen, sondern in diesem Punkte temporisirt und diplomatisirt hat. Der eigentliche Quell des Dogmas ist in einer verirrten volksmäßigen Frömmigkeit zu suchen, die ihren Hauptsitz in Italien hat. Die nur eine Stufe über dem Volke stehenden Franciscaner, an ihrer Spitze Duns Scotus, gingen auf die auf niedriger Stufe stehende Frömmigkeit des Volkes ein. Die Jesuiten hatten kein selbstständiges Interesse an der Sache, erkannten aber, daß durch Eingehen auf dieselbe ein starker Stützpunkt für die römische Kirche zu gewinnen sei. Von demselben Gesichtspunkte wurde der päbstliche Stuhl geleitet. Freilich eine mißliche Stellung für den „Statthalter Jesu Christi," welcher statt den Impulsen einer ins Finstere gerathenen Volksfrömmigkeit zu folgen und dadurch die objective Wahrheit zurückzusetzen und eine immer größere Entfremdung von dem Worte Gottes zu fördern, vielmehr berufen wäre, den ungeistlichen Regungen einer mehr natürlichen Frömmigkeit entgegen zu treten. Der mächtige Dominicanerorden folgte der Autorität des Thomas und widersetzte sich der Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Maria und solange dies währte, hielt sich der päbstliche Stuhl in der Unentschiedenheit, obwohl er aus dem erwähnten

praktischen Grunde den Franciscanern zuneigte. Da der Dominicanerorden seine Blüthezeit jetzt hinter sich und alle Kraft des Ordenswesens sich in dem Jesuitismus zusammen gezogen hat, war Alles dem ersehnten Dogma günstig. Eine Nachforschung bei den Bischöfen, ob die Zeitströmung im katholischen Volke wirklich dahin gehe und ob die Feststellung dieses Dogmas das Ansehen des päbstlichen Stuhles erhöhen werde, fand im Ganzen eine bejahende Antwort, nur von deutschen Bischöfen wurde widersprochen. Das Dogma kam auf diesem sehr sonderbaren Wege zu Stande, indem der Pabst den Volkswillen sanctionirte und seinem Titel eines servus servorum Dei dadurch eine neue Auslegung gab; er diente, wo es sich nicht ziemte zu dienen, um andrerseits um so unumschränkter herrschen zu können. Die Entstehung des Dogmas aus dem Volkswillen sprach der französische „Univers" unverhohlen aus: „es ist wahrscheinlich, daß der 8. Dec. die Erfüllung des allgemeinen Wunsches bringt und der unfehlbare Mund der Kirche die Empfängniß Marias feierlich für unbefleckt erklärt. Man weiß, was die Heiligen der letzten Zeitalter und die allgemeine Meinung von der Erklärung erwarten. Der Friede der Welt und der Sieg der Kirche sollen der Lohn für diese höchste der Königin der Jungfrauen erzeigte Ehre sein. So süße Hoffnungen werden nicht ungetäuscht bleiben. Laßt uns inbrünstig beten, daß dem Statthalter Christi nichts entgegentrete oder seine Freude verzögere, nach der die katholische Welt sich so innig sehnt."

Hengstenberg nennt dieses Verfahren, daß die Dogmen durch den Drang einer blinden Frömmigkeit bestimmt werden, noch schlimmer als sein Product. Die römische Kirche ist auf diesem Wege, auf dem sie sogar gegen ihre eigenen Grundsätze die übereinstimmenden Zeugnisse der alten Kirche für nichts achtet, des Wortes Gottes gar nicht zu gedenken, allen Zufällen preisgegeben. Es war nicht an der Zeit, dem Irrthum des Concils zu Basel 1431, welches sich für die Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau erklärte, und späteren Bestrebungen in gleicher Richtung Folge zu geben, wie es geschehen ist.

Die heilige Schrift bietet auch nicht ein scheinbares Argument für die neue Lehre, so daß dieselbe demjenigen, der in den Anschauungen der h. Schrift lebt, als aus der Luft gegriffen vorkommt. Eine Schrift: das Geheimniß der unbefleckten

Empfängniß, Münster 1854 macht einen kläglichen Eindruck mit ihren Schriftbeweisen. Gegrüßet seist du, voll der Gnaden Luc. 1 wird in dem Sinne aufgefaßt, daß Maria Gnaden austheilt, während es nach dem Grundtexte heißt: Begnadigte, was V. 30 erklärt wird: du hast Gnade bei Gott gefunden, was ebenso Apst. 7, 46 von David gesagt ist. Ebenso hinfällig ist die Berufung auf das Wort des Weibes in Luc. 11: selig ist der Leib, der dich getragen hat. Durch seine Antwort: Ja, selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren, subsumirt der Herr die Mutter allen denen, die das Wort Gottes hören und bewahren; von einer Sündlosigkeit der Maria ist nicht entfernt die Rede. „Es wären aber starke, einleuchtende Beweise aus der Schrift erforderlich, um die Behauptung zu begründen, daß der Satz, den die Schrift mit so unbedingter Allgemeinheit und so wiederholt und nachdrücklich ausspricht, daß alle Menschen in Sünden empfangen und geboren sind Joh. 3, 6; Röm. 5, 12; 1 Cor. 15, 21. 22 auf Maria keine Anwendung leide, um so mehr, da wir sie dem Leiden und Tode unterworfen sehen, welche der Sünde Sold sind, an denen Christus nur insofern Theil nehmen konnte, als er die Sünden der Welt trug."

Daß die Gebenedeiete unter den Weibern der Erbsünde unterworfen war, dafür fehlt es in der Schrift nicht an bestimmten Beweisen. Von wirklichen Sünden der Maria reden die Väter, wie Jerenäus, Chrysostomus, trotz ihrer großen Ehrfurcht gegen die Mutter des Herrn ohne alles Bedenken. Luc. 2, 43 haben die Eltern Jesu das ihrer Obhut anvertraute Kind sich selbst überlassen. Von größerer Bedeutung ist Joh. 2, 4: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen, wo Jesus der Mutter die ungehörige Einmischung in die Angehörigkeiten seines Berufes verweist. Am deutlichsten tritt die Verirrung der römischen Kirche Marc. 3, 21—35 hervor. Maria, die unter den Jüngern sich befand V. 32, nimmt Theil an dem großen Irrthum, der Herr sei durch den Eifer in seiner Wirksamkeit über die Grenzen der klaren Besonnenheit hinausgeführt. In diesem Falle sagt der Herr sich nicht bloß von seinen Brüdern, sondern auch von seiner Mutter los V. 33 bis zum Beweise, daß Maria ein Gebiet betreten hatte, wo nicht das vierte Gebot gilt. Nicht seinen „Brüdern" bloß, auch seiner Mutter stellt er in V. 34. 35 diejenigen entgegen, welche den Willen

Gottes thun, zum Beweise, daß auch die Mutter hier den Willen Gottes **nicht** gethan hatte." Die letzte Stelle, in welcher der Maria Erwähnung geschieht, ist Apostg. 1, 14, wo sie unter den zum Beten und Flehen versammelten Jüngern sich befindet. Wie hätte aber Maria im Falle ihrer Sündlosigkeit mit den übrigen Jüngern Gebetsgemeinschaft pflegen können? Sollen wir annehmen, daß sie bei Allem, was in das Gebiet der drei letzten Bitten des Vater Unser gehört, plötzlich verstummt sei? Welche öde und einsame Stellung wird nicht der Mutter unseres Herrn angewiesen, wenn man sie zu der Einzigen macht, auf welche das Wort: siehe, ich verkündige euch große Freude, denn euch ist heute der Heiland geboren, keine Anwendung findet!

Auch das kirchliche Alterthum steht ganz bestimmt in dieser Sache der römischen Marien-Sündlosigkeit gegenüber. Der heilige Bernhard beruft sich in der Bestreitung der unbefleckten Empfängniß der Maria auf die Autorität der gesammten alten Kirche; er sagt:[1] „sie führen eine neue Feier ein, welche der Brauch der Kirche nicht kennt, die Vernunft nicht billigt, die alte Ueberlieferung nicht empfiehlt. Sind wir denn gelehrter und andächtiger wie die **Väter**? Mit Gefahr maßen wir uns an, was Jener in solchen Dingen bewährte Klugheit überging. Es ist auch kein solches, welches, wenn es nicht übergangen werden mußte, der Sorgfalt der Väter entgehen konnte. Aber die Mutter des Herrn, sagst du, muß sehr geehrt werden. Gut, aber die königliche Jungfrau bedarf keiner falschen Ehre. — Deßhalb, obgleich es einigen Wenigen gegeben ist, in Heiligkeit geboren zu werden,[2] so doch nicht empfangen zu werden, damit fürwahr Einem der Vorzug der heiligen Empfängniß aufbewahrt würde, der Alle heiligte, und allein ohne Sünde kommend die Reinigung der Sünder bewirkte. Allein also der Herr Jesus wurde von dem heiligen Geiste empfangen, weil allein er schon vor der Empfängniß heilig war. Ihn ausgenommen geht alle von Adam Gebornen an, was einer demüthig und wahrhaftig von sich selbst bekennt: in Missethat war ich gezeuget und in

---

[1]) Ad canonicos Lugdunenses de conceptione S. Mariae epistola opp. ed. Mabillon. Paris. 1719. S. 169 ff.

[2]) Wie Jeremias, nach falscher Deutung von Cap. 1, 5: „ich heiligte dich, ehe du von der Mutter geboren wurdest", wo Luther ganz richtig das **heiligen** durch **aussondern** erklärt hat, vgl. Gal. 1, 15.

Sünden hat mich meine Mutter empfangen Ps. 51, 7. Gern wird die Herrliche dieser Ehre entbehren. In keiner Weise wird ihr eine gegen den Brauch der Kirche angemaßte Neuerung gefallen, die Mutter der Verwegenheit, die Schwester des Aberglaubens, die Tochter des Leichtsinns."

Was wird die römische Kirche mit der Thatsache anfangen, daß also im Mittelalter Männer wie Bernhard und Thomas sich bestimmt gegen das neue Dogma ausgesprochen und eine Reihe von Päbsten den Ausspruch gethan haben, Maria sei wie andere Menschen in Sünden empfangen? Stehen lassen kann die römische Kirche diese Thatsache nicht und man wird durch ein wahrheitsloses Treiben zu verdecken suchen, was offen am Tage liegt. Die erwähnte von Münster ausgegangene Schrift leistet schon eine Probe von dem, was zu erwarten steht, indem sie angesichts der klaren Aussprüche der Kirchenväter gegen die unbefleckte Empfängniß der Maria aus dem derselben gegebenen Namen: Semper virgo, d. h. die allzeit Jungfräuliche ihre sündlose Empfängniß folgern will, während doch semper virgo die frevelhafte Behauptung von der natürlichen Geburt Jesu zurückweisen und die rohe Meinung ablehnen will, daß Maria später nach der Geburt Jesu mit Joseph in ehelicher Gemeinschaft gelebt habe.

Was ist schlimmer, daß Rom die unbefleckte Empfängniß der Maria behauptet oder daß man die übernatürliche Geburt Christi des Hochgelobten leugnet? Hengstenberg antwortet: das Letztere ist schlimmer. „Es sind aber erst sieben Jahre seit der Zeit verflossen, daß die Preußische Generalsynode in dem Ordinationsformulare das: empfangen von dem Heiligen Geiste streichen und den entgegengesetzten grundstürzenden Irrthum kirchlich freigeben wollte." Das ist richtig; indessen ist der Versuch der preuß. Generalsynode gescheitert und die Landeskirche ist bei dem apostolischen Symbolum geblieben, während die römische Kirche den Irrthum von der Sündlosigkeit der Maria zum Dogma erhoben hat.

Mit Dank und Freude blickt Hengstenberg auf die Verhandlungen des letztgehaltenen Kirchentages und besonders auf den Vortrag des D. Jul. Müller „über die Stellung der Kirche zur bürgerlichen Gesetzgebung in Bezug auf die Frage der Ehescheidung." Die Blindheit und Oberflächlichkeit des Philanthropismus ist die Ursache der in die Gesetzgebung eingedrungenen Laxheit der Ehe-

scheidungen. Die unglücklichen Wirkungen erstrecken sich weit über die dadurch provocirten Ehescheidungen hinaus; auf eine geschiedene Ehe kommen mindestens zehn, die äußerlich noch durch Umstände zusammen gehalten werden, innerlich aber vollkommen zerrüttet sind. Es ist eine unerläßliche Bedingung des Gedeihens der Ehe, daß der Satz: was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden, in Kirche und Staat unerschütterlich feststeht. Wo der Gedanke an die Möglichkeit der Scheidung im Hintergrunde steht, wo nicht von Anfang an die unbedingte Nothwendigkeit sich zu fügen und zu schicken einleuchtet, da nehmen die Entzweiungen gar zu leicht einen gefährlichen Charakter an. Die evangelische Kirche trägt die schwere Schuld, daß sie seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht gegen die schweren Verirrungen des Staates gezeugt, vielmehr sich der Sünden desselben theilhaftig gemacht hat und zu ihrer Schande Verbindungen einsegnet, welche der Herr dem Ehebruch gleichstellt. D. Jul. Müller hatte schon vor Jahren ein kräftiges, gründliches Zeugniß gegen diesen Mißstand in der Ev. K.-Z. abgelegt und hielt auf dem Kirchentage einen Vortrag über den Gegenstand; der Vortrag schloß mit dem Vorschlage, einen doppelten Antrag zu stellen, zuerst an die Staatsregierungen auf Wiederherstellung des Eherechts auf der ursprünglichen Grundlage evangelischer Ordnung, dann an die Träger des evangelischen Kirchenregiments auf Ablehnung der Trauung solcher, die wider Gottes Wort und die ursprünglichen Grundsätze der evangelischen Kirche geschieden worden sind. Dem seligen Pastor O. v. Gerlach gebührt die Ehre, daß er das schwierige Gebiet der praktischen Durchführung zuerst betreten hat. Er hat es gethan in der Erwartung, daß er deßhalb das geistliche ihm so werthe Amt werde niederlegen müssen und diese Erwartung schien sich vollkommen zu bestätigen. Er wurde verklagt, die Behörden drangen auf seine Absetzung und diese würde stattgefunden haben, wenn nicht noch zuletzt Friedrich Wilhelm III. Gewissens halber dazwischen getreten wäre. O v. Gerlach blieb im Amte. Friedrich Wilhelm IV. erließ bald nach seiner Thronbesteigung eine Cabinetsordre, durch welche die Gewissensrechte des dem Herrn und der Kirche treu ergebenen Geistlichen förmlich anerkannt wurden. Was J. Müller und O. v. Gerlach für die Kirche anstrebten, das wurde von dem Präsidenten v. Gerlach auf dem Gebiete des Staates angeregt.

Bei der entgegenstehenden Zeitströmung aber konnte die von höchster Stelle geförderte Reform nicht durchdringen. Die Frivolität der Ehescheidungsgründe blieb bestehen; das Verfahren bei der Scheidung erfuhr eine Besserung.

Im folgenden Jahre durfte Hengstenberg den von der Regierung zunächst der ersten Kammer vorgelegten Entwurf eines Gesetzes über Ehescheidung als eine der erfreulichsten Thatsachen bezeichnen.[1]) Erfreulich war dieser Entwurf, obwohl er nicht vollständig den von der Kirche auf Grund des Wortes Gottes gestellten Anforderungen entsprach. Eine dem Worte Gottes ergebene Theologie wird nicht anders als Joh. Gerhard (loc. th. 16 S. 177. 179) beistimmen können: „es können zwar recht stattliche Gründe dafür angeführt werden, daß auch wegen andrer Ursachen als wegen Ehebruchs die Scheidung zu vollziehen sei; aber dem Gewissen, das auf das einige Wort Gottes sieht, kann durch solche Gründe nicht genügt werden. Es antwortet stets, daß eine göttliche Verbindung nur wegen einer von Gott selbst gesetzten Ursache aufgelöst werden könne, so daß Gott selbst scheide, was er früher verbunden hat. — Christus erklärt ausdrücklich: Jeder, der sein Weib entläßt anders, als um Hurerei willen, begeht einen Ehebruch. Die Obrigkeit kann und darf nichts festsetzen, was dem entgegensteht." Wollte man sich dagegen auf das von Moses wegen der „Herzenshärtigkeit" gemachte Zugeständniß berufen, so wäre das, nachdem Christus gelitten hat und gestorben ist und seinen Geist uns erworben hat, um die Herzenshärtigkeit zu brechen, ein großer Anachronismus. Die der Herzenshärtigkeit gegebene Erlaubniß gehört zu den schwachen Anfängen des Alten Test. Es kann auch nicht geltend gemacht werden, der Ausspruch Christi in der Bergpredigt gehe nur die lebendigen Christen an, für die große Masse gelte ein andrer Maßstab. Der Herr redet in der Bergpredigt im Gegensatze gegen die pharisäische Moral und verurtheilt deren Leichtsinn und Sophistik; er gibt in der Bergpredigt kein einziges Gebot oder Verbot, welches nur den Wiedergebornen gälte. Vollends was das Verbot der Ehescheidung betrifft, so wiederholt der Herr dasselbe in Matth. 19 in Gegenwart solcher, die bestimmt nicht unter die Wiedergebornen gehören. Und die geistlich Ge-

[1]) Ev. K.-Z. 1856. S. 3 ff.

förderten bedürfen dieses Verbotes kaum, da der Herr die Ehescheidung ohne Weiteres dem Ehebruche gleichstellt. D. Jul. Müller hat in seinem Vortrage treffend bemerkt: „es ist von der allerhöchsten Bedeutung, daß unser Volk, daß wir alle ohne irgend eine Ausnahme uns von Jugend auf wissen und fühlen lernen innerhalb solcher Ordnungen, welche schlechthin über uns stehen, welche sich nicht bequemen nach unserm Belieben, sondern von unserm Belieben fordern, daß es sich unbedingt nach ihnen bequeme. — Es ist die Kühnheit des göttlichen Gedankens, in eine solche Natur, deren bevorstehende Verwüstung durch die Sünde dem Schöpfer von Ewigkeit her bewußt war, eine so fest geschlossene und ausschließende Gemeinschaft zu pflanzen, wie die Ehe ist."

Es war zu bewundern, daß in dem Entwurf der Regierung die Freiheitsstrafen gegen den schuldigen Theil aufgenommen worden waren, welche Bestimmung indessen von der ersten Kammer abgelehnt wurde. „Ihre Annahme wäre ein völliger Bruch gewesen mit dem durch Schiller, Goethe und überhaupt fast alle sogenannten deutschen Classiker repräsentirten Zeitgeiste, der durch tausende von Canälen auf die Einzelnen einwirkt und am wirksamsten eben durch jene Classiker, mit denen schon die Jugend genährt wird. Es ist ein großes Unglück für unsre Nation, daß der Aufschwung ihrer Literatur in die Zeit des tiefsten Verfalls der Kirche fällt." Unter diesen Umständen mußte es schon als ein Großes erscheinen, daß in der ersten Kammer Bestimmungen zur Annahme gelangten, wie daß jedes Urtheil auf Ehescheidung den verklagten Theil, oder wenn die Ehescheidung auf Antrag beider Eheleute erkannt wird, beide Eheleute für schuldig an der Ehescheidung erklären soll, daß der geschiedene für schuldig erklärte Theil erst nach drei Jahren nach der Rechtskräftigkeit des Urtheils zu einer neuen Ehe schreiten darf und daß keine Dispensation stattfinde von dem Verbote der Ehe zwischen wegen Ehebruchs geschiedener Personen mit den Theilnehmern des Ehebruchs.

Zur Seite dieser heilsamen Bewegung auf staatlichem Gebiete ging dieselbe Bewegung auf kirchlichem Gebiete. Ganze Synoden gaben vielfach das Gelübde der Treue gegen das Wort Gottes. Kirchlich ungültig Geschiedene konnten keinen Pastor mehr finden, der ihre schriftwidrige Verbindung einsegnen wollte, und mußten ihr Vorhaben aufgeben.

Der Generalsup. Hoffmann hatte einen Vortrag „über den rechten Gebrauch der Bibel“ gehalten. Hengstenberg stimmt dem Vortrage völlig bei — auch dem Worte, daß die evangelische Kirche die Bibelkirche ist. Aber er stellt diesem Vortrage die Thatsache gegenüber, daß theologische Docenten des Alten Test. keine Scheu tragen, zu sagen, es könne so lange zu nichts Rechtem kommen, „als man an dem veralteten Dogma der Inspiration als einer übernatürlichen Einwirkung auf den Verfasser der biblischen Bücher, wenn auch nur thatsächlich und unbewußt festhält,“ was doch in offenbarem und directem Widerspruch steht gegen das Wort des Herrn, daß die Schrift nicht gebrochen werden kann, — gegen sein Beispiel, da er dem Satan das: „es stehet geschrieben“ als einen festen und undurchdringlichen Schild entgegenhält, — gegen den Ausspruch des heil. Paulus, daß die ganze Schrift von Gott eingegeben und deßhalb nütze ist zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, des heil. Petrus, nach dem die heil. Männer Gottes geredet haben getrieben von dem heiligen Geiste. Wenn von derselben Seite über die Geschichte von dem Thurmbau zu Babel (1 Mose 11, 1—9) gesagt wird, „die Mythe von der Vereitlung, der Erbauung Babels und seines Thurmes ist ohne historischen Gehalt und bloß ein Erzeugniß des Volkswitzes oder etymologischen Wortspiels mit dem Namen Babel,“ so weist Hengstenberg darauf hin, daß diese Art sich völlig als Nachfolge von Gesenius darstelle. Ein junger Vicar hatte seine Laufbahn mit einer Arbeit gegen das 5. Buch Mose begonnen. Das ist dasjenige Buch, „aus dem der Herr in Matth. 4 dreimal die Waffen entlehnt gegen die Anläufe des Satans und das er eben dadurch seiner Kirche heilig zu halten befiehlt.“ Der Vicar widmet dieses Buch einem „Geheimen Kirchenrathe“. „Unsere Alten pflegten solches Unternehmen mit den Worten zurückzuweisen: „bleibet in Jericho, bis euch der Bart gewachsen ist.“ Diesen und ähnlichen Erscheinungen gegenüber sagt Hengstenberg: „unsre Kirche hat den Rationalismus noch nicht gründlich überwunden, sie steckt noch tief darin.“ Wie sehr hat sich in der Folgezeit dieses Urtheil bestätigt bis auf den heutigen Tag!

Daß die Anhänger der absorptiven Union sich viel rühriger zeigten als ihre Gegner, erklärt Hengstenberg daraus, daß die ersteren

ihrer Sache selbst aufhelfen müssen, während die letzteren darauf hoffen durften, daß das Wahre in der confessionellen Richtung jetzt durch Gottes Willen und Fügung zur Geltung kommen werde. Wenn die Vertheidiger der absorptiven Union ihre Union für die Union überhaupt ausgeben, so ist in Wahrheit der objective Thatbestand der Union nur die Vereinigung im Kirchenregimente, und eine Geneigtheit zur gegenseitigen Zulassung zum Abendmahle, ohne daß für dieselbe ein gesetzlicher Zwang bestände, und ohne daß sie von den Umständen völlig unabhängig wäre.[1] Die Vertheidiger der Lehrunion haben nicht einmal den Buchstaben der Cab.-Ordre für sich; diejenige von 1817 wird durch die von 1834 mindestens neutralisirt. Und selbst wenn man sich für die Lehrunion auf Cab.-Ordres berufen könnte! „Die Cabinette sind nicht der Ort, wo die Dogmen der Kirche auch nur leise modificirt, geschweige denn gemacht werden; auf dem Gebiete der Lehre haben die „vorzüglichsten Glieder der Kirche" nicht im mindesten mehr Recht wie die geringsten, und eine neue Cabinets-Ordre, welche neue Festsetzungen auf dem Gebiete der Lehre treffen wollte, würde nimmer einen rechtlichen Zustand begründen können.[2]) Wäre dies anders, so hätten wir sehr Unrecht auf das Pabstthum herabzusehen. Dort ist die weltliche Gewalt nur Annex der geistlichen, hier wäre die höchste geistliche Gewalt Annex der weltlichen. Dazu kommt, daß die Lehrgewalt des Pabstes eine manigfach beschränkte ist, durch Concilien, das Collegium der Päbste."

Während auf der Generalsynode von 1846 den Unionsfreunden die Union noch das Vehikel war, um die moderne Vermittlungstheologie an die Stelle des kirchlichen Bekenntnisses einzuführen, war die Lage jetzt eine ganz andere geworden. D. Jul. Müller

---

[1]) Ev. K.-Z. 1855. S. 56.

[2]) Note des Prof. Hengstenberg: Wir halten es deßhalb für sehr bedenklich, wenn Cabinets-Ordren an dies Gebiet auch nur anstreifen. Es ist kein sicheres Mittel, das landesherrliche Kirchenregiment, für das wir in einer Zeit gestritten haben, da es fast allgemein aufgegeben wurde, zu erschüttern, als wenn dasselbe unvorsichtig seine Grenzen überschreitet, und wäre es auch nur um wenige Schritte. Lehre und Gewissen stehen in innigem Zusammenhange. Bei der Lehre also muß man gar vorsichtig sein, sonst bekommt man es mit dem Gewissen zu thun, einem Feinde, der nicht mit sich handeln, nicht sich beschwichtigen läßt.

gesteht es in seiner Schrift, „die evangelische Union“ offen zu, daß jenes allerdings das Verfahren der Generalsynode gewesen sei, und sagt, die Union sei nichts Anderes, und könne nichts Anderes sein, als die Vereinigung der geschichtlich bestimmten lutherischen, und der ebenso bestimmten reformirten Kirche zu Einer Kirchengemeinschaft. Hengstenberg freut sich dieses Fortschrittes, und hält dafür, die Begeisterung für jene Union der Generalsynode sei auf diese übertragen, es könne indessen die Freude über die kirchliche Vereinigung mit den wenigen Reformirten in den östlichen Provinzen, mit denen man doch auch ohne die Union in gutem Frieden hätte leben können, dem Schmerze über die Trennung von 48000 separirten Lutheranern, und das gespannte Verhältniß zu den lutherischen Kirchen der Nachbarländer nicht das Gegengewicht halten, noch weniger dem Schmerze über die durch das Andringen der absorptiven Union herbeigeführten Wirren, Entfremdungen, Entrüstungen, und die Aufreibung edler Kräfte in dem reizlosen Kampfe. Das ist die Schuld der absorptiven Union, daß sie es verhindert, „daß die Kirche die ihr von Gott gewährte Gnadenzeit treulich benutzt, und daß das Bekenntniß in ihr zu einem festen, unantastbaren, allen Anläufen gewachsenen Bestehen kommt. Der Bekenntnißstand muß nothwendig zweifelhaft und unsicher bleiben, so lange man, statt einfach auf die Confessionen sich zu gründen, sich mit der Sisyphusarbeit des Consensus abmüht. Nicht der Consensus von Prof. Müller und von Pfarrer Ball gleicht dem Felsen im Meere, sondern die unveränderte Augsburgische Confession und der Heidelberger Katechismus. Wenn die Zeit der Versuchung kommt, so wird sie diese modernen Elaborate vor sich hertreiben, wie Spreu vor dem Winde.“

Hengstenberg gesteht offen ein, daß er früher, zu einseitig auf den Buchstaben sehend, der Calvinischen Lehre eine zu große Bedeutung beigelegt habe. Die Calvinische Lehre vom Abendmahl habe weit mehr Eingang in die Bekenntnißschriften der reformirten Kirche, als in das Leben derselben gefunden, wie in den reformirten Ländern, wie in Schottland und Holland, der Zwinglianismus nach wie vor herrsche; Bezas Leben von Baum gebe die Belege, daß Calvin und Beza in der Lehre vom Abendmahle nicht die unerschütterliche Festigkeit besaßen, welche sie sonst auszeichnete, daß sie darin sich nach den Umständen richteten, bald Bullinger

und seinem Anhange Concessionen machten, bald den Lutheranern. Calvins Lehre besaß keine Widerstandsfähigkeit und keine zeugende Kraft. Demnach kann Hengstenberg den Consensusfreunden darin nicht beipflichten, daß sie, um die Unerheblichkeit der Unterschiede zwischen reformirter und lutherischer Kirche zu erweisen, viel Gewicht legen auf den Fortschritt, der durch Calvin in der Abendmahlslehre gemacht worden sei. Und hierbei handle es sich noch mehr, als um die Bedeutung der Lehren an sich, um die Leichtfertigkeit in Aenderung des kirchlichen Lehrbegriffes, und die Ignorirung aller gesunden und soliden Grundsätze des Kirchenrechts. In Summa: „es handelt sich zwischen reformirter und lutherischer Kirche nicht um eine bloße Lehre, es handelt sich um ein Stück Leben, und auch aus Liebe zur reformirten Kirche muß die lutherische Kirche treulich das Pfund bewahren, das ihr vom Herrn anvertraut worden. Die Andacht zum heiligen Sacramente, welche die reformirte Kirche bewahrt hat, verdankt sie zum großen Theile nur ihrer Anlehnung an die lutherische."

Der Jammer ist gewiß zu beklagen, daß hie und da die besten Kräfte in den kirchlichen Behörden durch die Unionssache, durch die Reibungen zwischen den Anhängern der conservativen und absorptiven Union verzehrt werden, während diese Verhältnisse doch so einfach zu ordnen wären. Ein Unglück nennt es Hengstenberg, wenn die Richtung zur Herrschaft gelangte, welche darauf bedacht ist, confessionell entschiedenen Charakteren den Zugang zu einflußreichen Stellungen in ihr zu versperren. „Die Folge davon würde sein, daß farblose Eklektiker, matte und halbe Leute in ihr das Ruder führen."

1856.

Der Materialismus. Hauptwaffe gegen denselben. Bunsens „Zeichen der Zeit." Das Duell.

Schon hatte die Ev. K.-Z. durch eingehende Arbeiten, u. A. von F. Fabri, damals Pfarrer in Baiern, den **Materialismus** in das Gebiet ihrer Kritik gezogen. Feuerbach und seine geistigen Nachkommen Vogt und Büchner huldigten offen dem nackten Mate-

rialismus, wonach „der Mensch das Product von Eltern und Amme, von Ort und Zeit, von Luft und Wärme, von Schall und Licht, von Kost und Wärme ist. Sein Wille ist die nothwendige Folge aller jener Ursachen, gebunden an ein Naturgesetz, das wir aus seiner Erscheinung erkennen, wie der Planet an seine Bahn, wie die Pflanze an den Boden. Der Mord, den ein Mensch begeht, ist ganz ebenso nothwendig, wie die wohlthätigen Handlungen Andrer.

Dieses System ist ebenso gottlos, als es in hohem Grade thöricht ist, hervorgegangen durch das völlige Gefangennehmen der Vernunft durch die Neigung; die ganze Natur ist ein unauflösliches Räthsel, wenn man den Stoff zum Herrscher machen will. Wenn die h. Schrift Menschen, deren Sinn nur auf die Erde gerichtet ist, als Thiere bezeichnet, Offenb. 13, 1, so muß solchen Thiermenschen die Weisheit des Materialismus sehr willkommen sein, weil sie ihnen Beistand leistet in der Erstickung der Regungen des Gewissens.

Die h. Schrift lehrt schon auf ihren ersten Seiten das Dasein einer besonderen Seelensubstanz und stellt von vornherein den Dualismus von Leib und Seele auf. Aus der Vereinigung eines unmittelbaren Hauches aus Gott mit dem Leibe von der Erde ist der Mensch entstanden. Die Sünde hat ihren Ursprung nicht im Körper, sondern im Geiste; aber sie geht von dem Geiste auf den Leib über und setzt sich in demselben fest und jede Gewohnheitssünde, jedes Laster wird zuletzt körperlich; der Mensch unter die Sünde verkauft muß den im Körper wirksamen Lüsten und Begierden dienen. Dagegen der Mensch, wie er sein soll und wie er noch täglich durch die Gnade werden kann, ist frei von der Materie; aber er ist es nur durch den Zusammenhang mit Gott, durch den stets von neuem das göttliche Ebenbild aufgefrischt wird, in dessen Besitze der Mensch über die Thiere auf Erden herrscht. Die Thatsache „Gott der Herr blies dem Menschen ein den lebendigen Odem in seine Nase“ muß sich stets erneuern, wenn die Ebenbildlichkeit mit Gott und die Freiheit des Menschen fortbestehen soll. Wendet sich der Mensch dagegen von Gott ab, so verfällt er der Herrschaft der Materie und bleibt in ihm nur noch das den Menschen wegen dieser Knechtschaft anklagende Gewissen übrig. Diesen letzten Rest des göttlichen Ebenbildes, der lästig ist wie die

schreibende Hand dem Belsazar bei seinem nächtlichen Götzenmahle, fortzuschaffen ist das Werk des Materialismus und darum, so vollkommen sinnlos er ist, fällt ihm der Pöbel zu.

Demnach ist die Hauptwaffe gegen den Materialismus der lebendige Glaube an den persönlichen Gott. Ohne diesen Glauben kann die Immaterialität der Seele nicht wahrhaft festgehalten werden. Das schlechthin geistige Dasein Gottes liefert die Bürgschaft dafür, daß auch der mit der Materie verbundene Geist nicht dieser Materie unterworfen und keineswegs eine bloße Erscheinungsform der Materie ist. Und nur durch die Verbindung mit dem absoluten Geiste kann der creatürliche in die Leiblichkeit versenkte und jetzt von dem sterblichen Leibe beschwerte Geist seine Selbstständigkeit gewinnen und behaupten. Weil aber die Philosophie den Glauben an den persönlichen Gott verloren hat, so ist der Fluch, welcher allezeit mit der Verleugnung des lebendigen Gottes verbunden ist, bald gekommen, daß nämlich der Mensch in den Koth getreten und die Grenze zwischen Mensch und Thier für eine fließende erklärt wird. Und wie die unmittelbare Folge des Glaubens an den lebendigen Gott die teleologische Betrachtung der Natur ist, die Ueberzeugung, daß Alles in ihr nach durchdachtem Rathe geordnet ist (Ps. 19, 2), so geht mit der Leugnung des persönlichen Gottes Alles verloren. Dieselbe Schule, welche wähnte, wie Gott zu sein, sieht sich auf einmal von Leuten ihres Schlages und in consequenter Fortbildung ihrer Grundsätze in die Kategorie der Thiere herabgesetzt und hochmüthiger Anmaßung beschuldigt, wenn sie einen Vorzug vor dem Ochsen in Anspruch nimmt, welcher Gras frißt. Die französische Revolution war das große Gottesgericht über den Materialismus und ein neues Gottesgericht über den wiedererstandenen Materialismus wird folgen. Dieses Gottesgericht ist in einem ungeahnten Umfange hereingebrochen in der Socialdemokratie.

Positiv macht Hengstenberg den wohlerwogenen Vorschlag, daß, wie es eine wesentliche Bedingung des Sieges der Kirche ist, nichts Menschliches sich fern zu achten, dieselbe ein eingehenderes Studium der Philosophie pflegen, auch auf das Studium der Naturwissenschaften eingehen möchte — doch könne dieses eingehendere Studium nicht von allen Theologen geleistet und gefordert werden; aber die speculative Begabung besitzen, seien dazu berufen. Euen,

Fabri, Dr. Thiersch waren schon in den Kampf eingetreten, Fabri durch seine „Briefe gegen den Materialismus.“ Stuttgart 1856.

Eine äußerst scharfe Kritik übt Hengstenberg an der Schrift „Zeichen der Zeit“ von Dr. Bunsen.[1] Aber so scharf die Kritik ist, es ist nicht bloß die Schrift Bunsens, welche bekämpft wird, sondern eine ganze Richtung und diese kann Hengstenberg nur als unheilbringend abwehren. „Dr. Bunsen hat mit der christlichen Wahrheit völlig gebrochen, sein Standpunkt ist der eines bewußten und consequenten Pantheismus. — Ebenso schlimm wie der Abfall selbst ist der christliche Schein, in den er sich hüllt, um die Einfältigen zu berücken. Leider ist das aber unter unserm tief gefallnen Volke seit beinahe einem Jahrhundert so gangbar geworden, daß das moralische Gefühl gegen diese heuchlerische Unwahrheit, in deren Verabscheuung billig alle Parteien übereinstimmen sollten, ganz abgestumpft ist.“

Wenn das Wesen der Religion für jeden in dem Glauben an den lebendigen Gott Stehenden vorwiegend in dem besteht, was Gott in der Fülle seiner Liebe uns gibt, so sagt dagegen Dr. Bunsen: „Gelöbniß ist das Selbstthätige, also Protestantische im göttlichen Leben des Einzelnen, wie der Gemeine: Ausdrücke wie Taufe, Einsegnung, Weihe sprechen nur das Untergeordnete aus, das zum Gelöbniß von außen hinzutretende Zeichen und Siegel. Vieles in jenen Formen ist noch ein Rest der mittelalterlichen Verpuppung jener leidendlichen, nicht göttlich thätigen Auffassung des Glaubens und behaftet mit Priesterlichkeit.“ — Und S. 265 seiner Schrift sagt Bunsen: „die Rettung liegt in dem Glauben an die Persönlichkeit als das Ebenbildliche der Gottheit im Menschen, als das alles Ueberwindende und Neugebärende in der Menschheit, als das Ziel und Ende der Schöpfung und des Lebens.“ Und S. 268 heißt es, Gott verwirkliche sich „in der Entwicklung der Menschheit.“ Hengstenberg bezeichnet Bunsens Anschauung als Pantheismus und nennt es den krassesten Pelagianismus, daß Bunsen Lehren ausspricht, wie diese: „die Persönlichkeit, welche der Mensch in sich findet, ist ihrer natürlichen Wurzel nach eine selbstsüchtige. Aber es lebt im Menschen ein Bewußtsein, daß aus dieser bitteren Wurzel unter Leitung des göttlichen Geistes vermittelst

---

[1]) Ev. K.-Z. 1856. S. 30 ff.

Vernunft und Gewissen ein Leben der Liebe und Gerechtigkeit entsprießen soll. Das Evangelium bringt dieses Bewußtsein zur Klarheit für alle Menschen durch die Persönlichkeit Jesu von Nazareth. — Aus der selbstsüchtigen Persönlichkeit wird durch die sittliche Bildung eine innerlich erneute, welche das Gute und Wahre anstrebt.“ Danach ist allerdings der Mensch sein eigener Heiland.

Wie ist es möglich, daß Dr. Bunsen auf solche Bahnen kommen konnte? Hengstenberg findet schon in der älteren Schrift desselben „Zukunft der Kirche“ den Mangel aller soliden christlichen Fundamente und erklärt die „Zeichen der Zeit“ daraus, daß Bunsen die tieferen Heilserfahrungen abgehen, er sei von der christlichen Ueberzeugung nur oberflächlich berührt und der im Hintergrunde stehende naturalistische Zeitgeist und die moderne Bildung hätten die „Zeichen der Zeit“ hervorgebracht. „Deren Herz nicht gründlich gebrochen und erneuert ist, haben auch mit der Welt nicht gründlich gebrochen.“ Sie sind „Zeitlinge“, die nicht Wurzel haben. Daß die „Zeichen der Zeit“ in wenigen Wochen eine dritte Auflage erlebten, beweist nur, daß der Geist der Verneinung, der durch das Jahr 1848, in dem seine Früchte offenbar wurden, einen Stoß erlitten hatte, wieder mächtig geworden war; an der Thatsache, daß das Buch weiter nichts sei als „bloße Phrasen, Worte, da nichts hinter ist, in dem nichts bewiesen ist und aus dem nichts gelernt werden kann,“ wird nichts geändert. Durch Stahls Schrift „wider Bunsen“ sah Hengstenberg dieser ganzen Schriftstellerei für Alle, welche nicht durch ihre Neigung völlig blind geworden waren, ein Ende gemacht.

Ein Duell zwischen zwei Männern, die beide dem obrigkeitlichen Stande im weiteren Sinne angehörten, machte großes Aufsehen. „Ein Blatt, wie die Ev. K.-Z., hat nicht das Recht der Wahl; wenn öffentlich hervortritt, was dem Worte Gottes und der Lehre der Kirche entgegen ist, so muß es dagegen zeugen. Wenn es diese Pflicht nicht erfüllt, so ladet es einen Bann auf sich.“ Hengstenberg hat dieser Pflicht des Zeugnisses ohne Ansehen der Person, ohne Berücksichtigung des Parteiinteresses, auch gegen die abweichende Meinung ihm sehr nahe stehender Freunde in einem längern Artikel „das Duell und die christliche Kirche“ genügt.[1])

[1]) Ev. K.-Z. 1856. S. 265 ff.

Nachdem er zuerst die Aeußerungen der Tagesblätter über das stattgehabte Duell besprochen, wird auf die Geschichte des Duells hingewiesen, welches der Nacht des Heidenthums seine Entstehung verdankt, sich aber gegen die der christlichen Kirche innewohnende Wahrheit nicht halten konnte und sowohl in der evangelischen, wie in der katholischen Kirche eine bestimmte Verurtheilung gefunden hat. „Das Zeugniß der lutherischen Kirche gegen das Duell ist ein völlig einstimmiges." Besonders werden die Gründe der heil. Schrift gegen das Duell erörtert. „Das Gebot: du sollst nicht tödten, ist indispensabel und leidet keine Ausnahmen." Davids Zweikampf mit Goliath steht nicht unter dem Gesichtspunkte des Duells, sondern des Krieges. „Gehe hin, der Herr ist mit dir." In Summa: „das Duell und die Kirche stehen in einem absolut feindlichen Verhältnisse zu einander. Die Kirche betrachtet das Duell aus dem Gesichtspunkte des Mordes. Sie versagt denjenigen, die im Duell gefallen sind, das kirchliche Begräbniß. Sie spricht den Ueberlebenden, wenn sie nicht Buße thun für ihre schwere Sünde, jeden Antheil an der Gnade Gottes ab; sie betrachtet sie als solche, die dem Banne verfallen sind. Diese Stellung nimmt nicht etwa eine einzelne Confession ein, sondern die gesammte christliche Kirche nach allen Confessionen. Es verhält sich auch nicht so, daß etwa die Majorität bewährter Organe der Kirche gegen das Duell wäre, eine nicht minder erleuchtete Minorität dafür, sondern es findet eine imponirende Einstimmigkeit statt. — Vertheidigungen des Duelles beschränken sich immer nur auf Mitglieder eines gewissen Standes, desselben Standes, bei dem sich das Duell als Standessitte fortgepflanzt hat." Für diesen Artikel dankte Sup. Sander in Wittenberg dem Verfasser sehr herzlich.

1857.

Die evangelische Conferenz. Streit zwischen v. Hofmann und Philippi über die kirchliche Lehre von Versöhnung und Rechtfertigung.

Ob eine allgemeine Landessynode berufen werden solle, diese Frage wurde Hengstenberg, wie andern einsichtsvollen Männern, im Auftrage des Königs von dem Oberkirchenrath unter dem 28.

März 1856 vorgelegt. Und nach welchen Grundsätzen diese Synode zu bilden sei? Die schriftlichen Gutachten sollten einer aus den verschiedenen Theilen der Landeskirche zu berufenden Conferenz übergeben werden, und das Votum dieser Conferenz sollte Seiner Majestät zur endlichen Entschließung unterbreitet werden.

Diese „evangelische Conferenz“ fand statt und zählte 57 Mitglieder, zu denen auch Hengstenberg, Sander, v. Kleist-Retzow und andere bekannte Männer gehörten. Die Verhandlungen der Conferenz über Gemeine-Ordnung, Diakonat, liturgische Fragen, besonders Spendeformel, Ehesache, Berufung der Landessynode bieten ein buntes Bild. „Ich dächte, wurde zu der letzten Sache von einem Mitgliede der Conferenz geäußert, wer vorher im Unklaren gewesen wäre, über Zeitgemäßheit der Synoden, der müßte durch unsere Verhandlungen ins Klare gesetzt worden sein. In Lagen, wie die gegenwärtige, können die Synoden nur ein doppeltes Resultat liefern, entweder Streit oder Compromiß. Aus dem letzteren können keine lebensfähigen Gestalten hervorgehen.“

Wenn viele Freunde des Presbyterial- und Synodalwesens der Meinung waren und sind, daß das Kirchenregiment dadurch eine feste Mauer gewinnen könne, gegen rationalistische Agitationen, und daß, was erst glücklich durch die Synoden gebracht worden sei, zuversichtlich eingeführt werden könne, so lieferten die neuesten Vorgänge in Baiern den Beweis, wie man unter Umständen die Autorität der Synoden abschüttelt. „Angesehnste evangelische Einwohner Nürnbergs“ protestirten in einer Eingabe gegen die Beschlüsse der Generalsynode Baierns, weil dieselben „von einer momentan siegreichen Partei ausgegangen, von der Mehrzahl der Kirchengenossen aber nicht gebilligt sind.“ Diese Agitation machte vielfach die Kirchenvorstände zu ihren Organen und bereitete einen Sturm vor. „Die Synoden werden nie eine höhere Autorität ausüben, als das Kirchenregiment, ja man wird sich noch viel weniger an sie kehren, da der Gedanke nahe liegt, die vollmachtgebende Gemeine könne ihre gemißbrauchte Vollmacht zurückziehen.“

Der theologische Streit zwischen D. v. Hofmann in Erlangen und D. Philippi in Rostock nahm in hohem Maße das Interesse der kirchlichen Kreise in Anspruch. Philippi beschuldigte Hofmann der Abweichung von dem christlichen Bekenntniß, „daß durch den Tod des Gottmenschen für die Sünde der adamitischen

Menschheit der Gerechtigkeit Genüge geleistet sei" und von der lutherischen Lehre von der Zurechnung der Gerechtigkeit Christi. Es ist nicht zu billigen, daß Manche meinen, man müsse bei dem massenhaft gegenüber stehenden Unglauben solche ins Feine gehende Streitigkeiten ruhen lassen. Wie ernst bekämpft Paulus, ohne sich von der Masse der ungläubigen Juden abhalten zu lassen, die Irrthümer der Judaisten z. B. in dem Briefe an die Galater! Wie einschneidend ist die Polemik des Apostels Johannes in den Briefen und in der Apokalypse gegen den aus heidnischen Einflüssen aufkeimenden Gnosticismus! Nicht obgleich, sondern weil der außerkirchliche Irrthum ihnen so massenhaft gegenübersteht, nehmen die Männer Gottes diese Sachen sehr ernst. Hat sich die kirchliche Theologie mühsam aus dem Rationalismus emporgearbeitet, so ist der letztere immer noch das in breiter Masse vertretene Princip. Concessionen an denselben können nur die Folge haben, daß das kirchliche Element geschädigt und geschwächt wird.

Es handelt sich in dem Streite zwischen v. Hofmann und Philippi zunächst um eine Frage der Auslegung, wie der letztere die Sache, um die es sich handelt, also bezeichnet: „Eins ist klar und unzweideutig ausgesprochen, Hofmann streicht in der kirchlichen Versöhnungslehre die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung und dem entsprechend in der kirchlichen Rechtfertigungslehre die Lehre von der Zurechnung der Gerechtigkeit Christi, d. h. er streicht eben die kirchliche Versöhnungs- und Rechtfertigungslehre selbst, weil dieselbe eben in gar nichts Anderm, als in diesen beiden eng mit einander verknüpften und sich gegenseitig fordernden Momenten besteht. Er leugnet, daß das Blut des Sohnes Gottes dem Zorne Gottes als Lösegeld gezahlt worden ist, daß unser Herr und Heiland Jesus Christus die Schuld und Strafe unsrer Sünden auf sich genommen und in seinem Tode gebüßt und daß uns demnach Vergebung der Sünden oder Rechtfertigung nur dadurch zu Theil werde, daß wir im Glauben das allerheiligste vollgültige Verdienst unseres Herrn ergreifen." Hofmann spricht es in mannigfachen Wendungen aus, daß der Tod Christi an sich keine stellvertretende und sühnende Bedeutung hat, daß nicht das Blut Christi uns erlöste, sondern nur sein Gehorsem bis zum Tode, daß „wie sein Widerfahrniß kein Erleiden dessen, was die sündige Menschheit hätte leisten müssen, so auch seine Leistung keine Leistung dessen, was sie

hätte thun sollen, sondern Berufsgehorsam des göttlichen Heilsmittlers." Es ist außer Frage, daß Philippi Recht hat, Hofmann der Abweichung von der Kirchenlehre zu beschuldigen; Hengstenberg bedauert nur, daß Philippi seine Polemik in zu enge Grenzen eingeschlossen und sich auf eine allerdings gründliche und überzeugende Erörterung einiger weniger Schriftstellen (Matth. 20, 28 und besonders 2 Cor. 5, 21 und Gal. 3, 13) beschränkt hat, während es richtiger gewesen sein würde, diesen einzelnen Punkt in Hofmanns Theorie aus dem Ganzen seines Systems und den überall sich darin kundgebenden Sympathieen mit der Zeitströmung zu beleuchten, besonders aber auch wenigstens auf den Reichthum an Beweisen hinzuweisen, welchen die heilige Schrift für diese Cardinallehre darbietet. So nimmt schon im Alten Testament das Blut eine sehr bedeutende Stelle ein. Ohne Blutvergießen geschah keine Versöhnung und das Blut sühnte die Sünde. Dieser Bedeutung des Blutes wird Hofmann nicht gerecht, wenn er in dem Sündopfer bloß eine Zahlung des Menschen an Gott erblickt, eine Buße und in der Tödtung des Thieres nichts weiter, als die Form, in der der Mensch sich seines Eigenthums entäußert. Der Heiland redet von dem Neuen Testament in seinem Blute, der heilige Paulus von dem Glauben an das Blut Christi, von der Gerechtigkeit und Versöhnung durch sein Blut, der heilige Petrus von der Besprengung durch das Blut Christi, nach dem heiligen Johannes macht uns das Blut Christi rein von unsern Sünden Jes. 53. Wenn Hofmann allein gelten läßt, „die Sünde hat als Feindschaft wider Gott das Aeußerste an ihm thun und Satan auch das letzte an ihm versuchen müssen," damit er nämlich seinen Gehorsam beweisen konnte, so hätte das vollkommen realisiert werden können, wenn der Heiland nach Isaaks Vorbilde im Angesichte des Todes demselben entrissen worden wäre — wogegen sich das christliche Bewußtsein empört.

Wie das Blut, so stellt auch der Kampf Jesu in Gethsemane der Hofmannschen Theorie, die gar nicht neu, bei welcher nur eigenthümlich ist, daß sie von Jemandem vorgetragen wird, der den Anspruch auf lutherische Kirchlichkeit erhebt, unübersteigliche Hindernisse entgegen. Die Aufgabe ist hier die, zu erklären nicht etwa, wie tiefer Schmerz überhaupt und wie er speciell vor seinem Tode den Heiland ergreifen, sondern vielmehr, wie dieser Schmerz

sich gerade als der höchste Grad der Todesfurcht äußern konnte; um Abwendung des Todes bittet der Heiland; Todesfurcht preßt ihm blutigen Schweiß aus. Dergleichen findet sich in der Geschichte keines christlichen Märtyrers oder Dulders wieder. Was Hofmann zur Erklärung des Problems beibringt,[1] genügt nicht. „Jetzt begann eine Zeit des Leidens für ihn, in welcher er der Machtwirkung des gottfeindlichen Willens anheimgegeben war" u. s. w. — Das gilt genau so für jeden Märtyrer und Dulder, und die Erfahrung zeigt, daß es nicht einmal bei den Gliedern Christi die Freudigkeit im Angesichte des Todes zu trüben vermag. Aufschluß gewährt hier einzig und allein die stellvertretende Bedeutung von Jesu Leiden und Tode. Lag die Strafe auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, so mußte sich auch in ihm aller Todesschauer concentriren. Er trug der Welt Sünde und dieser Sünde Sold ist der Tod. So mußte ihm dieser in der furchtbarsten Gestalt erscheinen. Das physische Leiden an sich war nichts im Verhältniß zu diesem unermeßlichen Seelenleiden, welches Christo bevorstand und dessen ganze Größe und Tiefe er klar erkannte. Darum wird in Hebr. 5, 7 ff. die Furcht als dasjenige bezeichnet, was mit drückendem Gewichte auf Christo lastete. Indem Gott ihn hievon befreite, half er ihm vom Tode aus. Wird also das Leiden Christi als stellvertretend und demnach als freiwillig übernommen aufgefaßt, so erklären sich auch leicht die begleitenden Umstände. So namentlich der rasche Übergang der Stimmung, aus der das hohepriesterliche Gebet hervorging, zu der bei dem Kampfe in Gethsemane. Ich habe — sagt der Biograph Purgolds in den Lebensbeschreibungen von Geistlichen, Stendal 87 — einen sonst rechtschaffnen Greis gekannt, der diese Lehre immer bestritt. Dem Ende des Lebens nahe weinte er bei der Durchsicht seines Lebens über so manche Fehler bitterlich. Nicht wahr, versetzte ich, nun ists gut, daß wir sagen können: siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt, nicht nach jener künstlich gemarterten, nein, nach der buchstäblichen Erklärung genommen. Innigst drückte er mir die Hand und weinte laut."

Daß sich auch die mit v. Hofmann nahe befreundeten Specialcollegen gegen denselben erhoben, nennt Hengstenberg ein erfreuliches

[1] Schriftbeweis II. 1. S. 203.

Lebenszeichen in der Kirche.[1]) Hofmanns Collegen haben mit keinem Worte die Liebe verletzt und doch mit vollem Ernste und zugleich in wissenschaftlicher Tüchtigkeit Zeugniß für die Wahrheit abgelegt. Dr. Thomasius Schrift mit Nachwort von Dr. Harnack: „Das Bekenntniß der lutherischen Kirche von der Versöhnung und die Versöhnungslehre von D. v. Hofmann“ beschränkte sich darauf, den Widerstreit der Lehre Hofmanns und der kirchlichen ins Licht zu stellen, während D. Delitzsch in der zweiten Schlußbetrachtung in seinem Commentare zu dem Briefe an die Ebräer: „über den festen Schriftgrund der Kirchenlehre von der stellvertretenden Genugthuung“ eine wesentliche Ergänzung lieferte. Der Kern von D. Delitzsch Schrift ist: „behält man die Verdammnißwürdigkeit unsrer Schuld recht im Auge und läßt man ohne Deuteln die drei großen von der Schrift bezeugten Heilswahrheiten stehen, 1. daß Gott den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, d. h. ihm unsre Sünden imputirt hat, 2. daß Christus, der Schuldlose, aber mit unsrer Schuld Beladene ein Fluch für uns geworden, d. i. den Blitz des Zornes Gottes, der uns treffen sollte, für uns erlitten, oder wie die Schrift auch sagt, daß Gott an seinem Sohne, der unser Fleisch und Blut angenommen, und sich uns zum Sündopfer, zur Sündensühne begeben, das Gericht über die Sünde vollzogen; 3. daß uns nun im Glauben seine Gerechtigkeit ebenso zugerechnet wird, um vor Gott bestehen zu können, wie er sich hat unsre Sünden zurechnen lassen, um sie zu büßen, so ist es auch, so lange diese Vordersätze ungeschmälert bleiben, sonnenklar, daß er stellvertretend für uns gelitten und gestorben, damit wir nicht leiden müßten, was wir verwirkt und damit wir statt zu sterben, in seinem durch stellvertretenden Tod hindurch gewonnenen Leben das Leben hätten.“ Es war eine mißliche, unhaltbare Position, daß D. v. Hofmann in dem zweiten Stück seiner Schutzschriften den Beweis zu führen unternahm, daß die Bekenntnißschriften die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung nicht enthalten und Luther und Melanchthon dieselbe nicht geführt haben.

Es sei hier ein Brief Hengstenbergs mitgetheilt an Jemanden, der den Professor gebeten hatte, einer unglücklichen Mutter zu helfen. Der Sohn dieser Mutter war wegen grober Uebertretung des fünften

[1]) Ev. K.-Z. 1858. S. 69 ff.

Gebotes zum Tode verurtheilt und Hengstenberg war gebeten, dahin zu wirken, daß die Todesstrafe nicht vollzogen oder der Mutter eine Audienz bei dem Könige vermittelt werde. Der Brief vom 30. April 1857 (oder 1859?) lautet:

„Ich bedaure von Herzen, daß ich völlig außer Stande bin, etwas zur Erfüllung des Wunsches der unglücklichen Mutter zu thun. Zunächst schon aus einem innern Grunde. Das Gesetz Gottes schreibt vor: wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll durch Menschen wieder vergossen werden. Und unser Herr spricht: die das Schwert nehmen, sollen durch das Schwert umkommen. Ich kann nicht dahin wirken, daß dieser heiligen Ordnung Gottes Abbruch gethan werde. Dann aber würde auch ein solcher Versuch von meiner Seite völlig unmöglich sein. Diese Sachen werden hier nach festen Grundsätzen entschieden, die auf dem Worte Gottes ruhen, und keine Fürsprache kann hierin eine Aenderung hervorbringen. Es ist kein Gedanke daran, daß die unglückliche Frau eine Audienz bei dem Könige erhalten werde und mir namentlich stehen gar keine Mittel zu Gebote, ihr eine solche zu verschaffen. Es bleibt kein andrer Rath, als daß die arme Frau sich unter Gottes starke Hand demüthigt und sich in ihr Schicksal ergibt, daß sie den Blick abwendet von der Erde und Hülfe sucht bei dem himmlischen Könige und Heilande, daß dieser ihrem Sohne seine Gnade zu der Herzensbuße gebe. „Strafe hier und schone dort“, das sollte der Inhalt ihrer heißen und mütterlichen Gebete zu dem sein, der zu dem Schächer am Kreuze sprach: heute wirst du mit mir im Paradiese sein. Wie kann die Mutter wissen, ob nicht, was sie für ihren Sohn wünscht, ein längeres Leben, ihm zum Verderben gereichen, seine Buße hindern würde? Der Schächer wäre schwerlich selig gestorben, wenn es seiner Mutter gelungen wäre, ihn freizubitten. Er mußte empfangen, was seine Thaten wert waren, um zur Buße zu gelangen.“

Wer den 119. Psalm gelten läßt und versteht, wird Hengstenberg hierin auch verstehen. Ehrfurcht dem Manne, dem Gottes Wort höher steht, als alle Rücksichten auf Erden!

1858.

Die Allianz-Versammlung in Berlin. Der neunte Kirchentag in Stuttgart und D. Stahl über Katholicität. Verschärfter Kampf zwischen Confession und Union. Parallelformulare. Ein neues Kennzeichen der Union.

Zwei große Versammlungen, jede in ihrer Weise eigenthümlich, fanden im Jahre 1857 statt, die Allianz-Versammlung in Berlin vom 9. bis 17. September und der bald darauf in Stuttgart abgehaltene neunte deutsche evangelische Kirchentag.

Die Allianz-Versammlung („Versammlung evangelischer Christen Deutschlands und andrer Länder") ist in der Ev. K.-Z. (1857. S. 877) von einem Augenzeugen ausführlich in ihrem Verlaufe beschrieben; der Hergang ist so charakteristisch, daß auch jetzt noch dieser ausführliche Detailbericht, auf welchen hier näher einzugehen der Raum fehlt, sehr interessant und lehrreich ist. Wie wenig Hengstenberg in seiner Opposition gegen die Verpflanzung der evangelischen Allianz auf deutsches Gebiet einer augenblicklichen Verstimmung Raum gegeben hat, kann er damit beweisen, daß er schon im Jahre 1845 als Decan der theologischen Facultät auf von England her gegebene Veranlassung sich gegen die Verbreitung der Allianz-Grundsätze auf deutschem Boden bestimmt ausgesprochen hat.

Derjenige Grund, welcher der populärste ist gegen die Betheiligung an der Allianz seitens der Confessionellen, ist die Zulassung der Baptisten und die denselben dadurch gewährte Anerkennung. Wer sich in solche Verbindung mit den Baptisten einläßt, befindet sich in einem bedenklichen Widerspruch mit der Augsburger Confession, welche in ihrem neunten Artikel die Wiedertäufer verwirft, „welche lehren, daß die Kindertaufe nicht recht sei." Daß einige Mitglieder der Versammlung ein Zeugniß gegen den Baptismus kundgaben und dadurch ihr Gewissen erleichtern wollten, ändert an der Sache nichts. Wer sich mit den Baptisten in der Weise der Allianz einläßt, muß sie auch zufrieden lassen. „Wo Secte ist, da ist auch Sectirerei. Wer die nicht will, der muß sich mit der Secte nicht einlassen, wer sich mit der Secte einläßt, muß auch die Sectirerei vorlieb nehmen."

Ein Kuß wurde merkwürdiger Weise für die ganze Versammlung verhängnißvoll. Dieser Kuß drängte alle andern Eindrücke der Versammlung in den Hintergrund. Der hochgeschätzte Merle d'Aubigné hat nämlich den Dr. Bunsen, den Repräsentanten der

Weltreligion geküßt; darüber hat ihn Lic. Pastor Krummacher ernst gestraft. Dann haben Beide ein Zeugniß gegen Bunsen abgelegt und darüber geräth die große Majorität der Versammlung in Sturm und Aufregung, so daß Lic. Krummacher durch den Mund seines Bruders, des Hofpredigers D. Krummacher dem angegriffenen Bunsen Complimente machen muß. D. Krummacher sagt in seiner Schlußrede: „Allerdings sind auch einige Mißlaute vernommen worden. Wir beklagen sie tief und am tiefsten beklagen sie die lieben Männer selbst, von denen sie ausgegangen. In ihrem und im Namen der ganzen Versammlung darf ich es aussprechen: wir ehren und lieben den Herausgeber des herrlichsten Gebetbuches, das wir kennen — den Gründer eines deutschen Hospitals in London" — u. s. w. Nur die Lichtseiten sind stark hervorgehoben, von den so stark hervorgetretenen Schattenseiten nicht die leiseste Andeutung, weil die Versammlung das nicht ertragen haben würde. Bunsen war Mitglied der Versammlung nach dem Verzeichniß der Mitglieder und sein Name war ein hinreichendes Gegengewicht gegen die neun Artikel der Allianz; mit Bunsens Mitgliedschaft waren die neun Artikel aufgegeben. Von „göttlicher Eingebung, Autorität der Schrift, Dreieinigkeit, Auferstehung des Fleisches" konnte da nicht die Rede sein, wo Bunsen Raum fand. Wie bedenklich es um die gepriesene Einmüthigkeit der Versammlung stand, geht auch daraus hervor, daß D. Krummacher gleich in der Eröffnungsrede die principielle Grundlage — die neun Sätze der Allianz — unbedingt von den Gegenständen der Discussion ausschloß, ferner daß Beyschlag im directen Widerspruch gegen die neun Artikel sagen durfte: „man bilde sich nicht ein, daß man jemals der Laienwelt die alte Inspirationstheorie wieder aufreden werde, es wäre auch nicht viel damit gewonnen" und daß Dr. Schenkel, der Liebling dieser Versammlung, den Glauben als „die Tiefe des Gefühls sittlicher Selbstverantwortlichkeit vor dem allheiligen Gott" definirte und das Gewissen den Schlüssel nannte, welches das Rätsel der Reformation aufschließt (‚das Gewissen — dieses vage Ding' Hengstenberg), ohne daß ein Widerspruch erfolgte. Da war man wieder mitten im alten Rationalismus. Die Reformation ist aber theocentrisch, Christus der Sohn des lebendigen Gottes ist ihr A und O.

Es ist ein harter Vorwurf, welchen Hengstenberg der Allianz-

Versammlung macht, daß sie unter vielen Reden über die Bruderliebe und Declamationen gegen „unnützen Streit, Pharisäismus der Confessionellen" die Liebe zur Wahrheit versäumt und sich einem unheilvollen Indifferentismus hingegeben habe. Letzterer gleicht dem Krebse, welcher einmal zugelassen alles auflöst. Bengel: „Es ist — bei dem Synkretismus und der Religionsmengerei — kein Aufhören, bis der gnadenlose Christ und der vernünftige Türk Glaubensbrüder werden."

Ein eigenthümliches Zeichen der Versammlung waren auch die maßlosen Uebertreibungen. Lord Shaftesbury bezeichnete die Berliner Versammlung als eine neue Epoche in der Weltgeschichte. D. Krummacher bezeichnete in seiner Schlußrede die so gar vermischte Versammlung — das Verzeichniß der Mitglieder wies eine ganze Reihe von freimaurerischen Namen nach, unter ihnen mehrere Notabilitäten, die hier doch etwas Verwandtes gespürt haben müssen [1]) — „als ein sinnreiches Vorspiel der großen Huldigungsscene, die wir zu gewärtigen haben, wenn er selbst, der Fürst aller Könige auf Erden, zur Vollendung seines Reiches wieder erscheinen wird." Woher dieser Trieb zu solchen Uebertreibungen? Vielleicht hängt diese Erscheinung mit der anderweitigen Wahrnehmung zusammen, daß das Wort Buße in den Versammlungen der Allianz so selten vorkommt, der Geist der Buße und des Gnadenflehens in ihnen so wenig zu verspüren ist. Von der von Lord Shaftesbury angezeigten neuen Epoche in der Weltgeschichte ist auch nichts zu verspüren gewesen.

Es ist ein nicht geringer Contrast, wenn man Leos Urtheil über die Allianzversammlung den lobenden Erhebungen der Allianzmitglieder gegenüberstellt. In einem Briefe ohne Datum schreibt Leo: „und weiter ists nun auch nichts als dunst — und so wirds mit vielem, vielem andern auch nichts sein. Einige menschen finden durch solche dinge gelegenheit, sich wichtig zu machen oder sich in erinnerung zu bringen — selten zu ihrem vortheil, einige blamiren sich auch gelegentlich gegen ihren willen. Die wasser rauschen und rauschen — eine welle nach der andern — der, welcher die felsen sprengt, die alle diese unruhe machen, ist noch nicht gefunden — wirds auch so bald nicht werden. Also muthig vorwärts, steuer-

---

[1]) Ev. K.-Z. 1858. S. 21.

mann! noch ist das fahrwasser breit genug." Dann erzählt Leo von einer kränklichen Person, welche Kösen, Franzensbad, Karlsbad, Swinemünde und Warnemünde durchprobirt hat und sagt: „es war mit ihr nach jedem bade ebenso wie mit der evangelical alliance — es war eben nichts — sie sperrte jedesmal nach der badecur ein vierteljahr lang die fenster der erwartung auf, wie die juden beim gewitter, um den messias der nachwirkungen hereinzulassen — wie es wahrscheinlich die propheten der evangelical alliance auch machen werden — aber es war umsonst, er kam nicht."

Der neunte deutsche evangelische Kirchentag wurde bald nachher, 1857 in Stuttgart gehalten. Dieser Kirchentag ist dadurch in der Geschichte des Kirchentags wichtig geworden, daß die Lutheraner in der evangelischen Landeskirche durch seinen Verlauf zu der Erkenntniß kamen, es sei ihnen eine weitere Betheiligung an dem Kirchentage nicht mehr möglich. Zu dem Vortrage über Heidenmission waren u. a. die beiden Thesen gestellt: die deutsche evangelische Mission darf nicht ein bloßes Abbild der deutschen besondern Kirchengestalt, sondern muß die apostolische Urkirche pflanzen wollen" und „die künftigen Nationalkirchen unter den Heiden werden neue Gestaltungen sein und auch neuer Bekenntnisse auf Grund der alten bedürfen". In der Motivirung dieser Thesen wurden merkwürdige Behauptungen ausgesprochen, wie, daß, was die Confessionen von einander scheide, nicht auf einer Verschiedenheit des Glaubens, sondern auf der Verschiedenheit der Nationalitäten beruhe, wie z. B. die lutherische Abendmahlslehre ein Product der Deutschen sei. Die ohne alle Beschränkung ausgesprochene Behauptung einer Differenz des kirchlichen und apostolischen Christenthums, mit der der Rationalismus seine Laufbahn begann und immer wieder beginnt, muß von Seiten der lutherischen Confessionellen durchaus angefochten werden, weil sie von ihren Bekenntnissen als unmittelbar aus dem Worte Gottes entnommen nicht weichen können. Auch in den Verhandlungen über „evangelische Katholicität" fehlte es nicht an Angriffen auf die Confessionellen, wie daß die Seltenheit persönlicher Erweckungen zu wahrer Buße und lebendigem Glauben durch das übertriebene Gewichtlegen auf das Bekenntniß verschuldet sei. Der Beweis wurde freilich nicht beigebracht, daß in Bezug auf Buße und lebendigen Glauben auf unionistischer Seite ein entschiedener Vorzug sich zeige und dort die Erweckungen im vollen

Gange seien. Der Zwiespalt kam zum offenen Ausdruck, als D. Stahl, dieser Meister der Rede im 19. Jahrhundert, über die Verhandlungen über „evangelische Katholicität" dahin resumirte: „Was man hier unter Katholicität versteht, war den Reformatoren fremd. Sie setzten die Katholicität in die Einheit und Allgemeinheit der wahren Lehre. Hier dagegen fordert man eine Katholicität, die über die confessionelle Kirche, also über die wahre Lehre hinausreichen soll. Solche Vorstellung von Katholicität kann keine Förderung zur Herstellung der Einheit der Kirche sein, sie enthält aber auch eine große Gefahr der Zerstreuung. Es stehen sich entgegen Katholicität im Sinne der Evangelischen, das ist unser Standpunkt und Katholicität unter den Evangelischen, das ist der Standpunkt der evangelischen Allianz. Nach letzterem beruht die Katholicität auf dem Consensus der Lehre unter allen evangelischen Denominationen. Was außer diesem Consensus ist, ist nicht fundamental, ohne Einfluß auf die Seligkeit. Dem widersprechen wir Lutheraner. Man hat uns deßhalb heute lutherisches Hochkirchenthum, Doctrinarismus und Pharisäismus vorgeworfen. Aber wir haben nie das Seelenheil auf die Angehörigkeit an die lutherische Kirche statt auf die Wiedergeburt gebaut. Wir haben keinen Eifer für die Urkunden oder die Begriffsbestimmungen unsrer Bekenntnisse, sondern für die Heiligthümer, die sie enthalten. Die Unterscheidung fundamentaler und nicht fundamentaler Lehren ist eine Scholastik, geradeso wie die katholische Unterscheidung zwischen Todsünden und läßlichen Sünden. Katholischer Semipeligianismus und Prädestination, sieben Sacramente und Verwerfung der Kindertaufe, warum soll das eine fundamental sein und das andere nicht? Die Katholicität der evangelischen Allianz beruht auf einem Volteschlagen zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche. Auf Grund der Gotteskindschaft, die der unsichtbaren Kirche angehört, begnügt man sich mit den ungenügenden neun Artikeln und auf Grund der reinen Lehre, die der sichtbaren Kirche angehört, schließt man die Katholiken aus. Das ist nicht Katholicität, sondern evangelische Parteigenossenschaft. Wenn wir uns mit den Extremen der Reformation verbrüdern, so wird der ganze Protestantismus zu einem Extrem gegen das Extrem des Katholicismus. Luther hat nicht bloß einen Anfang der Reformation gemacht, er hat sie auch durchgeführt. Wir müssen die Abweichungen der evangelischen Denomi-

nationen ebenso sehr abwehren, als die katholischen. Katholicität, wie der confessionelle Standpunkt sie anerkennt, gründet sich 1) auf die Gotteskindschaft, die sich unter den Gläubigen aller Confessionen findet, 2) auf das apostol. Symbolum und die Taufe; wo diese sind, ist ungeachtet der Confession christliche Religion, ein Band zu Christus und Wirksamkeit des heil. Geistes, 3) auf die Vertheilung der Gnadengaben. Die lutherische Kirche ist die Kirche der wahren Lehre, aber manche Gnadengaben finden sich in andern Kirchen reicher als in ihr und kann keine der Kirchen als die una sancta catholica gelten. Diese Katholicität ist verschieden von Union und evang. Allianz; sie erstrebt nicht äußere Vereinigung, sondern nur innere Anerkennung. Wir glauben an keine Katholicität der Lehre, die über die wahre Confession hinausreicht, aber an eine Katholicität der Wirksamkeit des heil. Geistes, die durch alle Confessionen geht."

Die Vertreter der Confessionellen zogen sich seit dieser Zeit vom Kirchentage zurück und überließen denselben der Unionspartei. Die Berliner Octoberversammlung im Jahre 1871 war der Versuch, die positiven christlichen Evangelischen zu einer deutsch-evangelischen Nationalkirche zusammen zu bringen. Der Versuch mißlang und der im Jahre 1872 nach Halle berufene 16. Kirchentag nach alter Weise war überhaupt der letzte. Die Verhältnisse und Zeit waren andere geworden und der Kirchentag hatte seine Anziehungskraft verloren.

Die römische Kirche bot durch die neunte Generalversammlung der katholischen Vereine im Sept. 1857 zu Salzburg ein wirklich klägliches Bild von Oberflächlichkeit, fadem Selbstruhm und geschmacklosem Wesen. In theoretischer Beziehung eine Armuth zum Erschrecken! „Die Stelle tiefer theologischer Gedanken, herzerhebender Anschauungen, wie sie überall da hervorsprossen, wo der Quell hinkommt, der aus dem Heiligthum fließt, nehmen hier rhetorische Auslassungen ein, die oft durch ihre Geschmacklosigkeit unangenehm an den Mangel selbst der gewöhnlichen Bildung erinnern." Der Domcapitular von Mainz sagt z. B.: „Die Protestanten, welche das katholische Wesen zur Thür hinausgeworfen hätten, wären jetzt froh, wenn sie durch die Ritzen derselben das Meßopfer, die Liturgie, die Hierarchie, die Absolution wieder bekommen könnten, wenn es nur ginge." Solche und

gleichartige Reden „erinnern an die epistolas obscurorum virorum und man kann wohl zu ernstlichen Zweifeln veranlaßt werden an der Zeitgemäßheit des ergangenen päpstlichen Verdammungsurtheils über die Philosophie des katholischen Priesters Günther."

Die Schärfe des Kampfes zwischen Confession und Union hatte zugenommen und trat in manchen Zeichen deutlich zu Tage. Hengstenberg nennt die Schrift „über die Union" von dem Herausg. des Volksblattes Phil. v. Nathusius ein Ereigniß von kirchenhistorischer Bedeutung. Diese Schrift erregte ein ungemeines Aufsehen, was der Verfasser daraus erklärt, „daß sie ganz einfältig und aufrichtig das heraussage, was jedermann denkt und fühlt." Und Hengstenberg erklärt „das Bedürfniß nach einer umfassenden populären Darstellung für vollständig befriedigt." Das war um so mehr erfreulich, als „vier Fünftheile (der auf Union und Confession bezüglichen Schriften) mindestens besser ungeschrieben blieben." Hengstenberg sah die Lage der Dinge in Preußen sehr bedenklich an. „Wir fürchten, daß die Behandlung der Kirchensachen im absorptiv-unionistischem Sinne, die Weigerung, das gute Recht der lutherischen (wie auch der reformirten) Kirche in seiner ganzen Ausdehnung anzuerkennen und dieser Anerkennung praktisch Folge zu geben, zu keinem guten Ende führen wird, auch nicht zu einem solchen Ende, das die Vertreter der Union selbst, die nachgerade doch wohl merken könnten, daß das hier vorliegende Werk kein solches ist, das „untergehen wird," für ein gutes halten. Wir sprechen es hier noch einmal aus: wenn Gott nicht wunderbar hilft und bei Zeiten Ziel und Maß setzt, so gehen wir einer Zerklüftung der Kirche entgegen. Der für jetzt noch provisorische Austritt des O.-C.-R. Stahl aus dem Oberkirchenrathe ist eine beklagenswerthe, aber nothwendige durch Pflicht gebotene Folge der Thatsache einer überwiegenden unionistischen Majorität, die einem Manne, der nicht vergeblich arbeiten und seine Kraft um nichts und Eitles verschwenden mochte, das Bleiben unmöglich machte. Wenn diese Majorität bei der Besetzung der wichtigsten kirchlichen Aemter einseitig den unionistischen Standpunkt geltend machen sollte, so würde die ohnedem oft so enge Auswahl noch mehr verengert werden, und wir würden, wie früher in der Zeit der Herrschaft der kirchlichen Bureaukratie, es wiederum erleben müssen, Männer an der Spitze zu erblicken, die nicht von Haus aus eines Kopfes

groß über die übrigen empor ragen, sondern denen man erst in der Würde ein Fußgestell bereiten muß, damit sie als groß erscheinen. Man soll in der Kirche billig, ohne Anwendung einseitiger Gesichtspunkte nur wählen, die der Herr erwählt, auf die er das Siegel durch seine Gaben gedrückt hat. Spricht man es doch jetzt schon ganz offen aus, daß selbst zu Superintendenturen, ja wichtigeren Pastoraten in Städten nur „Anhänger der Union," nicht etwa der kirchenregimentlichen, der wir uns alle unterordnen, sondern einer solchen, die gar nichts von einer lutherischen Kirche wissen will, berufen werden können!"[1])

Der Oberkirchenrath hatte eine Verfügung über Parallelformulare erlassen (7. Juli 1857). Aber der Schluß dieser Verfügung lautet dahin: in der Genehmigung des Consistoriums soll, wenn es sich um eine der Union beigetretene Gemeine handelt, jedesmal unter Bezeichnung der Gemeine nach ihrem confessionellen Charakter, ausdrücklich ausgesprochen werden, daß durch diese Genehmigung in der Zugehörigkeit dieser (lutherischen oder reformirten) Gemeine zur Union nichts geändert werde. Auch ist dabei ausdrücklich zu bezeugen, daß die Union, in welcher diese Gemeine steht, nicht bloß die alle der evangelischen Kirche des Landes angehörige Gemeinen umfassende Gemeinschaft eines und desselben Kirchenregimentes, sondern die freie, aus gegenseitiger Liebe gewährte Gemeinschaft der Lutheraner und der Reformirten im Genusse des heil. Abendmahls bedeute." „Die scheinbare Concession — sagt Hengstenberg — an das gute Recht der confessionellen Kirchen wird hierdurch in ein Mittel verwandelt zur (freilich auch nicht rechtsbeständigen) Legalisirung der Union, und zwar einer solchen Union, welche über das bisherige Maaß hinausgeht. Die bisdahin vorliegenden Beitrittserklärungen konnten nur auf eine Union bezogen werden, welche in der Gemeinschaft des Kirchenregimentes besteht; denn das war der einzige greifbare Bestand der Union, daneben bestand nur eine bunte Manigfaltigkeit subjectiver Auffassungen. Hier wird plötzlich die principielle Abendmahlsgemeinschaft als ein zweites nothwendiges Merkmal der Union hingestellt. Sie soll ursprünglich aus freier gegenseitiger Liebe gewährt sein. Nachdem dies einmal geschehen, und

[1]) Ev. K.-Z. 1858. S. 52 u. f.

die betreffende Urkunde in das Pfarrarchiv niedergelegt worden, wird sie zum Zwange." Wie durch die Reformirten der Gegenwart in Deutschland ein unverkennbarer Zug zu dem lutherischen Sacrament hindurchgeht, so will Hengstenberg Reformirten, die sich dem lutherischen Abendmahl nahen, dasselbe nicht vorenthalten wissen. „Aber ein ganz Anderes ist es um die prinzipielle Abendmahlsgemeinschaft, diejenige, die den Reformirten als solchen, nicht obgleich, sondern weil sie Reformirte sind, und auch dann, wenn sie darauf pochen, daß sie Reformirte sind, gewährt werden soll. Zu einer solchen die Hand bieten, heißt die lutherische Kirche aufgeben. Dagegen erhebt sich die Augsburgische Confession, welche die lutherische Lehre als Glaubensartikel aufstellt, und die Gegenlehre verwirft." [1])

Bei dieser Angelegenheit wird der Wunsch ausgesprochen, daß doch endlich das Verhältniß des Regimentes der Kirche zu ihrem Bekenntniß recht gründlich erwogen werden möge. Das Regiment steht nicht über dem Bekenntniß, sondern unter demselben. Die „vorzüglichsten Glieder der Kirche" haben gerade so viel und so wenig Recht, ihr Bekenntniß anzutasten, wie die allergeringsten, und mit besonders zarter Gewissenhaftigkeit sollte besonders da Alles vermieden werden, was an ein Antasten des Bekenntnißstandes auch nur grenzt, wo der Träger der Kirchengewalt einer andern Confession angehört.

1859.

Die neue Aera. Leos Brief. Was wird aus der Kirche? Ehesache. Minister v. Raumer. Feldners Austritt. Warnung vor Austritt. Neue evang. Kirchenzeitung. M. Baumgarten. Bethmann-Hollweg, Minister. Das Vorwort von 1859.

Nachdem der König Friedrich Wilhelm IV. Anfangs October 1857 erkrankt war, und den Prinzen von Preußen zum Stellvertreter zu ernennen sich genöthigt gesehen hatte, machte die fortdauernde Krankheit es nöthig, dem Prinzen von Preußen am 7. October 1858 die Rechte eines Regenten zu übertragen. Derselbe

---

[1]) Ev. K.-Z. 1858. S. 53 ff.

übernahm die Regentschaft am 9. October, und entließ das Ministerium Manteuffel am 6. November; an die Spitze des Ministeriums trat der Fürst Anton von Hohenzollern-Sigmaringen als Präsident und von Auerswald wurde Minister ohne Portefeuille. v. Bethmann-Hollweg wurde Cultusminister. Hengstenberg wurde von der Mitgliedschaft der Königl. wissenschaftlichen Prüfungs-Commission entbunden, und scheint diese Entbindung nach der Mittheilung des Ministers vom 20. Decbr. 1858 lediglich aus der Entschließung des letzteren stattgefunden zu haben.

Es war eine neue Zeit hereingebrochen. R. Wagner schreibt:[1] „ich bekomme immer mehr den Eindruck, daß wir Alle in der jetzigen Zeitperiode auf dem Schlachtfelde fallen werden, und daß die nächste Zeit dem Materialismus gehören wird, und daß es in dem Plane der göttlichen Weltregierung liegt, unser armes Volk auf andere Weise, als wir alle versuchen, zurückzuführen. Ich sehe in eine neue grauenhafte Zukunft. Schöner aber ist es, mit dem Schwerte in der Hand zu fallen, als in dem Quietismus des Alters, dem ich so manchen alten Freund zueilen sehe, zu erliegen. Harleß ist festen Herzens:[2]) Tempora mutantur, sed non mutamur in illis.“

H. Leo, dem Hengstenberg wegen der bedrückten Zeitlage geschrieben, antwortet[3]) demselben mit ungebrochenem Muthe: „machen können wir gar nichts; das ist des Herrn werk und seiner wunder. Wenn morgen die Spree austrocknet, und Sie alle Berliner aufbieten können mit feuereimern, und von jedem brunnen der guten stadt Berlin zum spreeufer reihen bilden, die sich die eimer zureichen und sie gießen tag und nacht ohne unterlaß aus allen brunnen, so bringen sie noch nicht einmal eine Spree zu stande, während sie jetzt der Herr mit leichtigkeit rinnen, und nicht bloß alle brunnen Berlins, sondern aller orten am ufer ihres ganzen laufs aus ihr tränken läßt.“ Im Weiteren legt Leo seine Meinung dar, daß die hereingebrochene Lage mehr eine Probe auf die kirchlichen Zustände, als eine Gefahr für dieselben sei, und bald genug werde Napoleon die Welt und auch Preußen beschäftigen, daß sich alles Interesse hierher wende. „Lassen Sie nur dem Herrn Herrn freie bahn, und

[1]) Brief, Göttingen 27. Octbr. 1857.
[2]) Brief, München 25. Jan. 1858.
[3]) Brief, Halle 22. Octbr. 1858.

glauben Sie nicht, die kirche liege gleich in trümmern, wenn ein paar kalte blitzschläge auf ihre thurmspitzen fallen."

Hengstenberg selbst zeichnet die Situation wie folgt:[1] „Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts schlug der Geist des Abfalls in unserm Vaterlande, und besonders in seiner Hauptstadt seinen Hauptsitz auf. Von Berlin aus wurde ganz Deutschland sündigen gemacht. Wie Friedrich II. zu Christenthum und Kirche stand, ist bekannt. In Berlin verkehrte Voltaire, von da aus verbreitete die allgemeine deutsche Bibliothek und die Berliner Monatsschrift ihr Gift. „Die Berliner", das wurde geradezu der Name aller christusfeindlichen Aufklärer, mochten sie Juden oder Namenchristen sein, was nur noch als ein unwesentlicher Unterschied galt. Daß Gottes Gnade noch nicht zu Ende war, das erhellte daraus, daß die Strafe so bald eintrat. Preußen mußte schwer dafür büßen, daß es dem unter dem schimmernden Namen der Aufklärung auftretenden Geiste der Finsterniß bei sich eine Stätte bereitet hatte. Innerlich hohl geworden, wurde es auch äußerlich zu nichte gemacht. Es mußte gezwungen denselben dienen, in deren geistige Knechtschaft es sich freiwillig begeben hatte. Mitten in diesem Elende besuchte der Aufgang aus der Höhe seinen König. Er horchte auf seine Stimme, und der Buße folgte Heil. Unter dem Volke gab sich eine mächtige Regung zu erkennen, aber obgleich Viele gründlich erweckt wurden, obgleich von da an die Kirche in ein neues Stadium trat, der Grund des Volksbewußtseins blieb unverändert. Es dauerte nicht lange, so erhob es sich entschieden gegen die „kleine Heerde", die sich unter dem guten Hirten gesammelt hatte. Diese Entschiedenheit wuchs besonders seit dem Jahre 1840, wo das Bekenntniß: ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen, vom Throne aus noch bestimmter abgelegt wurde, von Jahr zu Jahr. Das Jahr 1848 brachte einen Abschluß. Auf das: „sie alle sind wie ein Ofen brennend vom Bäcker" folgte eine Abkühlung. Wer nicht tiefer blickte, der konnte namentlich durch den momentanen Erfolg der außerordentlichen Kirchenvisitation wohl über die wahre Sachlage getäuscht werden. Im Hintergrunde aber blieb stets das alte Wesen, und jetzt gehen die Wogen des ungläubigen Zeitgeistes plötzlich wieder hoch. Von allen Seiten vernimmt man den Ruf,

---

[1]) Ev. K.-Z. 1859. S. 27.

Preußen müsse in religiöser Beziehung dort wieder anknüpfen, wo es vor einem halben Jahrhundert abgebrochen habe; dann werde es die seiner würdige Stellung an der Spitze Deutschlands wieder gewinnen. — Die „Aufklärung", nach christlicher Anschauung der Fürst dieser Welt, soll wieder zu Ehren kommen. — Man freut sich, daß sich in der Ehesache eine Gelegenheit vorfindet, Christo officiell den Gehorsam aufzukündigen, und das ist der Hauptreiz, den diese Angelegenheit für die große Menge hat. Man freut sich, daß man in der absorptiven Union einen officiellen Deckmantel gewonnen hat für den Geist des Indifferentismus, und sucht unter dem Vorwande derselben Alles zu beseitigen, was auf einem andern Boden gewachsen ist, als dem des natürlichen Menschen, welchen von Gott völlig loszumachen überall der letzte Zweck ist."

Was wird aus der Kirche in Deutschland, in Preußen werden, bei diesem erneuerten Anlaufe der Welt, besonders aus der Kirche lutherischer Reformation, die nach außen so schwach und unbehülflich und hülflos ist? — Das ist die Frage, welche Hengstenberg zum Eingang des Jahres 1859 aufstellt. Er beantwortet diese Frage im Anschluß an Jes. 5, 1—7, Ps. 46, Ebr. 3, 12—14. Wenn das äußere Glück ein Merkmal der wahren Kirche wäre, wo bliebe dann Abels Ermordung, Noahs Verspottung, Abrahams Fremdlingsschaft, Isaaks Verfolgung, Jakobs vielfaches Elend, Josephs Kerker, Davids Thränen, Hiobs Geschwüre, Jeremias Grube, des Lazarus Bettelarmuth? Die Kirche hat das Privilegium, daß sie nimmer mit Angst zu Grunde geht, unterdrückt wird, aber nicht umkommt. Im Bewußtsein dieses Privilegiums läßt sie sich nicht zu Concessionen verleiten. **Gott** — das ist der feste Schild, welchen sie allen Anmuthungen entgegen hält. „O wie wenig vermögen die in unsern Herzen zu lesen, die laut verkündigen, es sei jetzt mit der „kleinen Partei" zu Ende, (die übrigens, Gott sei Dank! viel zahlreicher ist, als diese Leute denken), weil der weltliche Schutz ihr entzogen sei, welche meinen, diese Partei werde jetzt haltlos zusammensinken, zu allen Concessionen und Transactionen bereit sein. Nein, jetzt erst wird der Geist recht offenbar werden, der uns getrieben hat." Aber die Berge wanken und fallen. Die Berge sind die Reiche, das Meer ist die Welt, die Völkermasse. Kein Staat hat das Privilegium ewiger Dauer. Juda ist untergegangen, hin ist das heilige römische Reich, Polen ist nicht mehr. Wie mans

treibt, so gehts. Der lebendige Strom auf Erden fließt aus Gottes Brünnlein. Wohl dem, der aus dem Meere in die gesegneten und segnenden Bäche Gottes übergangen ist, und das seine einzige Sorge sein läßt, daß er nicht von diesem Strome abgeschnitten wird. Sonst mag es gehen, wie es geht. Alles Andere ist Kleinigkeit. Das gründlich zu erkennen ist u. A. gesunde Vernunft.

Den Gläubigen ziemt es, den Ruhm der Hoffnung bis ans Ende fest zu behalten; es darf nicht genügen, in irgend einem Winkel geduldet zu werden, man muß vielmehr die Stimme laut machen wie eine Posaune. Wir haben einen solchen Haufen Zeugen um uns, und sollen ablegen jede Bürde, und die überall uns umstellende Sünde — die lässigen Hände und die müden Kniee wieder aufrichten. Die Signatur der Zeit ist Schwachheit und Halbheit. Aber: ist der Herr Gott, so wandelt ihm nach.

Hengstenberg hat ein offenes Auge für die sichtbaren und unsichtbaren Gefahren, die drohen, aber auch einen unverzagten Muth in Gott, der unsere Zuversicht und Stärke ist.

Die Ehesache nahm ein großes Interesse in Anspruch, und war ein Zeichen, an dem die Geister offenbar wurden. Es war und wurde lebhaft dafür gestritten, daß nur Ehebruch und bösliche Verlassung in der engsten Umgrenzung in der Kirche als Scheidungsgrund gelten dürften — so sei es den Aussprüchen des Herrn selbst und der Lehre der Kirche gemäß. Gegen die Instanz, daß des Herrn eigene Lehre hier klar und bestimmt vorliege, konnte nichts von Bedeutnng vorgebracht werden, besonders kläglich, sagt Hengstenberg, sei die Behauptung, daß die bezüglichen Stellen der heil. Schrift kein Gesetz für den äußern Menschen, sondern nur eine Gewissensvorschrift enthielten. „Steht Scheidung und Wiederverheirathung außer auf Grund der Hurerei für das Gewissen dem Ehebruch gleich, wie darf dann ein Geistlicher es wagen, zur Vollziehung solcher gewissenlosen Handlung die Hand zu bieten?" Nirgends, auch nicht in der Lehre über die Ehe ist der Sohn Gottes ein ärmlicher „Lehrregent". Die Schrift des Oberconsistorialraths Richter: Beiträge zur Geschichte des Ehescheidungsrechtes in der evangelischen Kirche, worin in Bezug auf die Gründe der Ehescheidung ein unbedingtes Schwanken erwiesen werden soll, greift Hengstenberg nachdrücklich an; der Eindruck dieser Schrift sei, es

sei recht, daß sich ein Mann scheide von seinem Weibe, um jeder Ursache willen. Die bedeutendste theologische Notabilität des 17. Jahrhunderts, J. Gerhard, sagt: unsere Kirchen, indem sie dem klarsten Ausspruche unseres Heilandes Christi folgen, erkennen nur eine einzige Ursache der wahren und eigentlich sogenannten Ehescheidung an, nämlich den Ehebruch T. 16, S. 176. Wenn nun in den letzten Jahren mehr und mehr die Ehesache auf den festen Grund des Wortes Gottes zurückgeführt worden war, so konnten sich Viele nicht darin finden, daß das preußische Landrecht diesem Worte weichen sollte. Es liegt aber, weil Staat und Kirche verschiedene Gebiete sind, kein Grund vor, daß der König als oberster Träger des Regiments der Kirche,[1]) welche auf das Wort Christi unmittelbar hingewiesen ist, verbietet, was er im Staate wegen der Herzenshärtigkeit, und weil er es dort auch mit Nichtchristen zu thun hat, zuläßt.

Mit Recht konnte darauf hingewiesen werden, daß die in Preußen seit einigen Jahren stattgefundene Umkehr zu der biblischen und kirchlichen Lehre in der Ehesache von reichem Segen begleitet war. Die Zahl der Ehescheidungen war fortwährend in der Abnahme begriffen, und Hand in Hand damit ging die Abnahme der Ehezerrüttungen. Die Eheleute lernten sich vertragen, weil sie wußten, daß die Thür der Scheidung verschlossen war. Ein Krieg zwischen Staat und Kirche war nicht vorhanden; die Entscheidungen des Staates gingen nur seine Sphäre an, und nicht die der Kirche, und seit 1847 bestand für solche, welche aus der Gemeinschaft der Kirche austraten, die Civilehe, und es war dafür gesorgt, daß die Beschlüsse des Staates auch ohne Mitwirkung der Kirche vollzogen werden konnten. Indessen die unkirchliche, liberale Presse verbreitete die Einbildung eines Kriegszustandes zwischen Staat und Kirche, und schon war unter den Anklagen gegen das vorige Regiment diese die populärste geworden, es sei ein unerträglicher Zustand zwischen Staat und Kirche in der Ehesache vorhanden. Man durfte gespannt sein, welchen Verlauf die Sache weiter nehmen werde.

---

[1]) Wenn bei dieser Gelegenheit von gegnerischer Seite der König der summus episcopus der evangelischen Kirche in Preußen genannt wird, so bemerkt Hengstenberg: es ist das eine ungehörige Bezeichnung, welche die Ev. K.-Z. in ihren leitenden Artikeln stets vermieden hat. Ev. K.-Z. 1859. S. 24.

Dem abgetretenen Minister von Raumer glaubt Hengstenberg ohne Uebertreibung nachsagen zu können, daß Preußen noch keinen solchen Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten gehabt habe, keinen, der so mit ganzem Herzen auf dem Grunde des Bekenntnisses der Kirche stand. In den wenigen Jahren, in welchen v. Raumer ohne bedeutende Hemmnisse wirken konnte, hat er viel gethan für tüchtige Besetzung der Consistorien, Ordnung der confessionellen Verhältnisse, Befreiung der Theologen vom Militärdienste und Anderes. Später wurden besonders durch eine auswärtige Berufung in den Oberkirchenrath die Bemühungen des Ministers vielfach durchkreuzt, und es sollte die Union mit Macht auch in den geschichtlich lutherischen Kreisen eingeführt werden; gegen diese Absicht traten alle anderen Interessen zurück. Der Minister fand noch Zeit, die geschmähten und gepriesenen „Regulative" für die Schule zu erlassen.

Die Unionssache zeitigte ein Ereigniß von Bedeutung, die Amtsniederlegung des Pastors Feldner in Elberfeld, und dessen Uebertritt zu den separirten Lutheranern, und die Gründung einer separirten Gemeine in Elberfeld. Eine Hauptschuld an diesem Ergebniß mißt Hengstenberg den Vertretern der unionistischen Richtung zu, welche „auch hier den ihr leider eigenthümlichen aggressiven unduldsamen Charakter bewährt hat, der so seltsam damit contrastirt, daß sie sich als Vertreterin der Liebe darstellt, und ihre Berechtigung auf das hohenpriesterliche Gebet Christi gründen will." Den Anlaß zu Feldners Austritt gaben in erster Linie die sog. drei Bekenntnißparagraphen der Kirchenordnung für Rheinland und Westfalen, in welchen Hengstenberg die principielle Abendmahlsgemeinschaft der lutherischen und reformirten Kirche ausgedrückt findet.[1]) Dem rheinischen Consistorinm wird u. a. der Vorwurf gemacht, daß es in seinem Schreiben an den Pastor Feldner mit aller Schärfe geltend gemacht habe, die Abendmahlsgemeinschaft habe durch jene Paragraphen eine rechtliche Geltung erlangt, und sei für alle Träger des geistlichen Amtes verbindlich geworden, während auf Feldners im Wesen der lutherischen Kirche

[1]) Der dritte Paragraph lautet: unbeschadet dieses verschiedenen Bekenntnißstandes pflegen sämmtliche evangelische Gemeinen, als Glieder einer evangelischen Kirche, Gemeinschaft in Verkündigung des göttlichen Wortes und in der Feier der Sacramente u. s. w.

beruhenden Gewissensbedenken nicht näher eingegangen, und nicht hervorgehoben sei, daß die Paragraphen nicht die Absicht hätten, die Gewissen zu verpflichten. Aber auch das Verfahren Feldners sei nicht zu billigen. Feldner war aus dem Osten nach Elberfeld gekommen, und hätte dem Charakter der rheinischen Kirche, der stets ein confessionell minder ausgeprägter war, eine gewisse Berücksichtigung widerfahren lassen, und in seinen Forderungen mäßig sein sollen. Er hätte sodann den Behörden darlegen sollen, „daß principielle oder rechtliche Abendmahlsgemeinschaft zwischen Lutheranern und Reformirten dem Bekenntnisse der ersteren zuwider, und nach diesem Bekenntnisse und den bestimmten und wiederholten Aussprüchen Luthers und der bedeutendsten lutherischen Theologen bis auf Spener herab, der Untergang der lutherischen Kirche sei. Wenn die drei Paragraphen sich in diesem Punkte in Widerspruch gegen das ursprüngliche Wesen und Bekenntniß der Kirche setzen, wenn es also gilt, zwischen ihnen und diesem zu wählen, so kann es einem lebendigen Gliede und treuen Diener der lutherischen Kirche nicht zweifelhaft sein, auf welche Seite er sich zu stellen hat. Auf diesen Grund hin, wäre zu bemerken gewesen, erhebe man Protest gegen die drei Paragraphen. Sie seien illegitim, trotzdem daß sie von allen Faktoren der Gesetzgebung genehmigt seien. Denn was dem klar ausgesprochenen Wesen der Kirche widerspreche, könne nimmer in ihr rechtliches Bestehen erlangen, müsse vielmehr stets den Charakter des Mißbrauches an sich tragen."

Wenn Feldner sich von der Meinung leiten ließ, als ob in der Kirche ohne weiteres Rechtens sei, was durch ihre gegenwärtigen Organe und Behörden proclamirt wird, was zur Folge haben würde, daß man stets auf dem Sprunge stehen müsse, und wonach zur Zeit des Rationalismus alle rechten Glieder der Kirche austreten müssen, so bezeichnet Hengstenberg dieses sehr nachdrücklich als einen Irrthum, der ein Irrthum bleibt, wie Viele und wie vorzügliche Männer, wie u. a. Feldner, sich von dieser Auffassung gefangen nehmen lassen.

„Wir benutzen diese Gelegenheit, um aufs dringendste vor dem Gedanken an Austritt zu warnen, welchen die bestehenden Verhältnisse so nahe legen, und vielleicht in der Zukunft noch mehr nahe legen werden." Die Ev. K.-Z. ist für die bestehende Kirche und für den christlichen Staat von Anfang an nicht in der Mei-

nung in die Schranken getreten, daß diese Position eine unbedingt, und unter allen Umständen haltbare sei. Im Gegentheil, sie hat stets erklärt, wer die in der Zeit vorhandenen, und immer trauriger sich entwickelnden zerstörenden Mächte ins Auge fasse, dem müsse sich dies als sehr zweifelhaft darstellen. Für jetzt aber gelte es noch: was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden. Man dürfe sich nicht verhehlen, daß mit der Volkskirche und dem christlichen Staate ungeheuer viel aufgegeben werde. Solchen Schritt dürfe man nur in der äußersten Noth, und nur dann thun, wenn Gott Selbst den Weg dazu aufs deutlichste zeige. „Das stellten wir namentlich der lutherischen Separation entgegen, jetzt führt Manches darauf, daß die schwere Scheidung sich mehr anbahnt. Das Verbleiben der Gläubigen und kirchlich Gesinnten in der größeren kirchlichen Gemeinschaft kann nur so lange geboten und erlaubt sein, als es seinen Zweck erfüllt, als es ihnen möglich bleibt, ihre Bestimmung erfüllend, ein Salz der Erde zu sein. Sie können nur so lange in der Gemeinschaft der Kirche verharren, als im Ganzen und Großen das sie beseelende Princip in derselben das herrschende ist, und eine erziehende oder wenigstens hemmende und eindämmende Macht über die ihm Entfremdeten ausübt. Wenn es dem Fürsten dieser Welt gelingen sollte, seinen jetzt schon deutlich erkennbaren Plan auszuführen, wenn die Kirche unter die Herrschaft der ihrem Geiste entfremdeten Majoritäten gebracht, und diese Herrschaft wohl gar durch die Einführung einer demokratischen Kirchenverfassung förmlich sanctionirt würde; wenn die Massen in Bewegung gesetzt werden, sobald es die Beseitigung schlechter und die Einführung guter kirchlicher Ordnungen oder Bücher gilt — wenn man die Union in dem Sinne weiter führt, daß man die Geltung des kirchlichen Bekenntnisses förmlich antastet, wenn der Cäsaropapismus, dieses gefährliche Uebel, zur Herrschaft gelangen, wenn man daran denken sollte, an die Stelle von „Gottes Wort und Luthers Lehr", durch Dekrete, eine preußische, sachsen-gothaische u. s. w. Religion zu setzen, wenn solches Unwesen nicht bloß vorübergehend einbräche, wie mancher Orten im Jahre 1848, sondern zu bleibendem Bestehen gelangte, dann wissen wir, was wir zu thun haben, und wie wir daran sind. Jetzt aber ist dieser Zeitpunkt lange noch nicht gekommen, jetzt ist die Wirksamkeit für das Reich Gottes in der bestehenden Kirche noch entschieden die segensreichste — jetzt muß

Jeder seinen Posten aufs Aeußerste vertheidigen, und wenn man ihn vor die Thür setzen will, sich festhalten an jedem Anhaltspunkte. So wenig wie es erlaubt ist, Concessionen zu machen, ebenso wenig ist es an der Zeit, freiwillig zu gehen. — Wir dürfen unsere Kräfte nicht zersplittern, wir müssen zusammen entweder bleiben oder gehen. Das zusammen gehen kann nur dann erfolgen, wenn der Ruf Gottes viel deutlicher erfolgt, als dies jetzt der Fall ist."[1])

Zu den separirten Lutheranern überzutreten hindert uns, daß deren Kirchenbegriff ein solcher ist, in den wir uns nie finden können. Nach deren Meinung ist die lutherische, die in Preußen nur bei dem Häuflein der Separirten zu finden ist, die Kirche schlechthin, alle anderen Kirchen sind nur Afterkirchen. Dem tönt es aus dem Innersten unseres Herzens entgegen: „o nein, o nein, o nein, mein Vaterland muß größer sein." Das Gebiet der Kirche ist uns eben so weit, als dasjenige unseres Herrn.

Mit dem Jahre 1859 erschien die Neue Evang. Kirchenzeitung. Die alte Ev. K.-Z. war ihrem Prospect treu geblieben, die evangelischen Wahrheiten in ihrer geschlossenen Einheit, wie sie in der heil. Schrift enthalten und aus ihr in die Bekenntnißschriften der Kirche abgeleitet sind, zu begründen und zu vertheidigen. Dagegen wollte die Neue Zeitung die Thatsachen „im Lichte der den evangelischen Bund leitenden Ideen" betrachten, wie sie in ihrer Ankündigung sagt. „Man sieht — sagt Hengstenberg — die Ev. K.-Z. steht von Anfang an mit Herz und Mund innerhalb der evangelischen Kirche Deutschlands, dagegen das neue unter ausländischen Einflüssen stehende Blatt stellt sich über diese Kirche, ja es nimmt auf schwindelnder Höhe einen Standpunkt über allen Kirchen ein. — Wenn das Programm (der neuen Zeitung) die landeskirchliche Union „als ein kräftiges Förderungsmittel der innern Einheit aller wahren Glieder der evangelischen Kirche" bezeichnet, so wird solche Phrase wohl vielfach mit einem schmerzlichen, „von Katholiken mit einem höhnischen Lächeln empfangen werden." Hengstenberg hält dafür, daß das ungünstige Schicksal, welches bis dahin die Allianz in Deutschland begleitet habe, auch diesen neuesten Versuch, englischen Sectengeist einzubürgern, treffen werde. Es war bestimmt nach dem eigenen Programm nicht rich-

[1]) Ev. K.-Z. 1859. S. 35. 36.

tig, die neue Zeitung eine evangelische Kirchenzeitung zu nennen und Hengstenberg sagt nicht mit Unrecht: „die Wahl unseres Titels nur mit einem leicht zu übersehenden Zusatze können wir nicht in der Ordnung finden, auch wenn wir einen sehr gewöhnlichen Maßstab anlegen.“ Uebrigens wurde die neue Zeitung vielfach kurzweg die Hoffmannsche genannt. Ein besondrer Aufsatz über dieselbe [1]) beschäftigt sich mit dem Titel und Charakter der neuen Zeitung und besonders mit der Ueberschau von dem Generalsup. W. Hoffmann: die evangelische Welt und meint, der Titel „evangelische Welt-Zeitung“ sei der angemessenere gewesen. In dieser Ueberschau wird als das Ideal, nach welchem alle Verhältnisse geschätzt werden und wobei alles Feste, Ordnende, Bindende als trocken und starr gering geachtet wird, das „flüssige Leben“ der subjectiven Frömmigkeit gepriesen. Die „unerläßliche Flüssigmachung des alten Glaubens im Leben,“ die wünschenswerthe „Flüssigmachung der lutherischen Lehrgedanken“ kehrt in der Ueberschau immer wieder, so daß dem Ueberschauer eine einseitige Vorliebe für das flüssige Element beigemessen und gefragt wird, ob nicht schon Alles in überstürzender Bewegung sei, ob nicht alle Autoritäten im Wanken und die guten festen Sitten im Weichen seien. Ja es sei, nachdem die schmachvolle Revolution von 1848 niedergedrückt und die alten Bande der kirchlichen und bürgerlichen Gemeinschaft eben gefestigt und angezogen seien, jetzt eine neue Aera hereingebrochen, um Alles wiederum hinweg zu spülen, die confessionellen Fundamente zu unterwühlen, dem durch tausendjährige Geschichte geheiligten Ehe- und Familienstand die christliche Grundlage zu entziehen, den Atheismus der freien Gemeine auch für ihre Kinder freizugeben, ja selbst von den heiligen zehn Geboten zu emancipiren. Ob unter diesen Umständen eine weitere „Flüssigmachung“ angezeigt sei?

Ein großes Aufsehen machte die 1858 erfolgte Amtsentlassung des Prof. M. Baumgarten in Rostock. In Folge eines von Baumgarten gestellten Themas zum Examen über 2 Kön. 11, wobei eingestandener Maßen „die Gewinnung einer Schriftlehre über die Berechtigung zu einer gewaltsamen Revolution“ das Ziel war, war Baumgarten 1856 aus der theolog. Prüfungs-Commission entlassen

[1]) Ev. K.-Z. 1859. S. 399 ff.

und wurde in Folge seiner Schriften mit liberalen und schwarmgeistigen Tendenzen zwei Jahre später seines Lehramtes an der Universität enthoben. Der Kirchentag in Hamburg 1858 beging die Inconsequenz, sich in der Sache für incompetent zu erklären, zugleich aber eine Erklärung von durchgreifender Bedeutung, eine Verurtheilung des Verfahrens der Mecklenburger Regierung auszusprechen. Bislang hatte Hengstenberg über die Sache Stillschweigen beobachtet, weil dieselbe schwer zu beurtheilen und schmerzlich war. Baumgarten stand als Student und auch in späterer Zeit Hengstenberg sehr nahe — war die Krone seiner zu jener Zeit in bedeutender Anzahl in Berlin studirenden Landsleute, die sich um ihn scharten. Seine Richtung war eine einfach biblisch-kirchliche, Baumgarten war von dichterischer Begabung und reicher Phantasie. Bei dem Versuche, sich in dem damals noch unter der Herrschaft des Rationalismus stehenden Halle, wo er die gläubige Auslegung gegen Gesenius vertreten wollte, zu habilitiren, erlitt Baumgarten eine schwere Niederlage. Baumgarten litt damals um des Herrn willen. Hengstenberg hält dafür, Baumgarten würde den Angriffen haben siegreich widerstehen können, wenn er nicht eine zu hohe Meinung von sich selbst gehabt und es nicht unterlassen hätte, alle seine Kräfte zusammen zu nehmen. Er sei als Einer, der von dem Zeitgeiste schwer zu leiden hatte, der Versuchung unterlegen, sich diesem zu accommodiren. Er habe sich zur Hofmannschen Theologie gewandt und habe leise und unmerklich die kirchliche Theologie verlassen und sei auf dieser Brücke zu Schleiermacher gekommen, ohne für den Grundschaden der Schleiermacherschen Theologie, den Mangel tiefer Sündenerkenntniß, ein Auge zu haben. Der Schleswig-Holsteinsche Aufstand, während dessen Baumgarten sich allen Einflüssen des in der Luft herrschenden Geistes hingab, vollendete die weitere Entwicklung, wobei eigenthümlich ist, daß Baumgarten mit dem Aneignen neuer Momente die früheren nicht aufgibt, so daß sich, wie bei den Gebirgen, immer eine neue Schicht über der alten lagert. Er konnte das ihm von Jugend auf biblisch-kirchliche Moment, welches ihm zur andern Natur geworden, nicht fahren lassen, sich aber auch der diametral entgegen stehenden Zeitrichtung nicht verschließen, so daß er in den seltsamsten Dualismus gerieth.

Schon in der im Jahre 1848 herausgegebenen Schrift: „zwölf Thesen über Gegenwart und Zukunft der Kirche" gibt sich Baum-

gartens Entfremdung von der kirchlichen Wahrheit kund. Die achte These: in der Kirche hat die breite Basis noch mehr Berechtigung als im Staate. Die neunte: das Recht, als Mitglied der Kirche betrachtet zu werden, kann nur durch Selbstentscheidung erworben werden. Die zehnte: diese Selbstentscheidung muß einen mehr ethischen als dogmatischen Inhalt haben. In der Begründung dieser Thesen heißt es u. a.: „der christliche Staat ist gefallen und zwar nach einem gerechten Urtheil Gottes. Darum keine Reaction! oder nach unsrer Sprache keinen alten Lappen auf das neue Kleid." Stahl erklärt sich dahin, „daß, wenn auch von dem bisherigen Princip des christlichen Staates ein Wesentliches fallen müßte, dieses doch nicht Anlaß sein dürfte, nun auch Anderes aufzugeben, daß man vielmehr nur Schritt für Schritt weichen dürfe." Hengstenberg legt dar, daß die Anforderung des christlichen Staates ein unmittelbarer Ausfluß der wahren Gottheit Christi ist, der Thatsache, die er in den Worten bekundet: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darin ist für den Christen die Verpflichtung gegeben, dem Feinde jeden Fußbreit Landes auf diesem Gebiete streitig zu machen. Baumgarten aber habe sich in eine schimpfliche Abhängigkeit von der Ansicht der Welt begeben, deren Haß gegen den christlichen Staat auf ihrer Leugnung der Gottheit Christi beruht. Baumgarten sagt ferner, der allertiefste Schatz der Kirche sei der Glaube an den heiligen Geist, bisher noch niemals recht gebraucht und angewendet. Um diesen Schatz zu heben, komme es darauf an, daß alle vorhandenen Kirchengemeinschaften, mit Einschluß der katholischen, sich auflösen und daß aus den Atomen ein neuer Kirchenkörper gebildet werde, zuerst eine kirchliche Nationalversammlung, welche diesen Körper organisirt. Dieser constituirenden Versammlung dürfe man keinerlei Grundlage des Bekenntnisses geben. Denn, auf dem ganzen dogmatischen Gebiete ist jetzt keine Frische, keine Blüthe; wir sind dogmensatt und dogmenmüde geworden! Wer Glauben habe, könne auf eine solche Versammlung ohne Ehrfurcht und ohne Andacht nicht einmal hinblicken.

Hengstenberg sagt: „Kann wohl eine bodenlosere Schwärmerei gedacht werden? Ist wohl der Antrag, den B. hier der Kirche macht, ein anderer, als den Satan an Christum stellt: bist du Gottes Sohn, so laß dich hinab. Welche Pietätslosigkeit gibt sich hier zu erkennen! Alles, was dem Gliede der Kirche werth und

theuer sein, wofür es billig Gut und Blut einsetzen soll, gibt B. einem Hirngespinnste zu Liebe auf und denkt nicht daran, daß solchem pietätslosen Gebahren der Heilige Geist in alle Ewigkeit fern bleiben muß. Der zweite Artikel der Augsb. Confession wird gründlich verleugnet; wer auch nur eine Ahnung hat von der Tiefe der Erkenntniß menschlicher Sündhaftigkeit, welche sich in diesem Artikel ausspricht, der kann sich solche Illusionen unmöglich machen." Ja Hengstenberg mußte, nachdem er diese Schrift gelesen, an Baumgarten vorläufig und bis eine totale Veränderung des ganzen Lebensgrundes geschehen, verzweifeln, so sehr er Baumgartens Entwicklung mit inniger Theilnahme verfolgte. „Wer solches schreiben kann, bei dem ist in Wahrheit ziemlich gleichgültig, was er außerdem noch setzt." Es war eine überraschende Nachricht, daß die Mecklenburger Regierung diesen Mann als Professor der Theologie berief. Ein Fehlgriff war's und Baumgarten hat später nichts geschrieben, was das Frühere überboten hätte. Baumgartens Werk über die Apostelgeschichte ist im Wesentlichen von derselben Art wie seine früher erschienenen „Nachtgesichte Sacharjas." Einen Unterschied gibt Hengstenberg nur darin zu, daß Baumgartens Apostelgeschichte eine Reihe von einzelnen exegetischen Lichtblicken darbietet, während das Werk über Sacharja nur etwa zwei oder drei kleine glückliche exegetische Wahrnehmungen enthält, im Uebrigen, neben Wiederholungen gezwungener Hofmannscher Exegesen, nur einen Wust des bodenlosesten Räsonnements.

War es recht, den Prof. Baumgarten seines Amtes zu entsetzen? Derselbe hatte die Verpflichtung, auf sämmtliche Symbole der luth. Kirche und die darauf gegründete mecklenburgische Kirchenordnung übernommen und dieser Verpflichtung nicht entsprochen, eine Thatsache, welche Baumgarten selbst nicht anerkennt, sonst aber auch von Dr. Schenkel und Hase anerkannt wird. Wenn das materielle Recht zur Absetzung vorhanden war, so ist es eine Frage, ob es angemessen war, von diesem Rechte Gebrauch zu machen? Es war stets von Hengstenberg geltend gemacht, daß unter den eigenthümlichen Verhältnissen der Zeit nur gegen solche Lehrer einzuschreiten sei, welche an den Grundlagen der Kirche rütteln und die Grundlehren leugnen — die feineren Abweichungen aber der Entwicklung zu überlassen und unter die Obhut des Herrn zu stellen. Wenn es sich in diesem Falle bloß um abweichende Lehren

handelte, so sei die obige Frage zu verneinen; Baumgarten bekennt neben schweren Irrthümern auch große Wahrheiten. Allein es kam auch der turbulente aggressive Charakter des Vorgehens Bs. in Betracht und Hengstenberg freut sich, nicht in der Lage derjenigen zu sein, welche die Frage zu entscheiden die Pflicht hatten, also auch darüber zu erkennen, ob die mecklenburgische Kirche einen solchen Mann ohne schweren Schaden tragen konnte und ob die Kräfte zur Gegenwirkung vorhanden waren. Der Consist.-Rath D. Krabbe wurde besonders wegen des ergangenen Urtheils über Baumgarten heftig angefeindet — hat sich aber auch in diesem Handel als „ein Mann von dem anerkannt rechtschaffensten und gediegensten Charakter" bewiesen.

Es war die Zeit, in welcher v. Bethmann-Hollweg als Cultusminister seine in Erstaunen setzenden Reden hielt: das Christenthum hat durch freie Ueberzeugung die Welt überwunden und wird ferner durch geistige Waffen sich Bahn machen u. dergl. Die neue Ev. K.-Z. befehdete nach Kräften die Ev. K.-Z. und in ihr den Herausgeber derselben. Hengstenberg vertheidigte gerade zu dieser Zeit eine vielumstrittene Position, das göttliche Recht der Ehe und lieferte unter der Ueberschrift: was Gott zusammen gefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden, eine Auslegung von bleibendem Werthe über die Hauptstelle Matth. 19, 3—12 und eine Vertheidigung der kirchlichen Tradition in der Behandlung der Ehesache.[1]) Es ist eine Zeit, in welcher Hengstenberg viel Schimpf und Anfechtung zu erdulden hat und zwar nicht, wie er es seit Jahrzehnten gewohnt war, von ausgesprochenen Widersachern des Evangeliums, sondern vielfach von solchen, die vorhin unter andern Verhältnissen in freundlicher Beziehung zu ihm gestanden hatten. Es erging eine Warnung an die Geistlichen, sich durch die Provocationen der Ev. K.-Z. nicht zu unbedachten Schritten und Protestationen verleiten zu lassen. Hengstenberg war wirklich, wie Einer es ausdrückt, primus omnium unter denen, die angegriffen und bekämpft wurden. Hand in Hand damit gehen die zu keiner Zeit, wie jetzt zahlreichen Zuschriften von Einzelnen und Genossenschaften, welche ihm ihre Verehrung und Treue aussprechen. Meinhold ladet ihn zur Conferenz nach Cammin ein:[2]) „Kommen Sie, theuerster Mann, daß

[1]) Ev. K.-Z. 1859. S. 313 u. ff.
[2]) Brief, 22. Juli 1859.

wir Ihnen Ihre Striemen waschen und uns Ihres Angesichtes erfreuen in unserm gemeinsamen Glauben. Der Herr ist mit Dir, du streitbarer Held." Von großen Conferenzen in Gnadau, Gnadenberg, Ravensberg und von vielen Orten gingen ermuthigende Anschreiben ein. Und Hengstenberg stand fest und unerschrocken da — nicht alt und gebrochen. Einen schlesischen Geistlichen berührt es fast komisch, daß Hengstenberg in einer Zeitschrift „der Alte" genannt war, „da sich doch keiner der heutigen Streiter für Gottes Haus und Ehre einer größeren körperlichen und geistigen Jugendfrische zu erfreuen hat, als Sie."

Im Januar 1859 schrieb die Mutter an Immanuel: „das Vorwort ist jetzt fertig; ich glaube, es ist Papa noch nie so schwer geworden, wie diesmal; ich meine aber auch, es sei kaum je so schön gewesen, so aus innerer Gebetssammlung hervorgegangen, wie namentlich der Anfang des diesjährigen." Als die Möglichkeit eines Verbots der Ev. K.-Z. besprochen wurde, äußerte Hengstenberg: „würde sie verboten, so wollte ich es auch dankbar aus Gottes Hand nehmen, solch Vorwort zu schreiben ist fast schon über meine Kräfte."

1860.

Schillerfeier. Abraham, Isaak und Jakob. Der christliche Staat — gegen Fabri, Auberlen und Rink. Das 1000jährige Reich nicht zukünftig. Fakultative Civilehe. Freireligiöse Gemeinen. Raumersche Regulative. Juden. Der Satan ist los. Hengstenberg zu 30 Thalern verurtheilt. Pastor Rogge. Pastor Kuhlo.

Die Zeit großer Anfechtung dauerte für Hengstenberg und die von ihm mit vertretene Sache fort. Aber Anfechtung war ihm nichts Neues und Ungewohntes. „Die Ev. K.-Z. — und mit ihr der Herausgeber — ist schon über ein Menschenalter hindurch Leidens- und Niedrigkeitswege geführt worden und zwar ununterbrochen, nicht wie Manche wähnen bloß zu Zeiten, obwohl die Grade allerdings verschieden waren." Aber Hengstenberg war nimmer einer von denen, die zur Zeit der Anfechtung abfallen. Vielmehr war er ein Mann, wie ein Baum gepflanzet an Wasserbächen. Und je stürmischer es um ihn zuging, um so kräftiger

stärkte er sich in Gott und konnte in Folge davon mit festem und gewissem Zeugnisse seine Stimme erheben als ein Rufer im Streite.

Das Jahr 1860 trägt die deutlichen Spuren großer Anfechtung, aber auch großer Kraft der Ueberwindung. Als Zeichen der Zeit im allgemeinen hebt Hengstenberg die Mißachtung des vierten Gebotes hervor, des Gebotes der Pietät, auch die Wurzel des Wortes Jesu: gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. Ein anderes öffentliches Zeichen war die Schillerfeier. So bereitwillig Hengstenberg die Bedeutung Schillers anerkennt, der ein Bollwerk ist gegen die Gemeinheit, gegen das Vorwalten materieller Interessen, in dessen Schriften die Begeisterung für das Edle und Schöne eine gewisse Nahrung findet, ebenso bestimmt verwirft er den maßlosen Charakter des Enthusiasmus, und erklärt denselben aus dem Bedürfniß des deutschen Gemüthes, besonders nach Anbetung; weil dieses Bedürfniß sich nicht dem einigen lebendigen Gott zuwende, so suche es eine falsche Befriedigung und treibe den Cultus des Genius, bei welchem die Gegenstände der Anbetung beständig wechseln. Es lag auch eine andere bedenkliche Seite in der Schiller-Verehrung. Es ist nicht abzuleugnen, daß Schiller sich gegen das Wesen der christlichen Kirche indifferent, ja feindlich ausgesprochen hat. Hengstenberg nennt die „Götter Griechenlands" ein schweres Aergerniß; die heidnischen Götzen, die Nichtigen nach dem Sprachgebrauch der Schrift, die Greuel und Scheuel werden inmitten der Christenheit gefeiert. Professor Weisse sagt in seinem Aufsatze über die hundertjährige Geburtsfeier Schillers: „Schiller ist zum Herolde, zum geweihten Hypopheten des dogmenfreien Heilsbegriffes und Heilsglaubens für unser Volk, für unser Zeitalter geworden, und ausdrücklich hierin ist der eigentliche Grund und Sinn der religiösen Verehrung zu suchen, die sich an seinen Namen geknüpft hat." In Schiller kanonisirt die Natur, die nichts von der Gnade weiß, ihren eigenen Repräsentanten; in ihm stellt sich der Glaube, der nichts ergreift, der nur ein täuschender, heuchelnder Name ist, hinter dem sich eine gegenstandslose selbstselige Begeisterung verbirgt, in Gegensatz gegen den Glauben, der nur die bittende Hand ist, welche zu dem Heilande und Erlöser ausgestreckt wird. Dies war der Hauptgrund, weßhalb man in der Begeisterung für Schiller alle Grenzen überschritt. — Die Begeisterung hatte polemischen und apologetischen Charakter.

Hengstenberg stellt den unruhigen Wellen des Zeitgeistes und der Zeitereignisse eine Betrachtung der Namen, welche den drei Patriarchen, Abraham, Isaak und Jakob von Gott gegeben wurden, gegenüber.[1]) Diese Namen stellen sich als drei Felsen dar, auf welchen das Vertrauen der Kirche ruhen kann. Abraham hieß ursprünglich Abram, hoher Vater; so hieß er bis kurz vor der Geburt Isaaks. 1 Mos. 17 sagt der Herr zu ihm: und nicht soll dein Name ferner Abram genannt werden, sondern Abraham soll dein Name sein, denn zum Vater einer Menge von Völkern mache ich dich. Sarai bedeutet buchstäblich: meine Fürstin, und weil der Plural für das Abstractum steht, bedeutet Sarai: meine Herrschaft, wie Sarai diesen Namen führte als Vorsteherin eines Familienwesens. In dem Namen Sara wird die Beschränkung abgeworfen — sie wird von jetzt ab Herrin oder Fürstin überhaupt, die Schranken der Erde sind die Schranken ihrer Herrschaft, sie ist die Mutter einer unendlich großen Nachkommenschaft. Wo ist die „große Menge" zu suchen, als deren Vater Abraham bezeichnet wird? Luther trifft das Richtige, daß sich herbei gefunden die Heiden, die um des Glaubens willen an Christum auch Abrahams Same sind. Die Nationen werden eben dadurch gesegnet, daß sie in Abrahams Geschlecht, und also in die Gemeinschaft des ihm ertheilten Segens aufgenommen werden, aus dem der falsche Same ausgeschlossen wird, diejenigen, die mit dem Stammvater bloß den alleräußerlichsten und ordinärsten Zusammenhang haben.

Abraham der Vater einer Menge von Völkern, und Sara die Fürstin, wer diese Thatsache in sein Herz aufgenommen hat, der kann mit Ruhe und Gleichmuth den Abstimmungen in dem preußischen Hause der Abgeordneten zusehen, den wird es nicht außer Fassung bringen, wenn eine Majorität es hier oder da unternimmt, einen Stein von dem Felsen des christlichen Staates loszureißen. Er wird seine Blicke auch nicht auf die Mission in der Heidenwelt richten, und dort die Entschädigung suchen für die Verluste in den Ländern, in denen das Christenthum über ein Jahrtausend seinen Sitz gehabt hat. Alle Erfahrungen auf dem Missionsgebiete führen, so weit wir sehen können, darauf, daß die Völker, welche jetzt Gegenstand der Mission sind, nur untergeordnete Bedeutung haben,

[1]) Ev. K.-Z. 1860. S. 10—25.

und nicht fähig sind, selbständige Träger des Reiches Gottes zu sein, vielmehr prädestinirt sind zur Abhängigkeit von den Nationen tieferer Begabung, namentlich von den germanischen. Unter Negern und Chinesen ist überall nur Stoff für die Bildung von Gemeinen der Kinder, der Kleinen, der Unmündigen in Christo, welche eine hohe Bedeutung haben, wie ihre Engel allezeit das Angesicht des Vaters im Himmel sehen. Aber das Reich Gottes kann bei ihnen nicht seinen Schwerpunkt haben. Große Gerichte werden über einzelne Theile des germanischen Christenthums kommen, Gerichte, welche vielleicht ganze Glieder an dem Leibe ablösen. Wie aber bei dem Volke des alten Bundes auch nicht zur Zeit der Erscheinung Christi eine absolute Verwerfung stattgefunden hat, so ist es zu Gott zu hoffen, daß trotz der bedenklichen Zeichen der Zeit in den germanischen Völkern Abrahams Same nicht erlischt, und Saras Herrschaft bleibt.

Isaak bedeutet: man lacht; derjenige, über den gelacht wird, der Lächerliche. Da Abraham 99 Jahre alt war, erneuert der Herr ihm die Verheißung von dem Sohne, den Sara gebären sollte. Da fiel Abraham auf sein Angesicht und lachte. Dieses Lachen, dem die Anbetung vorausgeht, ist der Ausdruck heiliger Verwunderung, und beruht auf dem Contraste der Wirklichkeit und der Idee, des Sichtbaren und der Verheißung — ein Lachen aus gleicher Wurzel, wie in dem Abendmahlsliede: Beides, Lachen und auch Zittern lässet sich in mir jetzt wittern. Sara lacht auch, 1 Mos. 18 — in zweifelnder Verwunderung, die durch den Contrast der natürlichen Ursachen und der Verheißung erregt ist. Dieses Lachen dauert auch nachher noch fort, verliert aber das Moment des Zweifels 1 Mos. 21, 6. 7. Demnach soll der Name Isaak die Kirche darauf hinweisen, daß sie ihren Blick nicht an die natürlichen Ursachen heften, nicht auf Majoritäten, die sich wider sie erheben, sehen soll. Ist wohl dem Herrn ein Ding zu wunderbar? Ueberall entsteht in ihr Leben aus dem Tode. Das geschieht, damit die Kirche nach dem Vorbilde Abrahams und Saras im Glauben geübt werde, lerne im Worte leben, und damit sie erfahrungsmäßig den Unterschied von Natur und Gnade erkenne.

Den Gipfelpunkt heiliger Freude bietet der Name Israel, welcher nach 1 Mos. 32 dem Jakob gegeben wird. Jakob fürchtete sich vor Esau und des Bruders Feindschaft schien ihm ein that-

sächlicher Beweis von Gottes Zorn zu sein; das Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit, die sich besonders auch in dem Verhältniß zu Esau geltend gemacht hatte, suchte ihn zur Verzweiflung an Gottes Gnade zu verleiten. Das ist die Spitze der Anfechtung, daß Gott sich zornig gegen uns stellt. Jakob kämpfte mit Gott einen geistlichen Kampf, der so energisch ist, daß er sich auch dem Leibe mitteilt. Ein Mann ringt mit ihm — nach Hosea 12, 3—5 der Engel Gottes, welcher der Herr ist; es ist derjenige Engel, der alle Beziehungen des verborgenen Gottes zu seinem Volk vermittelt, der Engel, in dem Gottes Name ist 2 Mose 23, 21, d. h. die ganze Fülle seiner geschichtlich bezeugten Herrlichkeit, das Wort Joh. 1. Der Erscheinungsform nach ist es ein Mann, dem Wesen nach ist es Gott, mit dem Jakob kämpft, wie Jakob von dem Manne den Segen erfleht, die Stätte Pniel, Angesicht Gottes nennt und sagt, er habe Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen. Jakob überwindet den Mann, mit dem er ringt; nicht in dem Sinne wird Gott überwunden, daß er uns müßte unterthänig sein, sondern in dem Sinne wird Gott durch Bitten, Suchen und Klopfen überwunden, daß er aus einem zornigen Richter ein freundlicher Vater wird. Wie Jakob über dem Kampfe hinkend wurde, so gehen die Gläubigen nicht ohne Wunden aus denjenigen Kämpfen hervor, in denen sie Sieger bleiben. Geistlicher Kampf und Sieg läuft überall in Demütigung aus.

Für den Kampf und das Erringen des Friedens war Jakob die Nacht gegeben; der Herr sagt zu ihm: laß mich gehn, denn die Morgenröthe bricht an. Der Tag war Jakob zum Handeln gegeben. Ora et labora. Die Gnade entfaltet sich in dem, der sich zu ihr hindurch gerungen hat, in dem Segen, welcher auf den Wegen des Berufes begleitet. Das Verlangen Jakobs nach dem Segen erfüllt der Engel, indem er Jakob einen neuen Namen gibt. Der Name Israel, der Gotteskämpfer, setzt ihn in ein neues Verhältniß zu Gott. Ist er Israel, der Gott durch Gebet und Thränen überwunden hat, so muß ihm die ganze Welt zu Füßen liegen. Jakob hat mit Gott und Menschen gekämpft. Denn ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich. Jakob fragt nach dem Namen Gottes: wie heißest du? V. 29. Hat Jakob einen neuen Namen bekommen, so muß es für ihn auch einen neuen Namen Gottes geben; hat Jakobs Verhältniß zu Gott sich

geändert, so auch Gottes Verhältniß zu ihm und für dieses neue Verhältniß, diese tiefere Offenbarung will der alte Name nicht mehr ausreichen. Die allgemeinen Namen El, Elohim der Allmächtige und ähnliche, wie sie bei den Patriarchen waren, wollen Jakob nicht mehr genügen. Gott soll ihm einen neuen Namen geben als den Schlüssel zu der Erfahrung, die er in der Nacht gemacht hat. Aber erst im Mosaischen Zeitalter konnte nach weiteren Offenbarungen Gottes der Name Jehovah feierlich eingesetzt werden, welcher in der Patriarchenzeit nur einzeln vorkommt. Und dann erst konnte nach vielen Jahrhunderten der große Name Jesus geoffenbart werden. Jehovah — Jesus hatte Jakob ein Vorspiel seiner Offenbarung gegeben — aber Jakob muß sich genügen lassen, daß er selbst einen neuen Namen empfangen hatte.

Die Lehre und der Trost, welche der Name Israel der Christenheit gibt, ist, daß, wenn sie nur treu ist im Kämpfen und Ringen mit Gott, Menschen ihr nichts anhaben können; die einzige Sorge muß sein, daß die Kirche den Namen Israel wahr macht, so kann sie den Blick von den Menschen ablenken, „die Odem in der Nase haben und wenig zu achten sind."

Hengstenberg hält trotz aller starken und verborgenen Gegenströmungen an dem christlichen Staate fest und erklärt sich darüber, was darunter zu verstehen sei. Es sei durchaus nicht richtig, den christlichen Staat für die Ansicht einer Partei zu halten, vielmehr sei der christliche Staat unzertrennbar von dem christlichen Charakter eines Volkes, von der Thatsache, daß Gottes Wort und Sacrament in einem Volke vorhanden sind. So gewiß Christi Reich vom Himmel ist, nicht aus dieser Welt, so gewiß muß es über alle Gebiete des Lebens, auch das staatliche herrschen. Jede Einschränkung Christi auf ein einzelnes Gebiet ist ein factisches Attentat gegen sein Wort: mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, gegen Christi wahre Gottheit. Es ist eine leere Einbildung, wenn man meint, der Staat berühre das religiöse Gebiet nicht. Man betrachte nur den Eid, die Ehe, die Schule. Der Eid wird entweder auf den lebendigen, durch große Thaten geoffenbarten Gott gegründet oder auf ein deistisches Nebengebilde, welches nichts ist als der Reflex der Gedanken des eigenen Kopfes. Mit dem deistischen Eide geht der Meineid Hand in Hand, während der wahrhaftige Gott das Gemüth mit Furcht umgiebt und erfüllt.

Ebenso bei der Ehe; betont der Staat die unverbrüchliche Heiligkeit der Ehe, so ist er nach dieser Seite ein christlicher, gewährt er in Bezug auf die Ehescheidung dem Fleische und seinen Lüsten Raum, so sinkt er sofort in das heidnische Wesen. Die Schule würde ohne Religion in ein ödes Dasein versinken und diese Religion kann in Deutschland nur das geoffenbarte Christentum sein. Und wenn es so bei den Institutionen ist, so liegt es am Tage, daß, wenn die verwaltenden Persönlichkeiten nicht von christlichen, dieselben nothwendig von antichristlichen Principien geleitet sein müssen. Der jüdische oder freigemeindliche Richter wird unmöglich indifferent dastehen, und wird ein persönlicher Protest sein gegen die christliche Rechtsidee und die Opposition gegen dieselbe bei jeder Gelegenheit ausathmen.

Diese Stellung zu der Frage vom christlichen Staate hat Hengstenberg immer inne gehalten. Von ernstchristlicher Seite (Prof. Auberlen, Inspektor Fabri, Past. Rink) wurde gegen diese Auffassung lebhaft Protest erhoben und ein ganz anderer Begriff vom christlichen Staate aufgestellt. Man sagte: „sollten unsre christlichen Staaten, die zum großen Theil aus todten Menschen bestehen, die Herrschaft des Reiches Gottes auf Erden darstellen? Es fehlt den Staaten und dem ganzen öffentlichen politischen Leben nicht mehr und nicht weniger als gerade das, was gerade das Wesentliche, das Bezeichnende des christlichen Charakters ist, die Wiedergeburt.“ Dagegen wird auf die Gemeine in Corinth verwiesen, die einestheils eine wirkliche Gemeine Gottes war und doch in ihrer Mehrheit als „noch fleischlich“ von dem Apostel bezeichnet wird — auf die sieben Gemeinen der Offenb. Joh., welche, Sardes nicht ausgeschlossen, rechte Christengemeinen waren „die sieben Leuchter sind die sieben Gemeinen“, gleichwohl an schweren Aergernissen litten. Die Wiedergeburt ist allerdings das Fundament der christlichen Kirche und des christlichen Staates. Aber ist nicht die Wiedergeburt als ein Salz, als Gabe Gottes da vorhanden, wo Gottes Wort und Sacrament in anerkannter Wirksamkeit stehen? Von Stund an, da der Sauerteig in das Mehl gemengt ist, ists ein durchsäuerter Teig, obwohl noch Zeit hingeht, bis es ganz und gar durchsäuert ist.

Dem Einwande, daß die Schrift Christi Reich und die Weltreiche in scharfen Gegensatz stelle, wird entgegengestellt, daß unsre

Staaten nicht die „Weltmächte" der heiligen Schrift sind, sondern daß diese Weltmächte mit der Bekehrung zu Christo sofort ein Ende nehmen. „Das Thier, die Weltmacht, geht in der Apokalypse zu Grunde mit dem Siege über die zehn Könige, den wir schon seit mehr als einem Jahrtausende hinter uns haben." Von Sara sollen 1 Mos. 17, 16 Könige über viele Völker ausgehen. Nach 1 Mos. 49, 10 soll dem aus Juda hervorgehenden Silo, dem Fürsten des Friedens, der Gehorsam der Völker zufallen. Nach Jesaias werden Könige in seinem Lichte wandeln. Ist Christus gekommen, dem Teufel seine Habe zu nehmen, so muß sein Absehen auch darauf gerichtet sein, daß an die Stelle des heidnischen Staates der christliche trete. Weil Christus der König und sein Reich vom Himmel ist, kann keine davon unabhängige „Weltmacht" daneben bestehen. Der christliche Staat ist keine Erfindung einer modernen Partei; er ist vielmehr die Überzeugung der ganzen Christenheit auf Erden und ist eine Thatsache und zugleich Postulat, geboren aus der tausendjährigen deutschen Geschichte.

„Aber sollen wir uns zutrauen, daß wir die moderne, vom Evangelium abgewichene, in das bloße Diesseits versunkene Bildung christianisiren können? Nein, sie wird alle ihre Entwicklungsphasen die zum vollendeten Antichristenthum führen, durchmachen." Das ist eine Rede, die bei den drei genannten Männern freilich aus edlerem Quell entsprungen ist, doch aber der natürlichen Trägheit und hypochondrischen Neigung, sein Pfund im Schweißtuch zu vergraben, die willkommenen Feigenblätter bietet. Der König Josias betrieb in großem Eifer die gesegnete Reformation, wofür ihm der heilige Geist ein ewiges Denkmal in der Schrift gesetzt hat, obwohl und gerade weil er wußte, daß „diese Städte und ihre Einwohner sollen eine Verwüstung und ein Fluch sein." Auch sagte ihm die Prophetin Hulda auf das bestimmteste voraus, daß der Herr sich nicht von dem Grimme seines großen Zornes, damit er über Juda erzürnt war, kehren würde. Aber darum ist es dem Könige auch nicht zu thun; er will seine eigene Seele retten und will damit der Auswahl ein leuchtendes Vorbild geben und sie stärken, daß sie nicht durch die Allgemeinheit des Abfalls mit fortgerissen wird, er will einen Grund legen für eine bessere Zukunft nach dem Gerichte. So wenig Hengstenberg die hereinbrechenden und schon hereingebrochenen Zerrüttungen unterschätzt, so behauptet er doch, daß es

noch gar weit ist bis zur vollendeten Entchristlichung des Staates. Die herrschende Richtung ist vielmehr ein Schwanken zwischen Glauben und Unglauben oder in der vornehmen Sprache: zwischen Dogmatismus und Skepticismus; sie mögen nicht mit fester Hand den Heiland und die Gemeinschaft seiner Kirche ergreifen, aber sie haben zugleich ein Grauen vor dem Abgrunde des Materialismus, der sich immer gähnender aufthut. „Wo man aber in Zeitungen und Zeitschriften einem entschiedenen Haß und Hohn gegen Christum und seine Kirche begegnet, da werden gewöhnlich auch andere Indicien darauf hinführen, daß man in dem Anonymus einen Juden vor sich hat."

Den eigentlichen Grund der von den drei Genannten „unsern lieben Gegnern" vertretenen Ansicht findet Hengstenberg in der Lehre derselben von dem tausendjährigen Reiche als einem noch zukünftigen. Er sagt: „man geht so weit, daß man den Namen des Reiches Gottes nur jenem eingebildeten tausendjährigen Reiche noch beilegen, dagegen die ganze frühere Zeit mit dem vermeintlich niederen Namen der Kirche bezeichnen will. Daß solche Entgegensetzung von Kirche und Reich Gottes eine unbiblische ist, liegt am Tage. Daß die Kirche für immer ist, daß sie nicht bloß dem Diesseits, sondern auch dem Jenseits angehört, das liegt einfach schon darin, daß sie als der Leib Christi bezeichnet wird Eph. 1, 22; 5, 23. Ist das Haupt ewig, so muß auch dem Leibe ewige Dauer zukommen. Ausdrücklich ausgesagt wird die Ewigkeit der Kirche in Eph. 3, 21, wonach Christus in seiner Kirche geehrt werden soll in alle Ewigkeiten. Ein Herübergreifen der Kirche in das Jenseits wird durch Ebr. 12, 22, wo von der Kirche der Erstgeborenen geredet wird, die im Himmel angeschrieben sind, auch dann bezeugt, wenn man unter dieser Kirche die diesseitige versteht. Denn wenn schon die diesseitige Kirche ihr eigentliches Wesen und Bürgerrecht im Himmel hat, wie sollte die Kirche dann nicht in das Jenseits hinein fortdauern, das ihr eigentlicher Ort ist? Auf der andern Seite liegt klar vor, daß das Reich Gottes schon mit Christi erster Zukunft seinen Anfang genommen hat. Das Reich Gottes, spricht Christus, ist schon zu euch gekommen Matth. 12, 28, es kommt nicht mit äußeren Geberden, sondern es ist schon mitten unter euch, Luc. 17, 20. 21. Die Parabeln vom Reiche in Matth. 13 beziehen sich alle auf die von unsern lieben Gegnern sogenannte

Kirchenzeit. Auf sie allein passen z. B. die Parabeln vom Senfkorn, vom Sauerteig.

Diese Parabeln vom Reiche sind allein schon hinreichend, aufzuwecken aus dem Traume von dem noch bevorstehenden tausendjährigen Reiche. „Mit den behaupteten Eigenthümlichkeiten dieses Reiches, das man so phantastisch ausschmückt, steht im geraden Widerspruch, was in den Parabeln von der Beschaffenheit des Reiches Gottes in der ganzen Zeit bis zum letzten Gerichte, dem Punkte, der nach Apok. 20, 15 hinter dem tausendjährigen Reiche liegt, ausgesagt wird. Von Christi erster Erscheinung an bis zu der Zeit, da die Gottlosen in den Feuerofen geworfen werden Matth. 13, 42. 47, also auch während des tausendjährigen Reiches wird es in dem Reiche Gottes Unkraut geben, Söhne des Bösen, solche, die Unrecht thun, neben den guten Fischen faule, Böse neben den Guten; während dieses ganzen Zeitraumes werden die Einflüsse des Satans fortgehen, er wird ununterbrochen darauf bedacht sein, Unkraut zu säen. Das ist ein Anstoß, den keine gegnerische Anstrengung aus dem Wege räumen wird." Selbstverständlich verwirft Hengstenberg die mit der von ihm nachdrücklich und beharrlich bekämpften Lehre vom tausendjährigen Reiche verbundene Erwartung in Bezug auf eine äußere Herstellung der Juden; es wurde sogar von den Vertheidigern der zukünftigen Herrlichkeit der Juden die Behauptung aufgestellt, „der Hauptbahnhof der Welt" werde in Zukunft in Jerusalem sein.

Im Vordergrunde des öffentlichen Interesses stand die Ehesache. Der Punkt, um den es sich hierbei handelte, ist in § 2 des betreffenden Gesetzentwurfes enthalten: „es kann jedoch die Ehe mit bürgerlicher Rechtsgültigkeit auch vor dem Richter geschlossen werden, wenn die priesterliche Trauung versagt worden ist, oder die Brautleute erklärt haben, dieselbe nicht in Anspruch nehmen zu wollen." Merkwürdiger Weise erschöpfte man sich in Declamationen über die Verpflichtung des Staates, denjenigen, welchen er das Recht der Wiederverheirathung zugesprochen habe, auch zur Erlangung dieses Rechtes zu verhelfen. Und das sollte durch die sogenannte facultative Civilehe geschehen. Wogegen Hengstenberg geltend macht, es könne dieses durch die Einführung der Civilehe nicht geschehen, weil derselben ein Makel anhafte und an ihr haften bleiben werde. „Wer sie eingeht, wird sich dadurch in die allerpeinlichsten Ver-

hältnisse bringen, ziemlich in die Stellung, welche unter dem Alten Testament die Aussätzigen einnahmen." Und wenn die Motive des Gesetzentwurfes gegen die obligatorische Civilehe geltend machten, „daß eine geheiligte Uebung der kirchlichen Trauung als Form der Eheschließung eine feste Stätte in der Sitte und in dem Herzen der Nation gegeben habe," so gelte dieser Einwand auch gegen die facultative Civilehe. Wer über diese geheiligte Uebung hinweg doch zur Civilehe schreiten wolle, dem sei es durch das Patent von 1847 ermöglicht. Sei nun auch der Zustand „unerträglich", so müsse man doch sagen, das ganze Bedürfniß reducire sich darauf, daß denjenigen, welche es vorziehen, nominell in der Kirche zu bleiben, die aber die kirchlichen Ordnungen nicht befolgen wollen, durch das neue Gesetz die Umgehung der kirchlichen Vorschriften ermöglicht werden solle. Sei der Staat ohnmächtig, in dieser Lage zu helfen, so sei es eben eine Ohnmacht vor dem Allmächtigen, der gesagt hat: wer sich von seinem Weibe scheidet, es sei denn um Hurerei willen, und freiet eine andere, der bricht die Ehe, und wer eine Abgeschiedene freiet, bricht auch die Ehe. Das Gefühl dieser Ohnmacht sei keine Schande, sondern Ehre. Der Verlauf der Sache war, daß das Haus der Abgeordneten den Gesetzentwurf annahm (199 gegen 110), die erste Kammer aber alle auf die Civilehe sich beziehenden Paragraphen des Gesetzentwurfes strich. Der Ev. Oberkirchenrath verfolgte entgegen dem ersten Anschein die Absicht, der Einführung der Civilehe vorzubeugen. Den von dem Ev. Oberkirchenrath aufgestellten Grundsatz, daß das Wort Gottes in Bezug auf Ehescheidung „nicht ein Gesetz, sondern ein Princip" aufstellt, also ein Dehnbares, Flüssiges, von den Umständen Abhängiges lehnt Hengstenberg als unrichtig und gefährlich ab; das ernste Wort des Herrn in dieser Sache: „Ich aber sage euch" schien auch bald wieder mehr und mehr den Sieg gewonnen zu haben.

Wie in der Ehesache, so zeigte sich auch in den Verhandlungen über die sog. freireligiösen Gemeinen, die Raumerschen Regulative und die Juden, von welchen Gefahren der christliche Charakter des Staates bedroht war. Der Minister des Cultus hatte im Abgeordnetenhause erklärt, er könne „den Wegfall aller ferneren einschränkenden Maßregeln gegen harmlose religiöse Versammlungen, welcher religiösen Richtung sie auch angehören mögen, nur herzlich willkommen heißen. Das Christenthum hat

durch freie Ueberzeugung die Welt überwunden und wird ferner durch diese geistigen Waffen sich behaupten und Bahn brechen." Wie harmlos diese Versammlungen waren, beweist eine Aeußerung von Uhlich: „Eine bestimmte Vorstellung von dem persönlichen lebendigen Gott ist nicht unser Bekenntniß; ob Gott etwas Persönliches sei oder nur als Naturgesetz aufzufassen sei, lasse er dahingestellt." Wenn nun von obrigkeitlicher Seite erklärt wurde, das Christenthum habe durch freie Ueberzeugung die Welt überwunden, so hieße das in unzulässiger Weise den Standpunkt des Rechtes und der Pflicht verlassen. Das Christenthum hat nicht bloß durch freie Ueberzeugung, auch durch Zucht und Ordnung die Welt überwunden und was durch freie Ueberzeugung auszurichten ist, wenn Zucht und Ordnung aufgegeben sind, zeigt das Beispiel Elis, welches für die Kirche aller Zeiten und namentlich für die christliche Obrigkeit eine so nachdrückliche Warnung enthält und als solche stets von der letzteren tief zu Herzen genommen ist. Nach der Lehre der evangelischen Kirche ist die Obrigkeit der Wächter der beiden Tafeln des Gesetzes, die sich nicht auseinander reißen lassen. Gott ist das Ein und Alles der zehn Gebote. Man sehe nur den tiefen Ernst, welchen das Wort Gottes im Alten Bunde gegen die Verletzung der Gebote der ersten Tafel athmet. Der Arm der Obrigkeit, die über die Befolgung der Gebote der zweiten Tafel halten will, wird bald verdorren, wenn sie erst angefangen hat, die erste Tafel dem Gelüste böser Buben preis zu geben. „Ist es nicht ein schreiender Widerspruch, wenn man den Eid, diese nothwendige Grundlage der Staaten, fortwährend als solche anerkennt, dagegen aber vollkommen freien Spielraum denjenigen gewährt, welche die Voraussetzungen des Eides zerstören? Steht nicht die schaurige Zunahme des Meineides in nothwendigem Zusammenhange mit den Zugeständnissen, die man seit dem Jahre 1847 den freien Gemeinen gemacht hat und die jetzt zu ihrem Gipfelpunkte gelangt sind?"

Man ging in den Zugeständnissen an die freien Gemeinen noch weiter. Der Minister glaubte in Folge der in der Verfassung gewährleisteten freien Religionsübung erklären zu sollen und erklärte: „welchen Unterricht die Kinder in Religions- und Sittenlehre erhalten, darum kümmert sich der Staat gar nicht, so daß also der Fall eintreten kann, daß die zehn Gebote, die Fundamentalsätze

jeder sittlich-bürgerlichen Gemeinschaft, den Kindern niemals vorgehalten werden." Diese Grundsätze wurden bald nachher durch Erlaß an die Regierungen in das Leben eingeführt. Damit, sagt Hengstenberg, sinkt der Staat, indem er sich loslöst von jeder sittlich-religiösen Basis — denn für eine solche kann doch das freigemeindliche Unwesen nicht gelten — auf die unterste Stufe hinab; die heilige Schrift nennt solche, denen diese Grundlage fehlt, ein närrisch Volk 5 Mos. 32, 21; er entzieht sich seiner Pflicht, die Unmündigen zu schützen gegen die Willkür der Eltern — der Kirche wird ihr Recht genommen, die Getauften zu lehren, was der Herr geboten hat. Der Minister sah sich in Folge einer starken Reaction zum theilweisen Rückzuge genöthigt; aber principiell wurde die den Freigemeinden gegebene Concession nicht zurückgenommen und ein wenig Sauerteig versäuerte auch in diesem Falle den ganzen Teig. Die Absicht der Feinde wurde bei einer Verhandlung über die Raumerschen Regulative offenbar und im Abgeordnetenhause sprach eine Majorität die Erwartung aus, daß die Klagen über die Ueberlastung der Elementarschulen mit zu viel religiösem Memorirstoff beseitigt werden möchten. Der Minister erklärte sich entschieden für den Kern der Regulative und gab einen bezüglichen Erlaß. „Von Ueberlastung des Gedächtnisses kann in Wahrheit da nicht die Rede sein, wo für einen Zeitraum von sieben bis acht Jahren nichts weiter vorgeschrieben ist als die Kenntniß von 30 Kirchenliedern, 180 Bibelsprüchen der evangelischen Perikopen und der feststehenden Theile des evangelischen Gottesdienstes."

Auch die Judenfrage mußte dem Fürsten der Welt als Keil dienen, um ihn in die mächtige Eiche des christlichen Staates zu treiben. Dadurch wurde und wird denjenigen, die Gott fürchten, die traurige Verpflichtung auferlegt, den Schein der Abneigung gegen ein Volk auf sich zu nehmen, das sie von Herzen lieben „um der Väter willen". Der Minister des Innern sprach durch ein Rescript den Juden das Recht zu, ohne Weiteres in die Kreistage einzutreten. Der Jude auf dem Kreistage ist eine Incarnation des Indifferentismus. Die erste Kammer opponirte gewaltig, aber im Abgeordnetenhause fand schon der Antrag eines Oberrabbiners auf Zulassung der Juden zu öffentlichen Aemtern eine Majorität. Dagegen vertheidigte das Ministerium die Ordre von 1847, worin

den Juden der Zutritt zu einem Amte mit richterlicher, polizeilicher oder executiver Gewalt untersagt ist. So konnte Hengstenberg sagen: „wir werden es wenigstens zunächst noch nicht erleben, daß wir die Juden in unsern Richterämtern sehen, als eine leibhaftige Verleugnung der christlichen Rechtsidee und einen incarnirten Hohn auf den Gekreuzigten.“ Aber im Jahre 1891!

Hengstenberg hatte in dem Vorworte von 1860 behauptet, der Satan sei los aus seinem Gefängnisse und verführe die Heiden an den vier Orten der Erde, es handle sich nicht um eine Verführung der Einzelnen als solcher, es handle sich vielmehr um eine Verführung im Ganzen und Großen, um die Bildung eines verderbten Zeitgeistes, einer unter der Lenkung des Satans stehenden „öffentlichen Meinung“, die den Einzelnen, der in Gott nicht gegründet ist, mit sich fortreißt, um die Sammlung einer compacten Masse, welche auf der ganzen Erde gegen die Kirche stürmt. Wir haben mit Absicht dieses sechste Buch die Zeit der Gegensätze und der beschleunigten Entwicklung genannt. Wie wir vorhin dargelegt haben, hatten die einzelnen Fragen von diesem Gesichtspunkte aus ihre Beleuchtung gefunden. Unter dem 2. März 1860 wurde Hengstenberg von dem Staatsanwalt bei dem Königlichen Stadtgericht in Anklagezustand gesetzt; die Anklage lautete dahin, daß Hengstenberg in der Ev. K.-Z., welche für rein wissenschaftliche Zwecke bestimmt und cautionsfrei sei, politische und sociale Fragen behandelt habe. Einzelne unter Anklage gestellte Punkte sind z. B. „daß, wer die Thatsache in sich aufgenommen habe, daß Abraham der Vater einer Menge von Völkern sei und Sara die Fürstin sei, mit Ruhe und Gleichmuth den Abstimmungen im preußischen Abgeordnetenhause zusehen könne — daß wir in den Zeitraum (der Loslassung des Satans) eingetreten sind, ja uns schon in der Mitte desselben befinden, die Anfänge bereits weit überschritten haben, das hat sich auch in dem verflossenen Jahre in manigfachen Erscheinungen kund gegeben“ u. s. w. Hengstenberg erwiderte auf die Anklage, nicht der Stoff, sondern die Art und Weise der Behandlung des Stoffes gebe einem Aufsatze die Natur eines politischen oder nicht politischen und er habe nach dem Vorgange der Reformatoren, besonders Luthers nur Gebrauch gemacht von dem unveräußerlichen Rechte der Kirche, als der Auslegerin des göttlichen Wortes, welches auch in Bezug auf den Staat die

höchsten Grundsätze ausspreche, dem Irrthum entgegen zu treten. Dabei habe er seine Stellung als Gottesgelehrter und Dr. der Theologie nicht verkannt und habe überall nur geredet von dem Standpunkte seiner Wissenschaft.[1] Hengstenberg wurde am 4. April 1860 vom Königl. Stadtgerichte des Preßvergehens schuldig erkannt und zu einer Geldbuße von dreißig Thalern verurtheilt, weil er in der für rein wissenschaftliche Gegenstände bestimmten cautionsfreien Ev. K.-Z. politische und sociale Fragen erörtert habe. Das Königl. Kammergericht, vor welchem Hengstenberg sich selbst vertheidigte, bestätigte in seiner Sitzung vom 5. Oct. 1860 lediglich das Urtheil des Stadtgerichts.

Heftige Angriffe brachten andrerseits Aeußerungen warmer Sympathie und Zeugnisse treuer Liebe an den Tag. Der Pastor Rink war von Hengstenberg wegen seiner Lehre vom tausendjährigen Reiche lebhaft bekämpft; gleichwohl erklärt Rink, „die Ev. K.-Z. ist mir stets lieb und theuer, wenn ich auch Ihren kirchenpolitischen Standpunkt nicht zu theilen vermag.“ Der treu verbundene Glaubens- und Kampfesgenosse, der betagte Pastor Rogge in Groß-Tinz[2] theilt Hengstenberg mit, „daß das hiesige Pfarrhaus die Ev. K.-Z. von der ersten Nummer im Jahre 1827 an bis heute unausgesetzt — auch die Pfarrfrau mit — gelesen hat. Zu manchen Zeiten und in einzelnen Punkten habe ich Ihnen nicht beistimmen können, kann mich auch heute in Ihre Anschauung vom tausendjährigen Reiche nicht finden — habe mich aber wieder gefreut, wie Sie mit uns alten lutherischen Pastoren je länger desto mehr immer wieder zusammen gekommen sind. Gott unser Heiland lohne Ihnen Ihren treuen vieljährigen Fleiß; er mache Ihr Zeugniß in dieser letzten betrübten Zeit immer reiner, klarer, kräftiger. Der Herr hat Sie gewürdigt, Seine Schmach am Anfange zu tragen; er bekennt sich zu Ihnen mit neuer Schmach in diesen Tagen. Wir — manche — haben hier Ihre erste Schmach mit getragen, wir wollen an der letzten auch Theil haben. Lassen Sie uns treu zusammen stehen und kämpfen und beten.“ Pastor Kuhlo in Valdorf in Westfalen schreibt:[3] „wie herzlich habe ich mich noch neulich gefreut, als mir unser lieber alter und doch so

---

[1] Aktenstücke zu dem Preßprocesse des Herausgebers. Ev. K.-Z. 1860.
[2] Brief, 19. März 1860.
[3] Brief, 14. Febr. 1860.

frischer Superintendent[1]) erzählte, daß er bis ins Amt und darüber hin Rationalist gewesen und nächst dem Herrn und einem Freunde besonders Ihrer Kirchenzeitung zu danken habe, daß er an den Herrn Jesum gläubig geworden sei."

1861.

Friedrich Wilhelm IV. gestorben. Das Meer nach der heiligen Schrift. Jubelfeier der Universität Berlin. Schleiermachers Eigenthümlichkeit. Erfurter Zusammenkunft. Civilehe. Separation unter den Separirten. Drei Freunde, Schubert, Leopold v. Gerlach, D. Stahl †.

Friedrich Wilhelm IV. entschlief am 2. Januar 1861. „Der Anfang des neuen Jahres ist durch den Heimgang unseres geliebten Königs und Herrn bezeichnet worden, dem die Fülle der Güte und Liebe mannigfaltig mit Undank gelohnt wurde." Es geschah unter dem ernsten Eindruck, welchen der Tod des Königs machte, daß Hengstenberg die Stellen der heiligen Schrift, welche in Bild und symbolischer Handlung das Thema: „Das Meer ein Schauplatz der Wunderwerke Gottes" behandeln, in eingehender Weise erörterte. Hier gehört im Allgemeinen dem Alten Testament das Bild, dem Neuen Testament mehr die symbolische Handlung an. Schon durch den Propheten Jesajas (Matth. 4, 15. 16; Jesajas 9, 1) war das Ufer des Sees von Genezareth als Hauptschauplatz der Thätigkeit Christi bezeichnet worden. In einer doppelten, zu verschiedener Zeit vorgenommenen symbolischen Handlung mußte der See Genezareth das Meer dieser Welt darstellen. Die erste dieser Handlungen ist in Matth. 8, 23—27, ergänzt durch Marc. 4, 35—41 und Luc. 8, 22—25 beschrieben. Es ist das Bild der Kirche inmitten der Welt. Jesus ist bei seinen Jüngern im Schiffe. Das Leben des Einzelnen und die ganze Geschichte der Kirche ist eine Ueberfahrt von einer Seite zur andern, aus der Zeit in die Ewigkeit. Das Schiff ist die Kirche. Nach der Anschauung der römischen Kirche steht der Pabst am Steuerruder des Schiffes im Geleite der Cardinäle und Bischöfe; die Priester sind die Ruderer. Wir Evangelischen sind aus dem Schiffe in das wilde Meer hinaus gestoßen. Es ist gar kein

[1]) Huhold in Hausberge.

Grund für die Meinung vorhanden, als ob die Kirche an Rom gebunden sei, an das sie auch ihrem ganzen Umfange nach vor der Reformation nie gebunden gewesen ist. Wer glaubet und getauft wird, der wird selig werden und ist gewiß in der Kirche. Und „wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen." Das Ungestüm, von welchen feindlichen Mächten es auch erregt sein mag, steht doch unter der Aufsicht und dem Willen des Herrn. In solchem Ungestüm werden die wahren Glieder der Kirche offenbar als die „Elenden", welches ihr Titel in der heiligen Schrift ist. Der Herr schlief und wollte schlafen, die Jünger lernen die Schwäche ihres Glaubens kennen; sie wußten nicht, daß, während der Menschensohn schlief, Gott wachte. Aber kraft des Fünkleins ihres wahren Glaubens wecken und bitten sie Christum: hilf uns, und bewähren sich als die wahrhaftigen Repräsentanten der Kirche. Christus stillt ihre Gemüther und „schalt" die Winde und das Meer — das Meer ist die Weltmacht.

Der andere Vorgang auf dem See Genezareth (Matth. 14, 22—36; Marc. 6, 45—56; Joh. 6, 14—21) bietet gegen den vorigen eine Steigerung dar. Damals war Christus im Schiffe anwesend, wenn er gleich schlief, hier ist er abwesend. Damals war es Tag, hier vermehrte die Dunkelheit der Nacht die Gefahr und die Furcht. Die Abwesenheit, speciell der Aufenthalt auf dem Berge während der Gefahr der Jünger, und die Nacht, das sind die beiden eigenthümlichsten Züge. Schon die Kirchenväter, wie Cyrillus und Augustinus, erblicken in dem Entweichen Jesu auf den Berg ein Vorbild seiner Auffahrt in den Himmel, wo er zur Rechten Gottes ist und die auf dem stürmischen Meere hin und her geworfenen Seinen vertritt. Besonders hebt Hengstenberg den von Matthäus allein erzählten Vorgang hervor, daß Petrus den Herrn bittet, er möge ihn heißen auf dem Wasser zu ihm kommen. „Es ist dem jungen Adler keine Schande, wenn er schon zu fliegen versucht, ehe ihm die Flügl ausgewachsen sind." Petrus kann auch auf dem Wasser wandeln, „da er aber den Wind stark sah, fürchtete er sich und fing an zu versinken. Als Petrus seine Augen auf die Gefahr, nicht auf Christum richtet, ist er dem Untergange nahe. Aber er hat noch so viel Glauben, daß er Hülfe bei Christo sucht und wird durch seine Barmherzigkeit gerettet." So liegt die Gefahr in unserm Kampfe mit der Welt nicht in der Stärke des Windes,

nicht in der Wildheit der Wellen, sondern darin, daß wir unsern Blick auf sie, nicht auf den Herrn, der größer ist in der Höhe, richten. Die Grundkrankheit der Zeit, auch bei den Wohlgesinnten, die Ursache der Halbheit und des Vermittelns, wo doch keine Vermittlung möglich ist! Der Gegensatz ist nicht Confession und Union, sondern sehen auf den Wind und das ernste mit dem Kyrie eleison verbundene unverwandte Aufsehen auf den Herrn. Jesus Christus ist das Asyl für alle Gefährdeten; sie mögen ihre Augen aufheben zu ihm dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat!

Die Vorliebe für Jubiläen, wie ebenso für Denkmale ist ein charakteristischer Zug der Zeit, ein Symptom des beginnenden Alters; die Vorliebe für Erinnerungen geht mit dem Sinken der Thatkraft Hand in Hand — sagt Hengstenberg bei Gelegenheit der Jubelfeier der Universität Berlin. Wenn auch Jemand Hengstenbergs Standpunkt nicht theilt, so wird er nicht umhin können, dem Muthe, mit welchem Hengstenberg, ein Mitglied der Universität, sich über die Feier ausspricht, alle Anerkennung widerfahren zu lassen. Daß man noch nicht von allem aus dem Egypten des 18. Jahrhundert mitgebrachten Wesen gereinigt sei, habe die Rectoratsrede zur Jubelfeier gezeigt. „Der Redner kennt kein Höheres als das, was der edle Heide Plato als das Höchste hinstellte, wie er sich auch selbst darauf beruft, daß die von ihm empfohlene möglichste Verähnlichung mit dem Göttlichen schon im Heidenthum den Weisen als höchster sittlicher Zweck vorschwebte. — Der Menschengeist, die Vernunft ist das geschaffene Bild Gottes, so weit von der Vernunft gesagt sein mag, daß sie ein geschaffenes sei und nicht vielmehr ein ewiges, was dem Zeitlichen und Gewordenen als sein unsterblicher Theil einwohnt." Solcher Cultus des Idealen oder der Vernunft ist in Wahrheit ein Anachronismus, seit Christus im Fleische erschienen ist. Hengstenberg setzt an die Spitze seiner Besprechung der Jubiläumsfeier das Wort von dem Essen des Fleisches des Menschensohnes und von dem Trinken seines Blutes Joh. 6, 53. Jesus bezeichnet sich als Menschensohn „im Gegensatz gegen den Anstoß, welchen die wahrhaftige und ausschließliche Gottmenschheit dieses geschichtlichen Individuums dem menschlichen Denken und besonders der menschlichen Neigung gewährt, im Gegensatze gegen den Hochmuth, der sich nicht darin finden kann, daß ein Menschensohn auf einer allen

andern unerreichbaren Höhe steht, nicht dem Grade nach als ein religiöses Genie, sondern dem Wesen nach unbedingt von ihnen verschieden, im Gegensatze gegen die aus solchem Quell fließenden Versuche, nur das unpersönlich Göttliche in Jesu zu betonen und dies als Gemeingut aller darzustellen.“ Das Leben kann nicht haben, wer die menschliche Erscheinung Jesu nicht haben will, nur an den geschichtlichen Gottmenschen, an den historischen Christus ist alles Heil geknüpft; es handelt sich in Christo nicht um die Darstellung einer Idee, die von der geschichtlichen Erscheinung unabhängig ist, sondern es handelt sich darum, daß alles Leben von der unbedingten Hingabe an diese geschichtliche Erscheinung als solche ausgeht. Luther nennt diejenigen „Schwärmer“, welche mit ihren Gedanken in die Lüfte fliegen, statt sich in die geschichtliche Erscheinung Christi liebend und anbetend zu versenken, alle die, welche zu den wasserleeren Wolken der bloßen Ideen und Ideale hinaufschauen. „Man isset und trinket die Gottheit in der menschlichen Natur Christi. Wer von Gott denkt und sucht ihn anderswo, denn in dieser Person, der hat Gott verloren und findet ihn nicht.“

Jesus die centrale Persönlichkeit, er allein reich, alle Andern arm, bettelarm, er allein lebendig, alle Andern todt, bis sie das Leben aus seiner Fülle empfangen, er allem Anschein nach ein bloßer Mensch, der nicht hat, wo er sein Haupt hinlege, der sich aber als ein solcher darstellt, den man mit Verleugnung seiner selbst zur unbedingten Herrschaft gelangen lassen soll — das ist dem natürlichen Menschen ein großer Anstoß. Zur Zeit der Gründung der Berliner Universität war dieser natürliche Mensch in dem Principe der Subjectivität zu einer Herrschaft gelangt, wie noch nie zuvor. Eine leitende Persönlichkeit gleich bei dem Anfange der Universität war Schleiermacher, welcher in dem Vaterhause und besonders in der Brüdergemeine eine Anschauung davon erhalten hatte, was es mit dem Essen des Fleisches des Menschensohnes und dem Trinken seines Blutes auf sich hat und dieser Same ist ihm nie verloren gegangen. „Daß Christus die beherrschende Macht sein müsse für unser geistliches Leben, das war ein Grundgedanke bei ihm, ein Grundtrieb seines Wirkens. An die Stelle der heuchlerischen Verbeugungen trat bei ihm ein wirklicher und lebendiger Zug zu Christo. Aber zur vollen Macht konnte dieser Zug auch bei ihm nicht gelangen, weil er nach andern

Seiten tief in die Verirrungen der Zeit verstrickt war, ja diese Verirrungen noch überbot. Von dem deistischen Gott des Rationalismus, diesem bloßen Schatten des wahrhaftigen, wandte er sich ab. Er glaubte an keine übersinnliche, persönliche Ursache der Welt, sein Credo stand in Spinoza. „Wir wissen — sagt Schleiermacher selbst — nur um ein Sein Gottes in uns und in den Dingen, gar nicht um ein Sein Gottes außer der Welt oder an sich.“ Bei seiner Grundanschauung fand sich bei Schleiermacher für die wahrhaftige Gottheit Christi keine Stelle. Christus konnte ihm nur als ein religiöses Genie, oder vielmehr das religiöse Genie sich darstellen, welches dem Gottesbewußtsein einen neuen kräftigen Anstoß gegeben. Von der Auferstehung Christi, von seiner Himmelfahrt, von seinem Sitzen zur Rechten Gottes konnte nicht ferner die Rede sein. Er mußte diese Thatsachen zu bloßen symbolischen Vorstellungen verflüchtigen. Christus lebt nur fort in dem durch ihn angeregten Gottesbewußtsein. D. Strauß hat gesagt: „Schleiermachers Christus war nicht die zweite Person in der Gottheit, sondern lediglich ein zwar sittlich normaler, sonst aber durch nationale und persönliche Bedingungen beschränkter Mensch.“ Ferner erkannte Schleiermacher in der Schrift nicht das Wort Gottes. Er entnahm das Bild seines Christus nicht aus ihr, der ihm vielfach unsicher gewordenen, sondern aus dem Bewußtsein der Gemeine, wie es sich in seinem eigenen Innern darstellte. — Bei alledem aber war doch in Schleiermacher ein Fünklein wirklichen Glaubens an den Menschensohn vorhanden, ein Ansatz zu dem Essen und Trinken seines Blutes.

Aber andrerseits bleibt ein ungeheurer Abstand zwischen dem von dem Herrn gewollten Essen seines Fleisches und Trinken seines Blutes und der Wirksamkeit Schleiermachers. Das gilt in noch höherem Maaße von Fichte. „In dessen System fand der lebendige Gott keinen Platz. An seine Stelle war eine bloße Abstraction, das bleiche Gespenst einer allgemeinen moralischen Weltordnung getreten. Die Lossagung von Christo wurde von ihm förmlich proclamirt und in einer Zeitungsanzeige vom 1. Januar 1804 führte Fichte seine Vorlesungen mit den Worten ein: „Der Unterzeichnete erbietet sich zu einem fortgesetzten mündlichen Vortrage der Wissenschaftslehre, d. h. der vollständigen Lösung des Räthsels der Welt und des Bewußtseins mit mathematischer Evidenz.“ Am höchsten verstieg sich Fichte in seiner Rectoratsrede:

„die Universität ist die sichtbare Darstellung der Unsterblichkeit unseres Geschlechtes; in ihr ist alle Trennung des Weltlichen und Ueberweltlichen aufgehoben; sie ist die wahre Darstellung der Welt als der Erscheinung Gottes und Gottes selbst.“ Aber am Ende seines Lebens hat Fichte Aeußerungen gethan wie die: „es gibt kein Dauerndes weder außer mir, noch in mir, sondern nur einen unaufhörlichen Wechsel. Ich weiß überall von keinem Sein, auch nicht von meinem eigenen. Es ist kein Sein. Bilder sind das Einzige, was da ist; ich selbst bin eins dieser Bilder, ja ich selbst bin dies nicht, sondern nur ein verworrenes Bild von den Bildern. Alle Realität verwandelt sich in einen wunderbaren Traum, das Denken ist der Traum von jenem Traum.“

So wäre wohl Angesichts des Wortes Jesu von dem Essen seines Fleisches und Trinken seines Blutes viel Ursache gewesen, bei der Jubelfeier der Universität Berlin sich zu demüthigen, um so mehr, als auf der andern Seite Gottes Gnade zur Förderung seines Reiches reichlich sich in dem 50jährigen Zeitraum kund gegeben hatte.

Eine nicht geringe Erregung wurde durch eine Zusammenkunft von Protestanten und Katholiken in Erfurt im September 1860 hervorgerufen. Der Vorgang an sich war ziemlich unbedeutend; protestantischer Seits war sie von keinem Geistlichen und überhaupt nur von fünf Personen besucht, von denen zwei am ersten Tage da waren und drei am zweiten Tage; von Katholiken waren elf Personen anwesend. Das große Aufsehen, welches von dieser Versammlung gemacht wurde, erklärt sich nur daraus, daß sie zuerst von der katholischen und dann von der rationalistischen und radicalen Presse in ihrem Sinne ausgebeutet wurde. Die römischen Blätter stellten nach gehaltener Versammlung als Zweck derselben hin, „auf Grund protestantischer Einsicht in die sittliche Bedeutung des Pabstthums die Wiedervereinigung der getrennten Confessionen anzubahnen, eine Massenbekehrung zum Katholicismus aus denjenigen Protestanten vorzubereiten, welche noch einen Faden des Glaubens fest halten.“ Diese Absicht stand katholischer Seits als solcher von vornherein fest; daran konnte kein Zweifel sein, wenn man nur den Kirchenbegriff der römischen Kirche fest und scharf ins Auge faßte. Die römische Kirche kennt nur eine handgreifliche Katholicität; der wahrhaft katholische Sinn

hat nur in den Kirchen der Reformation eine Stätte, die sich selbst so nennende katholische Kirche ist davon ausgeschlossen und die römischen Katholiken müßten ihre Haut gewandelt haben, wenn sie zu einer gemeinsamen Aussprache im höheren wahrhaft katholischen Sinne mit Protestanten sich herbei gelassen hätten. „Wir hätten gewünscht, sagt Hengstenberg, daß die beiden (unter den obigen fünf evangelischen) erwähnten uns nahestehenden Männer die Betheiligung an dieser von katholischer Seite proponirten Zusammenkunft von vornherein abgelehnt hätten; sie haben sich zu sehr von der Liebe leiten lassen, die alles glaubt, sie sind von der Meinung ausgegangen, daß auf dem Papiere Manches stehe, welches sich im Leben anders mache." Wenn es in der Einladung hieß, wir d. h. gläubige Katholiken und gläubige Protestanten sollten uns zusammen finden und gemeinsam gegen Revolution und Antichristenthum Front machen, und wenn in der Versammlung gesagt wurde, wir müßten uns nehmen wie wir seien, uns in den Rechten, die wir einmal hätten, anerkennen, die Differenzen nicht anrühren und nur auf Vertheidigung der gemeinsamen Güter uns beschränken, so lag es für evangelische Männer, die in ihrem sonstigen Verkehre an hinterhaltslose Aufrichtigkeit gewöhnt sind, gar nahe anzunehmen, daß hier keine Gefahr vorliege, eine Untreue an ihrer Kirche zu begehen. Sie wurden aber um eine Erfahrung reicher und brachen sofort, als die römische Absicht offenbar wurde, allen Verkehr ab und lehnten jede fernere Theilnahme an derartigen Versammlungen ab.

Ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig. Und hier kam es an den Tag, wie massenhaft der römische Sauerteig ist. Es wurde in einem Programm der Erfurter Versammlung geredet von der Herrschaft des Pabstes, die älter ist und „auf unbestreitbarerem Rechte beruht, als irgend eine andere [illegible]." Wogegen Hengstenberg auf das, was die Schmalkaldischen Artikel vom Pabste sagen, verweist, auf die „greulichen Irrthümer des Pabstes und seine Tyrannei" und sagt, dem Princip der Legitimität stehe überhaupt für denjenigen, der in dem lebendigen Glauben steht, ein anderes zur Seite, die in dem Buche Daniel so wiederholt und nachdrücklich eingeschärfte Wahrheit, daß der Höchste Gewalt hat über der Menschen Königreiche und gibt sie, wem er will. „Die Päbste sind mit der weltlichen Herrschaft, wie ich [illegible]

beweisen läßt, als solche begabt worden, begabt von solchen, die verschenkten, was ihnen nicht rechtmäßig gehörte, und von den Päbsten selbst ist das weltliche Gebiet stets als Kirchenstaat betrachtet worden. — Gegen die päbstliche Herrschaft, die auf einem unbestreitbareren Rechte beruhen soll, als irgend eine andere europäische, reclamirt auch all das gerechte Blut, welches durch das Pabstthum vergossen worden und von dem es bis auf den heutigen Tag nicht gereinigt ist; es hat nie gründliche Buße gethan für seine Verschuldungen und würde noch jetzt eben so handeln, wenn es die Macht besäße, reclamirt noch aus der neuesten Zeit das Dogma von der unbefleckten Empfängniß, welches durch eine merkwürdige göttliche Fügung unmittelbar vor den Fall des Pabstthums gestellt ist." [1])

H. Leo hatte an der Versammlung in Erfurt Theil genommen und war darüber hart angegriffen. Es entstand ein „literarischer Pöbeltumult gegen meine kleine Person" sagt Leo; aber er schwieg beharrlich, bis Hengstenberg in der mitgetheilten Weise sich geäußert hatte und gab dann seinerseits eine Darstellung der Sache, [2]) aus welcher hervorgeht, daß Leo ziemlich harmlos an der Versammlung sich betheiligt hatte; „es überwog in mir die Kraft, die zu allem zog, was die Einheit der Kirche noch abschattet." Leo bekennt sich als den Verfasser der Einladung und deßhalb treffe Hengstenbergs Deutung der Einladung im römischen Sinne nicht zu. Auch L. v. Gerlach veröffentlichte einen Artikel im Sinne einer Verbindung von Protestanten und Katholiken. Aber Hengstenberg konnte „von seinem reiflich erwogenen Urtheile nichts zurücknehmen" und wie sehr hat die Folgezeit seine Abmahnung von Versuchen, sich mit der römischen Kirche gegen gemeinsame Feinde zu verbinden, gerechtfertigt und es bestätigt, daß Rom schließlich immer nur seinen Vortheil sucht.

Die Civilehe wurde im preußischen Herrenhause unbedingt verworfen. Hengstenberg wünscht dem Hause dafür Gottes Lohn, hält aber dafür, die „neue Aera" werde nicht ruhen, bis sie auf irgend eine Weise ihr Ziel auf diesem Gebiete erreicht habe. Es sei möglich, daß die Sache zuletzt in eine noch verderblichere Bahn komme. Und die neue Aera ruhte nicht. Schon im November

---

[1]) Ev. K.-Z. 1861. S. 47 u. ff.

[2]) Ev. K.-Z. 1861. S. 137 ff.

1860 veröffentlichten die Zeitungen eine Erklärung zu Gunsten der obligatorischen Civilehe, unter deren Unterschriften neun liberale Geistliche sich befanden. Diese Erklärung machte gegen die Nothcivilehe den jedes kirchliche Bewußtsein empörenden Grund geltend, sie werde jeden, der von ihr Gebrauch mache, unfehlbar der Schande preisgeben. „Um ein verhältnißmäßig kleines Häuflein solcher, die sich wider Gottes Wort auflehnen, der verdienten Schande zu entziehen, soll das ganze Volk in seiner tiefgewurzelten Neigung, in Schließung der Ehe nur mit der Kirche zu thun zu haben, gestört und gekränkt, aus dem gemüthlichen Verhältnisse mit seinem Seelsorger herausgerissen und in die oft weit entfernten kalten Locale der weltlichen Obrigkeit genöthigt werden. Und selbst der Zweck, die Schande abzuwälzen, würde durch die Einführung der obligatorischen Civilehe nicht erreicht werden. Diese Schande beruht einfach auf dem Mangel der kirchlichen Trauung. Unser Volk ist, Gott sei Dank, noch tief von dem Bewußtsein durchdrungen, daß ein wirklich heiliges Band nur vor dem Altare geknüpft werden kann."

Die Verhandlungen der Generalsynode der separirten Lutheraner boten ein nicht geringes Interesse, indem sie den Anfang einer Separation unter den Separirten selbst deutlich verriethen. Bei Separationen, welche nicht durch die äußerste Noth hervorgerufen sind und unmittelbar durch das Gewissen geboten werden, liegt die große Gefahr nahe, daß, wenn der Druck von außen aufhört, innere Krisen und Separationen zu Tage kommen. Huschke einerseits und Pastor Diedrich andrerseits waren diejenigen, welche sich als Führer innerhalb der separirten Kirchengemeinschaft gegenüberstanden. Der eigentliche Streit betraf die Reaction des Pastorenthums gegen das juristische Wesen. Seit Scheibels Verbannung war der Jurist G. R. Huschke die Seele der Separation. Huschkes Eigenthümlichkeit prägt sich vollständig in den unter seinem Einflusse entstandenen „Synodalbeschlüssen" ab. Während die Kirchenordnungen aus der Blüthezeit der luth. Kirche einen vorwiegend pastoralen Charakter tragen, wie sich das fünfte Buch Mose, im Unterschiede von der früheren Gesetzgebung und in Ergänzung derselben, überall vorwiegend an Herz und Gewissen wendet, so sollen in der Kirche des Neuen Test. die kirchlichen Ordnungen den Charakter einer starren Gesetzlichkeit vermeiden, von welcher

sich in den Pastoralbriefen keine Spur findet. Die „Synodalbeschlüsse" der Separirten gehören vorwiegend dem Bereiche des tödtenden Buchstabens an, trocken und salbungslos wie die rheinisch-westfälische Kirchenordnung von 1834. Auch der Kirchenbegriff der „Synodalbeschlüsse" führt auf ihren juristischen Ursprung und hat etwas von der Starrheit der römischen Kirche. Eine Reaction des Pastorates gegen dieses juristische Wesen konnte nicht ausbleiben; sie trat in großer Schroffheit unter dem Stimmführer Pastor Diedrich auf, welcher in Wahrnehmung der Mängel der Synodalbeschlüsse sich verleiten ließ, überhaupt die Berechtigung einer kirchlichen Gesetzgebung zu bestreiten und sich damit gegen die gesammte lutherische Kirche erhob, welche nie ohne Kirchenordnungen von bindender Autorität gewesen ist. Nach der Meinung der Opposition soll es überhaupt kein eigentliches Kirchenregiment geben, die Leitung soll ganz in die Hände der Pastoren gelegt werden. Die Synode — so wurde beantragt — sollte die Behauptung verwerfen, daß es in der Kirche ein vom Predigtamt verschiedenes, eignes Amt des Kirchenregimentes, welches von Gott gestiftet sei, gebe. Die Opposition drang mit ihren Ansichten und Anträgen in der Synode nicht durch — aber sie war damit nicht überwunden und es kam, so traurig es war, zur Separation in der Separation. Nach und nach waren es etwa zwölf Geistliche, welche theils austraten, theils von dem Breslauer Oberkirchen-Collegium ausgeschlossen wurden, unter ihnen auch Ehlers und Crome, an denen viel verloren ging. Eine Conferenz aus Pastoren, die im October 1862 zusammentrat und zur Hälfte aus solchen bestand, die sich ganz zu dem Oberkirchencollegium bekannten, zur andern Hälfte aus solchen, die mehr oder weniger in einem gespannten Verhältnisse zu dem Oberkirchencollegium standen, hatte insofern ein erfreuliches Resultat, daß, obwohl die Ausgeschiedenen nicht zurückzuführen waren, weiteren Ausscheidungen ein Ziel gesetzt wurde. Man einigte sich dahin, daß den Anordnungen des Oberkirchencollegiums Folge zu leisten sei, daß es aber Jedem überlassen bleibe, wie er sich die Auctorität desselben zurecht lege, ob er sie aus göttlichem oder menschlichem Rechte ableite. Sachlich stand Hengstenberg in dieser Sache auf Seiten des Oberkirchencollegiums. Ev. K.-Z. 1862. S. 71 ff. und 1863. S. 69 ff. D. Wangemann gab die Schrift heraus: der Kirchenstreit unter den von der Landes-

kirche sich getrennt haltenden Lutheranern in Preußen. Berlin 1862, worin das zerstreute Material mit großem Fleiße zusammengetragen ist.

Drei treue Freunde Hengstenbergs gingen in den Jahren 1860 und 1861 kurz nach einander heim — G. H. v. Schubert, der Generaladjutant Friedrich Wilhelm IV. Leopold v. Gerlach und Dr. Stahl. Schubert lieferte für die Ev. K.-Z. von Anfang an Beiträge, Mittheilungen aus dem Reiche, welche in weiten Kreisen Anklang fanden; wenige Jahre vor seinem Tode ermattete seine Kraft. Das Emblem seines Lebens sind die Wasser Siloahs, welche sachte fließen, sanft und geräuschlos wie Oel, und dabei der Stadt Gottes heilsamer sind, wie manche brausende Ströme. Seine milde und sanfte, innig christliche Art hat für Viele den Anfang der Befreundung mit dem Reiche Gottes vermittelt und bei seiner Ankunft in den ewigen Hütten fand er schon Manche vor, die ihm zu danken hatten und denen er zum Leben geholfen. Den äußern Kampf zu führen war nicht sein Beruf; aber er wußte, daß er geführt werden muß und in den heißen Jahren vor 1848 hat kaum Jemand so milde mit dem Balsam des Trostes und der Stärkung den hart angegriffenen Professor Hengstenberg zu erquicken gewußt, als Schubert.

Zu den Begründern der Ev. K.-Z. gehörte Leopold von Gerlach. Er hat es an Mitarbeit nicht fehlen lassen und stand Hengstenberg mit Rath und That bei. Sein ganzes Wesen ist bezeichnet durch das Wort, das er zu dem treuen Arzte sprach, da dieser ihm wegen der schon beginnenden Erkrankung abrieth, der Bestattung des Königs beizuwohnen: „ich werde meinen König auf seinem letzten Wege begleiten und wenn ich auch todt niedersinken sollte.“ Er war ein Held der Treue, treu seinem himmlischen und deßhalb auch seinem irdischen Könige, ein Ritter sonder Furcht und Tadel und dabei holdselig und lieblich in seinem Leben, gleich seinem Könige, von dem er auch im Tode nicht geschieden sein sollte: Aus der Zahl der vier tapferen Brüder von Gerlach war nun nur noch Einer geblieben. Aus der Zeit, als von den vier Brüdern noch drei lebten — Otto, Leopold und Ludwig, stammt das Wort Friedrich Wilhelm des IV.: Einen ehre ich — den Consistorialrath Otto, den andern liebe ich — den General

Leopold, den dritten fürchte ich — den Präsidenten Ludwig von Gerlach.

In dem zur Ruhe des Volkes Gottes eingegangenen Ober-Consistorialrath Prof. Dr. Stahl mußte Hengstenberg seinen intimen, treuen Freund hingeben, mit welchem er in den 22 Jahren seiner Wirksamkeit in Berlin auf das Innigste verbunden war. Stahl entschlief unerwartet im Sommer 1861 in einem stillen Badeorte, wo er zur Stärkung seiner Gesundheit sich aufhielt. So sah Hengstenberg ihn nach seiner Abreise von Berlin nicht wieder — den edlen Stahl, dessen Verlangen nach „Umkehr der Wissenschaft" in der gründlichen Umkehr des eigenen Herzens seine Wurzel hatte. Einen noch heute lesenswerthen Nekrolog, der eine Charakteristik Stahls enthält, gab der Präsident v. Gerlach auf der Berliner Pastoral-Conferenz.[1]) Hengstenberg nennt Stahl „den Mann, dessen ganze Bedeutung sich darin concentrirt, daß er ein auserwähltes Rüstzeug gegen die Revolution war, der mit sinnendem Geiste sich vertiefte in die Gedanken und Ordnungen Gottes, wie sie in seinem heiligen Worte und in der Geschichte sich offenbaren, der in feurigem Eifer und in wunderbarer Kraft der Rede nicht für veraltete und überlebte menschliche Einrichtungen, sondern für diese ewigen Gedanken und Ordnungen Gottes einstand und unermüdlich war in Aufdeckung der Nichtigkeit und Hohlheit der sich in hohe Gedanken verkleidenden Lüste, Leidenschaften und Willkürlichkeiten, welche den Gesetzen und Ordnungen Gottes entgegen treten. Die Furcht Gottes und die zarte Scheu vor den durch ihn gesetzten Verhältnissen, die Pietät, welche durch das vierte Gebot als die Grundlage der Staaten, der Dauerhaftigkeit der Völker proclamirt wird — das war der Grundzug in dem Wesen des Mannes, in dessen frühem Heimgange wir nur ein Gericht Gottes über die undankbare Verschmähung der in ihm dargebotenen herrlichen Gabe erblicken können."[2])

Im Jahre 1861 gab Hengstenberg den ersten Band seiner Erklärung des Evangeliums Johannis heraus. F. W. Krummacher schreibt ihm:[3]) Herzlichen Dank Ihnen für den ersten

---

[1]) Ev. K.-Z. 1862. S. 649—663.
[2]) Ev. K.-Z. 1862. S. 18.
[3]) Brief, Potsdam 27. April 1862.

Johannis-Commentar, der meinem Herzen in tiefster Tiefe wohlgethan. Lassen Sie uns auf die Fortsetzung nicht lange warten! — Meine Sympathieen sind nach wie vor weit mehr auf Ihrer Seite, als auf derjenigen der modernen Theologie." Als der zweite Band der Erklärung des Joh.-Evangeliums schon 1862 folgte, schrieb Schmieder:[1] „Ihre Auslegung des elften Kapitels im Evang. Johannis konnte ich nicht anders lesen, als daß ich mir zugleich vergegenwärtigte, was Sie für Ihr eigen Herz darin gefunden. Diese Zeit wäre für uns, das ältere Geschlecht kaum zu ertragen, wenn man unter der Zerstörung nicht die Samenkörner einer neuen Zukunft entdeckte, die den späteren Geschlechtern aufgehen wird. Wir aber werden vorher in unsre Kammern gehen und ruhen von unsrer Arbeit.

Herz, freu dich, du wirst werden
Vom Elend dieser Erden
Und von der Sünden Arbeit frei."

Jaspis spricht[2]) Hengstenberg seine „innigste, treue Liebe und Ergebenheit aus, für den Johannis-Commentar und den Gewinn daraus besonders dankend."

Im Jahre 1861 mußte Hengstenberg die schwere Heimsuchung erleben, daß die geliebte Gattin Therese, „die Wonne seiner Augen, die Freude seines Herzens, der Trost in Kümmernissen" in die jenseitige Welt abberufen wurde. Davon ist unter „Familie" später die Rede. Der Schmerz war groß und tief. Der Busch brannte und verbrannte nicht, wie es im Folgenden heißt.

Tholuck nennt diesen Schlag den schwersten aller Schläge, der seinen „herzlich geliebten" Hengstenberg getroffen und sah denselben danach „in so ganz wunderbarer Fassung," daß er kaum glauben kann, daß nicht jeder Schlag, der noch folgen könne, von Hengstenberg sollte in derselben Fassung getragen werden. — Brief vom 24. Nov. 1861.

---

[1]) Wittenberg 22. Nov. 1862.

[2]) Brief, Stettin 17. April 1863.

1862.

Der brennende Busch, 2 Mos. 3. Die weltliche Herrschaft des Pabstes. Zeit der Aergernisse. Gegen Rothe und Kahnis. Vertheidigung der h. Schrift.

Die Schwachheit der Kirche Christi auf Erden — kein Zeichen des drohenden Unterganges, vielmehr die Grundlage fröhlicher Hoffnung, das ist der Inhalt der Betrachtungen, welche Hengstenberg zu Anfang des Jahres 1862 anstellt. Das Gesicht von dem brennenden und doch nicht verbrennenden Busche (2 Mos. 3, 1—8) stellt die große Wahrheit der Unzerstörbarkeit der Gnade Gottes gegen seine Gemeine inmitten aller Trübsal dar. Schon der Jude Philo im ersten Jahrhundert trifft im Wesentlichen das Richtige über die Bedeutung des Dornbusches: „Der Dornbusch, ungeachtet er ganz, von der Wurzel bis an den Gipfel in Flammen stand, verbrannte doch nicht, als wenn er ein unverletzliches Wesen, und nicht sowohl eine Materie des Feuers, als vielmehr dieses seine Nahrung wäre. Der brennende Strauch, ein Bild der Unterdrückten, das Feuer ein Bild derer, von denen sie unterdrückt werden. Daß der Strauch brannte und doch nicht verbrannte, bedeutet, daß die Unterdrückten von ihren Feinden nicht sollten vertilgt werden, sondern daß der Anschlag auf sie den einen wenig Vortheil und Nutzen, den andern wenig Schaden bringen werde.“ Theodoret im 5. Jahrhundert sagt: „Der Vorgang bedeutet, daß Israel von den Egyptern, die ihm nachstellen, nicht aufgerieben werden wird, sondern daß es die Oberhand behalten wird über die, welche es befeinden.“ Aehnlich Calvin.

In dem Segen Moses, 5 Mos. 33, 16 wird alles Gute, das Joseph zu Theil werden soll, abgeleitet von der Gnade dessen, der in dem Dornbusche wohnt. Der Dornbusch erscheint als der beständige Wohnort Gottes, und ist das Symbol des Volkes Gottes, in dessen Mitte der Herr wohnt. „Ich wohne in ihrer Mitte.“ Der Dornbusch bezeichnet das Volk Gottes nach seiner Niedrigkeit, wie er nach Richt. 9, 14. 15 das Bild eines Menschen ist, welcher der Herrschaft unwürdig ist. Das geringe, verachtete, unterdrückte Volk Gottes — das ist der Dornbusch. Sachlich sind, die zerschlagenen und niedrigen Geistes sind, das Thörichte und Unedle gemeint Jes. 57, 15; 1 Cor. 1, 26—29.

In Rom findet man es „beinahe unglaublich“, daß die Vorsehung Gottes noch immer seiner von so vielen Gefahren umringten

Kirche nicht helfe, weil man noch keine tiefgehenden Studien in Bezug auf die Dornbuschnatur der Kirche gemacht hat. Es ist allerdings ein Mysterium, zu dessen Verständniß der Schlüssel die Einsicht in die Tiefe der menschlichen Sündhaftigkeit ist. Dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist, könnte wohl den Abglanz seiner Herrlichkeit seiner Gemeine auf Erden mittheilen. Aber der äußere Sieg würde in Wahrheit Niederlage sein, und der wahrhaftige Bischof unsrer Seelen sorgt vor Allem für die Seele, in welcher er durch die Noth das Kyrie eleison erweckt und wach erhält.

Der Engel des Herrn, welcher Mose erscheint, ist nach der richtigen, altkirchlichen Ansicht, (Justin, Irenäus, Tertullian, Origenes, Theodoret) nicht ein geschaffener Engel. Theodoret: „Die ganze Stelle zeigt, daß der Erschienene Gott ist. Er nennt ihn aber auch einen Engel, damit wir erkennen, daß der Erschienene nicht Gott der Vater ist, denn wessen Engel und Bote sollte Gott der Vater sein? sondern der eingeborne Sohn. Wie er ihn aber als Engel bezeichnet, um auf die Person des Eingebornen hinzuweisen, so verkündet er wiederum auch seine Macht und Natur, indem er berichtet, er habe gesagt: Ich bin der Seiende und ich bin der Gott Abrahams und der Gott Isaaks und der Gott Jacobs, dies ist mein ewiger Name, und mein Gedächtniß auf alle Geschlechter. Dadurch zeigt er die göttliche Essenz an, und das Uranfängliche und Ewige." Der erst als Engel bezeichnet wird, um ihn von dem Urgrunde aller Dinge zu unterscheiden, erhält im Folgenden göttliche Namen, wird V. 4 Jehovah und Elohim genannt. Moses fürchtet sich Gott anzusehen V. 6. Andererseits muß eine Verschiedenheit der Personen in Gott behauptet werden; der Vater ist nie im Alten Bunde erschienen, wie die bestimmte Erklärung Christi lautet: der Vater, der mich gesandt hat, derselbige hat von mir gezeugt. Ihr habt weder seine Stimme gehört, noch seine Gestalt gesehen, Joh. 5, 37. Es ist Christus, der hier im Vorspiele seiner Menschwerdung im Dornbusche erscheint.

Das Feuer bezeichnet zunächst nicht, wie viele Ausleger wollen, die Bedrängnis des Volkes Gottes in Egypten, vielmehr ist das Feuer, sofern es Gott angehört, und göttlich Wesen und Thun abbildet, Symbol des Eifers Gottes, seiner lebendigen Energie, und stellt den wahren Gott in Gegensatz gegen den Gedankengötzen,

der nicht herzlich lieben und nicht gründlich hassen kann, der die Dinge gehen läßt, wie sie gehen wollen. Letztere Anschauung ist eine Vorstufe des Atheismus. Die im Feuer abgebildete Energie Gottes ist auch die Energie seiner Liebe. Hohel. 8, 6. Gottes Liebe trägt flammenden Charakter, gleicht einer auflodernden Gluth, und bethätigt sich in der Hingabe des Sohnes. Weit häufiger aber ist das Feuer die Bezeichnung der Energie des Zornes Gottes, so hier im Dornbusche und 5 Mos. 4, 24: ein verzehrend Feuer, ein eifriger Gott. Wäre die Kirche, wie sie sollte, ein wahrhaft heiliges Volk, so würde Gott ihr nur als Licht angehören, als Feuer würden ihn nur seine Feinde erfahren. Weil aber die Kirche weit entfernt ist, zu sein, was sie sollte, auch noch empfänglich für das Weltverderben, so wäre es ein schlechtes Privilegium, wenn die Kirche außer Beziehung zu der Feuernatur Gottes gestellt würde. Das Gericht fängt vielmehr an dem Hause Gottes an, der Feuereifer Gottes muß sich vor allem an der Kirche offenbaren.

Der Dornbusch brennt, ergriffen von der Feuerflamme, in der sich die Feuernatur des Engels des Herrn offenbart. Es brennt wirklich, so daß nichts übrig zu bleiben scheint als ein Häuflein Asche; unsre liebsten Neigungen, Hoffnungen und Besitzthümer werden eine Speise des Feuers. Es ist keineswegs so, daß nur eine harmlose Flamme um den Dornbusch spielt. Aber ob der Dornbusch brennt, er verbrennt nicht. Das ist es, was Moses so gar sehr verwundert, daß er hingehen, und dieses große Geheimniß besehen will. Daß der Dornbusch nicht verbrennt, erklärt sich nur daraus, daß in der Flamme, welche ihn verzehrt, der Engel des Herrn verborgen ist, der im tiefsten Herzen Gedanken des Friedens über sein Volk hat, wenn er es auch schwer heimsucht. Der Dornbusch Israels brannte in Egypten lichterloh — aber er verbrannte nicht; bald sang man, daß der Herr eine herrliche That gethan, Roß und Wagen ins Meer gestürzt hatte. Er brannte, als Assur gegen Jerusalem zog, und die Tochter Zion wie eine Nachthütte im Kürbisgarten war; aber der Herr ließ nach Jesajas Wort die Hochwüchsigen abhauen und das Dickicht des Waldes mit dem Eisen schlagen. Das römische Reich war ein Thier, gräulich und schrecklich mit großen eisernen Zähnen; aber das Wort: ich habe die Welt überwunden, das lächerlich schien, angesichts der scheinbaren Allmacht des römischen Reiches, bewährte sich herrlich, und

das Blut der Märtyrer wurde der Same der Kirche. Und am Ende der Tage wird Jehovah, der Seiende, und über aller Veränderung Erhabene nicht ein andrer werden.

Wenn Guizot für die weltliche Herrschaft des Pabstes eintrat, und die Opposition gegen diese dem Attentate gegen die Rechte der weltlichen Fürsten gleichstellte, so äußerte sich Döllinger, „ohne Zweifel der bedeutendste katholische Theologe Deutschlands, und überhaupt wohl der bedeutendste, den die römische Kirche hat," völlig entgegengesetzt dahin, daß die weltliche Fürstengewalt des Pabstes nicht Wesen, sondern Beigabe sei, die früher etwas anderes war. „Es läßt sich auch — sagt Döllinger — ein politischer Zustand in Europa denken, in welchem sie entbehrlich, und dann nur eine hemmende Last wäre." Es war von Bedeutung, daß in der römischen Kirche selbst sich die Anbahnung des Unvermeidlichen zeigte, und daß ein Katholik, wie Döllinger, die Zustände im Kirchenstaate mit schonungsloser Offenheit darlegte. Hengstenberg hält den Schlag Döllingers gegen die weltliche Gewalt des Pabstes für einen tödtlichen. Wenn er fragt, ob die römische Kirche noch so viel Wahrheit in sich habe, daß sie die Wahrheit ertragen könne, und meint, man werde das an Döllinger erfahren, so hat der Erzbischof von München einige Jahre später die Antwort gegeben, indem er Döllinger mit dem großen Bann belegte.

Die Wellen des Unglaubens gingen seit dem Beginn der „neuen Aera" recht hoch. Manche sahen auf den Wind und die Wellen, und fingen an unterzusinken. Die Zeit war geeignet, Aergernisse auf dem Gebiete des Glaubens hervorzurufen. Es wird erinnert an eine ähnliche Zeit, in welcher die Versuchung, von dem ringsum mächtigen Weltgeiste inficirt zu werden, groß war; es ist das Zeitalter des weisen Salomo, da der Weltgeist die Form des Polytheismus hatte, wie jetzt diejenige des Unglaubens, da Salomo alt geworden, der Astoreth, der Gottheit von Sidon nachwandelte, und Milkom, dem Greuel der Ammoniter, und eine Höhe dem Kamos, dem Greuel der Moabiter baute. Salomo gab sich dem Polytheismus nicht in der rohen Form hin, und meinte nur der Natur der Sache zu folgen, originell aus Impulsen zu handeln, welche aus seiner, auf israelitischem Grunde ruhenden Weisheit hervorgingen. Er wurde gewiß recht bitter böse auf diejenigen, welche ihm mit der Behauptung des Gegentheils

entgegentraten, die beschränkten Propheten, die lästigen Gläubigen, oder er sah doch auf diese mit stolzer Verachtung herab. Er hielt fest an der Einheit des göttlichen Wesens, aber es erschien ihm als eine beschränkte Vorstellung, die Offenbarung dieses Wesens bloß auf Israel einzuschränken. Unvollkommene Manifestationen des göttlichen Wesens glaubte er auch in den Götzen der benachbarten Völker anerkennen zu müssen, und mit Aufgabe der bornirten Frömmigkeit erschien es ihm als eine Sache der weitherzigen Frömmigkeit, jene Anerkennung auch durch die That, durch Einrichtung von Nebenculten für diese Götzen auszusprechen, um so mehr als er sah, welche Macht der Glaube an sie über das Gemüth seiner Weiber ausübte. So war die Vermittlungstheologie trefflich aufgeputzt, alle Halbherzigen jauchzten ihr zu, und priesen die Weisheit ihres Urhebers, der die lang ersehnte Freiheit von der Buchstaben-Religion gebracht, und die lästige Scheidewand zwischen Israel und den Völkern der Welt zerstört habe. Und doch war Salomo nichts als ein armer Sclave, den der ihn umgebende Wahn in Fesseln geschlagen hatte; er hatte nichts erreicht, als daß er seine Ketten vergoldet, und den Kurzsichtigen Sand in die Augen gestreut hatte. Die treibende Macht ging nicht aus seinem Innern, sondern aus seinen Umgebungen hervor.

Zu seinem Leidwesen mußte Hengstenberg zwei ihm sonst werthe Männer, Rothe und Kahnis um der Sache willen scharf angreifen. Rothe hatte in seiner Ethik gesagt: „wenn heutiges Tages die Majorität, die sich zu unsrer Kirche zählt, über den Glauben, die Lehre und den Gottesdienst derselben, überhaupt über ihr ganzes Thun und Lassen zu decretiren bekommt, so wird die nach ihrem Sinn eingerichtete Kirche, wenn sie überhaupt nur eine solche zu Stande bringt, wohl wenig mehr von einer christlichen Kirche an sich haben." Dagegen hatte Rothe neuerdings sich in einer Synodal-Commissions-Rede so geäußert: „die vom Staate freigegebene Kirche ist nunmehr lediglich auf die freie Zustimmung der Kirchgenossen, auf die öffentliche kirchliche Meinung basirt. Ich fürchte nichts von unsern Gemeinen für das Christenthum und die christliche Frömmigkeit, sondern nehme zuversichtlich an, daß sie ihnen ein werthes und theures Heiligthum sind, das sie sich nicht würden entreißen lassen. — Ich erblicke in der Verfassung des Entwurfs nicht eine consistorial-presbyteriale, sondern

eine kirchlich-constitutionelle; aber eben deßhalb traue ich ihr Lebenskraft zu." Diesen völligen Umschlag der Ansichten des D. Rothe erklärt Hengstenberg daraus, daß derselbe den Winden der öffentlichen Meinungen in Baden nicht gewachsen war. Wenn Rothe kurz vorher alle Mittel der theologischen Sophistik aufgeboten habe, um die göttliche Eingebung der heiligen Schrift zu bestreiten, und diese in ein menschlich Erzeugniß zu verwandeln, so war seine Verfassungs-Ansicht die praktische Probe zu seiner Lehre von der heiligen Schrift. „Wen danach gelüstet, ein schwankendes Rohr, vom Winde bewegt, zu werden, wer sich die Mittel rauben will, der Mahnung des Apostels zu entsprechen, daß wir nicht mehr Kinder seien, und uns wägen und wiegen lassen sollen von allerlei Wind der Lehre, durch Schalkheit der Menschen und Täuscherei, damit sie uns erschleichen, zu verführen, wer vor seinen eigenen grauen Haaren keine Achtung hat, oder wem nichts daran liegt, daß er einst mit Ehren graues Haar tragen mag, der vergreife sich an dem: es stehet geschrieben, dessen sich der Heiland bediente, um die feurigen Pfeile des Bösewichts auszulöschen, und seine Pfeile siegreich zurückzuschlagen. Aller wirkliche Muth, alle Festigkeit, aller Charakter ruht für den Mann der Kirche darauf, daß er wie Paulus glaubt, was in dem untrüglichen Worte Gottes geschrieben steht." Danach war Rothes Wanken und Weichen in der Verfassungsfrage nur die nothwendige Folge seiner Stellung zur h. Schrift, des ganzen Charakters seiner Theologie.

Gegen D. Kahnis, der den ersten Band seiner historisch-genetischen Dogmatik 1861 herausgegeben hatte, aufzutreten, wurde Hengstenberg bei den alten und nahen Beziehungen zu demselben sehr schwer. „Aber der Herausgeber der Ev. K.-Z. hat keine Wahl," obwohl Kahnis Bekenner der lutherischen Lehre, langjähriger Freund und Mitarbeiter der Ev. K.-Z. war. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Hengstenberg in der ausführlichen Widerlegung[1]) der von Kahnis gegen die heil. Schrift vorgebrachten Angriffe sehr scharf und nachdrücklich verfährt; aber es läßt sich ebenso wenig verkennen, daß es nur die Sache ist, welche Hengstenberg so ernst und nachdrücklich auftreten macht. Kahnis hat versucht, an die Stelle der wahren „Gottheit Christi eine vage Göttlichkeit zu

[1]) Ev. K.-Z. 1862. S. 38—66.

setzen — Jesus ist nicht Jehovah, sondern nur göttlicher Natur, ein göttliches Wesen; — doch auf diese Materie geht Hengstenberg nicht ein, und beschränkt sich auf die Angriffe gegen die formelle Grundlage der Kirche, „auf die Versuche, in dem heiligen Bannwalde der Schrift Holz zu fällen, und in ihm mit Beil und Barten zu hausen. — Wenn unter uns dies Wesen um sich greift, wenn es gehegt, oder auch nur geduldet wird, wenn man meint, ihm freien Lauf lassen, und es unter das Gebot der Liebe stellen zu müssen, die freilich Alles duldet, aber nur was die arme Person, aber nicht was die Ehre des Herrn verletzt, so ist es um uns geschehn.

Eine feste Burg ist unser Gott,
Eine gute Wehr und Waffen,

das können wir nur so lange singen, als wir das Wort stehen lassen. Die geschichtliche Erfahrung zeigt es, daß genau in demselben Maaße als diesem Worte die Ehre genommen wurde, auch das Bild Gottes unter unserm Volke verblich, daß lebendige Gottesfurcht überall nur in demselben Maaße wieder aufkeimt, als die Schrift wieder zu Ehren kommt."

Hengstenberg sagt im Allgemeinen, die Kritik, namentlich bei dem Alten Testament, sei eine schwierige Sache, wo es nicht gelte, zuzufahren, sondern sich sinnend zu vertiefen in die Eigenthümlichkeiten von Büchern, die von unserer gegenwärtigen Weise so weit abweichen, und in denen mit bloß dilettantischer Beschäftigung wenig auszurichten sei. „Die Gemeinschaft der Arbeit ist auch in der Theologie geboten. Die Selbstständigkeit bewährt sich besonders darin, daß man es versteht, erprobte Führer zu wählen, und die wird ein gläubiger und kirchlich gesinnter Theologe nicht unter denen suchen, die ganz und gar von naturalistischen Voraussetzungen und Neigungen durchzogen sind, wie z. B. die nach dem Tode des Verfassers herausgekommenen Vorlesungen über Einleitung ins A. Test. von D. Bleek. Kahnis erklärt das ganze fünfte Buch Mosis für unächt; ein Anonymus soll kurz vor dem babylonischen Exil sich veranlaßt gefunden haben, „einen Aufruf zum Gesetze und zum Zeugnisse ausgehen zu lassen." Die Gründe, welche Kahnis gegen die Aechtheit des Buches geltend macht, erklärt Hengstenberg als „nicht selbständige, sondern aus dem ganzen rationalistischen Kehrricht, als die vermeintlich guten Körner ausgelesen." Man

kann nicht leugnen, daß Hengstenberg diese Gründe mit nicht großer Mühe und gründlich widerlegt; das fünfte Buch Mose's beschränkt sich nicht auf Ermahnungen zur Befolgung der in den früheren Büchern enthaltenen Gesetze, sondern gibt auch neue Gesetze, zum Theil von durchgreifendster Bedeutung, z. B. das Gesetz von der Einheit des Heiligthums in Cap. 12, das Prophetengesetz in Cap. 13 u. 18. „Hat der Verfasser diese und so viele andere Gesetze auf eigene Hand erdichtet, hat er sie Mose untergeschoben, der allein unter dem Alten Bunde mit der Vermittlung des Gesetzes beauftragt war, dem auch die Propheten nach dieser Seite hin unbedingt untergeordnet, nicht beigeordnet waren, so hat er sich selbst sein Urtheil gesprochen. „Wenn ein Prophet vermessen ist zu reden in meinem Namen, das ich ihm nicht geboten habe zu reden — derselbe Prophet soll sterben" 5 Mos. 18, 20. Entweder Moses oder ein vermessener todeswürdiger Betrüger, das ist hiernach die Alternative.

Hengstenberg nennt die Gründe, welche Kahnis gegen die Aechtheit des fünften Buches Moses anführt, lose Spinngewebe, in welchen Niemand gefangen werden könnte, wenn nicht eine andere verborgene Gewalt im Spiele wäre, welche ihnen Eingang bereitet. „Das ist die Macht des Zeitgeistes, welche wie ein gewaltiger Strom die Gemüther, die nicht beständig auf ihrer Hut sind, die nicht wachen und beten ohne Unterlaß, die über der gelehrten Exegese der Mahnung vergessen: betrachte das Wort des Herrn Tag und Nacht, sinne darüber, wenn du aufstehst und wenn du zu Bette gehst, schreibe es auf die Pfosten deines Hauses und auf die Tafeln deines Herzens, laß es deine Speise sein, ohne ihr Wissen und wider ihren Willen mit seufzendem Herzen und wimmerndem Gewissen mit sich fortreißt, ihnen fortwährend, wie einst die Schlange zuflüstert: sollte Gott wohl gesagt haben? Der Glaube an die Schrift steht unter ethischen Bedingungen, er soll nicht auf dem Wege bloß gelehrten Forschens erhalten werden und bewahrt bleiben, er soll nur denjenigen zu Theil werden, die zu der Schrift herzutreten, um den brennenden Durst ihrer Seele zu stillen. Wo die Disposition zum Zweifel erst vorhanden ist und sie muß vorhanden sein, wo es an dieser rechten praktischen Stellung zur Schrift fehlt, besonders in einer Zeit, wie die unsrige, da führt auch das leiseste Lüftchen eines Zweifelgrundes eine Er-

kältung herbei, auch bei den Gutwilligen. Haben wir einen treuen und bewährten Freund, was schützt uns davor, daß wir nicht an ihm irre werden, wenn allerlei Verdächtigungen, vielleicht sehr scheinbare, wider ihn ausgesprengt werden? Es ist das Vertrauen, welches darauf beruht, daß wir einen Einblick in sein Herz erhalten haben. Das ist das einzige Präservativ dagegen, daß wir uns an ihm bei solchem Anlaß nicht versündigen. Wir müssen durch den Herzensverkehr so zu sagen an ihn glauben gelernt haben." So muß man auch mit der heiligen Schrift in täglichem Herzensverkehr stehen, ihr in Ehrfurcht nahen und ihr Wesen in Fleisch und Blut aufnehmen. Dadurch wird man vor dem Einflusse derer sicher gestellt, welche für ihre innere Gottlosigkeit eine Beschönigung suchen und bekommt eine unerschütterliche Zuversicht, der es leicht wird, auch die Dunkelheiten der heiligen Schrift zu ehren im Blick auf ihre unverkennbare himmlische Klarheit.

Dr. Kahnis bleibt aber nicht bei dem fünften Buche Moses stehen; er greift auch die vier ersten an. Diese sollen zwar, anders wie das fünfte, Mosaische Bestandtheile enthalten, letztere sollen aber mit späteren in trüber Mischung durcheinander liegen. Damit werden der Sache nach auch die vier ersten Bücher aufgegeben. Denn die Sonderung kann höchstens eine wissenschaftliche Wahrscheinlichkeit ergeben; damit verlieren die Bücher für die christliche Kirche den Werth, weil sich diese unmöglich auf bloße Wahrscheinlichkeiten stützen kann. Die Hauptinstanz für seine Ansicht entnimmt Kahnis aus den beiden ersten Capiteln des ersten Buches Moses, welche zwei nicht zu vereinigende Schöpfungsberichte enthalten sollen; es entstehe z. B. nach Cap. 1, 11. 12 die Pflanzenwelt, noch ehe Menschen und Thiere da seien, während nach dem zweiten Berichte die Pflanzenwelt nicht eher entstehen könne, als Regen und Menschen da sind. Hengstenberg findet die Grundlage dieser irrigen Ansicht von den zwei Schöpfungsberichten in der unrichtigen Uebersetzung der Ueberschrift des zweiten Abschnittes in Cap. 2, 4. Diese lautet: dies sind die Erzeugnisse des Himmels und der Erde, da sie geschaffen wurden, an dem Tage, da Jehovah Himmel und Erde schuf. An die Stelle der „Erzeugnisse" setze man willkürlich und ohne alle Rechtfertigung im Sprachgebrauche „die Ursprünge", ohne zu beachten, daß das bezügliche Wort (Toledoth) überall nur da vorkommt, wo von Erzeugnissen oder Nach-

kommen die Rede ist. Die Toledoth Tharahs z. B. 1 Mose 11, 27 beschäftigen sich nicht mit Tharah, sondern mit Abraham.

Bei den Psalmen bemerkt Kahnis in Betreff der Rachepsalmen: „nie wird ein Christ sich die Worte dieser Psalmen über Feinde aneignen können." Wogegen Hengstenberg: „Da wird mit einem Federstrich Alles zu nichte gemacht, was die tiefsinnigsten Geister zum Verständniß dieser Psalmen bemerkt haben, etwa wie man mit einem Schwamm voll schwarzer Flüssigkeit über ein klassisches Gemälde einherfährt. — Sind diese Psalmen nicht heilig, so sind sie gräulich; es ist entsetzlich, gemeine Rachsucht vor Gott zu bringen, sie dem Volke Gottes im Heiligthum aufzudringen." Das Hohelied schildert nach D. Kahnis, „wie Salomo seine volle Liebe einem zwar sonnenverbrannten, aber lieblichen und innigen Winzermädchen schenkt." Es ist eine „leidenschaftliche, poetische, in Wechselbewunderung sich ergehende, sinnliche Liebe." Hengstenberg erwidert: „so wird es wohl mit 2 Tim. 3, 16: alle Schrift von Gott eingegeben u. s. w. völlig zu Ende sein; ein so widerliches und liederliches Quidproquo wird kaum in den heiligen Büchern irgend einer Religion vorkommen" und weist ernstlich darauf hin, daß der Herr in Joh. 7, 38 das Hohelied mit den Worten anführt: „wie die Schrift sagt," sich auf Grund dieses Buches mit dem Bräutigam vergleicht Matth. 9, 15. 25, 1 ff. und der Täufer in Joh. 3, 29 aus dem Hohenl. 5, 2 die Stimme des Bräutigams und den Freund entlehnt.

„Bei dem Buche Hiob opfert D. Kahnis die Aechtheit der Reden Elihus auf und stiehlt also dem Buche, welches in dem göttlichen Plane der Schrift die hohe Bestimmung hat, die Einsicht in das Geheimniß des Kreuzes zu öffnen, das Auge aus." Das Buch Koheleth soll nur relativ wahre und mindestens gesagt mißverständliche Sätze enthalten. Der zweite Theil des Jesajas soll unächt sein, das Buch Daniel, wie der zweite Theil des Sacharja sind ebenfalls nach D. Kahnis unächt.

„Wie D. Kahnis beim Alten Test. aufgehört hat, so fängt er beim Neuen Test. wieder an. Gleich das von dem ganzen Alterthum einstimmig anerkannte Evangelium des hl. Matthäus ist unächt. Es liegt ihm nur eine von Matthäus ausgehende Ueberlieferung zu Grunde. Das Evangelium Johannis enthält ein „Ineinander von Johanneischen Reflexionen und Worten Christi." Es

soll „evident" sein, daß in Bezug auf den Tag des letzten Mahles Jesu die Evangelisten sich einander widersprechen." Die Angriffe gegen die beiden Briefe an Timotheus und Titus sollen auf wirklichen Schwierigkeiten beruhen. Der Brief Jakobi soll von einem judenchristlichen Standpunkte geschrieben und mit der Apostellehre Pauli unvereinbar sein. Wogegen bemerkt wird, daß die Art der Polemik der hl. Schrift, wenn sie tiefer ergründet wird, überhaupt nicht allseitig, nicht wissenschaftlich, sondern populär, praktisch ist und bis zum Scheine des Widerspruchs gegen verzerrte Wahrheiten vorschreitet. So gibt es in den Propheten eine Polemik gegen die seelenlosen Opfer, in denen sich kein Wort zur Empfehlung und Anerkennung der Opfer überhaupt findet, so daß die Rationalisten in ihrer Beschränktheit Stellen wie Jesaj. 1 als gegen die Opfer überhaupt gerichtet ansahen.

Der zweite Brief Petri soll nach D. Kahnis entschieden unächt sein, ebenso der Brief des Judas, „dessen Inhalt in dem herben Tone der apokalyptischen Briefe geschrieben." Die Apokalypse soll von einem Judenchristen dem Johannes untergeschoben sein. Aber schon Ernesti hat gesagt: „geben wir die Apokalypse auf, so werden die übrigen Bücher des Neuen Test. bald nachfolgen." Und der Rationalist Credner sagt, die Apokalypse sei das am stärksten bezeugte Buch des Neuen Test. Und Offenb. 22, 19 ist in großem Ernste gesprochen. Im Ganzen bemerkt Hengstenberg: „Es ist ein ehrenwerther Standpunkt, bei Schwierigkeiten, welche die heilige Schrift darbietet, zu sagen: das verstehe ich noch nicht, darüber kann ich noch nicht hinweg kommen. Wer aber weiter geht und sagt: das ist offenbar falsch, hier liegt ein unlösbarer Widerspruch vor, der hat eben damit die heilige Schrift aufgegeben und sich von Gott abgewandt, der sich in ihr offenbart, der sich, wie Luther sagt, in sie eingewickelt hat. — Wer die Dunkelheiten (in der h. Schrift) nicht ehrt wegen der Klarheiten, dem müssen bald auch die Klarheiten verdunkelt werden und aufhören einen erhebenden und beseligenden Einfluß auf sein Herz auszuüben. Wo erst die Frage vorherrschend wird: sollte Gott wohl gesagt haben, da kann die Schrift nicht mehr die Leuchte des Fußes sein und es scheint uns dann überhaupt in dem Dunkel des Erdenlebens kein Licht mehr."

„Der Dornbusch — schreibt Schmieder[1]) — in welchem der Herr wohnt, leuchtet und brennt, wird nicht verzehrt"; derselbe nennt das Vorwort ein „gewichtiges". Wagner befindet sich[2]) diesmal besonders in großer Uebereinstimmung mit dem Vorworte. Superint. Frühbuß[3]) spricht seinen herzlichsten Dank aus für „das Vorwort, welches viele Finsterniß zerstreuen und viele matte, schwache Herzen beleben und stärken wird." Desgleichen dankt[4]) der Pastor Rische in Schwinkendorf für die Erquickung und Stärkung, welche er aus dem Vorwort empfangen hat. Das sind Einige unter Vielen, die Hengstenberg gerade für diese Ausführungen ihren Dank aussprechen und sich freuen, daß Hengstenberg die Angriffe gegen die h. Schrift siegreich widerlegt hat. Wölbling, der als Pastor in Radensleben in manigfacher Beziehung zu Hengstenberg stand, schreibt:[5]) „dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen. Nach allen Trübsalen des verflossenen Jahres, welche der Herr Ihnen beschieden, hat er auch dieses Gesetz seines Reiches vollzogen und darüber freue ich mich und danke von Herzen. Wenn ich es nicht sonst schon wüßte, so könnte ich es aus dem „Vorwort" ersehen. Darin geht das Licht in der Finsterniß auf und das Dunkle wird wie der Mittag. Auch um seiner Kirche willen haben Sie in der Leidensschule sitzen und lernen müssen, um so lehren zu können wider die verführerischer werdenden Irrthümer in ihr. Es wird manches erschrockene oder auf den Irrweg gerathene Kind Gottes Ihnen oder vielmehr dem Herrn danken, der solche Macht den Menschen gegeben hat."

1863.

Zeichen entschiedener Feindschaft. Evang. Joh. 14. Stahls Kirchenverfassung Schenkels Nationalkirche. Theilnahme bei dem Tode Immanuels.

Der Zeitgeist schritt mächtig voran, wie es sich in den Sitzungen des preußischen Abgeordnetenhauses kundgab. In der überwiegenden Majorität des Hauses vollzog sich der „Fortschritt"

1) Brief, Wittenberg 29. Jan. 1862.
2) Brief, Göttingen 23. Febr. 1862.
3) Brief, Prittag 18. Febr. 1862.
4) Brief, 3. April 1862.
5) Brief, 15. Jan. 1862.

vom Indifferentismus oder halbem Wohlwollen zu entschiedener Feindschaft gegen die Kirche und ihr Bekenntniß, eine Feindschaft, deren Energie daraus erhellte, daß sie sich unter allen Umständen gleich blieb und jede, auch die unpassendste Gelegenheit ergriff, sich geltend zu machen. Am 10. Februar 1862 wurde der Antrag auf Einführung der obligatorischen Civilehe gestellt; am 17. Februar wurde durch einen Antrag die Staatsregierung aufgefordert, diejenigen Anordnungen zu treffen, welche erforderlich sind, um die evangelische Landeskirche in den vollen Besitz der ihr in Art. 15 verbürgten Selbstständigkeit zu setzen. Der genannte Artikel gewährt aber der Kirche Rechte, schreibt ihr aber nicht Gesetze vor, wie sie ihre Angelegenheiten verwalten soll. Der Sinn des Antrages war, den Zusammenhang der Kirche mit dem Staate völlig zu lösen, also den Staat zu entchristlichen und der Kirche den guten Willen der Staatsbehörden zu entziehen. „Es war naiv, daß diese Abgeordneten der evangelischen Kirche einreden wollten, daß sie nicht selbstständig sei, daß sie erst von dem Abgeordnetenhause, mit seinen Fortschrittsmännern, seinen Katholiken, seinen Juden, seinen Freigemeindlern selbstständig gemacht werden müsse." Ferner wurden Anträge auf Beseitigung des confessionellen Charakters der höheren Schulen, auf Nichtwiedererneuerung des mit dem Rauhen Hause abgeschlossenen Vertrages wegen Ausbildung von Gefangenwärtern und Lehrern für die Strafgefangenen und manche Anträge von ähnlicher Tendenz eingebracht. „Das Alles in einem Jahre."

In Hannover trat die Feindschaft gegen Gottes Wort noch offener hervor, richtete sich von vornherein gegen die eigentlichen Heilswahrheiten und riß mit Ausnahme der kleinen Heerde das ganze Volk mit sich fort.

„Daß unser Herr in seiner Schilderung der letzten Zeiten des Reiches Gottes in Matth. 24 das Gericht über Jerusalem und das Weltgericht in eins zusammenfaßt, so daß Alles doppelsinnig ist, Alles sich zunächst auf das Israel nach dem Fleische bezieht und zugleich auf die großartigeren Verhältnisse der Zukunft, das hat den Parallelismus zwischen dem aus der Art geschlagenen Volke des Alten Bundes und der am Ende der Tage bevorstehenden Entartung der Heidenkirche zur Voraussetzung. — Wir verstehen jene Zusammenfassung besser, wenn wir auf die Sympathie achten, welche die große Masse der Christen aus den Heiden jetzt mit den

Juden hat. Gleich und gleich gesellt sich gern. Der alte Bodensatz des Reiches Gottes, der jüdische, und der neue, der heidenchristliche, fließt ineinander. „Der mein Brod ißt, der tritt mich mit Füßen," das ist das geheime Band, welches diejenigen, die früher ausgeschlossen wurden aus der Gemeine Gottes, und die jetzt diesem traurigsten aller Schicksale entgegengehen, mit einander verbindet."

Dem Fürsten dieser Welt, von welchem es heißt: groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist, in diesem Kampfe mit zerbrochenen Rohrstäben, „mit Presbyterial- und Synodalverfassung und ähnlichen Elendigkeiten, die er für lose Spreu achtet", begegnen zu wollen, hält Hengstenberg für einen Jammer. Er bietet eine tiefgehende Erklärung des Trostcapitels Evangelium Joh. 14, welche dem Inhalte nach mit der in dem Commentar über das Evang. Johannis gegebenen Erklärung übereinstimmt, im Vorworte von 1863 den Charakter besonderer Zuversicht und ergreifender Erwecklichkeit trägt. Der Grundriß ist folgender:

Der an die Spitze gestellte Satz: „euer Herz erschrecke nicht, glaubet an Gott und an mich glaubet," wird ausgeführt durch die Darlegung der einzelnen Trostgründe für das angefochtene Herz, der einzelnen Hülfsmittel gegen Angst und Gefahr, welche Gott in Christo gewährt. Da ist das Erste, daß den Jüngern Christi der Himmel gewiß ist, daß keine Macht der Erde sie von dem ewigen Leben ausschließen kann; im Hinblick auf diese letzte Zukunft können sie der Verwirrung auf Erden ruhig zusehen, ihre Trübsal ist, weil zeitlich, nur leicht. Wer kann mir den Himmel rauben, den mir schon Gottes Sohn beigelegt im Glauben, das sprechen sie mit heiterm Lächeln, wenn die Erde sie nicht mehr dulden will. Aber sie werden nicht bloß auf das Jenseits hingewiesen, auch in das Diesseits scheinen helle Lichter der göttlichen Gnade von oben hinein, auch in der Zeit ihrer gefahrvollen Pilgerschaft auf Erden sind sie mit hohen Gütern begnadigt. Da ist das Zweite in der Reihe der Tröstungen: sie haben in Christo den sicheren Himmelsweg, die zuverlässige Vorbereitung auf das ewige Leben, deren gleich der Welt entbehren zu müssen, dem diesseitigen Dasein alle Bedeutung raubt, es allen wesenhaften Gehaltes entleert. In Jesu ist ihnen der Vater kund geworden, in der Welt des Scheins die Wahrheit, in der Welt des Todes das Leben, im Anschluß an ihn, in dem das ewige Leben in diese arme Zeitlichkeit hinabgestiegen ist, können

sie nimmer der Theilnahme an seiner Herrlichkeit verfehlen. Was von oben gekommen, strebt nach oben. Drittens: sie dürfen nicht fürchten, daß mit dem Weggange Christi seine Werke aufhören werden, vielmehr wird dieser Weggang, als der Eintritt in die Herrlichkeit des Vaters sie befähigen, in seiner Kraft noch größere Werke zu thun; das scheinbare Ende der Machtäußerungen Christi wird in Wahrheit der Anfang derselben sein. Der zur Rechten des Vaters Erhöhte herrscht bis an das Ende der Welt inmitten seiner Feinde und die Seinen dürfen zu ihm zuversichtlich sprechen: „alle unsre Werke thust du für uns." Das Vierte: müssen sie in dem bevorstehenden schweren Kampfe mit der Welt der Vertretung des Menschensohnes entbehren, so wird er ihnen dafür einen andern Fürsprecher senden, den Geist der Wahrheit. Das Fünfte: sie dürfen nicht fürchten, daß Christus ihnen entschwinde. Er verläßt die Seinen nur auf kurze Zeit. Dann kommt er zurück, um sie nie wieder zu verlassen, um bei ihnen zu sein bis an der Welt Ende und zwar nicht wie früher in sichtbarer Gestalt, sondern heimlich und so, daß er nur den Seinen sich kundgiebt, aber mit um so tiefer gehender Wirkung. Das Sechste: die Jünger dürfen nicht verzagen, weil sie noch so unverständig sind, so wenig eingedrungen in die Tiefen der Wahrheit; diesen Mangel wird der heilige Geist ergänzen, welchen der Vater in seinem Namen senden wird. Dieser unvergleichliche Lehrer wird sie in alle Wahrheit leiten. Endlich das Siebente: sie dürfen sich nicht ängsten, wenn sie gleich Schafen inmitten der Wölfe sind, denn Christus gibt ihnen seinen Frieden. Nach Erschöpfung der Trostgründe kehrt das Ende zu dem Anfange zurück: euer Herz erschrecke nicht.

Zu den Ereignissen der Zeit rechnet Hengstenberg das in zweiter umgearbeiteter Ausgabe herausgegebene Werk des sel. Stahl: Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten; es werden darin große und heilsame Wahrheiten in bekannter Meisterschaft dargestellt. Zuerst wird der Grundsatz von oben in Bezug auf die Kirche mit großer Entschiedenheit geltend gemacht. „Die Kirche entstand als ein Glaubensreich und Institution. Sie wurde von Christus selbst und von den Aposteln kraft unmittelbaren Auftrages Christi gegründet. Sie wurde, nachdem sie in Verfall gerathen, durch Männer, die Gott innerlich dazu erweckte, wieder vereinigt. Immer war es eine höhere Sendung, welche die

Menge anerkannte. Die Menschen sind weder rechtlich noch thatsächlich eine Macht, welche über der Kirche steht, sondern die Kirche ist die Macht, unter der die Menschen stehen." Wer diese Anschauung in sein Herz aufgenommen hat, der wird verstehen, daß die Kirche das Haus Gottes genannt wird und wird ergriffen werden von dem Worte: der Eifer um dein Haus verzehrt mich. — Ein zweites Verdienst des Stahlschen Buches besteht darin, daß es die vielfach verkannte wahre Bedeutung der Unterscheidung zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche von Neuem ins Licht stellt. „Der äußerste Irrthum über dies Verhältniß, der am meisten zur Auflösung des protestantischen Kirchenrechts beitrug, ist jene Trennung, nach welcher unsichtbare und sichtbare Kirche jede als eine Sache für sich, ohne Zusammenhang mit der andern erscheint. — Wahr und evangelisch ist es, daß unser Band zur unsichtbaren Kirche das allein entscheidende vor Gott ist, aber nicht, daß die unsichtbare die allein von Gott gestiftete, die sichtbare dagegen eine von gläubigen Menschen gestiftete sei. Die Kirche ist nach ihrem Begriffe zugleich die Gemeinde der Heiligen und Anstalt des Heils, ein inneres Glaubensreich und eine zur Wirksamkeit nach außen verordnete Institution — ist unsichtbar nach dem verborgenen Leben der Gläubigen in Christo, sichtbar nach ihrer äußeren Existenz, Ordnung und Wirksamkeit."

Ein Verdienst Stahls ist es ferner, daß er den Traum von den Amtsträgern der Kirche, als bloßen „Gesellschaftsbeamten" entschieden zurückweist und das Amt als eine göttliche Ordnung darstellt. „Alles Bewußtsein von göttlicher Ordnung des Amtes, wenn es wahrhaft den Inhaber durchdringt, macht fest in Behauptung seiner Anforderungen entgegen den Neigungen und Meinungen der Menschen, aber macht auch um so gewissenhafter in Erfüllung dieser Anforderungen und um so bescheidener gegen die Gemeine, deren Schuldner man danach von Gottes wegen ist." Wobei sich von selbst, ganz von selbst versteht, daß die Amtsfreudigkeit nur da ihre Stelle hat, wo es gilt, dem Worte Gottes Geltung zu verschaffen. Der Diener der Kirche muß die Ueberzeugung von seiner göttlichen Mission haben, dies Wort rücksichtslos geltend zu machen. In der Apokalypse erscheint das Amt unter dem Symbol der Sterne, die überall die regierende Gewalt bedeuten und wird dadurch als eine Macht über der Gemeine be-

zeichnet, die sich unter dem Symbol der Leuchter darstellt. Christus hält die Sterne in seiner rechten Hand, zum Beweise, daß er zu dem Amte in einer directen, nicht durch die Gemeine vermittelten Beziehung steht.

Zum Regiment der Kirche ist nach Stahl vorzugsweise das geistliche Amt berufen und muß das Regiment ganz von dem pastoralen Geiste erfüllt sein. Wo dieser schwindet, wo das juristische Wesen oder auch die gelehrte Theologie die Oberhand erhält, da tritt sofort eine Entartung ein und die Folge ist, daß zwischen dem Regiment der Kirche und ihrem Leben eine Kluft entsteht und die Rede vom „grünen Tische" aufkommt.

Dr. Schenkel war damit beschäftigt, eine „deutsche Nationalkirche" zu begründen, deren Glaubenseinheit in den drei Wahrheiten enthalten sein sollte: 1. in der normativen Auctorität des göttlichen Wortes mit Ausschluß der Auctorität der Tradition; 2. in der rechtfertigenden Kraft des Glaubens als der alleinigen Heilsbedingung; 3. in der verfassungsbegründenden Geltung des allgemeinen Priesterthums, welche jeden Versuch einer hierarchisch-theokratischen Kirchenverfassung ausschließt. Aber man traue Schenkel nicht! Das göttliche Wort ist ihm nicht nach dem kirchlichen Sprachgebrauch die heilige Schrift, es ist ihm, was die Vernunft in der Schrift gelten läßt. Der rechtfertigende Glaube ist ihm im grellsten Widerspruch mit Paulus und Luther „die fromme gläubige Gesinnung und Herzensrichtung, nicht der Glaube, welcher Christum als Gerechtigkeit ergreift, sondern eine gegenstandslose Begeisterung, durch welche der Mensch sich selbst rechtfertigt. Durch den dritten Grundsatz werden alle diejenigen von den Aemtern der Kirche ausgeschlossen, welche nicht in den Wegen der Rotte Korah einhergehen und nicht dem Herrn Omnes unterthänig sein wollen. Käme es je zu dieser Nationalkirche, so würde das Wort volle Wahrheit haben: „Deutsches Volk, du herrlichstes von allen, deine Eichen stehen, du bist gefallen."

In der Charwoche 1863 hielt Hengstenberg im Evangelischen Verein in Berlin einen Vortrag über Judas Ischarioth, durch welchen viele christliche Gemüther tief ergriffen wurden.. L. v. Gerlach schreibt:[1]) „Eben habe ich auch Ihren erschütternden Artikel über Judas Ischarioth gelesen und spreche mit Ihnen κύριε ἐλέησον.

[1]) Brief, Magdeburg. 3. p. tr. 1863.

Superintendent Frühbuß dankt[1]) innigst für das Vorwort. „Ich habe mich sehr erquickt an der ungemeinen Sorgsamkeit, mit der Sie allen Erscheinungen auf dem Gesammtgebiet der Theologie und Kirche nachgehen, wie an der Gründlichkeit Ihrer Beurtheilung im Lichte des heiligen Gotteswortes. Ich habe darin eine Erhörung unsrer Gebete erkannt, daß uns der Herr Ew. Hochwürden noch lange in der bisherigen Frische und Thatkraft erhalten wolle." Vilmar sagt am Schlusse eines Briefes:[2]) „Das Beste ist, daß ich nicht lange mehr zu leben und nicht nöthig haben werde, den Unfug unsrer Tage ablaufen zu sehen."

Das Jahr 1863 brachte dem D. Hengstenberg das schwere Leid, daß sein ältester Sohn Immanuel nach längerer Krankheit heimging, worüber weiterhin Mittheilung gemacht ist.

Der ehrwürdige Hengstenberg, ehrwürdig auch durch viele Schmach, empfing viele Zeugnisse der besondern Liebe und Verehrung bei dem schweren Schlage, der ihn getroffen. Es hat in diesem armen und so vielfach angefochtenen Leben seinem Herzen wohl thun müssen, solche Theilnahme und solche Liebe zu finden. Es liegen aus dieser Zeit viele Briefe vor, welche auf den Heimgang des Sohnes Bezug haben. So von Pastor Salin, G. Schlosser, Superintendent Frühbuß in Prittag, Professor J. Bachmann in Rostock, Schoeberlein in Göttingen, Huber in Wernigerode. Otto Kraus, ein fleißiger Mitarbeiter der Ev. K.-Z.,[3]) ist von der Todesanzeige ergriffen, als ob er Vater und Sohn gekannt hätte. So viel thut das Band der Gemeinschaft im Glauben. — „Der teure Heimgegangene ist ja freilich jetzt in die ewige Behausung der triumphierenden Kirche eingegangen, aber das mag einem Vaterherzen besonders schwer werden, einen Sohn im besten Mannesalter vor sich aus diesem Leben abscheiden zu sehen." Schmieder:[4]) „Der Herr gebe Ihnen, seinem treuen Knechte, wie einst dem Elias, in den schwersten Zeiten neue Kraft und Freudigkeit, daß wir's in Ihrem Vorwort von 1864 merken, wie er im sanften Säuseln vor Ihnen mild vorüber gegangen. — Heute besuchte mich N. N., der Ihr dankbarer Schüler und jetzt ein treuer tüchtiger Pastor in

---

[1]) Brief, Prittag. 26. Febr. 1863.

[2]) Brief, Marburg. 17. März. 1863.

[3]) Brief, Darmstadt. 6. Nov. 1863.

[4]) Brief, Wittenberg. 27. Nov. 1863.

meiner Nähe ist. Er meinte, Sie würden sich seiner wohl nicht mehr erinnern, wünscht Ihnen aber Gottes Lohn und Segen." Professor W. Schulz[1]) kann nicht umhin, Hengstenberg seine alte ungefärbte Verehrung und Liebe an den Tag zu legen. „Der Herr hat mich durch Immanuels Abberufung um einen meiner theuersten Freunde ärmer gemacht, Ihnen aber auch den genommen, der Ihnen noch am ehesten ersetzen konnte, was Ihnen die vor ihm selig Vollendeten gewesen waren. Er wollte seines ihm aus so vollem Herzen entströmenden Hallelujah nicht länger entbehren, wollte Ihnen aber Ihr alleiniger Sprachgeselle sein. — Gott der Herr mache das Immanuel an Ihnen in der leuchtendsten Weise wahr." Bindewald:[2]) „ich bin zu lange Zeuge des Glücks und Segens gewesen, der in Ihrer Häuslichkeit Ihnen beschieden war, ich weiß zu gut, wie sehr Sie in Ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit und in Ihrem täglichen Mühen und Streiten in den kirchlichen Dingen der Ruhe und geistigen Erquickung bei und mit den Ihrigen bedurften, um nicht ermessen zu können, was mit dem Verlust erst der Gattin, nun des Sohnes hier für Ihre irdische Pilgerfahrt Ihnen genommen ist. Konnte doch bei Immanuels Ausscheiden aus dem ihm so theuern Amte (in Jüterbog) die Erwägung einigermaßen trösten, daß er im Hause und einen wesentlichen Theil Ihres Berufes Ihnen zur Seite und so in der Häuslichkeit die unausfüllbare Lücke einigermaßen ausfüllen werde — und nun wird auch dieser Ersatz Ihnen entzogen! Je mehr wir, je mehr alle Ihre Freunde diesen Heimsuchungen in ihrer Besonderheit nachdenken und keine ihrer schmerzensvollen Nüancen uns verhehlen, desto mehr steigert sich unser innigstes Mitempfinden und Mittragen und Alle werden sich in dem Wunsche begegnen, daß es uns beschieden sein möge, Ihnen desto mehr Liebe und Rücksicht zu erweisen und die Gemeinschaft zu bethätigen, die unser allerheiligster Glaube und ein gut Stück gemeinsamer Erlebnisse geknüpft haben." Professor Wuttke:[3]) „Hat Gottes Gnade Sie schon früh berufen, für den Glauben zu zeugen durch das Wort, in Feindschaft und Schmach der Welt, so hat es ihm gefallen, Sie zu berufen, für ihn zu zeugen und den Glauben zu bewähren, in den schwersten, tief-

---

[1]) Brief, Breslau. 29. Okt. 1863.

[2]) Brief, Wernigerode. Sonnabend vor 19. p. tr. 1863.

[3]) Brief, Halle. 5. Okt. 1863.

greifenden zeitlichen Leiden, die von ihm selbst unmittelbar verhängt sind, aufrecht zu stehen und freudig und getrost zu bleiben, wo ein nicht mit Christo verbundenes Menschenherz wohl brechen könnte." Pastor Mallet[1]) hat sogleich, als er die Todesanzeige las, seine Hände gefaltet und dem Herrn gedankt, daß er den Entschlafenen im Glauben bewahrt hat bis an sein Ende. „Und habe für seinen lieben weinenden Vater, dessen Tag sich zum Abend neigt, gebetet, daß er, wenn er ihm auch alle seine Lieben nimmt, bei ihm bleibe mit der Frage: bin ich dir nicht genug? mit der er zugleich die selige Antwort gibt: Hab ich doch Jesum noch und durch ihn und in ihm alle meine Lieben. Ich weiß, wie es thut, wenn der Herr solche Opfer fordert, denn mir sind sechs Kinder vorangegangen; aber ich habe es doch leichter als Sie, denn mein Weg ist nicht einsam und mein Haus ist nicht leer geworden. — Seiner — des Herrn wollen wir uns immer mehr trösten und freuen und bei dem Schmerzgefühl der Sünde und des Todes ein frohes Te Deum anstimmen, daß die verbündeten Mächte des Teufels und des Todes und der Welt durch ihn auf das Haupt geschlagen sind, daß sie es nicht wieder emporheben können und wir durch seinen Sieg nicht mehr Knechte des Todes, sondern Erben des Lebens sind. Als ich einst die Anzeige von dem Tode Ihres lieben holdseligen Töchterchens las, sind mir die Augen den ganzen Tag nicht trocken geworden und so oft ich später daran dachte, fühlte ich immer und fühle ich noch in meinem Herzen den Schmerz einer Wunde, die nicht ganz geheilt ist. Ich war damals so betrübt, daß ich an Sie schreiben wollte und nicht konnte. Der angefangene Brief wurde nicht fertig. Jetzt schreibe ich es Ihnen und ich denke, es wird Ihnen wohl thun auch daraus zu sehen, daß es eine verborgene Liebes-, Leides- und Gebetsgemeinschaft gibt und daß die Armen des Himmelreichs nicht nur einen Liebesschatz im Himmel, sondern auch auf Erden haben, den die Welt nicht kennt und der ihren Haß weit aufwiegt."

Harnack:[2]) „Der treue und gnädige Gott, Vater unseres Herrn Jesu Christi, der Ihnen ein neues Opfer, ein Abrahamsopfer zugemuthet, wird es Ihnen gewiß in der ganzen bangen Zeit und jetzt nicht haben fehlen lassen an Bezeugungen seiner Gnaden-

[1]) **Brief, Bremen. 9. Okt. 1863.**

[2]) **Brief, Erlangen, 8. Nov. 1863.**

kraft und Gegenwart, daß auch ihnen diese Schmerzensstätte zu einer solchen geworden, „da der Herr siehet." Ich nehme den innigsten Antheil an Ihrer Trübsal, die ein neues Glied in Ihrer Kreuzeskette bildet; denn das Kreuz thut weh, auch wenn wir durch Gottes Gnade erkennen, daß jedes Kreuz der Seinen Christi Kreuz ist und als solches auch Christi verborgene Herrlichkeit in sich schließt und es soll auch wehe thun, damit unser Glaube geläutert und bewährt werde und sein über alle Maßen herrliches Ende davon trage zu Lob und Ehre unseres gekreuzigten Herrn. Mit dem Reiche Gottes und dem Leben des einzelnen Gläubigen ist es ja Gottlob so, daß es bis zum Freitag damit gekommen ist, da ein Jeder sein Kreuz mit Christo zu tragen hat. Ich sage Gottlob, denn wenn auch der Freitag seine bittern schweren Stunden hat, so liegen doch vor ihm nur noch der Sabbath und Sonntag durch die große Barmherzigkeit Gottes, der uns zu dieser lebendigen Hoffnung wiedergeboren hat, nicht zu einer todten, die wir uns machen, sondern die er uns gemacht und versiegelt hat durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten. Sie kennen ja das schöne Lied von Nic. Hermann, das mir hierbei vorschwebt: Am Freitag muß ein jeder Christ Christo sein Kreuz nachtragen."

Endlich schreibt L. v. Gerlach:[1]) „Daß dieselben Leiden über unsre Brüder in der Welt gehen, wie St. Petrus sagt, ist mir oft ein süßer Trost gewesen — möchte ich, der ich reichlich dieselben Erfahrungen gemacht, diesen Trost Ihnen bringen können. Und wenn es Ihnen schwer wird, den Tod zu überwinden, so bin ich auch darin recht speciell Ihr Leidensbruder, denn auch mir wurde es jedesmal recht schwer und auch jetzt habe ich noch nicht gesiegt, wiewohl ich im Glauben sagen kann, „das Leben unseres Königs siegt." Ich habe den Verstorbenen doch nur wenig gekannt, aber die innige Liebe zum Herrn und seinen Gliedern, welche in seinen Aufsätzen über den Gottesdienst ausgesprochen ist, hat mich oft tief berührt und ist mir jetzt in der Erinnerung eine wehmüthige Freude. Und nun ist ja Ihr Abschied nicht mehr weit wie der Ihres über dreißigjährigen Gehülfen L. v. Gerlach."

[1]) Brief, 5. October 1863.

1864.

Haß wider Christum und Ursache dieses Hasses. Drei gefährliche Wege. Renans Leben Christi. Bischof Colenso.

Hatte D. Schmieder Ende 1863 die Erwartung und Hoffnung ausgesprochen, man werde im Jahre 1864 an Hengstenberg neue Kraft und Freudigkeit verspüren, so ist er darin nicht getäuscht worden. Hengstenberg erscheint in dem neuen Jahre nach dem tiefen Leid der vergangenen Jahre neu gekräftigt im Geiste, tief gefestigt in dem ewigen Worte, mächtig mitten in den Stürmen der Zeit. Und die Zeit war ernst. Die Ueberfluthung der Kirche durch die Welt war in raschem Zunehmen begriffen, die moderne Bildung wurde sich mehr und mehr bewußt ihres Gegensatzes gegen den Herrn und seine Kirche. Der Zeitgeist rüstete sich überall zum Sturme gegen die kleine Heerde. Renans Leben Jesu, Colensos Pentateuch, Princip der Autonomie der Gemeine im liberalen Sinne, Sturmlauf gegen die Obrigkeit, allgemeine deutsche Lehrerversammlung in Mannheim, Proclamation der Humanität als „Religion der Deutschen" — sie versammeln sich in einen Streit, welcher Zahl ist wie der Sand am Meere und wie immer, wenn die Uebermacht der Welt auf dem Volke Gottes lastet, so zeigt sich auch jetzt entschiedener Zeugenmuth und offner Abfall und zwischen beiden Ermattung und Neigung zum Capituliren unter dem Volke Gottes. Die Kraft des Judenthums und seine versuchende Gewalt sind durch die Zerstörung Jerusalems gebrochen. Von da an mußten sich die Juden darauf beschränken, das von Andern angeführte Feuer zu schüren „und man wird anerkennen müssen, daß sie das mit großer Energie gethan haben und bis auf den heutigen Tag noch thun. Von der apostolischen Zeit bis jetzt haben sie sich stets als die Synagoge des Christum und seine Kirche verfolgenden Satan Apok. 2, 9; 3, 9 dargestellt. Sie spielten aber stets die zweite Rolle, die erste ging nach der Zerstörung Jerusalems auf die Heiden über."

Und die letzte Ursache des Kampfes der Heiden und Juden gegen Christum? Ist keine andere, als daß „Christus keine Größe neben sich bestehen läßt und für sich die volle Gottheit in Anspruch nimmt, nichts Hohes, nichts Edles, nichts Gutes anerkennt, als was aus der Gemeinschaft mit ihm hervor-

geht. „Ohne mich könnt ihr nichts thun." Das Christenthum ist unbarmherzig exclusiv. Alle Größen des Heidenthums zerfielen vor ihm in Staub. Seine Götter wurden Götzen, seine großen Männer zu blinden Heiden, seine Tugenden zu glänzenden Lastern, seine Sitten und Vergnügungen wurden als Unsitten und Ausschweifungen betrachtet. — Auch das moderne Heidenthum hat seine Götter, den zur Würde Gottes erhobenen Menschen, das Ideal und Idol der Humanität, die gefeierten Incarnationen dieses Ideals, Goethe, Schiller und die anderen Heroen der Literatur. Der Cultus dieser Götter hatte sich in einer Zeit tiefen Verfalles der Kirche eingebürgert. Eine ganz neue Gestaltung der Grundsätze und Sitten ging mit ihm Hand in Hand. Als die Kirche erwachte und mit voller Entschiedenheit dieser neuen Gestaltung der Welt entgegentrat, als sie dieser Mannigfaltigkeit der Götter von Neuem das uralte: Eins ist noth, entgegenrief, da lebte auch die alte heidnische Erbitterung auf und es entbrannte der Kampf, in dem wir jetzt stehen, der Kampf, in dem es keine Vermittlung gibt, in dem Zugeständnisse zu machen den Herrn der Kirche verleugnen heißt." Tertullian sagt in dem Apologetikus zu den Römern: „mit größrer Furcht verehrt ihr den Cäsar, als selbst den Jupiter vom Olymp." Der Kaiser Domitian stellte der Person Christi seine eigene Person gegenüber. Aber Christus gestattet keinem Menschennamen, daß er neben ihn gestellt werde und in dieser unbedingten und unbedingt in Anspruch genommenen Erhabenheit und vollen Gottheit Christi liegt der tiefste Grund des Hasses der Heiden, Juden und Antichristen gegen Christum.

Die mächtige Erhebung des Weltgeistes übte unter Domitian einen tiefgehenden Einfluß auf die Kirche aus, wovon die Briefe an die sieben Gemeinen, die unter der Verfolgung Domitians standen, deutliche Zeugnisse sind. Es entstanden heidnische und jüdische Irrlehren, in welchen Bileam und Isebel wieder auflebten. Die Weltlust wucherte empor und eine falsche Vermittlung suchte zu vermitteln, was nicht zu vermitteln ist.

Wer sich in Zeiten, in denen der Druck der Welt auf der Kirche lastet, mit der Kirche abfinden will, muß einen dreifachen Weg einschlagen; er muß vor allem die volle Gottheit Christi leugnen. Christi volle Gottheit in ihrer einzigen Größe setzt alle Idole herunter. Ist die volle Gottheit Christi wie ein Berg ab-

getragen, so erlaubt der Weltgeist, von Christo viel Schönes zu sagen. Das Kennzeichen aller Vermittlungstheologie ist Antastung der wahren Gottheit Christi; das etwas mehr oder wenig in der Leugnung der Gottheit Christi macht keinen Unterschied. Das Zweite ist: man macht den engen Weg breit und überbrückt die Kluft zwischen Kirche und Welt. Jede Erscheinungsform der Welt hat gewisse Dinge, auf welche sie besonderes Gewicht legt. In der apostolischen Zeit war die Losung besonders, Götzenfleisch essen und huren. In der neuen Zeit empört sich die Welt besonders gegen den christlichen Charakter des Staates, der Schule, die Unauflöslichkeit der Ehe, Kirchenzucht. Das Dritte ist die Lockerung des Bandes, welches die Jünger Christi mit einander verbindet; man giebt die treuen Bekenner der Schmach der Welt preis. Die drei Briefe des Johannes zeigen, daß alle diese drei Wege von denjenigen betreten wurden, welche in der Zeit Domitians ein Abkommen mit dem Feinde suchten. Zur Leugnung der Gottheit Christi vergleiche 1 Joh. 2, 22 f.; das praktische Leben wird in 1 Joh. 3, 12—16, die Weltliebe in 1 Joh. 2, 15—17 getroffen.

Nicht minder wie in der Apokalypse und den Briefen des Johannes findet Hengstenberg auch in dem Evangelium einen Beitrag zur Erkenntniß der Versuchungen, welche in der Zeit der mächtigen Schilderhebung des heidnischen Bewußtseins unter Domitian der christlichen Kirche zusetzten. Dem Luftgebilde der Irrlehrer, besonders Cerinths, dessen ganzes Streben nach Irenäus darauf ging, den Widerspruch zu beseitigen, in welchem das Christenthum mit der „Culturentwicklung" der Zeit stand und welcher deshalb die wahre Gottheit Christi beseitigte und ihn als einen Sohn Josephs und der Maria darstellte, mit dem sich bei der Taufe ein höherer Geist verband, stellt Johannes in seinem Evangelium den wahrhaftigen Christus entgegen. Das Thema des Evangelium Johannis ist 1, 14: das Wort ward Fleisch u. s. w. und der Zielpunkt 20, 21: dieses ist geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei Christ der Sohn Gottes und daß ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen. „Der Werke gethan hat, wie nie kein andrer Mensch, der Worte redet, die Geist und Leben sind, Worte des ewigen Lebens, der selbst von sich zeugt: ich und der Vater sind eins und dessen Zeugniß von sich selbst bestätigt wird durch den majestätischen Eindruck seiner Persönlichkeit, durch

seine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, bezeugt durch die Weissagungen des Alten Testaments, bezeugt durch den Täufer — bezeugt durch seine Wirkungen, dadurch daß er denen, die ihn aufnehmen und an seinen Namen glauben, die Macht gibt, Gottes Kinder zu werden — wer sollte dem nicht unbedingt anhangen und blindlings folgen?"

Das Evangelium Johannis tritt mit keinem Worte aus den Verhältnissen der Zeit heraus; der zeitgeschichtliche Commentar, der direkter auf die Gefahren der Zeit hinweist, findet sich in den Briefen Johannis, und den Schlußstein bildet die Apokalypse, in welcher sich alles auf den Kampf bezieht, den die Kirche mit dem Heidenthum zu bestehen hat. „Ueberwinden" ist in ihr das Losungswort. Es ist thöricht, sich vor der Welt zu fürchten. „Und siehe, ein weiß Pferd und der darauf saß, hatte einen Bogen und ihm ward gegeben eine Krone und er zog aus siegend und damit er siegte."

Wenn Hengstenberg das Leben Jesu von Renan einer ausführlichen Besprechung und Widerlegung unterzieht,[1]) so geschieht das nicht entfernt in der Meinung, als sei dieses Buch dessen werth, sondern nur, um der Zeit einen Spiegel vorzuhalten, wie trunken sie sei, um sich durch solch ein Buch imponiren zu lassen. Als Zeichen der Zeit war damals das Buch das „merkwürdigste" Zeichen. Den tieferen Grund für die Entstehung des Buches von Renan sieht Hengstenberg darin, daß, seitdem der Hegelsche Rausch verschwunden und damit überhaupt eine Abneigung gegen die Philosophie eingetreten war, der Fürst dieser Welt nunmehr die Geschichte und die Kritik zu seinem Werkzeug erwählt habe. Renan ist ein „leichtfertiger Phantast", der unter dem ganz losen geschichtlichen Scheine Dinge durch seine Phantasie hinzaubert, die nie gewesen sind, wie daß das schöne Klima Galiläas das Leben „dieser Fischer", d. h. der Jünger Jesu zu einem fortwährenden Zauber gemacht habe, als wenn es seit 1 Mose 3 überhaupt solch ein Zauberleben auf dieser Welt geben könnte. „Das Buch Renans ist voll von Widersprüchen und Inkonsequenzen — Renan ist exegetisch unfähig; Luther redet von solchen, die in die Schrift hineinfahren, wie die Säue, wovon das Buch Renans ein Beispiel ist —

[1]) Ev. K.-Z. 1864. S. 21—47.

Renan mischt in der leichtfertigsten Weise Züge ein, von denen die Quellen gar nichts wissen — er stellt geschichtswidrige Hypothesen als Wahrheit hin — er leidet an einer Unfähigkeit, das Höhere auch nur zu verstehen" — alle diese schweren Vorwürfe hat Hengstenberg ausführlich begründet. Und wenn Hengstenberg selbst von denen zu lernen bereit war, denen er um Gottes willen Feind sein mußte, und selbst aus den schon verschollenen Schriften von Bruno Bauer hie und da eine Anregung empfing, von Renan hat er bei dem besten Willen nichts lernen können. „Alles ist hier oberflächlich, leichtfertig, flüchtig, nicht einmal durch vereinzelte Notizen hat er die Sache gefördert."

Das Aufsehen, welches Renans Buch verursachte, war groß und Hengstenberg wünschte, auch Leo möge seine Feder zur Kritik ansetzen. Aber Leo antwortet:[1] „an gutem willen Ihnen beizustehn fehlt es mir in keiner weise — aber leider auf Renan habe ich, studentisch zu reden, kein fiducit. Diese ganze literatur, Strauß und Renan eingeschlossen, habe ich allezeit als mich gar nichts angehend betrachtet. Die thatsache, daß das christenthum und mit solcher Gewalt, daß selbst seine gegner nur aus dessen brocken ihr leben fristen, in der welt ist, überhebt mich aller kritik seiner quellen und der anfechter derselben. Ich bin nach dieser seite vollständig katholik — die kirche hat den kanon des neuen testamentes anerkannt, er ist ihre tradition und fundament — wer die einzelnen steine zu diesem fundamente geliefert und wie er sie geliefert hat, ist mir der thatsache selbst gegenüber gleich null." Weiterhin nennt Leo das fragliche Buch „die syrische Dorfgeschichte des Herrn Renan."

Colenso, der Bischof von Natal in Afrika, hatte ein Werk: Der Pentateuch und das Buch Josua kritisch untersucht, herausgegeben und dadurch einen tiefen und mächtigen Widerspruch in England hervorgerufen. Der Bischof glaubt, unwiderlegliche Beispiele aus den genannten biblischen Büchern vorgebracht zu haben, welche deren Autorität erschüttern. Wenn z. B. 3 Mose 8, 3. 4 Moses den Auftrag erhält, die ganze Gemeine zu der Thür der Stiftshütte zu versammeln, so hält Colenso dafür, daß hier der ungeschichtliche Charakter des Pentateuch deutlich hervor-

[1]) Brief, Halle 24. Juli 1864.

trete, weil der Vorhof der Stiftshütte unmöglich die ganze Gemeine habe fassen können. Worauf ihm Hengstenberg antwortet, es sei nur bei dem Befehle, nicht bei der Ausführung die ganze Gemeine genannt; principiell sei jedem der Zugang eröffnet gewesen. Daß, was nicht hineinging, davor stehen blieb, brauchte nicht gesagt zu werden, weil es sich von selbst verstand. — Daß Colenso auf die Bahn des Irrthums gekommen, erklärt Hengstenberg daraus, daß er nie in dem rechten praktischen Verhältniß zur Schrift gestanden habe. Wer von der Göttlichkeit derselben erfahrungsmäßig überzeugt ist, wird sich auch in den ihm dunkel scheinenden Theilen bescheiden und dafür achten, daß die Schrift nirgend etwas enthält, was anstößig ist. „Denn Gott kann nimmer seine Wahrheit in trüber Vermischung mit menschlichem Irrthum der Kirche übergeben haben." Außerdem habe es dem Bischofe an derjenigen theologischen Durchbildung gefehlt, welche erforderlich sei, um an eine selbstständige Prüfung der Bücher Mosis heranzutreten. Der Widerspruch, den Colenso fand, war ein großartiger. Die Colenso untergebene Geistlichkeit erließ ein Schreiben an ihn, worin sie feierlich gegen seinen Entschluß, den Bischofssitz zu behaupten, protestierte. „Vierzig Erzbischöfe und Bischöfe (der anglikanischen Kirche) bitten Sie feierlich, noch einmal mit der ernstesten Aufmerksamkeit zu überlegen, ob Sie, ohne Ihr Gewissen zu beschweren, in Ihrer Stellung verbleiben können." „Der gemüthliche Deutsche — sagt Hengstenberg — kann nach der Seite des Gemüthes noch festhalten an einer Wahrheit, welche der Verstand bereits aufgegeben hat, wenngleich, was nicht übersehen werden darf, die Energie des Festhaltens durch diesen Dualismus völlig gebrochen ist. Der verständig praktische Engländer macht sogleich vollen Ernst. Wird ihm die Aechtheit des Pentateuchs, das göttliche Ansehen der zehn Gebote erschüttert, so bricht bei ihm alles zusammen."

1865.

Matth. 24: Doppelte Beziehung. Die Darwinsche Lehre. Schenkels Leben Jesu durch Strauß antiquirt. Lic. Preuß.

Es war Hengstenbergs Aufgabe und Art, von hoher Warte aus sein Zeugniß gerade auf diejenigen Punkte der göttlichen

Offenbarung zu richten, die gefährdet waren. Die in den Vorworten behandelte Schriftstelle steht fast jedesmal in naher Beziehung zu den gerade vorhandenen Strömungen der Zeit und giebt die Basis, von welcher aus Hengstenberg den Zeiterscheinungen nahe tritt.

Die Wahl des 24. Capitels im Matth. (V. 1—36) ist offenbar auch von dem erwähnten Gesichtspunkte aus getroffen. Als Grundsätze für das richtige Verständniß von Matth. 24 werden die beiden Sätze aufgestellt: 1. „Die ganze Rede von Anfang bis zu Ende geht auf die Zerstörung Jerusalems, 2. die ganze Schilderung von Anfang bis zu Ende erlaubt nicht, daß wir bei der Zerstörung Jerusalems stehen bleiben, überall sind Umstände vorhanden, die uns aus den engen Grenzen Judäas hinausführen, obgleich nichts vorkommt, was nicht zunächst dort seine Verwirklichung finden sollte und sie gefunden hat." Zur Bestätigung des ersten Satzes wird darauf hingewiesen, daß wie ein gewöhnliches Haus unrettbar verfällt, wenn es erst von seiner lebendigen Seele, dem Menschen verlassen ist, von dem Augenblick an, da Jesus der wahrhaftige Immanuel, Gott mit uns, den Tempel verließ (Matth. 24, 1), die äußere Zerstörung desselben nur noch eine Frage der Zeit war. Dieses große Thema, die Katastrophe über Jerusalem wird in Matth. 24 behandelt; V. 6—14 die Vorzeichen des Endes, V. 15—22 die Unabwendbarkeit des Endes und die Größe der Trübsale, die es einleiten, V. 23—28 die Versuchung für die Jünger unter diesen Trübsalen, V. 29 ff. die eigentliche Katastrophe über die Stadt. Die nächste Beziehung der ganzen Rede des Herrn auf den Untergang Jerusalems ist auch geboten durch den Zusammenhang; vorher geht eine ganze Reihe von Verkündigungen, die sich speciell auf die Verschuldung und Strafe des jüdischen Volkes beziehen; es folgt auf Matth. 24 der Bericht über das Leiden Christi, die schwere Schuld des Judenthums, durch welche die Zukunft des Menschensohnes eben über dies Volk herausgefordert wurde.

Andrerseits darf man bei der Deutung auf den Untergang Jerusalems nicht stehen bleiben. Das Himmelreich erscheint von Anfang an im Einklange mit den Propheten des Alten Testaments als auch für die Heiden bestimmt. Viele werden kommen vom Morgen und Abend Matth. 8, 11. Der Sauerteig wird unter

drei Scheffel Mehl gemengt, das ganze menschliche Geschlecht nach seinen drei Abtheilungen Sem, Ham und Japhet. Aber auch in der aus den Heiden gesammelten Kirche macht sich die Sünde wieder geltend. Das Gericht erfolgt bei der „Vollendung der Welt" über alle Bewohner derselben. So ist Matth. 24, obwohl in nächster Deutung von Jerusalems Fall zu verstehen, doch nicht zur Antiquität verurtheilt, sondern diese Weissagung bleibt jung und frisch und hat ihre nächste Erfüllung überdauert. Hengstenberg lehnt also die willkürliche Beziehung einiger Worte in Matth. 24 nur auf das Ende Jerusalems und wiederum andrer nur auf das Ende der Welt ab.

Es ist dabei, obwohl es das nächste Verständniß von Matth. 24 nicht ist, berechtigt, daß diese Stelle zu allen Zeiten von dem Kommen des Herrn durch die Zeit hindurch verstanden worden ist. Es ging von diesem Verständniß aus, daß Namen wie Gregorius und Vigilantius, Wachsam, in der alten Kirche so gangbar waren; diese Namen ruhen auf der Voraussetzung, das Kommen des Herrn in den Wolken des Himmels zu erleben. Ambrosius im Commentar zu Lucas sagt: „wir schauen mit eigenen Augen die Erfüllung der göttlichen Worte. Denn welche Kriege und welche Gerüchte von Kriegen haben wir vernommen, welche allgemeine Hungersnöthe und welche Seuchen unter Thieren und Menschen?" — Es wurde z. B. mit dem christlich gewordenen Rom in der Völkerwanderung eine Abrechnung gehalten, welche der über Jerusalem verhängten kaum nachstand und so viel Ähnliches hatte mit dem im engeren Sinne sogenannten jüngsten Tage, daß viele christliche Gemüther das unmittelbare Einbrechen desselben erwarteten. Ferner der dreißigjährige Krieg war die große Abrechnung mit denen, welche die Gnade der Reformation entweder ganz von sich gestoßen oder auf Muthwillen gezogen hatten, ein Vorbild und eine Vorstufe des jüngsten Tages. Luther hat das Bevorstehen einer solch großen Abrechnung klar erkannt. Einst zog er von Wittenberg und wollte zuerst gar nicht wiederkommen. „Es ist ihnen — sagte er — genug gepredigt — sie treten das Evangelium, ja sie treten das Blut Christi mit Füßen. Zu dem Ende habe ich nicht dürfen das Evangelium mit solcher Fahr erneuern." Die Schlacht bei Jena war für Preußen die Zukunft des Menschensohnes, die große Abrechnung für alles, was seit 1740 dort geschehen war, für die

eingedrungenen französischen Sitten und französischen Unglauben, für die Aufklärung, welche alles im Lande dunkel gemacht und von dort aus sich über das übrige Deutschland verbreitet hatte. Die Denkwürdigkeiten des Generals von Ledebur geben ein anschauliches Bild über die Beschaffenheit derjenigen, über welche zunächst auf dem Schlachtfelde von Jena das Gericht Gottes erging und zeigen die Tiefe der Wunden, welche die Zeit der Aufklärung und Verleugnung Christi den Seinigen geschlagen hatte. „Der sicherste Beweis dafür, daß hinter dem Menschensohne der Gottessohn verborgen ist, ist die totale innere Aushöhlung, der diejenigen anheimfallen, welche ihm den Rücken gekehrt haben. Die Hingabe an den Menschensohn ist das einzige Mittel gegen die unbedingte Herrschaft des Egoismus mit allen seinen niedrigen Gelüsten."

Zeichen eines nahenden Gerichtes sieht Hengstenberg in der begeisterten Aufnahme, welche in weiten Kreisen so grundstürzende Bücher, wie das Leben Jesu von Renan und theilweise auch von Strauß fanden; Fürsten ließen solche elende Bücher am Theetische vorlesen, ein „Kirchentag" fand nicht die Energie, ein deutliches Zeugniß gegen solche Bücher abzulegen.

Aus der sehr interessanten Auslegung des Einzelnen in Matth. 24 sei hervorgehoben, daß die Rede des Herrn nicht bloß die Kirchen und Nationen angeht, sondern auch den Einzelnen. Es ist unsre Sache, um die es sich in der Verkündigung des Herrn handelt. Das Beharren V. 13 bildet den Gegensatz gegen das Capituliren mit der Welt. Man soll dem Vorbilde Noahs folgen, der bis zu Ende, da in der Sündfluth Gott zum Gerichte kam, ein gerechter Mann war und blieb und mitten unter seinen verderbten Zeitgenossen ohne Wandel mit Gott wandelte, der allein die Kraft gewähren kann, gegen den Zeitgeist Stand zu halten; man soll, das verlangt der Herr, der Zeit gar „keine Rechnung" tragen. Der Welt Concessionen machen, ist augenblicklich sehr bequem, aber am Ende kommt die Gefahr, man hat dann keinen versöhnten Gott und keinen gnädigen Heiland.

Ein erfreuliches Zeichen in Matth. 24. „Inmitten der großen Kriege und großen Schrecken, die alle Welt bedecken, der Gesetzlosigkeit und der daraus hervorgehenden Anfeindungen, des Erkaltens der Liebe auch bei so vielen, die den Herrn erkannt haben, geht doch die Verkündigung der frohen Botschaft vom Reiche durch die

ganze Welt V. 14. Die Kraft zu dieser Verkündigung kann unter solchen Hindernissen nur von dem Oberhaupte dieses Reiches ausgehen. Wie Abraham den Befehl erhielt, das Land der Verheißung, das erst Jahrhunderte später in den Besitz des erwählten Geschlechts kommen sollte, der Länge und der Breite nach zu durchziehen und es also gleichsam ideal in Besitz zu nehmen, so hatte die christliche Kirche von Anfang an den Trieb in sich, die Grenzen ihres Gebietes auszumessen, das so weit reichen sollte, als die Erde reicht und keine Anfeindung der Juden konnte ihrem Missionstriebe eine Schranke setzen. Ihre vollkommenste Erfüllung aber wird die Verkündigung kurz vor dem jüngsten Tage im eigentlichsten Sinne erhalten. Daß wir uns diesem mit starken Schritten nähern, zeigt der Eifer, mit dem jetzt die Mission betrieben wird und der bis dahin beispiellose Umfang ihrer Thätigkeit. Es wird aber nicht auf die Bekehrung aller Völker zu warten sein." Zum Zeugniß soll das Evangelium allen Völkern verkündigt werden. Man muß sich aber hüten, Thatsachen, die nur zur Bekräftigung desjenigen dienen, was der Herr hier von dem freien Laufe der Verkündigung des Evangeliums sagt, anders zu deuten und etwa aus ihnen zu schließen, daß seine Zukunft zum Gericht noch ferne sei.

Vers 15. Der Gräuel der Verwüstung ist der Gräuel, welcher die Verwüstung zur unausbleiblichen Folge hat, da Gott sich nicht spotten läßt. Bei uns steht der Gräuel an heiliger Stätte, wenn selbst die Kanzel und der Altar nicht mehr unentweiht bleiben, wenn die Bildungsstätten der Diener der Kirche und die Versammlungen der Oberen davon ergriffen sind, wenn es Pastoren gestattet ist, Vereinen, wie dem Protestantenvereine beizutreten, deren Wesen eine grundsatzmäßige Verläugnung der Kirche und ihres Herrn ist. Die Flucht (V. 16—20) hat keine im gewöhnlichen Sinne praktische Bedeutung. Es wird vielmehr die Zerstörung als unabwendbar dargestellt, sobald erst die sittlichen Grundlagen derselben vorhanden sind und die Angelegentlichkeit, mit der der Heiland redet, hat die große Geneigtheit des alten Menschen auch bei den Jüngern Christi zur Voraussetzung, sich in dieser Beziehung Illusionen zu überlassen und an das Sichtbare gekettet zu bleiben. Es ist von großer Bedeutung hierin frei zu werden, damit der rechte Ernst in der Buße nicht fehle und man sich nicht an Untergeordnetes mit seinen Gedanken und Neigungen verliere.

V. 21 ff. Viele werden in den letzten Zeiten irre an dem Christus, der bis dahin in der Kirche gewaltet hat und an den von ihm gestifteten Heilsmitteln. Verführer schmücken einen neuen Christus aus und laden zu diesem neuen Christus ein und zu ihrer werthen Person, die diesen Christus producirt hat. Hinter dem Renanschen und Schenkelschen Christusbilde sind Renan und Schenkel selbst verborgen. Nicht in die Wüste, nicht in die Kammern, nicht in die obskuren Winkel! Viele erhitzen sich in ihrem Eifer für Union so, daß sie aus ihr einen neuen Winkelchristus machen. Andere schwärmen für Synoden und schreien: sieh, hier ist Christus. Andere wollen Herstellung des Episkopates und meinen, dadurch werde Christus in seiner Herrlichkeit gegenwärtig werden ohne zu bedenken, daß es in der Schrift an sicherem Anhalte für eine gottgesetzte Nothwendigkeit der reinen Episkopatverfassung fehlt.

V. 30. Das „Zeichen des Menschensohnes" ist seine Gegenwart selbst im Unterschiede von den bereits angegebenen andern Zeichen des „bevorstehenden Endes der Welt". Die Wolken des Himmels sind nach dem A. T. stets die Abschattung des Gerichtes. V. 36. Tag und Stunde weiß Niemand. Das ist für uns eine nachdrückliche Warnung, daß wir nicht darnach trachten, die engen Schranken des Wissens zu überschreiten, die uns für dies Leben gestellt sind. „Ganz verderblich wird der falsche Wissenstrieb, der nie vergessen sollte, daß durch ihn die ersten Eltern zu Fall gekommen sind, wenn er sich auf die Person unsers Herrn und Heilandes wirft und da begreifen will, wo es gilt anzubeten und die dargebotenen Kräfte der Erlösung und Heiligung sich anzueignen. Das Geheimniß der Gottseligkeit wird dadurch zerstört, nicht an sich, sondern für den, der sich solcher Anmaßung schuldig macht, sobald dies Wissen sein Ziel erreicht zu haben glaubt. Der Christus, bei dem alles klar und durchsichtig geworden, ist nicht Christus mehr. Es gehört recht eigentlich zum Wesen unsers Herrn, daß seine Erkenntniß über die menschlichen Kräfte hinaus geht, daß in Bezug auf ihn nach Zinzendorfs Ausdruck die gescheutesten Gedanken nur ein Skandal sind. Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist — dies Wort Hallers wird von allen besonnenen Naturforschern bis auf den heutigen Tag als tief wahr anerkannt. Und wir wollten uns unterfangen, denjenigen zu erkennen, durch den die Natur geworden ist! Die

Aerzte wissen nach 6000 Jahren noch nicht, was eigentlich eine Erkältung ist, die Naturforscher sind noch nicht so weit fortgeschritten, daß ihnen der Darwinsche Schwindel nicht imponirt hätte, sie können uns nichts irgend Sicheres über das Wesen der Sterne sagen; wer über die Meteorsteine Humboldts Kosmos liest, wird nicht klüger, als er vorher gewesen, über das Gewitter hat man nur sich widersprechende Meinungen und ein Theologe ist naiv genug, zu verheißen, daß er aus der Person unsers Herrn, hochgelobt in Ewigkeit, alles Geheimnißvolle beseitigen will! Heißt es nicht, sich der Verführung der alten Schlange hingeben und ihrem Worte: „ihr werdet sein wie Gott," lauschen, wenn man sich unterfängt, den im Fleische offenbar gewordenen Gott zu begreifen? Gleiches wird nur von Gleichem erkannt, das wußten schon die alten, heidnischen Philosophen."

Ein Ereigniß von Bedeutung im Jahre 1864 war es, daß die Darwinsche Theorie mehr und mehr Eingang fand. C. Vogt in den Vorlesungen über die Geschichte des Menschen, Gießen 1863 hat diese Theorie mit Deutlichkeit dargelegt: „die Darwinsche Lehre setzt den persönlichen Schöpfer und dessen zeitweilige Eingriffe in die Umgestaltung der Schöpfung und in die Schaffung der Arten ohne Weiteres vor die Thür, indem sie dem Wirken eines solchen Wesens auch nicht den geringsten Raum läßt. Sobald einmal der erste Anfangspunkt, der erste Organismus gegeben ist, so entwickelt sich aus diesem durch natürliche Zuchtwahl in fortgesetzter Weise die Schöpfung durch alle geologischen Zeitalter unseres Planeten hindurch, nach dem einfachen Gesetze der Vererbung. Auch der Mensch ist dann nicht ein Geschöpf in specieller Weise und verschieden von den übrigen Thieren gefertigt, mit einer ganz besondern Seele und einem von Gott eingeblasenen Odem versehen, sondern der Mensch ist dann nur das höchste Entwicklungsprodukt der fortgeschrittenen thierischen Zuchtwahl, hervorgegangen aus der zunächst unter ihm stehenden Gruppe der Affen."

Der Apostel redet von „Seelischen, die keinen Geist haben". Wie groß muß die Anzahl dieser Jammergestalten jetzt sein! Nur solche, die zu ihrer Zahl gehören, können sich zu einer Theorie bekennen, welche den Menschen zu einem reinen Naturwesen herabsetzt und als einen etwas veredelten Affen betrachtet. Wir sehen

da, wie die Erniedrigung Gottes der directe Weg zur Erniedrigung des Menschen ist. Der Mensch, der in seinem Hochmuthe keinen Gott über sich leiden will, sinkt bald zur Stufe des Thieres hinab. Nur im Zusammenhang mit Gott hat er seinen Adel, das wahre Leben seiner Seele.

Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze, auch zu einer gesunden und nüchternen Wissenschaft. Die von Gott und seinem Worte losgerissene Wissenschaft gewährt, so sehr sie sich auch blähen mag, keine Sicherheit vor den scheußlichsten und lächerlichsten Verirrungen, und wenn es ihr gelingt, von dem einen Schwindel frei zu werden, so verfällt sie in den andern. Nach Fabris Wort ist „alles, was in der Bibel steht, zu glauben, ein wahres Kinderspiel" gegen das, was der Materialismus seinen Anhängern zumuthet.

Renan fand bald zwei Genossen an Schenkel und an Dav. Strauß.[1]) Hengstenberg nennt des ersteren „Charakterbild Jesu" ein widriges Erzeugniß, auf welches einzugehen um so weniger nöthig sei, da es durch das „Leben Jesu für das deutsche Volk" von Dav. Strauß bald nach seinem Erscheinen vollständig überholt und antiquirt worden sei. Was Schenkel unter dem Einflusse seiner Vergangenheit und seiner Stellung verschleiert hatte, das wird hier enthüllt, was er angebahnt hatte, das wird hier zu Ende geführt. Das Schenkelsche Buch hat nach dem Erscheinen des Werkes von Strauß nur noch Bedeutung in Bezug auf die Berufsstellung des Verfassers. Die Frage nämlich, ob Schenkel nach dem Erscheinen seines Charakterbildes Jesu, durch das er nur sich selbst charakterisirt hat, noch geeignet sei zum Director eines evangelischen Predigerseminares, ist von ganz ähnlicher Art wie die: ob ein Wolf, mit oder ohne Schafskleider, sich zum Hirten eigne, oder ob es angemessen sei, ein Dutzend Ratten mit ins Bett zu nehmen. Ueber so einfache Fragen ist eine Discussion unnöthig. Das „Leben Jesu" von Strauß ist viel weniger gefährlich, wie manche gemeint haben. Kräftige Irrthümer, welche auch die Erwählten versuchen könnten, sind nicht darin. Der Irrthum tritt uns hier in seiner nacktesten Gestalt entgegen, wir haben die baare Gottlosigkeit vor uns. Strauß hat eine un-

[1]) Es ist das zweite, für „das deutsche Volk" berechnete Leben Jesu von D. Strauß. Leipzig 1864.

verkennbare Gabe in Aufdeckung aller Halbheiten und Winkelzüge; was er gegen Schleiermacher, Haase u. a. bemerkt, darin arbeitet er der Kirche in die Hände. Im Uebrigen reproducirt Strauß nur Altes in seinem Buche, er ist selbst alt und verdrießlich geworden und die eigene Langeweile blickt unverkennbar hindurch.

Die Ev. K.-Z. hatte seit Jahren manche treue Mitarbeiter unter dem jüngeren Geschlecht gefunden. E. Preuß, damals Oberlehrer in Berlin, stand längere Zeit Hengstenberg nahe und verfaßte unter Anderm eine Schrift an den Bischof Martin in Paderborn, worin er die literarische Zuverlässigkeit des Bischofs ins rechte Licht stellt; der Bischof führt das „bekannte" Wort Melanchthons an seine Mutter an: „protestantisch ist gut leben, aber katholisch ist gut sterben" (sic!), unbekümmert darum, daß ein römischer Schwindler von Profession, de Remond, die Mutter Melanchthons an dessen Sterbebett treten und von ihrem Sohne zum Bleiben bei der katholischen Religion ermahnt werden läßt, obwohl die Mutter bei Melanchthons Tode schon vor 30 Jahren gestorben war. Preuß entfernte sich später von Berlin in Folge böser Gerüchte, war zwei Jahre Professor am luth. Predigerseminar in St. Louis und trat „durch unverkennbare Führungen der allerseligsten Jungfrau" zur römischen Kirche über mittelst erneuerter Taufe. O. Kraus in Darmstadt lieferte manchen trefflichen Artikel wie „den standhaften Prinzen", G. Weber in Magdeburg schrieb „den Dom des heiligen Gral", Prof. Wuttke gab manche Beurtheilung theologischer Bücher.

Der Brief eines Landpastors[1]) sei unter vielen ein Zeugniß dafür, in welch weit- und tiefgehender Weise Hengstenberg durch seine Schriften und nicht zum mindesten durch die Ev. K.-Z. Segen und Frucht schaffte: „Ihr Vorwort von 1865 ist ein Wort, das Sie, wie so vieles Andere, nur unter besondrer Erleuchtung des heiligen Geistes geschrieben haben. Vor 37 Jahren kehrte ich aus Halle zurück, voll gepfropft von menschlicher Weisheit und lernte als Candidat zum ersten Male Ihre Kirchenzeitung kennen. Ich will Ihnen meine Sünde gestehen: ich habe sie mit Verachtung, Hohn und Spott unter die Füße geworfen. Aber es war doch ein Stachel in meinem Herzen zurückgeblieben. Des Herrn Wort,

---

[1]) Brief, 20. Jan. 1865.

durch Ihren Mund geredet, konnte ich nicht wieder los werden. Durch Sie angeregt, griff ich zur Schrift und später zu den Bekenntnißschriften unsrer theuren lutherischen Kirche. Gott führte mich weiter auf dem Heilswege, den ich nun in meiner 32jährigen kirchenamtlichen Stellung in glückseligem Frieden wandle. Meinem Gott und Heilande habe ich die zwiefache Sünde, die ich wider Ihn den Gottmenschen und wider Sie, den hochbegnadigten und begabten Lehrer in seinem Reiche, in der früheren Zeit meiner Finsterniß begangen, vielfach unter heißen Thränen abgebeten. Der Herr hat mir vergeben und ich bin auch Ihrer Vergebung gewiß. Mit vorzüglicher Hochachtung grüße ich Sie, und danke Ihnen nochmals herzinnig für das, was Sie durchs Wort des Herrn an meiner Seele gethan."

1866.

Der Prophet Jeremias. Betheiligung der Theologen an der Politik. Die Halben und die Ganzen von Strauß. Vortrag über den Jakobusbrief. Commentar über Matthäus.

„Wie deine Jugend sei dein Alter" — diesen Wunsch spricht Hengstenberg im Jahre 1866 für seine Arbeit und die Ev. K.-Z. aus. Es ist eine Jugendfrische und mehr noch, eine göttliche Kraft, mit welcher er die große Gestalt des Propheten Jeremias darstellt. „Von den Zeiten Salomos an war es immer so fortgegangen, daß eine geheime abgrundmäßige Macht des Verderbens alles zu nichte gemacht hatte, was Gottes Treue und Gnade zum Heile seines Volkes gethan hatte. Nach jeder Reformation war der Abfall mit verstärkter Gewalt aus den dunklen Tiefen des Volkslebens hervorgebrochen." Das Maaß des Gerichtes war endlich in dieser Zeit voll geworden." So zeigte sich auch 1866 in den innern Verhältnissen eine auflösende Macht, weit schlimmer als die der alten Chaldäer, welche, wenn anders keine gründliche Buße erfolgt, nicht ruht, bis sie weder Wurzel noch Zweig übrig gelassen hat. In jener Zeit trat Jeremias auf; der Name des Propheten bezeichnet seine ganze Stellung. Er bedeutet: „der Herr wirft nieder." Wer diesen Namen trug, war dadurch dem seine Feinde

mit gewaltiger Hand niederwerfenden Gott geweiht. Die Mission des Jeremias bestand darin, eine große Weltkatastrophe anzukündigen, der Herold einer großen Abrechnung zu sein, welche Gott zunächst mit seinem Volke, dann aber auch mit allen umwohnenden Nationen bis tief in Asien hinein, dem ganzen damaligen Weltkreise halten wollte. Die Mission des Jeremias ist verschieden von derjenigen des Jesajas. Der beiderseitige Name drückt diese Verschiedenheit aus; Jesajas bedeutet: „das Heil des Herrn." Auch Jesajas straft, wie die kräftige Predigt der Buße ein unerläßliches Merkmal jedes wahren Dieners des Herrn ist. Aber in der Zeit des Jesajas war noch viel Erweckung, viel lebendige Frömmigkeit unter dem Volke vorhanden, dessen Wege sich noch nicht mit Entschiedenheit dem Abgrunde zugewandt hatten. Es wird die herrliche Zukunft des Volkes Gottes in Aussicht gestellt als eine Stärkung gegen die einbrechende Versuchung des Heidenthums. Auch Jeremias verkündet eine Zukunft voll Licht und Heil; wer nur droht, ist ebenso wenig ein wahrer Knecht des Herrn, als derjenige, der Evangelium ohne Gesetz verkündigt. Aber der Unterschied des Jeremias von Jesaja tritt darin zu Tage, daß bei Jeremias die Drohung überall im Vordergrunde steht. Kein Erbarmen mehr ohne vorhergegangene unerbittliche Strafe. Keine Vergebung mehr — es ist vorbei mit dem Reiche, dem Priesterthum, dem Tempel. Jeder Bau ist eine werdende Ruine, alles Lebendige eine Leiche. „Und wenn gleich Mose und Daniel vor mir stünden — spricht der Herr Cap. 15 — so habe ich doch kein Herz zu diesem Volke, treibe sie weg von meinem Angesichte und sie mögen gehen." Wohin? Wer dem Tode bestimmt ist, zum Tode, wer dem Schwerte, zum Schwerte, wer dem Hunger, zum Hunger, wer der Gefangenschaft, zur Gefangenschaft. Eine eiserne Säule, eine eherne Mauer soll der Prophet sein wider das ganze Land, die Könige von Juda, seine Priester und das Volk. „Erschrick nicht vor ihnen, damit ich dich nicht erschrecke durch sie." Gott hat den Propheten zu dem gemacht, wozu er ihn berufen — er hielt eine lange Reihe von Jahren die Angriffe der bethörten Menge aus und widerstand der „öffentlichen Meinung", diesem gewaltigen Strome, der alles mit sich fortreißt, was nicht fest in Gott gegründet ist. Jeremias hat unter fünf Königen geweissaget, von denen nur Josias den Herrn fürchtete; „vor ihm ist seines gleichen

kein König gewesen und nach ihm kam kein andrer auf". Die übrigen vier Könige waren Könige nach dem Herzen des gottlosen Volkes und Jeremias stand noch aufrecht, als alle diese vier Könige schon einer nach dem andern den tödtlichen Sprung hatten machen müssen. Keine Vergebung mehr, weil keine gründliche Buße ohne exemplarische Strafe mehr möglich und weil Gottes Güte nicht mehr ausreicht, zur Buße zu leiten. Fruchtlosigkeit bei der Masse schließt aber nicht aus, daß innerhalb der Masse eine kleine Heerde vorhanden ist, die als ein Brand aus dem Feuer gerettet wird.

Das herrschende Verderben zu des Jeremias Zeit war Götzendienst, Kap. 2, 13. Man verließ die lebendige Quelle und ließ es sich im übrigen recht sauer werden, wenn man nur des Herrn nicht zu achten brauchte. Gott und Götzen, welch ein Gegensatz! „Die charakteristische Eigenthümlichkeit unsrer Tage ist die, daß in reißender Schnelligkeit das Götzenthum sich mehr und mehr vereinfacht und trotz aller gepriesenen Fortschritte der Cultur und Civilisation eine immer rohere Gestalt annimmt. Schiller und Goethe, Kant und Hegel, das sind jetzt verblichene Gestalten." Man setzt ihnen Denkmäler, feiert ihnen Feste, aber das Herz des Volkes ist anderswo. Mammon und Bauch treten mehr und mehr als die einzigen Götzen in den Vordergrund. Der wahre Fichte, Schiller, Uhland, Winkelried u. s. w. ist der Reben- und Gerstensaft. Der freisinnige, nach Amerika ausgewanderte Dülon schrieb ein Buch „aus Amerika", in dem er sagt: „Das Atheos ist zum Dogma, die Bierhalle zur Kirche geworden. Ideen, welche Ideen? Was kümmern uns Ideen? Wir sind praktische Menschen und wollen das Leben genießen. Und sie genießen das Leben. Sie arbeiten hart, um das Geld zum Lagerbier zu gewinnen. Im Lagerbier concentrirt sich ihr Streben, erschöpft sich ihr Denken, erfüllt sich ihr Lebensgenuß. Wir übertreiben nicht, wir sprechen nach, was das Leben mit tausend und abertausend Zungen jedem zuruft, der Augen und Ohren hat. Die biersaufende Religionsverachtung ist gedankenlos, abgestumpft gegen die Forderung wahrer Freiheit, der Moloch, dem schöne Kräfte ohne Maaß und Zahl als bejammernswerthe Opfer fallen." Das ist das Ziel, dem auch wir im Mutterlande mit Riesenschritten entgegengehn. Die Zeit der schönen Götzen ist vorüber.

„Der Storch am Himmel (Cap. 8, 7) kennt seine Fristen

und Turteltaube und Schwalbe und Kranich halten die Zeit ihres Kommens und mein Volk kennt nicht das Recht des Herrn." Die unvernünftigen Thiere sind klüger, als der nach Gottes Bilde geschaffene Mensch. Wo aber die ewigen Ordnungen Gottes nicht mehr das Leben beherrschen, wo an ihre Stelle das Gesetz in den Gliedern tritt, wo die Lüste des verderbten Herzens die gebietende Macht über das Leben werden, da muß völlige Zerrüttung eintreten. Beim Wachsen der Vergehen müssen auch die Strafen wachsen. Der Löwe, der Wolf, der Pardel kommen in ihrer Eigenschaft als wilde, reißende, blutdürstige Thiere in Betracht und repräsentiren die verthierte Weltmacht — damals Chaldäa —, aber die Thiere können auch, wie in der französischen Revolution aus dem eigenen Volksleben herauskommen. Es ist billig, daß das Verthierte auch gewürgt und gefressen wird nach dem Worte Jesaj. 56, 9: alle Thiere des Feldes (die wilden Thiere) kommt, um zu fressen alle Thiere im Walde. Nach dem frommen Könige Josias regierte Jojakim; er war ein Anführer im Bösen und war gewiß schon in der letzten Zeit des Josias die Hoffnung und der Stützpunkt der gottlosen Partei gewesen. Die Geschichte weiß nicht das Geringste Gute von ihm zu berichten, wohl aber viel Böses, Cap. 22, 17 ff. Er soll wie ein Esel begraben werden; das hat zur Voraussetzung, daß er wie ein Esel gelebt hatte, der seinen Blick nimmer zum Himmel erheben kann, der zufrieden ist, wenn er nur die Disteln irdischer Genüsse hat.

Jeremias steht und bleibt unverändert in der lebendigen Ueberzeugung stehen, daß die Sünde der Leute Verderben ist und die Zukunft mit ihren Gerichten wird ihm zur Gegenwart — er hört in seiner Seele der Posaunen Hall und eine Feldschlacht, sieht die Berge beben und die Hügel vergehen und alle Vögel des Himmels entfliehen, Cap. 4. Es ist begreiflich, in welche Stellung er gerathen mußte, da er unter dem taumelnden, von Glückshoffnungen erfüllten Volke seine Unglücksrufe erschallen ließ. Ein Feind des Volkes und des Vaterlandes mußte er heißen. Jeremias empfindet lebhaft seine Situation und in poetischer Form verwünscht er den Tag seiner Geburt, wobei nicht zu übersehen, daß der Ausdruck triumphirender Freude vorangeht. Das ist mein Trost, spricht er, wenn ich nicht vertraute, die Güte des Herrn zu schauen im Lande der Lebendigen, so wäre ich der Elendeste unter

den Menschen. Von hier aus fällt Licht in das nächtliche Dunkel seiner Klage. Vergl. 1 Cor. 4, 9. 11. Auch seine Brüder, seines Vaters Haus (12, 6), alle (15, 10) fluchen ihm. Nach des frommen Josias Tode stehen alle geistlichen und weltlichen Autoritäten wider ihn 18, 18; sie greifen ihn, um ihn zu tödten 26, 7 ff. Der Prophet ist kein Stoiker und empfindet ein tiefes Weh über die Gottlosigkeit seines Volkes. Wer sich in seine Lage versenkt, kann begreifen, daß es durch die Seele des Propheten, der dies nicht verschweigt, wie ein Wunsch geht, lieber nicht geboren zu sein. Ganz besonderes Herzeleid machten dem Propheten Gottes die falschen Propheten, welche den gräulichen Abfall des Volkes in einen löblichen „Fortschritt" verwandelten und Heil ohne Buße verkündigten. Diese predigten und predigen das Gefühl ihres Herzens, haßten den lebendigen Propheten, womit sich wohl verträgt, daß man die Gräber der gestorbenen Propheten schmückt.

Ueber die Betheiligung der Theologen an der Politik wurde zwischen dem D. Kliefoth und der Erlanger theolog. Facultät ein Streit geführt.[1]) Eröffnet wurde der Streit durch Kliefoths Schrift: zwei polit. Theologen Dr. Schenkel und Dr. v. Hofmann. 1864. Kliefoth tritt gegen die Betheiligung der Theologen an der Politik auf. Die Erlanger Fakultät tritt in ihrer „Offenen Erklärung der Erlanger Professoren Thomasius, Delitzsch, Harnack, Schmid und Frank" für die Betheiligung ein und v. Hofmann seine Vertheidigung selbst überlassend vertheidigten sich die Genannten gegen den Vorwurf Kliefoths wegen ihrer Betheiligung an dem Schleswig-Holsteinschen Verein. Hengstenberg bestreitet nicht, daß auch der Theologe auf dem Gebiete des Staates seine Bürgerpflicht zu erfüllen habe. Das sei aber etwas Anderes als Agitation und Theilnahme an politischen Vereinen. Im übrigen steht er in principieller Hinsicht auf Kliefoths Seite gegen die Betheiligung der Theologen an der Politik. Aus folgenden Gründen: 1. weil Luc. 9, 59—62 der Herr für den Dienst an seinem Reiche ungetheilte Herzen und Interessen verlangt. In gewöhnlichen Zeiten — „außergewöhnliche Situationen, wie die des Jahres 1848, können vielleicht Ausnahmen begründen" — solle ein Professor der Theologie seinen Hörsaal nicht verlassen, um Monate lang Politik

[1]) E. K. Zeit. 1866. S. 36.

in der Hauptstadt zu treiben; 2. in der Politik ist alles im Flusse, die Strömungeu wechseln, der Theologe thut nicht wohl, mit Begeisterung in solche vergängliche Dinge einzutreten. 3. Die Betheiligung der Theologen an der Politik führt die Gefahr der Veruneinigung derer mit sich, die durch höhere Bande vereinigt sind. „Ist es nicht eine Schmach, wenn um des Erbprinzen von Augustenburg willen diejenigen sich trennen, welche Jesus Christus geeinigt hat?“ 4. Die Gefahr der ungehörigen Vermischung von Christenthum und Politik liegt zu nahe.

Man kann diese Gründe gegen die Betheiligung der Theologen an der Politik voll anerkennen und kann doch, wie es eine Nothwehr gibt, in „außergewöhnlichen Zeiten“, wo es sich um die Erhaltung der Autorität der Obrigkeit, um Freiheit der evangelischen Kirche von der Bevormundung der Parlamente, um den christlich-confessionellen Charakter der Schule und andere große Dinge handelt, gezwungen sein, auf das christliche Volk auch in politischer Hinsicht einzuwirken. Immerhin keine angenehme Pflicht für den Theologen, aber doch eben Pflicht.

David Strauß gab 1865 eine kleine Schrift heraus: die Halben und die Ganzen, eine Streitschrift gegen die DD. Schenkel und Hengstenberg. „Der Titel ist eitel Reclame, die Absicht der Schrift ist, den Dr. Schenkel in der öffentlichen Meinung zu vernichten und nebenbei die ganze Richtung, der er angehört, zu verdächtigen.“ Hengstenberg sagt, diese Inhaltsangabe, wie sie sich in der protestant. Kirchenzeitung findet, sei ganz richtig. Strauß sagt: „mein Beruf geht gegen die Falschmünzerei“ und weist nach, Schenkels Charakterbild Jesu sei ein verschwommenes, achselträgerisch verwickelndes, charakterloses Buch. Während aber Hengstenberg das „Leben Jesu“ von Strauß ausführlich und energisch im Jahre 1865 bekämpft hat, geht Strauß auf diese Kritik gar nicht ein und berührt nur Nebensächliches. Hengstenberg hatte kräftige Abwehr erwartet und daß diese nicht erfolgt, erklärt er sich daraus, daß Strauß bei Schenkel im Bewußtsein des vollen Rechtes gewesen sei und es für eine gute Sache gehalten habe, ihm die Maske abzureißen, während Strauß gegenüber Hengstenberg seine Zuversicht verloren und vielleicht den Gedanken gehabt habe: wer weiß, ob nicht auf jener Seite doch die Wahrheit ist.

Ein Vortrag Hengstenbergs über den „Brief des Jakobus“ ist in der Ev. K.-Z. abgedruckt.[1]) Der Verfasser des Briefes nennt sich selbst „Jakobus, ein Knecht Gottes und des Herrn Jesu Christi“, welcher an „die zwölf Stämme in der Zerstreuung“ d. i. an die ganze Christenheit außerhalb Palästinas seinen Brief richtet. Nur die Apostel waren über das Ganze der Kirche gesetzt und der hier in Frage kommende Apostel kann nur, da der Apostel Jakobus der Sohn des Zebedäus, ein Bruder des Johannes nach Apg. 12 schon früh den Märtyrertod erlitten hat, der Apostel Jakobus der Sohn des Alphäus sein, welcher ein Bruder d. i. naher Verwandter des Herrn heißt. Die Anfechtungen in Cap. 1, 12 sind in Verbindung mit den Reichen in 2, 6. 7 zu verstehen. Die Gewalt übenden Reichen, welche vor Gericht ziehen, können nur heidnische Zwingherrn sein. Die Schilderung der in 5, 1—7 über die Reichen angekündigten Katastrophe ist auf den Untergang Roms zu beziehen. Das Himmelreich im Propheten Daniel zermalmt die Weltreiche, auch das vierte, das römische. Die Verhältnisse der Bedrängniß von außen waren dazu angethan, um eindringende jüdische und heidnische Irrthümer aufkommen zu lassen. Die aus dem Judenthum eindringenden Gefahren abzuwenden war die große Mission des Apostels Paulus, welche durch die Großthat Gottes, die Zerstörung Jerusalems, kräftig unterstützt wurde, in welcher mit dem Judenthum auch der Judaismus zu Boden geworfen wurde. Mit den Anfängen der zweiten großen, aus dem Heidenthum kommenden Versuchung hatte auch Paulus schon mannigfach zu kämpfen; er sagt in 2 Theff. 2 den „Abfall“ voraus: „es ist schon wirksam das Geheimniß der Gesetzlosigkeit, ohne daß der es jetzt aufhält, muß hinweggethan werden. Und alsdann wird der Gesetzlose geoffenbart werden, welchen der Herr Jesus umbringen wird mit dem Geiste seines Mundes.“ Der heidenchristliche Irrthum mußte aufkommen, die „Verfolgung“ um des Wortes willen im Gleichniß von dem viererlei Acker konnte nicht zurückbleiben. Da suchte, wer nicht fest in Gott gegründet war, Vermittlung mit der Welt und dem aufkommenden Zeitgeiste. Eine solche liberale Vermittlungstheologie hatte, da Jakobus schrieb, bereits ein weites und breites Terrain gewonnen. Die Ehebrecher

[1]) Ev. K.-Z. 1866. S. 1089 ff.



in Cap. 4, 4 sind Seelen, die dem Herrn die gelobte Treue brechen. Die praktische Wurzel dieser Theologie ist die Liebe zur Welt. Zur Bezeichnung dieser ehebrecherischen Vermittlungstheologen hat der Apostel Jakobus ein eignes sehr bezeichnendes Wort gebildet, das sich sonst nirgend findet. Es ist das Wort δίψυχος d. h. Menschen von zwei Seelen. Luther übersetzt Zweifler Cap. 1, 8 und Wankelmüthige 4, 8. Die eine Seele der Zweiseeligen ist zu Gott, die andere zur Welt gerichtet. Der Zweiseelige ist unberechenbar, folgt bald der einen, bald der andern Seele; er rafft sich auf und bekennt sich zum Herrn, aber man kann gewiß darauf rechnen, daß er nächstens wieder einen recht eclatanten Schritt thun wird, um die Welt zufrieden zu stellen. Mit der Welt nicht zu zerfallen ist für den Dualisten fester Lebensgrundsatz, der einzige Punkt, auf dem er Charakter hat. Diese Menschen von zwei Seelen hatten als solche den Trieb, das eigentlich sie bestimmende weltliche Interesse zu verdecken, dessen sie sich im tiefsten Grunde selbst schämten; sie hüllten sich in den Mantel des höheren Wissens und wenn das dissolute Heidenthum an dem christlichen Lebensernst Anstoß nahm, so lehrte die zweiseelige Vermittlungstheologie auf das ernste Christenthum als auf einen überwundenen Standpunkt herabsehen, und um jenen Anstoß zu beseitigen, mißbrauchte sie die paulinische Lehre von der Gerechtigkeit aus dem Glauben und von der Freiheit vom Gesetze. „Im Gegensatze gegen diese Verkehrung eifert der Apostel Jakobus mit göttlichem Eifer gegen diejenigen, welche einen werklosen Glauben anpreisen und die Freiheit zum Deckel der Bosheit machen, er verlangt, geradeso wie der Herr in der Bergpredigt, Erfüllung des ganzen Gesetzes (2, 10), er bezeichnet die Fürsorge für die Elenden als wahrhaftigen Gottesdienst, er weist im Gegensatze gegen die einreißende hochmüthige Lieblosigkeit der Gnostiker oder Wissensmänner auf das königliche Gesetz der Liebe, Cap. 2, 8.“

Wenn der Apostel Jakobus sich in der gegebenen Lage der armen und gedrückten Judenchristen annimmt, so wäre es völlig verkehrt, daraus den Schluß zu ziehen, daß der Apostel einen beschränkten judenchristlichen Standpunkt einnehme; sein Brief ist nicht an Juden, sondern an Christen geschrieben, es sind christliche Gemeineverhältnisse, die er im Auge hat, innerchristliche Irrthümer, die er bekämpft. Wahr ist nur, daß damals die Judenchristen im

Ganzen die guten und treuen Elemente in der Christenheit waren. Im Uebrigen sind ihm die Christen die zwölf Stämme in der Zerstreuung. „Die allein legitime Fortsetzung Israels ist ihm die christliche Kirche.“ Schon Bengel sagt: „wir finden hier nichts von Abraham und Isaak“ (außer beiläufig in Cap. 2, 21, wo es galt, den Einwand der Gegner zu entkräften, die sich auf Abraham beriefen), „nichts von Jakob, von Mose, nichts von Judäa, Jerusalem, dem Tempel. Der ganze Brief fließt aus jenem christlichen Wesen.“

Es ist auch eine wissenschaftliche Verkehrtheit, wenn man aus dem Briefe einen „Lehrbegriff des Jakobus“ gewinnen oder gar den Mangel eines centralen Princips in ihm finden will; der Brief des Jakobus trägt einen durchaus einseitigen, gelegenheitlichen Charakter. Der einseitige Charakter erhellt schon aus dem, was sich in dem Briefe an christologischen Momenten findet. Das sind nur wenige Andeutungen, welche aber dem Kundigen beweisen, daß Jakobus in die Höhen und Tiefen des Gegenstandes völlig eingedrungen ist. Nennt er sich im Eingange den Knecht Gottes und des Herrn Jesu Christi, so hebt er den Herrn Jesum Christum unbedingt über die menschliche Sphäre hinaus, indem er ihn Gott beiordnet und sich selbst ihm in gleicher Weise wie Gott unterordnet, dem man schon nach dem Gesetz Mosis alleine dienen soll. 2, 1 heißt er der Herr der Herrlichkeit. In seinem Namen haben schon die Propheten des Alten Bundes geredet 5, 10. Sapienti sat! Wenn Jakobus solche Erkenntniß Christi in keiner Weise entfaltet, so liegt das darin, daß er nicht einen allgemeinen Lehrzweck verfolgt, sondern von der erörterten ganz bestimmten Veranlassung ausgehend nur solches darreicht, was für diese specielle Veranlassung geeignet ist. Er schreibt an Gemeinen, in denen das Christenthum längst gegründet ist, in denen Paulus Jahre lang durch mündliche und schriftliche Unterweisung gewirkt hat. Auf paulinische Briefe finden sich nicht undeutliche Hinweisungen. Vgl. Jak. 1, 2. 3 mit Röm. 5, 3; Jak. 1, 25; 2, 12 mit Gal. 4, 5; Jak. 1, 22 mit Röm. 2, 13.

Hengstenberg ist wegen seiner Arbeit über den Jakobusbrief vielfach angegriffen worden, als habe er der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben Abbruch gethan. Das ist so wenig der Fall, daß er diese Lehre an vielen Stellen seiner Arbeit auf

das Bestimmteste anerkennt. „Es ist keine Frage, wenn Paulus oder Jakobus über Bord geworfen werden soll, so müssen wir auf die Seite des Paulus treten.“ [1]) Aber Hengstenberg denkt nicht daran, weder Paulus noch Jakobus zu verwerfen, sondern sucht auch dem Briefe des Jakobus die volle kanonische Autorität zu sichern, ja die im Jakobusbriefe gegebene Lehre als eine auch nach den paulinischen Briefen begründete und unter gewissen Umständen nothwendige Lehre darzustellen. Und darin steht ihm ein Mann wie D. Bengel zur Seite, der zu Jak. 2, 24 sagt: „Die Schrift hat in dieser Stelle die entarteten Schüler Luthers gekennzeichnet, welche den Glauben allein, nicht den paulinischen, sondern den von den Werken entblößten als Fahne aushängen.“ Hengstenbergs Arbeit über den Jakobusbrief bleibt eine sehr verdienstvolle und lehrreiche; es kann keine Frage sein, daß nur ein blödes Auge ihn ihretwegen einer Verleugnung des evangelischen Glaubens beschuldigen kann. Wahr ist nur, daß die Vereinigung von Paulus und Jakobus eine schwierige, zarte Sache ist und die Darstellung nicht leicht war, so daß, wer die Absicht hat, Hengstenberg in Anklagezustand zu versetzen, einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Sätze herausfinden kann, während die Tendenz des Ganzen ist, den Einklang des Jakobus mit Paulus darzulegen und die von Jakobus verfolgte Absicht, dem Mißbrauch der paulinischen Lehre entgegenzutreten, zu rechtfertigen.

Heben wir noch Einiges, um dies zu erhärten, heraus, was Hengstenberg zu der in dieser Hinsicht eigentlich klassischen Stelle Jak. 2, 14—26 sagt: „Daß Jakobus den Glauben sehr hoch stellen muß, das geht schon aus den Stellen hervor, welche die Erkenntniß der vollen Gottheit Christi aussprechen, 1, 2; 2, 1. Falsches Vertrauen auf die Werke im Gegensatze gegen den Glauben geht gewöhnlich mit der Herabsetzung Christi Hand in Hand. Wenn Christus der vollen Gottheit theilhaftig ist, so wird er auch in dem Werke der Rechtfertigung seine Ehre keinem Andern geben. Ist er in Wahrheit Gottes eingeborner Sohn, so wird er auch allein es sein, der uns armen Sündern den Weg zur Kindschaft eröffnet; ist er vom Himmel herabgekommen auf die arme Erde, so wird er auch allein den Weg zum Himmel eröffnen. Es ist das Heil uns kommen her aus Gnad und lauter Güte — das ist die einfache

[1]) Ev. K.-Z. 1866. S. 1128.

Folge davon, daß Christus der Herr der Herrlichkeit ist. Als solcher kann er nimmer den armen Menschen als Concurrenten in dem Werke der Rechtfertigung zulassen. Das wäre nicht anders als wenn man ein edles Roß und einen Floh zusammenspannen wollte, wie David sich im Blick auf seine Niedrigkeit nennt." Des Glaubens thut gerade Jakobus so oft Erwähnung 1, 2; nach 1, 5. 6 soll man im Glauben bitten — der Glaube ist danach das Mittel der Theilnahme an den göttlichen Gütern; 2, 1 ist der Glaube an den Herrn der Herrlichkeit der Kern und das Wesen des Christenthums. Christus kann nimmer eine Winkelstellung einnehmen, muß unbedingt dominirend sein und so hoch Christus ist, muß auch der Glaube an ihn erhaben sein, denn der Glaube ist nichts anderes als der Zusammenschluß mit ihm. Das Gebet des Glaubens hilft dem Kranken 5, 15. Das Gesetz ist nach 1, 25; 2, 12 für den Christen ein Gesetz der Freiheit, tritt ihm nicht, wie dem Juden als äußerer Buchstabe entgegen. Wodurch könnte diese Christenstellung zum Gesetze anders möglich sein als durch den Glauben?

Paulus hat mit solchen zu kämpfen, welche neben dem Glauben den Werken eine selbstständige Bedeutung in der Rechtfertigung des Menschen zulegen wollten. Aber bei Jakobus und seinen Gegnern handelt es sich nicht wie bei Paulus und seinen Gegnern um die Werke als selbstständigen Faktor der Rechtfertigung, sondern um die Werke theils als die nothwendige Bewährung des Glaubens, theils als das nothwendige Förderungsmittel desselben.

„Daß die Sache sich so verhält, daß die Werke, die Jakobus verlangt, nur diejenigen sind, in denen sich der Glaube bethätigt und zu vollkommener Durchbildung gelangt, so daß die rechtfertigende Kraft, die Jakobus ihnen beilegt, in Wahrheit auf den Glauben zurückgeht, im Einklange mit Paulus, der ausdrücklich nur die Werke des Gesetzes ausschließt — daß der Glaube allein sich auch bei Jakobus als rechtfertigend darstellt, das erhellt aus den einleuchtendsten Gründen. Wenn er vom Glauben redet, der nicht Werke hat 2, 17, so verlangt er offenbar nicht Werke neben dem Glauben, sondern einen Glauben, der sich in Werken bethätigt, wie könnte sonst der Glaube die Werke haben? Bei Abraham sagt er ausdrücklich 2, 22, der Glaube habe sich in den Werken bethätigt. Und wenn er sagt, Abraham sei aus den Werken ge-

rechtfertigt worden und darin eine Erfüllung des alttestamentlichen Wortes findet: Abraham glaubte Gott und es wurde ihm zur Gerechtigkeit gerechnet, so konnte er so nur reden, wenn in jenem Werke Abrahams der Glaube verborgen war und seine Seele bildete. Auch V. 24 stellt der Apostel nicht etwa den von de Wette und Kahnis ihm untergelegten Satz auf: der Mensch wird durch den Glauben und die Werke gerechtfertigt, „was eine bornirte und verdammliche Irrlehre wäre", sondern: der Mensch wird durch die Werke gerechtfertigt, nicht durch den Glauben allein, den ohne Werke bleibenden Glauben, der für die Rechtfertigung gar keine Bedeutung hat, selbst ein wesenloser Schein kein wahrhaftiges Gut gewinnen kann.

Es paßt auf den paulinischen Glauben in keiner Weise, was der Apostel von dem von ihm bekämpften Glauben aussagt. Niemand wird von dem paulinischen Glauben sagen, daß er ein todter Glaube d. h. gar kein Glaube sei. Niemand wird auf den paulinischen Glauben Jak. 2, 15. 16 von der bloßen Scheinliebe anwenden. Niemand wird den paulinischen Glauben mit dem Glauben der Teufel (2, 19) vergleichen, von dem eigentlich gar keine Rede sein kann, da dem Glauben das Vertrauen und die sehnliche Bewegung des Herzens zu Gott zu wesentlich ist. Vom Glauben der Teufel redet der Apostel nur, indem er den absurden Begriff des Glaubens von den Gegnern entlehnt. Auch die Teufel glauben, das ist soviel als: auch die Teufel haben das, was ihr thörichter Weise Glauben nennt, dies rein theoretische als wahr Erkennen auf dem Gebiete der himmlischen Dinge.

In Summa: Nicht gegen den geliebten Paulus tritt der Apostel Jakobus auf. Stier sagt mit Recht: „Paulus will Werke haben am Schlusse aller seiner Episteln, wenn er vorher vom Glauben geredet hat." Und Hengstenberg: „Der Glaube allein rechtfertigt, sola fide bleibt ewig die Losung", den römischen Spottnamen Solifidisten, Glaubensalleiner betrachten wir als einen Ehrennamen, es ist ganz falsch, eine doppelte Rechtfertigung zu lehren, eine erste durch den Glauben, eine zweite durch die Werke, aber der rechtfertigende Glaube hat verschiedene Stufen und ehe er zu seiner letzten Vollendung gelangt, muß er durch die Werke hindurchgegangen sein.

Man kann im Vergleich mit dem paulinischen Reichthum wohl die Auseinandersetzung des Jakobus in Bezug auf den Glauben

ärmlich finden. Aber seinem Zwecke ist Jakobus trefflich nachgekommen; er will nur einen verderblichen Mißbrauch der paulinischen Lehre zurückweisen und diesen Zweck hat er meisterlich und zum Segen für die Kirche aller Jahrhunderte erreicht. Bengels Wort, zu dem Hengstenberg sich voll und ganz bekennt, bleibt ewig wahr: „Mit der höchsten Ehrfurcht und Einfalt, und ohne Abneigung und Verdrehung der Worte müssen wir die Lehre beider (des Paulus und Jakobus) als apostolisch, von Christus und seinem Geiste ausgegangen, aufnehmen. Denn beide haben sowohl wahr als geschickt geschrieben, jeder in seiner Weise, wie sie denn auch mit einer andern Art von Leuten zu thun hatten. Demgemäß hatte unter andern Umständen Jakobus selbst die Sache des Glaubens geführt Apostg. 15, 13—21 und Paulus selbst hatte später die Werke kräftig betont, besonders in den Briefen, die in der letzten Zeit geschrieben wurden, da die Leute schon die Lehre vom Glauben mißbrauchten."

Aber Hengstenberg hatte einen sehr faulen Punkt, nämlich die Theologie der Zweiseeligen berührt und bloß gelegt und hatte ohnehin viele Widersacher. So geschah es, daß man ihn beschuldigte, er habe die evangelische Lehre von der Rechtfertigung in seiner Arbeit über den Brief des Jakobus aufgegeben, obwohl er sich allezeit und in der in Rede stehenden Arbeit auf das unzweideutigste zur sola fide bekannt hat.

Es ist erfreulich und erquickend zu lesen, wie das Verhältniß Hengstenbergs zu alten Freunden und Mitarbeitern auch in Fällen von Meinungsverschiedenheit und verschiedener Ansicht über einzelne Fragen ein ungestörtes blieb. Wenn Tholuck in einem solchen Falle schreibt: „daß übrigens die Bande, die mich an dich binden, inniger sind, als daß sie hätten irgend verletzt werden können, wirst du bei mir voraussetzen, möchte ich dasselbe nur auch bei dir voraussetzen können" und wenn Vilmar in einem andern Falle, in welchem er eine aus einem Buche in die Ev. K.-Z. übernommene Mittheilung über hessische Verhältnisse bestreitet, versichert, daß durch diesen Vorfall seiner Verehrung für Hengstenberg kein Eintrag gethan werde, so war es Hengstenberg eine große Freude, beiden Männern die alte ungetheilte Liebe und Freundschaft zu bewahren.

Ein noch lebender Professor der Theologie schreibt an Hengstenberg:[1]) „Schon vor Jahren sprachen Sie den Gedanken aus, daß Sie einen Commentar zum Matthäus schreiben möchten. Die vielen sich hierauf beziehenden Aufsätze der Ev. K.-Z. haben nun in mir die Besorgniß erregt, daß sie dieselben an die Stelle jenes Commentars treten lassen wollen. Da wollte ich Sie recht sehr bitten, doch ja und möglichst bald uns außer ihnen auch eine vollständige Erklärung zu schenken. Was mich zu dieser Bitte an Sie bestimmt, ist namentlich Folgendes: einmal haben wir keinen irgend genießbaren Commentar, der jener eckelhaften Zerstücklung und Zersetzung des ersten Evangeliums, wie sie heute an der Mode ist, irgendwie die Wage hält, kein Buch, in das man sich bei aller wissenschaftlichen Arbeit zugleich andächtig vertiefen kann. Gerade von Ihnen aber diese Arbeit zu wünschen, bestimmt mich nicht nur der Umstand, daß Matthäus nur aus dem A. Test. zu erklären ist, sondern auch, daß die niedere Geschichte Jesu, die Aufeinanderfolge seiner Thaten, die Lage, der Ort und dergl. nur erklärt werden kann auf Grund eines langen Lebens in diesen Dingen. Johannes gibt von dieser niederen Geschichte Jesu so wenig und doch hat Ihr Commentar über ihn uns so manche unschätzbare Aufschlüsse darüber gebracht, z. B. über die Familie des Lazarus, über die Lage von Ephraim 11, 54, den Weg von dort nach Bethanien u. s. w., namentlich über die Harmonistik der Leidensgeschichte." Der Briefschreiber wartet sehnsüchtig darauf, durch einen Commentar zum Matthäus Aufschluß durch Hengstenberg zu erhalten, welchem hierzu die Aufbietung aller Hülfsmittel zu Gebote stehe.

Der Krieg mit Oestreich war zu baldigem Ende geführt, die Annexion großer deutscher Gebiete war vollzogen. Die Erregung der Gemüther war hüben und drüben groß. Ein Pastor in der Provinz Sachsen an der Grenze Hannovers schreibt an Hengstenberg:[2]) „was werden Sie dazu sagen, daß drei hannoversche Pastoren, mit denen ich befreundet bin, zum Theil recht innig, ein Exegeticum mit mir vertagt haben, ohne allen andern Anlaß, bloß aus Mißstimmung über die politischen Ereignisse? und daß mehrere eben aus diesem Grunde nicht zu dem hiesigen Missionsfeste gekommen sind?" Der hannoversche Consist.-Rath

[1]) Brief, 18. October 1866.
[2]) Brief, 17. Oct. 1866.

Münchmeyer in Buer schreibt:[1]) „Recht verlangt hat mich, daß die Ev. K.-Z. sich aussprechen sollte über die schrecklichen Bewegungen dieser Tage, welche wie mit dem Finger auf Matth. 24, 6. 7 hindeuten. Ich konnte mir nicht denken, daß Sie an dem allgemeinen Rausch, der jetzt fast alle Preußen fortreißt, auch Theil nehmen sollten." Ludw. v. Gerlach:[2]) „Wenn Sie meiner gedenken, so gedenken Sie meiner als eines Ihrer fleißigsten Leser. Noch jetzt haben die Begebenheiten dieses Jahres mich veranlaßt, Ihre Apokalypse zum zweiten mal — ich kann sagen: durchzustudiren. Aber wo finde ich jemand zur Besprechung? Alles kalt." In einem Briefe vom Sylvesterabend 1866 beklagt Gerlach, daß der von vielen Geistlichen vertretene Annexionismus ein Haupthinderniß sei für das Bestreben, „mittelst Hannovers aus der wüsten Unionstreiberei herauszukommen."

In dem Nachfolgenden ist dargelegt, daß Hengstenberg es an einer Besprechung der Ereignisse von 1866 nicht hat fehlen lassen.

1867.

Matth. 25. Der Krieg von 1866. Oestreichs Verschuldung. Hengstenberg hart angeklagt. Der Aufsatz über die Sünderin Luc. 7.

In dem Kriegswesen 1866 entfaltete sich eine ganz außerordentliche Energie und Hengstenberg fragt: warum es auf dem geistlichen Gebiete nicht ebenso stehe, hier sich vielmehr so viel Feigheit, Schlaffheit und Lauheit finde? Es kommt darauf an, auch in dem Dienste des höchsten Königs männlich und stark, brennend im Geiste zu werden. Es war dieses Mal Matth. 25, welches im Vorwort zur Besprechung kam.

In Matth. 25 hat es der Herr nirgend mit der Welt zu thun, sondern mit denjenigen, welche durch die Apostel vertreten sind, mit denjenigen, in denen der Anfang des Glaubens vorhanden ist. In der menschlichen Natur steckt eine unendliche Fülle von Trägheit und sittlicher Schlaffheit und aus diesem Wesen entsteht den Gläubigen die Gefahr, sich gehen zu lassen, die Gnade

[1]) Brief, 28. Sept. 1866.
[2]) Brief, 26. Nov. 1866.

auf Muthwillen zu ziehen, statt sich durch sie züchtigen zu lassen. Der Herr begegnet aller Schlaffheit und Energielosigkeit der Gläubigen, da er denselben das Sammeln von Oel, das Handeln mit dem anvertrauten Pfunde, das Wirken in den Werken der Barmherzigkeit empfiehlt. „Je mehr wir auf uns selbst gewiesen werden, desto mehr werden wir an Christus herangedrängt." Und wer Gottes Willen thun will, kann nicht anders, als an Christus herantreten, um in ihm den Tod seiner Lüste und Leidenschaften zu finden, welche die Liebe ersticken.

In dem Gleichniß von den zehn Jungfrauen sind alle zehn eben Jungfrauen, die dem Lamme nachfolgen, wo es hingeht Offenb. 14, 4. Alle gehen dem Bräutigam entgegen, alle haben anfangs Oel, d. h. nach der Redeweise der hl. Schrift heiligen Geist; sie haben auch alle brennende Lampen. Mit der Zeit tritt aber der Unterschied zwischen den thörichten und klugen Jungfrauen hervor; die klugen schaffen sich einen größeren Vorrath von Oel an, die thörichten lassen sich an dem genügen, was sie von Anfang an haben. Wer Oel hat, muß danach ringen, daß er mehr Oel empfange, voll Geistes werde Eph. 5, 9. Unter dem Verzuge des Bräutigams entschlafen alle; der Schlaf der thörichten Jungfrauen ist ein unbedingter, während von den klugen Jungfrauen gilt: ich schlafe und mein Herz wacht Hohel. 5, 2.

Anders wie in gewöhnlichen Verhältnissen sind die Jungfrauen hier zugleich die Braut. Von einer von den Jungfrauen verschiedenen Braut kommt in dem ganzen Gleichniß keine Spur vor. Es wäre eine Willkür, eine von den Jungfrauen verschiedene Braut einzuschieben. Weil die vollendete Gemeinschaft mit dem Herrn dem Reiche der Herrlichkeit angehört, so erscheint das Leben der Kirche im Diesseits als Brautstand.

Das Oel, der Geist ist mittheilbar, wie der Geist Moses auf Josua, derjenige des Elias auf Elisa kam. Aber die Zeit, wo dieser Geist gegeben wird und empfangen werden soll, ist von den thörichten Jungfrauen versäumt.

Dem Gleichniß von den anvertrauten Pfunden in Matth. 25, 14 ff. ist das ähnliche Gleichniß in Luc. 19, 12 ff. verwandt; aber es sind bei aller Uebereinstimmung zwei Gleichnisse. Die beiden Gleichnisse weisen nicht bloß verschiedene Einzelheiten auf, sondern die Tendenz ist verschieden. Bei Lucas ist die

Tendenz, dem Irrthum entgegen zu treten, als ob mit dem Einzuge in Jerusalem das Reich der Herrlichkeit hereinbreche; vielmehr wird das Kreuzreich damit eingeleitet. Matthäus dagegen gibt nicht etwa eine Wiederholung des Gleichnisses in Lucas, sondern das Seitenstück zu demselben und hier soll das Gleichniß das Wort illustriren: wachet, denn ihr wisset nicht, zu welcher Stunde euer Herr kommt.

Darin stehen alle Knechte gleich, daß Christus jedem mehr oder wenig austheilt. Wie aber die Gaben benutzt werden, damit beginnt der Unterschied. Auch große Gaben haben Gefahren, nicht minder wie die geringen; bei großen Gaben ist man versucht, sich nach allen Seiten auszubreiten und während man an Breite gewinnt, an Tiefe zu verlieren. Große Gaben, wenn man nicht ohne Unterlaß wacht und betet, führen leicht in Selbstbespiegelung und Eitelkeit. Der Knecht mit dem einen Centner erweist sich als faul und böse. Es erscheint bei der nicht großen Gabe von einem Centner und bei der Gefahr, Fehler zu machen, welche mit jeder Thätigkeit verbunden sind, nicht so gefährlich, sich zurückzuziehen und den Centner zu vergraben. Aber dieses Nichtgebrauchen findet ein schweres Gericht bei dem Herrn; wer nicht gebraucht, ist als hätte er keine Gabe, die nur zum Gebrauch verliehen ist. Wer nicht hat, dem wird auch genommen, was er hat. Der Fluch des Nichtgebrauchs ist, daß die Gabe selbst abnimmt und nach und nach verschwindet.

Die Schilderung des Weltgerichtes Matth. 25, 31 ff. bildet den großartigen Schluß der Rede des Herrn. Es ist hier von einem Gerichte über die christliche Kirche die Rede. Daß es heißt: „es werden vor ihm versammelt werden alle Völker" spricht nicht gegen diese Beziehung. Denn das Gericht wird nach Matth. 24, 14 erst kommen, wenn das Evangelium vom Reiche auf der ganzen Welt verkündigt ist. Immerhin werden in jenem Worte Christi auch diejenigen mitbefaßt, die unter den Völkern dem Evangelium widerstrebt haben, wie auch Apg. 10, 42 Christus als der von Gott bestimmte Richter der Lebendigen und Todten erscheint. Indessen werden in der Ausführung der Schilderung des Weltgerichtes die Pfützen und Lachen (Ezech. 47, 11), welche sich ganz abgesperrt haben gegen die Wasser aus dem Heiligthum, außer Acht gelassen. Es werden hier nur die Glieder der christlichen

Kirche ins Auge gefaßt. Auch das spricht nicht gegen diese Auffassung, daß die Gerechten wie die Verfluchten es nicht zu wissen scheinen, daß sie in dem Verhalten gegen die Elenden der Pflicht gegen Christus genügt und nicht genügt haben. Diese Unwissenheit bezieht sich nicht im Allgemeinen auf das Verhältniß zu Christo, sondern auf die scharfe und sozusagen paradoxe Fassung dieses Verhältnisses, daß in den Elenden Christus selbst sich darstellt.

Für die Beziehung auf die Christenheit spricht, daß Schafe in allen Evangelien Gläubige sind, daß auch nur Gläubige die Gesegneten des Vaters, die Erben des Reiches sind, daß Gerechte V. 37 nur innerhalb des Reiches Gottes gefunden werden.

Warum faßt der Herr bei dem letzten Gerichte nicht den Glauben ins Auge, der doch den Werken allein Bedeutung geben kann? Diese Frage löst sich einfach dadurch, daß der Herr die gefährliche Neigung des menschlichen Herzens im Auge hat, statt der Früchte bloß Blätter darzubieten, durch Herr, Herr sagen, Glaubensbetheuerungen, müßige Gefühle den Mangel des wahrhaftigen Glaubens zu ersetzen, der sich in Werken bethätigt. Mit Rücksicht auf diese gefährliche Neigung werden die Werke genannt, die ohne den Glauben nimmer vorhanden sein können, nicht aber der Glaube, der freilich, wo er vorhanden ist, die Werke mit sich führt. Bengel: „die hier erwähnten Werke setzen den Glauben an Jesus Christus und die Liebe gegen ihn und seine Brüder voraus und schließen das Bekenntniß seines Namens ein.“

Norm des Gerichts sind die Werke überhaupt. Die Werke der Barmherzigkeit werden nur beispielsweise genannt, wie die Schrift überall individuell und anschaulich redet. Im Uebrigen werden selbst die Werke der Barmherzigkeit nicht vollständig aufgezählt, wie Traurige trösten, Elende aus dem Rachen der Wölfe reißen u. s. w. Die Werke der Barmherzigkeit nehmen unter den Werken eine sehr bedeutsame Stelle ein. Andrerseits darf die berufsmäßige Uebung dieser Werke nie auf Kosten der näheren Pflichten geschehen, welche Gott uns auferlegt hat. Die Hausmutter ist zunächst auf den Mann und die Kinder gewiesen und wird gerichtet werden nach den Werken in diesem Berufe und nicht nach den Werken der inneren Mission 1 Tim. 2, 15.

„Der tiefste Grund der in neuerer Zeit so vorherrschenden Schlaffheit ist, daß wir das „o Ewigkeit, du Donnerwort“ verlernt haben,

der Zweifel am jüngsten Gericht, an Himmel und Hölle, die aus der pantheistischen Grundneigung hervorgehende Sucht Alles in das Diesseits zu ziehen, welche auch in der Theologie durch Schleiermacher förmlich eingebürgert ist."

Der Krieg von 1866. „In den politischen Verhältnissen ist Recht und Unrecht so schwer zu erkennen, so durcheinander gemischt, daß die Kirche am besten thut, dies unsichere Gebiet nicht zu betreten, sich nicht das Terrain für ihre eigentliche Mission zu verderben, indem sie in das Getreibe der entfeßelten politischen Leidenschaften eintritt." Indessen es wurde behauptet, Preußen stehe zu dem übrigen Deutschland in demselben Verhältnisse, wie einst Assur und Babel zu Israel und der erste Napoleon zu den von ihm unterjochten Völkern und die Männer der Kirche schwiegen zu diesen Kainsthaten; das Unrecht liege überall auf Seite Preußens. Das durfte nicht ohne Widerlegung bleiben.

„Nationale Bedürfnisse, welthistorische Mission, providentieller Beruf," diese und ähnliche Ideen unbedingt der Majestät der Gebote Gottes unterzuordnen, darin stimmt Hengstenberg mit Ludw. v. Gerlach überein. Nur betont er, daß innerhalb des Gebietes der Gebote Gottes eine welthistorische Mission und providentieller Beruf ihre Berechtigung haben. Daß in der That Preußen eine Mission für Deutschland habe, war durch den Krieg offenbar geworden. Napoleon lehnte es ab, Oestreich beizustehen und sagte: soll ich mich mit einem Leichnam verbinden? Oestreich brach bei dem ersten Stoß zusammen. In allen übrigen deutschen Staaten war kein Vermögen, ohne eine Oberleitung an der eigenthümlichen Aufgabe Deutschlands mitzuhelfen. Es handelte sich nicht bloß um die Machtstellung Deutschlands, es handelte sich um seinen einheitlichen Organismus. „Bei dem unabläßig auf die Verringerung des preußischen Machteinflusses gerichteten Streben Oestreichs, bei dem durch die Erfahrung eines halben Jahrhunderts documentirten gehässigen Neide der Mittelstaaten und bei der für Preußen gegebenen Nothwendigkeit, an seiner Mission festzuhalten, mußte es zuletzt zu einer Entscheidung durch das Schwert kommen." Auch wie Preußen nach dem Siege verfahren sei, sei nicht der Art, daß eine Nothwendigkeit vorgelegen, darüber seine Stimme zu erheben. Man könne aufrichtiges Mitleiden mit vielen Deutschen haben, welche die Loslösung von ihren angestammten Landesherren be-

klagen, aber ein Theologe habe hier nicht die schwierige Frage zu entscheiden, wie weit und wie weit nicht Preußen genöthigt gewesen sei, von der Benutzung seines Kriegsrechtes Gebrauch zu machen. So mußte Hengstenberg sprechen, nicht um politische Dinge zu entscheiden, sondern um sich gegen besonders auf ihn gemachte Angriffe zu decken. Er beruft sich für diese seine Stellungnahme auf Joh. Gerhard, der im Geiste der luth. Kirche sagt:[1] „wenn die Ursache des Krieges zweifelhaft oder verborgen ist, so sollen die Unterthanen die gemeine Regel beobachten: halte dich an das Gewisse, laß fahren das Ungewisse. Nun ist es aber gewiß, daß die Unterthanen der Obrigkeit Gehorsam leisten müssen, wenn sie nicht offenbar Ungerechtes oder Gottloses befiehlt. Darum muß man nicht allzugenau und naseweis die Ursachen des Krieges und die Rathschläge der Obrigkeit untersuchen, sondern vielmehr thun, was man schuldig ist. Wenn auch die Ursache des Krieges nicht nach allen Seiten hin hinreichend und gesetzmäßig sein sollte, so thun doch die Untergebenen keine Sünde, wenn sie auf Befehl der Obrigkeit die Waffen ergreifen."

„Wir dringen, sagt Hengstenberg, unsre Anschauungen Niemanden auf; wir beharren bei unserm Entschlusse, nicht Politik zu treiben. Nur widerwillig und nothgedrungen haben wir uns auf dies Gebiet begeben, zu dem einzigen Zwecke, denen den Mund zu stopfen, die, selbst in der Politik verstrickt, uns unter die Zahl der falschen Propheten rechnen wollen, weil wir nicht in ihrem Sinne Politik getrieben haben." Sein ceterum censeo bleibt: es sei auf das Dringendste darauf zu halten, daß man in allem kirchlichen Thun die Grenzen sorgfältig beachte, welche die Kirche von der Politik scheiden.

Es war der Ernst Gottes über Oestreich hereingebrochen. Forschen wir den letzten Ursachen dieses Gerichts nach, so bleibt unser Blick wie geheftet an der gewaltsamen Ausrottung der Kirche der Reformation in Oestreich. Kaiser Ferdinand II. hatte sich schon „im 20. Jahre seines Alters in Gegenwart der allerseligsten Jungfrau Gott dem Allmächtigen verlobt, daß er auch mit Leibes- und Lebensgefahr die Secten und sectischen Prädicanten aus Steyer, Kärnthen und Krain ausschaffen wolle." In

[1] Ev. K.-Z. 1867. S. 30.

einer Supplication etlicher Landstände wird dem Kaiser zu Gemüthe geführt, wie ein „unaufhörliches und fortbrechendes Landesverderben, Jammer, Elend, Angst und Noth sei, so von den hereingeführten, unglückseligen Cosaggen und anderem Ew. Majestät Volk mit rauben, morden, plündern, brennen, niederhauen und andern barbarischen Greuelthaten verübt worden." Aber als der Kaiser an den Eid, durch welchen er bei seiner Thronbesteigung den Ständen die Freiheiten beschworen habe, erinnert wurde, antwortete er, „sein Mund habe wohl den Protestanten, aber sein Herz den Katholiken geschworen." Das hatte er in der Schule der Jesuiten gelernt. Und weil man den Glauben ausrottete, hatte man Zeit, den Aberglauben zu pflegen und überlud das arme Volk mit Aeußerlichkeiten. Nach einem zu Wien 1780 gedruckten Büchlein von dem kurzen Inhalt aller Ablässe erhält derjenige, der bei den Bruderschaftsrosenkränzeln betet, für jedes Vater Unser hundert Tage Ablaß u. s. w. Derartiges findet sich noch „heutigen Tages" an den Thüren östreichischer Kirchen selbst in der Hauptstadt. „Oestreichs Lage ist menschlich betrachtet eine hoffnungslose. Es hat Gott nicht mehr in seiner Mitte und davon ist steigender Verfall die unausbleibliche Folge." Gottes Gericht über Oestreich liegt in der Ausrottung der Reformation in seinen Landen.

Und „so ihr euch nicht bessert, werdet ihr auch also umkommen." Der Krieg von 1866 war kein Religionskrieg, wie der siebenjährige; er hatte rein politischen Ursprung, es handelte sich um die Führerschaft in Deutschland. Aber Cardinal Antonelli rief bei der Nachricht vom Siege bei Königgrätz: „die Welt stürzt ein" und das evangelische wie das katholische Volk hatte die instinctive Erkenntniß eines religiösen Hintergrundes. Mit Oestreich verlor Rom die letzte Stütze des „weltlichen Armes" des Pabstes. Wie würde es der evangelischen Kirche in Deutschland ergangen sein, wenn der öffentlich proclamirte Plan, den König von Preußen wieder in einen „Marquis von Brandenburg" zu verwandeln, gelungen wäre. Das ist eine Seite der Sache, die unbegreiflicher Weise von so Manchen übersehen wurde und noch übersehen wird, von deren evangelischer Gesinnung man erwarten sollte, daß sie ihnen besonders nahe liegen müßte.

Das Jahr 1867 war, wie schon manches Jahr, für Hengsten-

berg ein Jahr, in welchem er hart angefochten und mit Schmach überhäuft wurde. Hengstenberg sollte auf dem Wege nach Rom sein, habe ein jüdisch-gesetzliches Christenthum, wolle die Grundsätze des Jesuiten Canisius zur Geltung bringen. Die Neue Ev. K.-Z. war besonders das Organ, in welchem die Angriffe stattfanden. Jetzt — z. B. in der Nr. 51 der Neuen Ev. K.-Z. Jahrg. 1866 — wurde Hengstenberg der Art mit Schmach bedeckt, daß ein alter Leser der Ev. K.-Z. an den Herausgeber schreibt:[1] „Die Zeitung (die neue Ev. K.-Z.) hat zwar schon öfters starke Beweise geliefert, daß sie nicht eben ein Organ des heiligen Geistes ist, sondern auch dem Fleisch und Blut des alten Menschen dient, aber so etwas hat sie doch wohl kaum je geliefert. Seitdem man mir gesagt hat, daß in derselben die Ansichten und Tendenzen des Hochw. Ev. Oberkirchenraths vertreten werden, daß sie also einen officiösen Charakter hat, habe ich von ihr Kenntniß genommen. Mit diesem Artikel aber dürfte der hohen Behörde ein schlechter Dienst erwiesen sein. Der Aufsatz ist offenbar in einer sehr leidenschaftlichen Aufregung geschrieben. — Wenn der Verfasser den Aufsatz noch einmal durchliest, so ist er wirklich nicht zu beneiden um das Gefühl der Scham, das ihn überfallen muß. Er hat wirklich das fast Unglaubliche geleistet in künstlich herbeigezogenen Mißverständnissen und offenbar absichtlichen Verdrehungen. — Doch was ich eigentlich will? Ich will Sie bitten auf diese maßlosen Angriffe und Beschuldigungen nicht zu antworten. Die Ev. K.-Z. hat auch einst, als der Rationalismus mit sehr lauter Stimme das große Wort führte, die Macht in Händen hatte und nicht allein den Geist der Zeit, sondern auch die Zukunft der Kirche für sich gepachtet hatte, sich ebenso wie jetzt in vornehmer Weise verhöhnen lassen müssen, aber der Rationalismus ist an seinen Ort gegangen. Die liberalen Zeitungen haben oft das Mögliche an Spott und Hohn gegen Sie geleistet, aber Sie sind ruhig und still Ihre Wege weiter gegangen und haben die Entwicklung der Dinge für Sich sprechen lassen. Jetzt haben Sie nun die große Diana der Epheser, die Union angegriffen, klug war das freilich nicht, weil vom Kirchenregimente die Union mit allen Mitteln geschützt und von der Welt als ihre Fahne verehrt wird.

[1] Ev. K.-Z. 1867. S. 66.

Sie haben es aber ohne Furcht gethan und das alte Geschrei ist wieder da. — Es ist doch recht zu beklagen, daß die edle Sache der Union immer in solche Hände fällt, die ungewaschen sind und sie verderben und mißhandeln. — Der Mißcredit, in dem die Union bei den Lutheranern stehen soll, rührt wahrlich nicht von ihren Gegnern, sondern von denen her, die sich als ihre Freunde und Förderer geriren. Die Kunst kommt herunter durch die Künstler, die Union durch die Unionisten."

Wären es bloß persönliche Angriffe auf Hengstenberg gewesen, so würden dieselben kaum eine Antwort gefunden haben. Aber es galt die Sache. Die Gegner glaubten, bei Hengstenberg endlich etwas gefunden zu haben, was geeignet sei, ihn zu discreditiren und sprachen es mit großem Echauffement aus, Hengstenberg sei von der Rechtfertigung durch den Glauben abgewichen und in römischen Irrthum gefallen. Und wie es Epidemien gibt, so gibt es auch epidemische Gerüchte, die um sich greifen und Gutgesinnte, wenn auch nicht ganz herüberziehen, so doch bedenklich machen. So geschah es auch hier.

Wie wenig aber Hengstenberg in seinem Vortrage über den Jacobusbrief römischen Sauerteig vorgebracht und hat vorbringen wollen, ergibt die von uns gegebene obige Skizze über den Vortrag. Wie wenig Hengstenberg daran dachte, den Gegnern auch nur einen Zoll breit zu weichen, leuchtet schon aus seinem trefflichen Aufsatze: „warum wandeln wir im Glauben und nicht im Schauen?" hie und da hervor.[1]) Das ist ein Vortrag, der für jeden im Glauben Stehenden heute noch reich an Belehrung und Anregung ist. Aber Hengstenberg blieb eine directe, sachliche Antwort seinen Widersachern nicht schuldig; er gab sie in der vielbesprochenen Arbeit über die Sünderin. Luc. 7. Ev. K.-Z. 1867. S. 265 u. ff. Es handelt sich, wie Hengstenberg sagt,[2]) um eine Frage, die durch das Bekenntniß der Kirche nicht festgestellt ist; Hengstenberg bat, noch ehe der Vortrag über den Brief des Jacobus ausgegeben war, seinen Freund D. Besser recht dringend, etwaige Bedenken, die ihm aufsteigen könnten, in der Ev. K.-Z. auszusprechen, da durch einen Austausch der Ansichten und Einsichten die Sache nur gewinnen könne. Der

[1]) Ev. K.-Z. 1867. S. 129. 145 ff.

[2]) Ev. K.-Z. 1867. S. 465 Anmerk.

Herausgeber der Ev. K.-Z. wollte in dieser Sache keine Partei ergreifen, sondern nur die Stelle eines Mitarbeiters einnehmen.

Der Vermittlungstheologie, sagt Hengstenberg in dem Aufsatze über „die Sünderin“ ganz offen, daß sie, wie sonst alte Liebe nicht rostet, diese Gelegenheit benutzt habe, „ihren aus ganz andern Veranlassungen entstandenen Groll an dem Verfasser (des Artikels über den Jacobusbrief) auszulassen.“ Hengstenberg schreibt gegen die Vermittlungstheologie in hohem Ernste. Will sich diese als Hüterin der evangelischen Rechtgläubigkeit darstellen und gegen Hengstenberg gar die sonst von ihr perhorrescirte Concordienformel als Zeugin aufstellen und jenen als einen abtrünnigen Sohn der Kirche darstellen, der die Ehre Christi beeinträchtige, dem tröstlichen Evangelium von der freien Sündenvergebung die trostlose Irrlehre einer Rechtfertigung aus den Werken entgegensetze, Rechtfertigung und Heiligung vermische, gar einen Weg betrete, der weiter verfolgt zur Leugnung der Gottheit Christi führe, so hat Hengstenberg auf diese Verdächtigungen nur die Antwort: „wahrlich, man wird hier an die Geschichte von Potiphars Weibe erinnert.“ Zur sachlichen Beurtheilung der von Hengstenberg angeregten Frage, die er in den Arbeiten über den Jacobusbrief und die Sünderin behandelt, sollte man nie aus dem Auge verlieren, „daß der Vortrag über Jacobus keine dogmatische Abhandlung ist über die Lehre von der Rechtfertigung, sondern daß Hengstenberg die Aufgabe gestellt war, den Einklang zwischen Jacobus und Paulus nachzuweisen, namentlich den paulinischen Satz: der Mensch wird allein durch den Glauben gerechtfertigt, mit dem Satze des Jacobus in Einklang zu bringen: der Mensch wird aus den Werken gerechtfertigt. Man hütet sich wohl, es auszusprechen, daß die Schläge eigentlich gegen Jacobus gerichtet sind und daß man diesen preisgibt. Man hätte aber die Pflicht gehabt, dies offen einzugestehen, damit die Sachlage denjenigen klar vor Augen stehe, welche zum Urtheil aufgefordert werden.“

In Anlehnung an einen Conferenz-Vortrag über Hengstenbergs Arbeiten über den Jacobusbrief und die Sünderin wird Folgendes bemerkt. Es war die Zeit, wo man mit der kurzen Formel, der Theologe sei zu nichts verpflichtet, als zu der wissenschaftlichen Aussage der Erfahrung, mit Gott durch Christum versöhnt zu sein, Alles gesagt zu haben glaubte. Und als ob solche

Erfahrung wie Regen vom Himmel fiele, sei es ohne Gefahr, das, was nicht unmittelbar in jener Erfahrung liege, wie die Lehre von der Gottheit Christi im kirchlichen Sinne, die Lehre von der Stellvertretung Christi, von den Sacramenten dem Gutdünken des Einzelnen preiszugeben. Es ist freilich bequem, eine glatte Formel, wie etwa die Rechtfertigung durch den Glauben, als Inbegriff des evangelischen Christenthums hinzustellen. Aber für ernste Menschen liegt doch die Frage nahe, ob damit bloß eine Formel gegeben sein soll, mit der man nach verschiedenen Seiten operiren kann, oder ob der volle Ernst vorliegt, diesem Lebensprincip nach allen Seiten gerecht zu werden und Folge zu geben. Hat man kein Wort und keinen Ernst gegen die, welche die Grundlage der Rechtfertigung in der Gottheit und Versöhnung Christi leugnen, sondern nur gegen die, welche die kirchliche Lehre völlig festhalten, aber eine nicht hergebrachte Formulirung der Rechtfertigungslehre anstreben, so kann man nicht anders sagen, als daß es sich nur um Handhabung einer Formel handelt. Hengstenbergs Aufsätze machen sofort den Eindruck, daß er nicht für eine Formel, sondern für ein Lebensgut, für die Schriftwahrheit streitet. Sagt man, er habe der freien Sündenvergebung eine Rechtfertigung aus den Werken entgegengesetzt, so ist das Gegentheil wahr; er bekennt sich in beiden Aufsätzen unumwunden zu der Rechtfertigung allein durch den Glauben. Die Wahrheit ist, daß Hengstenberg das paulinische: „der Mensch wird durch den Glauben allein ohne des Gesetzes Werke gerecht" und das Wort des Jacobus (2, 24): „der Mensch wird durch die Werke gerecht, nicht durch den Glauben allein," aufrecht halten und in Einklang bringen will. Ist das aber Irrthum und Ketzerei, so klage man nicht Hengstenberg, sondern die Bibel an, daß der Jacobusbrief in sie aufgenommen ist. Dabei wird Paulus nicht etwa nach Jacobus interpretirt. Pauli Lehre wird vielmehr ohne Rückhalt anerkannt; müßte Paulus oder Jacobus über Bord geworfen werden, so wird Hengstenberg ohne Frage auf der Seite Pauli stehen. Paulus gilt ihm ohne Zweifel als der Hauptapostel, Jacobus hat nur für bestimmte Verhältnisse geschrieben und Hengstenberg will nach Jacobus der Lehre des Apostels Paulus eine neue Seite abgewinnen.

Mit welchem Rechte darf man diese Darstellung mit der tridentinischen römischen Lehre zusammenstellen, welche den mißverständlichen

Jacobusbrief ausbeutet und danach die von Paulus gelehrte Rechtfertigung verbessern will und unsre biblisch-kirchliche Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben mit dem Bann belegt? Die römische Lehre von der fides caritate formata besteht darin, daß der Glaube ein bloßes Fürwahrhalten ist und die Liebe erst dem Glauben seinen Inhalt gibt und somit nicht der Glaube, sondern die Liebe, als die Seele des an sich leeren Glaubens das vor Gott Rechtfertigende ist. Hengstenberg weiß und will durchaus nichts von einem Glauben, welcher erst durch die Liebe Gehalt gewinnt, „bekennt sich auf das allerentschiedenste zu der Lehre der evangelischen Kirche von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben, oder allein durch das Verdienst unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi, welches der Glaube ergreift. Wie könnte er anders, da diese köstliche Wahrheit die tägliche Speise seiner Seele ist, da er täglich sich weidet an den Liedern der Kirche, die mit der vollsten Entschiedenheit diese Lehre aussprechen. Meint man denn, er würde ohne den Trost dieser Wahrheit noch aufrecht stehen, nach alle den Wettern, die über sein Haupt ergangen sind?[1]) Nicht Hengstenberg ist es, der in dem Punkte der Rechtfertigung durch den Glauben von der evangelischen Lehre abgewichen ist. Aber die Vermittlungstheologie ist von dieser Anklage nicht freizusprechen, da sie nach Thomasius (Dogmat. Thl. 3. S. 287) lehrt, „im Glauben an die freie Gnade Gottes ist unmittelbar das Princip eines neuen Lebens gesetzt, welches die Kraft seiner Entwicklung zur vollendeten Heiligkeit in sich trägt. In seiner Anschauung von den Gläubigen nimmt nun Gott diese Entwicklung vorweg, er sieht in der Knospe die Frucht und darauf hin rechtfertigt er den Menschen." Das ist ohne Frage etwas von dem, was man Hengstenberg ohne Grund zum Vorwurf machte.

Wenn Hengstenberg eine Aenderung in der paulinisch-lutherischen Lehre von der Rechtfertigung nicht versucht und auch nicht beabsichtigt hat, welche Tendenz hat ihn denn geleitet? Keine dogmatische, sondern eine ethische. Wie bald nach der Reformationszeit, wie schon in der apostolischen Zeit, sich die Nothwendigkeit zeigte, noch andere Seiten der Lehre von der Rechtfertigung hervorzuheben, um der sittlichen Schlaffheit zu begegnen, welche die

---

[1]) Ev. K.-Z. 1867. S. 268.

Rechtfertigung aus dem Glauben, an sich ein Sündengift, zu einem Sündenkissen machte, eine Aufgabe, welche Joh. Arnd in seinem wahren Christenthum zu lösen suchte und deßhalb hart angefochten wurde, wie denn je und je „unschuldige Leute und Bußprediger mit sectirerischen, ketzerischen Namen befleckt werden," so suchte jetzt Hengstenberg nach der ihm eigenen Energie die ähnlichen Gefahren und Uebelstände durch ein tieferes Eindringen in die Schrift zu überwinden. Ist dabei sein Ausdruck oft ungewohnt und paradox, so ist vor ihm schon der Jacobusbrief, der im Uebrigen mit Paulus harmonirt, seltsam in seinen Ausdrücken. Hengstenberg stellt die guten Werke nicht bloß als Folge des Glaubens, sondern als thatsächliche Bezeugungen des Glaubens dar, wie Paulus 1 Cor. 9, 23 sagt: solches aber thue ich um des Evangelii willen, auf daß ich seiner theilhaftig werde. Darf man auch nicht sagen, ein Mensch habe nur so viel Glauben, als sich Werke zeigen, so ist es doch wichtig zu zeigen, wie der keimende Glaube der Jünger sich bezeugt, indem sie Alles verlassen und Jesu folgen. Unsere Bekenntnisse nennen den Glauben einen Willensakt; man wird nicht umhin können, von Stufen des Glaubens zu reden. Die Jünger glaubten schon Joh. 2, 11; jetzt glaubet ihr, sagt der Herr unmittelbar vor seinem Heimgange Joh. 16, 31; zuletzt schalt er noch ihren Unglauben Marc. 16, 14 und setzte sie von Neuem in den Glauben ein.

Wenn auch manche „Wohlwollende" gewünscht hätten, daß die Lehre der evangelischen Kirche von der Rechtfertigung allein durch das Verdienst Christi in den betreffenden Vorträgen mehr entfaltet hervorgetreten wäre, so lag dieser Umstand in dem Thema, wie es Hengstenberg gestellt war. Misverständnissen war er bei der Eigenthümlichkeit des Gegenstandes ausgesetzt. Aber wer kann nicht, gar wenn die Neigung dazu vorhanden ist, in seinen Worten mißdeutet werden? Es ist nicht schwer, wenn man die Absicht dazu hat, aus Luthers Worten zu beweisen, daß er ein Buchstaben-Theologe ist, der Alles auf das geschriebene Wort setzt oder auch ein Enthusiast, der nur den Geist gelten lassen will. In einer Hinsicht hat Hengstenberg den kirchlichen Sprachgebrauch verlassen, was den Ausdruck „Rechtfertigung" anlangt. Rechtfertigung ist nach dem kirchlichen Sprachgebrauch „jene gerichtliche Handlung der h. Dreieinigkeit, wodurch Gott den sündigen Menschen aus Gnaden

wegen des durch den Glauben ergriffenen Verdienstes Christi unter Erlassung der Sünden für gerecht erklärt" (Quenstedt). Diese Rechtfertigung wird uns mit der Taufe in Christum ganz gegeben und läßt sich nicht in einzelne Akte auflösen. Wenn nun Hengstenberg von Stufen der Rechtfertigung spricht, so will er zwar auch nicht die Rechtfertigung in einzelne Stadien verlegen; aber es ist in etwa verwirrend geworden, daß er die specielle Sündenvergebung innerhalb des Gnadenstandes Rechtfertigung nennt. Man soll es lieber bei dem kirchlichen Sprachgebrauch belassen und kann dabei betonen, worauf es Hengstenberg ankommt, daß es eine fortgehende Vergebung der Sünden gibt, in welcher die Christen stehen sollen; man kann und soll dabei betonen, wie Hengstenberg will, daß der Glaube wachsen, sich kräftig vollziehen muß, wie Abrahams Glaube, von der Zeit seiner Berufung an bis zu seinem Tode sich kräftig vollzog. Entzieht sich der Mensch der Aufgabe, seinen Glauben in der Energie zu bewähren, so steht er in großer Gefahr. Warum hieße es sonst sieben mal in der Offenb. Joh.: wer überwindet! Offenb. 2 und 3.

Tholuck, der treue Freund, schrieb:[1] „Ich bin recht mit dir im Geiste zusammen gewesen bei deinem Streit über die Rechtfertigungslehre. Du hast dabei ein Ziel im Auge gehabt, bei welchem ich wieder so ganz empfand, wie der selbstverleugnende Gehorsam und der Gottes-Wille die Seele deines innern Lebens ist. In der Formulirung, welche du dem Dogma gibst, kann ich nicht zustimmen, aber ich finde, daß du einen in unsrer Dogmatik noch nicht genugsam erörterten Punkt vor Augen hast."

O. Kraus, damals in Homburg, äußert sich[2] mit Bezug auf den Streit über die Rechtfertigungslehre: „Die übergroße Masse hört nur auf Schlag- und Stichwörter; klingt ihnen ein Wort in die Ohren, welches mit einem altbekannten Klange nicht harmonirt, so wird nicht etwa nach Recht und Billigkeit an eine Auflösung der scheinbaren Disharmonie in eine höhere Harmonie gedacht, sondern wie mechanisch im althergebrachten Trott das scheinbar Neue und Widerstreitende verworfen. Gemeinschaft der Heiligen – die Kirche eine Anstalt, welche Disharmonie! Reinster Protestantismus auf der einen Seite und absoluter Romanismus auf der

[1]) Halle 14. April 1868.
[2]) 6. Jan. 1868.

andern Seite, wie ist da an eine Harmonie zu denken? Und diese Harmonie existirt dennoch, die Kirche könnte keine communio sanctorum sein, wenn sie nicht Anstalt wäre."

Pastor Holtzheuer (Pommern) schreibt:[1]) „In dieser österlichen Zeit mache der Herr Ihr Herz recht froh in ihm. Bei den vielen Angriffen, welche Sie erfahren haben, ist es Ihnen vielleicht lieb zu erfahren, daß von uns fortgesetzt viel für Sie gebetet ist. Wir — ich kann das von vielen mir nahestehenden Brüdern sagen — sind Ihnen zu herzlichstem Danke verpflichtet für viele Anregung und Belehrung."

Im Herbst 1867 war Hengstenberg mit seinem Bruder Carl in Urach in Würtemberg, und verweilte dort etwa zehn Tage. Ueber diesen Aufenthalt berichtet ein Augenzeuge, der Dekan Kuhn:

„Auf die naheliegende Frage, was ihn eigentlich in unsre Stadt geführt habe, erwiderte er: Urach, das er von einem früheren Besuche her kenne, und Zion seien seiner Phantasie immer als verwandt vorgekommen — eine Parallele, die uns freilich nicht einleuchten wollte, aber ihre Deutung darin suchte, daß unser schwäbisches Wesen, als dessen Repräsentant ihm unser Bezirk galt, in Zion und seiner Herrlichkeit wurzle. Es war, wie wir fernerhin hörten, besonders auf eine nähere Bekanntschaft mit unsern schwäbischen „Gemeinschaften" abgesehen, wie denn auch Hengstenberg die Uracher Gemeinschaft, die damals noch ziemlich stark besucht war, sogleich am Abend nach seiner Ankunft mit seiner Gegenwart beehrte. Er äußerte sich mit der schlichten einfachen Besprechung über den biblischen Text einverstanden; aufgefordert, auch einiges zu reden, meinte er, er verstehe das nicht so gut und sei eben gekommen, um zu hören. Als er aber zum Schluß seinen Namen nannte, den die Anwesenden aus dem in ihren Kreisen viel gelesenen „Christenboten" kannten, entstand über den hohen Besuch ein Schrecken in der Versammlung. Hengstenberg ließ sich über Wesen und Art der „Gemeinschaften", die sich in unserm Bezirke fast ungetheilt auf der Grundlage des altwürtembergischen kirchlichen Pietismus nach Bengels Vorgang bewegen, Mittheilung machen und freute sich derselben, ohne jedoch mit Allem einverstanden zu sein. Das Einbrechen des Methodismus schrieb er auf Rechnung der zu wenig confessionellen Richtung, die nun

[1]) Brief, 24. April 1868.

freilich im Schwabenlande nicht dieselbe Schärfe hat, wie in andern Gauen unsres evangelischen Vaterlandes. Daß auch Reformirte zum heiligen Abendmahle bei uns zugelassen werden, wollte ihm durchaus nicht einleuchten, wenn er auch nicht bestreiten konnte, daß unsere kirchlichen Zustände durchschnittlich gesund seien und einen tüchtigen Kern evangelischen Christenthums noch besitzen.

Seine Kampfeslust trat wohl hie und da im Gespräche hervor, besonders wenn er des Oberkirchenraths gedachte, doch lernte man mehr die irenische Seite seines Wesens kennen, wie er denn z. B. sich über die Martensen'sche Dogmatik aussprach, daß er sie seinen Schülern besonders empfehle. Auf die Gegenbemerkung, das passe aber nicht zu seinem Standpunkte, meinte er: aber als Vorstufe ist sie trefflich. Köstlichen Humor entfaltete er einmal, als er unter den Büchern auf meinem Tische „Die Halben und die Ganzen" von Strauß entdeckte — kein Büchlein habe ihn in der neueren Zeit so sehr erfreut, wie dieses.

Auch benachbarten Landgemeinden galten seine Besuche. Der kirchliche Sinn, den er hier fand, war ihm ansprechend. Freilich traf er auch einmal den Gemeinderath während des Vormittagsgottesdienstes in süßen Schlummer verfallen; aber er scherzte, es müssen doch fromme Leute sein, die ihr Schläfchen statt zu Hause in der Kirche halten. Ob er wohl damals das Urtheil gewann, es werde zu vielfach in Schwaben über die Köpfe hinweg gepredigt?

Als ein Freund der Natur, die Urach in ihrer großartigen Schönheit umgibt, waren ihm die Gänge auf die Nachbarberge besonders erquicklich. Auf dem Rückwege traf sichs einmal, daß wir im Mondschein einem Collegen begegneten, dem er vorgestellt wurde. Auf die erste Begrüßung fuhr letzterer fort: aber Sie sind doch nicht der Herausgeber der evangelischen Kirchenzeitung? Derselbe, war seine Antwort, und nun kam dem tiefen Bückling eine Heiterkeit entgegen, die freilich die scharfe Feder des berühmten Kämpfers nicht ahnen ließ. Wir ergötzten uns noch lange an dem gewaltigen Eindruck, den er gemacht habe.

Allen, die in seiner Umgebung waren, blieben die Tage des persönlichen Verkehrs mit Hengstenberg in freundlichster Erinnerung."

1868.

Der Turmbau zu Babel 1 Mos. 11. Die Kirche in den neuen preußischen Provinzen. Denkschrift des Ev. Ob.-K.-Raths. Vorgebliche romanisierende Neigungen. Die päbstliche Marienverherrlichung und Heiligsprechung.

Die Deutschen an einem großen Scheidewege! Von diesem Gedanken war Hengstenberg zu dieser Zeit erfüllt und wählte die Geschichte von dem Thurmbau zu Babel 1 Mos. 11, 1—9 zum Eingange des Jahres. Vieles führte darauf, daß das deutsche Volk zu einer nationalen Einheit gelangen sollte; aber das deutsche Volk krankt seit alter Zeit an Separationsgelüsten. Schon Luther sagt: „es ist in Landen und Republiken keine schädlichere Plage, als Zertrennung, denn was wollten die Türken uns Deutschen haben abgelaufen oder könnten uns auch noch anhaben, wären wir eins gewesen und hätten mit einerlei Sinn und Gemüth zusammengesetzt. Weil wir aber um eine Hand voll Ehre und irgend eines lausigten Titels willen von einander setzen und uneins sein, macht er Deutschland allmälig müde und matt und nimmt immer ein Land nach dem andern ein."

Was man in den Tagen des babylonischen Thurmbaus nicht mehr besaß, nämlich die Kraft der Einheit in Gott — denn die Menschheit war bereits von der Gottesfurcht Noahs weit abgekommen — das sollte durch ein Surrogat ersetzt werden. Die Erbauung einer Stadt und eines Riesenthurmes sollte Allen das Hochgefühl der Einheit und Kraft wiederbringen. Aber es war eine Rechnung ohne den Wirth. Denn Gott läßt keine andere Einheit aufkommen als die in ihm begründete, und durch sein Eingreifen wurde der Zwiespalt vermehrt; es entstand eine Zerstreuung, die keinen Mittelpunkt mehr hatte.

Es ist eine öde Sache, daß der Rationalismus in dieser Geschichte weiter nichts sieht als den Versuch eines sprachgeschichtlichen Problems. Vielmehr zerfällt das erste Buch Moses in zwei Theile. Der erste Theil Cap. 1 bis 11 bringt es uns zur Anschauung, daß das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens nur böse ist von Jugend an und weist auf die Nothwendigkeit der göttlichen Heilsanstalten; der mit Cap. 12 beginnende zweite Theil erzählt, wie durch die Berufung der Patriarchen der Anfang und Grund zu diesen Heilsanstalten gegeben wurde. Der erste Theil ist die

Ponerologie, die Lehre vom Bösen in der menschlichen Natur. Das in dem Sündenfall eingetretene neue Princip tritt mit Energie hervor; Kains Bluthat, der Abfall unter den Söhnen Gottes, die nothwendig gewordene Sündfluth, Noahs Schwachheit, Hams Bosheit bezeichnen Stationen der menschlichen Sünde und zuletzt der Thurmbau, bei welchem die Menschheit sich in den Himmel setzen will, statt Gott im Himmel zu ehren und anzubeten.

Es ist thöricht zu sagen, die Erzählung von dem Thurmbau zu Babel sei Mythus und stehe in Widerspruch zur Geschichte, weil sowohl Babel als sein Thurm noch bestehen. Aber daß Stadt und Thurm zerstört seien, sagt nicht der biblische Bericht, sondern nur die aus theils falschen, theils dem biblischen Berichte entnommenen Bestandtheilen hervorgegangene heidnische Sage. In der heiligen Schrift ist das göttliche Einschreiten nicht gegen Stadt und Thurm an sich, sondern gegen Stadt und Thurm als Einigungsband des menschlichen Geschlechtes gerichtet. „Es besteht einzig und allein in der Verwirrung der Sprache, in der Aufhebung des Bandes der Gemeinschaft, welches bis dahin das menschliche Geschlecht umschlang." Es ist ein gegenseitiges Sichabstoßen der Volksgeister, ein sich einander Beißen und Fressen, ein Krieg Aller gegen Alle. Charakteristisch ist die Thatsache, daß die Aegypter das Wort Mensch bloß zur Bezeichnung ihrer Landsleute gebrauchten, den Griechen alle Nichtgriechen Barbaren waren, im Lateinischen der Feind ursprünglich den Fremden bezeichnet, auf den assyrischen und babylonischen Denkmälern die Ausländer immer nur als Gegenstand der Mißhandlung, als solche erscheinen, denen der Fuß auf den Nacken gesetzt wird. Nur Christus knüpft das Band der Gemeinschaft von neuem; wo er nicht erkannt oder verlassen wird, ist auch das einige Band der Gemeinschaft dahin.

Hengstenberg widerlegt alle Verdächtigungen der biblischen Erzählung von dem Thurmbau und stellt jene als bloßes Spinngewebe hin. „Will man sich gegen die Wahrheit des biblischen Berichtes auf die entsprechenden Sagen in der Heidenwelt berufen, so heißt das nur Unkundigen Sand in die Augen streuen. Es findet sich nirgends eine Erzählung von dem babylonischen Thurmbau, welche nicht von der unsrigen abhängig, nicht eine Carricatur derselben wäre." [1])

[1]) Ev. K.-Z. 1868. S. 8.

Auch die kirchlichen Ausleger haben vielfach das Richtige verfehlt, sie haben diese Geschichte durch crasse Auffassung unter den Gesichtspunkt eines einzigartigen Wunders gestellt, statt sie als eine thatsächliche Weissagung zu betrachten, deren Erfüllung durch alle Zeiten hindurchgeht, eine Betrachtung, die um so näher liegt, da das eigentliche Wunder sonst in dem ersten Buche Moses so gar keinen Spielraum hat. Hengstenberg setzt die Bedeutung dieser Geschichte darin, daß die von Gott als dem Mittelpunkte der Einheit losgerissenen Volksgeister durch Gottes Eingreifen mehr und mehr in Opposition gebracht wurden, „man verstand sich nicht mehr, obgleich zunächst die Sprache äußerlich noch dieselbe war und im Verlaufe der Zeit gingen nun auch die Sprachen mehr und mehr auseinander. Daß die Wirkung plötzlich und gleichsam mit einem Schlage in ihrem ganzen Umfange erfolgte, wird mit keinem Worte gesagt und eben deßhalb sind wir, da wir keine Juden sind, welche Wunder suchen, berechtigt, anzunehmen, daß sie in derselben Weise erfolgte, wie sie gewöhnlich erfolgt, ganz still und verborgen, unmerklich für alle, die nicht das Gemüth nach oben hin geöffnet hatten. Die Erzählung hat es einzig und allein mit dem zu thun, was geschah, nicht mit der Art und Weise, wie es geschah. Der Schein, daß sie sich auch mit dem wie beschäftige, ist einzig und allein dadurch hervorgerufen worden, daß sie die göttliche Bewirkung so entschieden hervorhebt, von allem dem absieht, was die Einsicht in dieselbe verhüllt, ohne Weiteres die Wirkung mit der Ursache zusammenstellt, damit Niemand sich über den Zusammenhang beider täusche." Auch schon Vitringa sagt in Abweichung von der aus dem Zeitalter der Kirchenväter herübergekommenen Auslegung: „es wird gesagt, daß die Lippe verwirrt worden sei, aber daß die Sprachen entstanden seien, wird nicht gesagt. Der Sinn ist: bei der Erbauung des Thurmes, von der sie sich versprachen, daß sie zur Beförderung der Einheit und des Friedens dienen werde, sei eine Verschiedenheit der Rede und der Anschläge hervorgetreten und das sei der Grund gewesen, daß sich die Menschen in verschiedenen Gegenden der Erde zerstreut haben." Was das Wort „Lippe" (Luther: Zunge) betrifft, so folgt Hengstenberg darin Vitringa und übersetzt V. 1: und die ganze Erde hatte eine Lippe und einerlei Worte; V. 6: und der Herr sprach: siehe, sie sind ein Volk und eine Lippe haben sie alle; V. 7:

Wohlan, wir wollen herabsteigen und verwirren dort ihre Lippe, daß sie nicht hören ein jeder die Lippe des andern; V. 9: darum nannte man ihren Namen Babel (Verwirrung), denn dort hatte verwirrt der Herr die Lippe der ganzen Erde, und von dort zerstreute sie der Herr über die ganze Erde."

Die Lippe, sagt Vitringa, kommt in mehr als 170 Stellen der Schrift vor und unter so vielen Stellen finden sich nur fünf, welche zu Gunsten der Erklärung von der Mannigfaltigkeit der Sprachen angeführt werden können. Durchaus gewöhnlich werde das Wort nicht in Bezug auf die Sprache gebraucht, sondern in Bezug auf die Rede. Lippe bedeutet so viel als Sprechweise. Hengstenberg faßt danach den Vorgang als Verwirrung der Lippe und Sprechweise. „Die mit der Gottlosigkeit gegebene innerliche Zwietracht, der Egoismus, der allein in Gott seine Schranke findet, trotzte den Versuchen, eine künstliche Einheit herbeizuführen. Diese Versuche mehrten die Zwietracht, sie stieg bis zur Erbitterung, der durch Gottes Lenkung stets neuer Stoff zugeführt wurde. Der Hang zum Separatismus wurde immer lebendiger, und erlangte bald solche Gewalt, daß aus der Verschiedenheit der Rede sich allmälig die Verschiedenheit der Sprachen zu bilden begann, welche, einmal entstanden, die Volksgeister für immer auseinanderhielt." Somit schließt Hengstenberg die besondere Krafteinwirkung Gottes nicht aus, sondern durchaus ein, beschränkt sie nur nicht auf ein Mal, sieht in ihr vielmehr ein intensiv Nachwirkendes.

Das ganze damals lebende Menschengeschlecht verband sich zu dem Unternehmen des Thurmbaus — auch Sem und seine Nachkommen waren mit dabei. „Schwachheit, dein Name ist Mensch. Wenn Menschenkinder sich lang strecken und breit machen, so ist das ein recht erbärmliches Schauspiel. Gewiß regten sich unter den Gottesfürchtigen manche Bedenken gegen den Plan, manche Zweifel gegen den Erfolg, aber es kam doch zu keinem recht entschiedenen Zeugniß. Es ist gar schwer, dem Traubensuchen von den Dornen und Feigen von den Disteln gründlich zu entsagen. Wenn ein Schwindelgeist die Gemüther der großen Majorität mächtig ergreift, so werden gar leicht auch die Gemüther der Gläubigen bis auf einen gewissen Punkt mächtig fortgerissen. Wir haben hier eine eindringliche Warnung vor uns. Was in der alten Welt verzeihlich war, das ist, nachdem Christus im

Fleische erschienen, nachdem der heilige Geist ausgegossen ward, der nicht vor Christi Verherrlichung vorhanden war, schmählich. Wir sollen ernstlich jedem Gedanken entgegentreten, der anders von einem Unternehmen Heil erwartet, als wo Gott in der Mitte und wo das Gebet um seinen Segen und um seinen Beistand in den Herzen lebendig ist oder wird. Tief in unsern Herzen soll das Wort geschrieben sein: mit Gebet fang alles an, wenn es soll gelingen, sei nicht ein vermessner Mann in so schweren Dingen."

Während das erste Buch Mose abwechselt in dem Gebrauche der beiden Gottesnamen Elohim (Luther : Gott) und Jehova (Luther : Herr), tritt uns in dieser Erzählung durchweg der Name Jehova entgegen. Elohim bezeichnet die Gottheit, das überirdische Wesen, von dem alles abhängt, Jehova führt tiefer in das Wesen Gottes ein, bezeichnet Gott als den Seienden, den allein Wesenhaften, den Urgrund alles Wesens. Wer Jehova verläßt, fällt dem Nihilismus anheim, dieser wüthenden Seuche, und wird damit Gegenstand der rächenden Heimsuchung des Seienden. Gott zeigte bei dem Thurmbau durch die That, daß er mehr sei als Elohim, den das abtrünnige Geschlecht allenfalls noch gelten ließ und ihm Complimente machte, weil man meinte durch die ihm dargebrachten Huldigungen sich den unheimlichen und ungenügsamen Jehova vom Halse halten zu können. Gott tritt hier auf als der Alleinwesenhafte, als die absolute Persönlichkeit. Sie wollen zum Himmel emporsteigen und die dort nach ihrer Meinung vacante Stelle Gottes einnehmen, sie wollen die Apotheose der Menschheit vollziehen; da steigt Gott vom Himmel herab und bläst sie und ihr Werk hinweg. Sie wollen sich durch ihr Werk konsolidiren, so werden sie zerstreut. So wahr Gott Jehova heißt, wird jeder neue Babelsthurm immer wieder mit einer Ruine enden.

„Da stieg der Herr hernieder, zu sehen die Stadt und den Thurm, welchen die Menschenkinder erbaut hatten." Gottes Mühlen mahlen langsam. Wenn solche Unternehmungen im Schwange gehen, so zieht er sich oft eine Zeit lang zurück. Alles geht glücklich von Statten. Man meint schon über den Berg zu sein. Aber Gott hat sich nur deßhalb verborgen, damit er Raum zur Buße lasse und damit, wenn diese Frist nicht benutzt wird, durch das anfängliche Gedeihen der Ruin nachher um so furchtbarer und augenfälliger werde. Der Herr fuhr hernieder. „Es wird hier

also ad hominem geredet und zwar mit einer gewissen Ironie. Die Menschen wollten ihn in den Himmel bannen, als Freimaurer vor den Freimaurern, die Gott nur als Baumeister der Welt gelten lassen, die, einmal fertig geworden, selbstständig neben ihm steht, nicht als den, dem jeder Odemzug angehört; aber Gott macht ihnen einen gar lästigen Besuch, er ist auf einmal, sie wissen nicht wie, mitten unter ihnen und zwar in einer nichts weniger, als lieblichen Gestalt; die hätten sie auch haben können, aber sie haben sie nicht gewollt."

Gott hätte die wider ihn Streitenden auf manigfache Art unschädlich machen, sie mit seinen Blitzen zerschmettern können; es gefällt ihm aber, ein einfaches Mittel zu gebrauchen, die Lippe zu verwirren, weil er den Mißbrauch, den die Menschen von der Einheit der Lippe gemacht hatten, strafen wollte. Gott kann, wie es ihm gefällt, seine Gewalt offenbar oder auch heimlich kundthun; überall in den menschlichen Verhältnissen ist ein Punkt, wo er einsetzen, eine offene Thür, durch welche er eingehen kann. Die Sünde hat ihre Strafe sofort bei sich, so daß an die aktive Geschichte der Sünde sofort sich die passive anschließt.

Der ganze Handel war, wie Rambach sagt, ohne Gott angefangen, daher auch kein Segen dabei war. Luther weissagte zu seiner Zeit, da der Pabst, Türke und andere Feinde der Kirche sich so stark ließen ansehen, als könne man ihnen durch keine Macht etwas ablaufen oder nehmen, „Gott werde zu seiner Zeit herabsteigen und beide, Pabst und Türke zerstreuen. Denn wider solche unsre Schwachheit und der Gottlosen Sicherheit zeuget die Schrift, daß Gott endlich herabfährt, visitirt und Augen, Ohren und Mund aufthut. Solches glauben die Gottesfürchtigen aber schwächlich, die Gottlosen dagegen verachten es um so sicherer."

Die Nutzanwendung für die Gegenwart lag nahe. Die zerstörenden Kräfte regten sich in Deutschland. Vogt mit seinen Gott und die Menschen lästernden Vorträgen fand überall zahlreiche Zuhörer und der Protestantenverein fand Eingang, weil die Neigung, sich von Gott zu emancipiren, ihm den Weg bereitete. Hengstenberg erachtet die Frage in Bezug auf das einige Deutschland für keine andere, als die, ob es gelingen wird, die zerstörenden Mächte zu besiegen. „Im 17. Jahrhundert kam der Holzwurm in die Pfähle, auf denen Amsterdam erbaut ist, und das Uebel schritt

so rasch vor, daß der sichere Untergang vor Augen stand. Da erwachte der Gebetsgeist unter dem Volke und wie durch ein Wunder war die Plage plötzlich gehemmt." Ein wahrhaft großer Staatsmann wird sein Vertrauen nicht auf die Zahl der Bajonette und auf das Geschick der diplomatischen Verhandlungen setzen, sondern von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß es nur Wasser in ein Sieb schöpfen heißt, wenn man ein gottlos Volk glücklich und einig machen will; vielmehr wird er alle seine Kraft aufbieten, die Hindernisse der Gottseligkeit zu beseitigen und so viel er kann, dahin wirken, daß der die edelsten Kräfte verzehrende Hader ein Ende nehme, der aus dem Satze erwachsen ist: weß das Land, deß ist die Religion. Die Aufgabe der Gläubigen ist, zu sein, was sie sind, das Salz der Erde und das Licht der Welt.

Nach den politischen Veränderungen des Jahres 1866 stand die Frage nach der Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse in den von Preußen neu erworbenen Gebietstheilen im Vordergrunde. Die anfangs von dem Ev. Oberkirchenrathe beantragte und von den Vertretern der absorptiven Union lebhaft befürwortete Unterstellung der neu erworbenen Gebietstheile unter den Ob.-K.-Rath wurde zur Unmöglichkeit angesichts der starken Proteste aus den betreffenden Gebieten und der unverkennbaren Rechtsverletzung, die in jener Unterordnung gelegen hätte. Bischof Koopmann trat auf dem Kirchentage in Kiel mannhaft als Organ einer treu an dem Bekenntnisse der Kirche haltenden Geistlichkeit auf. Durch Erlaß vom 3. Nov. 1867 erklärte der König, daß die Unterstellung der Kirchenbehörden in Schleswig-Holstein und Wiesbaden und der in der Provinz Hannover und dem Regierungsbezirk Kassel bestehenden Consistorien unter den Ob.-K.-Rath nicht für gut befunden sei. Zugleich heißt es in diesem Erlaß, es werde zur Vermeidung von Mißdeutungen ausdrücklich erklärt, daß eine Besorgniß wegen etwaiger Schädigung der Union und der Landeskirche in den alten Provinzen sowohl in ihrer Einheit, als auch in ihrer Selbstständigkeit aus der getroffenen Ordnung für die neu erworbenen Provinzen in keiner Weise hergeleitet werden dürfe und eine Rückwirkung daraus auf die kirchlichen Verhältnisse in den alten Provinzen in keiner Weise eintreten solle. Hengstenberg lehnt die ihm von mehreren Seiten gemachte Beschuldigung ab, als wolle er die „Einheit" der Kirche in den alten Provinzen

zersprengen; vielmehr sei seine Bemühung stets darauf gerichtet gewesen, nicht nur die Selbstständigkeit, sondern auch die Einheit der Kirche in den alten Provinzen zu fördern. „Wir arbeiten nicht dahin, die Union zu schädigen, sondern wir wollen die Union aufrichten, indem wir innerhalb derselben das Bekenntniß zu seinem Rechte gelangen lassen und also der Zerstreuung der Gemüther ein Ziel setzen, welche die Union mehr und mehr in ein Babel zu verwandeln droht. Wir stehen im Einklange mit den C.-Ordern der in Gott ruhenden Könige Friedrich Wilhelm III. vom Jahre 1834, welche den Grundsatz ausspricht: „Die Union bezweckt kein Aufgeben der bisherigen Glaubensbekenntnisse" und Friedrich Wilhelm IV. vom Jahre 1852, welche als Pflicht der kirchlichen Behörde den Schutz und die Pflege der Bekenntnisse, nicht minder als der Union hinstellt."

Daß die Kirche in den neuen Provinzen durch den erwähnten Erlaß vom 3. November unter das Kultusministerium gestellt war, wird als Uebergangsstadium betrachtet. „Als bleibende Einrichtung betrachtet steht es im Widerspruche mit der Verfassung des Staates, wonach die evangelische Kirche im weitesten Sinne, die, wie der Gegensatz gegen die römisch-katholische zeigt, alle Kirchen der Reformation unter sich befaßt, ihre Angelegenheiten selbstständig, unabhängig von den Behörden des Staates verwaltet, und nicht minder mit dem Wesen der Kirche." Schon wurde für die lutherische Kirche in den neupreußischen Ländern die Errichtung eines lutherischen Oberconsistoriums in Berlin, welches in unmittelbarem Verkehr mit Sr. Majestät dem Könige nach seinem Amte als Pfleger und Schirmherr auch der lutherischen Kirche steht, gefordert; so könne der fremdartigen Verkettung mit der Staatsgewalt als solcher Abhilfe geschafft werden. Aber auch dann würden große Schwierigkeiten zurückbleiben. Der mit dem preußischen Wesen unzertrennlich verbundene Einheitstrieb werde, so lange die unterschiedslose Union in den alten Provinzen die Herrschaft behaupte, nicht ruhen, bis er auch die neuen Provinzen in dieses Wesen hineingezogen habe, um so weniger, da die Vermittlungstheologie ihn stets ansporne, auf dieser Bahn vorzuschreiten. In diesem Kampfe werden die besten Kräfte verzehrt werden und die große Gefahr, der Fanatismus, dieser gefährliche Feind für die alten und neuen Provinzen wird uns drohen. Für den Staat wird der Conflict nicht minder

verderblich werden, wenn er sich mit der an ihn herandrängenden Gottlosigkeit verbindet. In Betreff der alten Provinzen sagt D. Fabri mit vollem Rechte: „kann die (unterschiedslose) Union in den neuerworbenen Ländern nicht eingeführt werden, so kann sie auch in den alten Provinzen auf die Dauer nicht aufrecht erhalten werden. Indem man in den neuen Provinzen confessionelle Schwierigkeiten fern zu halten suchte, würden sie in den alten Provinzen mit gedoppelter Stärke erwachen."

„Die Denkschrift des evangelischen Oberkirchenraths über die gegenwärtige Lage der evangelischen Landeskirche Preußens" war in der Ev. K.=Z. von andern Seiten schon so vielfach besprochen, daß Hengstenberg nur noch Weniges zu sagen hat. Er hat es nie geliebt, von der „Landeskirche Preußens" zu sprechen, weil dieser Ausdruck einen „erdigen Beigeschmack hat." „Es gibt wenigstens vorläufig keine preußische Landeskirche mehr," weil der preußische Staat seit 1866 einige Millionen evangelische Einwohner hat, die selbstständig bestehen. Wenn sich die Denkschrift zu den Artikeln des Glaubens der allgemeinen Christenheit auf Erden, die in den ökumenischen Bekenntnissen enthalten sind und dann zur Lehre von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben bekennt, so entgegnet Hengstenberg: „wir wissen nicht, wie und wo die preußische Landeskirche dies Bekenntniß in wirklich gesetzmäßiger Weise ausgesprochen hat, wissen nur, daß nach der C.=O. von 1834 die bisherigen Bekenntnisse der lutherischen und reformirten Kirche ihre Gültigkeit behalten haben, sehen auch nicht, wie es möglich sein sollte, eine andere Bekenntnißgrundlage zu gewinnen, als diese, die nur die Anerkennung des geschichtlichen und rechtlichen Bestandes ist. Doch kann es immer Gegenstand der Freude sein, wenn außer der unseres Wissens hier zum ersten Male als Bekenntnißgrundlage proclamirten Rechtfertigung aus dem Glauben, die so wenig Halt darbietet, zu der sich auch die protestantische Kirchenzeitung bekennt, die ökumenischen Bekenntnisse genannt werden."

Wenn die „Denkschrift" weiterhin sagt, das eigentlich treibende Princip der confessionellen Bewegung sei in dem Bestreben zu suchen, die Evangelischen „zum Abfall von der evangelischen Wahrheit und romanisirendem Wesen" zu führen, so mußte selbst die unionistische Darmstädter Allgem. K.=Z. das Geständniß ablegen, der Ober=K.=Rath habe seinen Gegnern fast die Nothwendigkeit

auferlegt, sich zu vertheidigen. Wenn das Konsistorium der Provinz Brandenburg sich dahin aussprach, es sei in seinem Bereiche ihm fast keine Spur von solchem Wesen bekannt geworden, so würden die Consistorien der übrigen preußischen Provinzen wohl in der Lage gewesen sein, ähnlich sich aussprechen zu müssen und Hengstenbergs Meinung zu rechtfertigen, daß es kaum gelingen werde, unter den Confessionellen für jeden Finger einer Hand auch nur Einen aufzufinden, der die Absicht habe, die Evangelischen zum romanisirenden Wesen zu verleiten. „Die romanisirenden Neigungen sitzen nicht tief. Es sind Männer, die Paradoxien lieben, denen es Vergnügen macht, einen Stein in den Teich zu werfen, damit er in Bewegung gerathe. Sie erreichen ihren Zweck; wo sie auftreten, da tritt man von allen Seiten ihnen entgegen und das ist ihnen gerade recht, lieber, als wenn man ihnen beistimmte. Sie können nur nichts Träges und Todtes, kein Nachsprechen hergebrachter Formeln leiden. Ihre Sympathien für die katholische Kirche, die wir nicht rechtfertigen, sondern nur ins rechte Licht stellen wollen, bewegen sich auch nur auf dem Grenzgebiete; von ausgeprägten katholisirenden Dogmen kann kaum irgendwo die Rede sein."

Welch ein Wahrheitszeuge Hengstenberg gegen die römische Kirche ist, hat er oft kundgegeben und läßt es auch jetzt daran nicht fehlen.[1]) Die Allocution Pius IX. nennt er eine alles Maaß übersteigende Verherrlichung Marias, welche weit die Grenze überschreitet, die von der heiligen Schrift zwischen der Creatur und dem Schöpfer gezogen ist Röm. 1, 25. Die Selig- und Heiligsprechungen bezeichnet er nach dem Worte Gottes als Eingriffe in das Privilegium des Herzenskündigers, des Prüfers der Herzen und Nieren, der sich allein das Gericht vorbehalten hat und oft tiefe Schäden da erblickt, wo die äußere Erscheinung nichts als Heiligkeit darbietet. Ein seltsamer Widerspruch, daß an demselben Tage, an welchem das Andenken des Apostels Paulus gefeiert wird, der Pabst in Widerspruch mit Paulus tritt, welcher 1 Cor. 4 den „menschlichen Tag", alles Gericht, was von Menschen vollzogen wird, aus deren Zahl man doch unmöglich den Pabst wird ausschließen können, für unsicher, ungehörig und folgenlos

[1]) Ev. K.-Z. 1868. S. 63—72.

erklärt. „Die Wahrheit, daß nur Gott die Herzen kennt, ist dem menschlichen Gemüthe so tief eingepflanzt, daß die Anmaßung menschlicher Versuche, den Werth der Seelen endgültig zu bestimmen, immer mit Heuchelei behaftet ist und nie wirklich einwurzeln kann." Die Lehre von der Unfehlbarkeit des Pabstes ging schon mit raschen Schritten ihrem Ziele entgegen. Welche Wege, um der römischen Kirche die Ungläubigen wieder zu gewinnen und welche Speise für die gläubigen Katholiken!

1869.

Syncretismus. Elias, der vor dem Herrn steht, ein Zeuge aus der alten Zeit für unsere Zeit. Schleiermachers Theologie, ihre Licht- und Schattenseiten.

Hengstenberg war in das letzte Jahr getreten und sollte die Herberge dieses Lebens mit der Heimath des ewigen Lebens vertauschen. Noch einmal war es ihm vergönnt und gegeben, für die Ehre des großen, lebendigen Gottes ein Zeugniß abzulegen und den tiefen Schaden der Zeit ans Licht zu stellen. Syncretismus, Religionsmengerei war dieser Schaden und Elias auf Carmel 1 Kön. 18 — der vor dem Herrn, dem Gott Israels, vor dem Herrn Zebaoth steht (1 Kön. 17, 1; 18, 15) — muß der Zeuge gegen allen Syncretismus der alten und neuen Zeit sein. „Syncretismus, das ist das Wesen der Union, wie sie jetzt in weiten Kreisen betrieben und namentlich von dem Berliner Magistrat und Stadtverordneten vertreten wird, die ihren Sitzungssaal dem „Unionsverein" zur Disposition stellten; man geht darauf aus, den Gott der Bibel in eins zu verschmelzen mit dem Gott des Zeitgeistes, der von ihm so weit entfernt ist, wie der Himmel von der Erde."

Der Syncretismus liegt und lag nahe. Es läßt sich nur aus dem Walten starker übernatürlicher Kräfte erklären, daß er beim Volke des Alten Testaments nicht alles überwucherte. Israel war doch nur ein gering Völklein gegen die Menge der umwohnenden Heiden und der Gott Himmels und der Erde sollte auf die engen Grenzen Israels beschränkt und alle Götter der Heiden,

zu denen alle Welt sich bekannte, sollten Elilim, Nichtige, Nichtse sein, die nicht sehen und nicht hören und nicht riechen können? Wären sie in Wahrheit Nichtse, woher dann ihre unverkennbare Macht über die Gemüther? Wie lästig war auch die Spannung zwischen Israel und den Heiden, wie sie fortwährend durch den Anspruch Israels, im alleinigen Besitze Gottes zu sein, wach gerufen wurde. War es nicht opportun, eine Ausgleichung herbeizuführen und dem Beispiel der Heiden zu folgen, welche gern bereit waren, ihren Gottheiten, in denen sie nur Erscheinungsformen ein und desselben göttlichen Wesens erkannten, wechselsweise Anerkennung zu gewähren? Die Heiden waren auch bereit, diese Toleranz auch auf Israel und auf seinen Gott diese Anerkennung auszudehnen. Warum sollte man bei solcher allgemeinen Weitherzigkeit die alte Engherzigkeit fortsetzen? Dabei kann ja der alte Gott in dankbarer Erinnerung und der Hauptgegenstand der Verehrung vor wie nach bleiben; man gesteht nur den andern Völkern auch Offenbarungsformen des einen göttlichen Wesens zu und wird die lästige Spannung los. Es ist eben Manches in dem menschlichen Herzen vorhanden, was diesem Syncretismus beipflichtet.

Schon nach Richt. 3, 7 thaten sie übel vor dem Herrn und vergaßen des Herrn ihres Gottes und dienten Baalim und den Hainen. Zerbrich den Altar des Baal, der deines Vaters ist und haue den Hain ab, der dabei steht — heißt es zu Gideon Richt. 6, 25. Diejenigen, deren Herz fest in Gott war und treulich an Gott hielt, wandten sich zu allen Zeiten mit Abscheu von jeder Vermischung Jehovahs und der Götzen. „Der Herr unser Gott ist ein einiger Gott und du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus aller deiner Kraft 5 Mose 6, 4 f. Der „einige Gott“ nimmt allen andern Göttern die Daseinssphäre und läßt in ihnen nichts anderes erblicken, als einen Reflex windiger Gedanken und Gefühle. Jehovah ist zugleich auch Elohim und füllt allein die ganze Sphäre der Gottheit aus, welche ihm in ihrer ganzen, ungetheilten Fülle einwohnt. Jede Liebe, die der Mensch einem andern Gott gewährt, ist Gottesraub. Alle Erfahrung in Thaten bewies die Einzigkeit Jehovahs. Bis in seine ersten Anfänge hinauf konnte das Volk Israel den Herrn seinen Gott in seinen Offenbarungen wahrnehmen und Gott war der Urgrund seines Daseins und Lebens geworden. Er hatte

einen Namen im Volke. Dagegen kann kein heidnischer Gott sprechen: das that ich für dich, was thust du für mich? Es war bei ihnen allen keine Stimme, noch Antwort, noch Aufmerken. Du erhörest Gebet, darum kommt alles Fleisch zu dir — gilt bei ihnen ganz und gar nicht. Die Macht, welche die Götter über die Gemüther ihrer Verehrer ausübten, konnte keinen Anspruch für die Götter begründen. Sie erklärte sich einfach daraus, daß der heidnische Volksgeist in seinen Göttern sich selbst liebte, sie aus sich herausgesetzt hatte und die Götter also das objectivirte Ich ihrer Verehrer waren mit den Lüsten und Begierden dieses Ichs. Die heidnischen Götter waren nicht wie der Gott Israels rechtschaffen 5 Mose 32, 4, so beschaffen, wie es der Idee des Guten, Göttlichen entspricht. Welch ein Abstand zwischen Jehovah dem Seienden und allen diesen „Nichtsen"; eine Vermittlungstheologie, die hier vermitteln wollte, war nur werth, daß man sich mit Abscheu von ihr wandte.

Schon im Beginne des Zehnstämme-Reichs wurde eine gewisse Vermittlung zwischen der wahren Religion und dem Heidenthum durch die Gottlosigkeit Jerobeams, dem die traurige Qualification in der heiligen Schrift beigelegt ist, daß „er Israel sündigen machte", angestrebt. Die Verehrung Jehovahs unter dem nach Egypten schielenden Stiersymbol verließ den Boden der Jehovah-Offenbarung, auf welchem nichts Geschaffenes zum entsprechenden Darstellungsmittel für den Unendlichen sich eignen kann.

Unter Ahab begann eine neue Epoche des Syncretismus; sein Weib Jesabel, die Tochter des phönicischen Königs Ethbaal (der mit Baal Verbundene) gewann einen unbedingten Einfluß auf den schwachen König. Der Name des Vaters der Jesabel verräth schon, was von der Tochter zu erwarten ist. Die phönicische Religion war Naturreligion. Die Urkraft der Natur theilte sich danach in die zeugende und empfangende. Das männliche Princip, welches man zu der Sonne in nahe Beziehung setzte, wurde als Baal verehrt, welcher Name Eigenthümer oder Besitzer bedeutet und also das Verhältniß der Knechte des Baal wie das der Sclaven zu ihrem Eigenthümer bezeichnet. Dem Baal zur Seite steht Aschtarot oder Astarte, das empfangende oder gebärende Princip, dessen Wirksamkeit vorwiegend der Erde angehört. Das natürliche Symbol der Aschtarot war die Baumwelt, repräsentirt

durch einen Hain, bestehend aus natürlichen zugestutzten Bäumen oder bloßen Baumfiguren. Jesabels Absicht ging darauf, die Jehovahreligion durch die Naturreligion zu vernichten, doch beschränkte sie sich bei ihrer Listigkeit zunächst darauf, eine Union der Jehovah-Anbetung und der Naturreligion zu proclamiren. Hatte man bis dahin die Freunde Jehovahs unbehelligt leben lassen und ihnen ohne Anstoß die Sammlung zu den Propheten Jehovahs erlaubt, so sollte nunmehr die Union zwischen Jehovah und Baal durch königliche Macht vollzogen werden. Statt Jehovah in seiner Ausschließlichkeit sollte nunmehr Jehovah-Baal gelten. War dies nur erst erreicht, so war der Weg nicht mehr weit, daß Baal den völligen Sieg über Jehovah davon trug. Die Neigungen der verderbten menschlichen Natur sind sehr für Baal gestimmt, der nichts verbietet und fordert. Die Verfolgung richtete sich nicht gegen die Jehovahdiener im Allgemeinen, sondern nur gegen diejenigen, welche gegen die Verbindung Jehovahs mit Baal Zeugniß ablegten. Die sich schon daran gewöhnt hatten, unter der Tradition und dem Einflusse der früheren Zeit Jehovah unter dem Stiersymbol zu verehren, gingen auf die Anordnungen Jesabels ein; wer einmal zwischen Wahrheit und Lüge zu vermitteln geneigt ist, wird kein Bedenken haben, wenn die Lüge kräftiger und crasser ihr Haupt erhebt. Dagegen entstand unter den treuen Anhängern Jehovahs eine mächtige Bewegung; wenn der fromme Obadja allein hundert Propheten verbarg, so sieht man daraus, wie mächtig das Bewußtsein von dem großen Entscheidungskampf zwischen Jehovah und Baal, dem wahrhaftigen Gott und dem allerdings von oben her begünstigten Jesabel-Baal erwacht war. Aber auch auf der andern Seite ist die Bewegung groß; sonst liest man nur von Priestern Baals, jetzt sind 450 Propheten Baals auf dem Plane. „Diese — sagt Rambach — wurden alle auf der Jesabel Unkosten unterhalten und aufs niedlichste von ihrem Tische tractirt, da unterdessen die wahren Propheten, welche Obadja in zwei Höhlen versteckt hatte, mit Wasser und Brod vorlieb nehmen mußten, daraus wir ersehen, daß das äußere Glück kein Kennzeichen der wahren Religion und Kirche ist, wie die Papisten erzwingen wollen."

Jesabel, die Seele der geistigen Streitmacht Baals, erkannte bald, daß sie mit der gemachten Begeisterung der wahren, von

Jehovah gewirkten Begeisterung nicht gewachsen war. Verfolgung war ihre Losung. Zu Verfolgungen sind alle selbstgemachten Ueberzeugungen geneigt, weil sie kein Vertrauen auf die innere Kraft der Wahrheit haben, auch nicht haben können. Die Königin war so klug, es nicht mit Plackereien und Vexationen gewinnen zu wollen, mit denen man wohl bei Halben und bloß auf sich selbst Stehenden etwas ausrichtet. „Wenn man einmal Leute, die einen Eifer um Gott haben, verfolgen will, so ist ein kräftiger Schlag auf den Kopf das allein Angemessene." Jesabel betrat diesen Weg mit allem Eifer. Alle Jehovah-Propheten, deren man habhaft werden konnte, wurden getödtet; die ihr Leben retteten, mußten sich in Klüften und Höhlen verbergen. Innerhalb des Zehnstämme-Reichs verstummte jeder Zeugenmund. Tausende im Volke waren zwar noch übrig, die ihre Kniee nicht vor Baal gebeugt hatten, aber sie waren Schafe ohne Hirten, die bald verkümmern.

Die Sache war gewonnen und verspielt. Denn Jehovah rächt das Blut seiner Knechte, wie in alter Zeit so in jeder Zeit.

Da tritt Elias auf, ein leuchtendes Vorbild der Kirche aller Zeiten, der zeigt, was ein in Gott wurzelnder Muth eines einzelnen Mannes vermag. Es ist von Bedeutung, daß in der Verklärung Christi neben Moses Elias erscheint und Maleachi weissagt: siehe, ich sende euch Elias den Propheten. Elias bedeutet: mein Gott ist Jehovah. Hinter dieser Bejahung liegt verborgen: fort mit Baal. Der Name des Propheten ist sein Programm; er hat kraft seines Namens offensiven Charakter. Jeder, auch Jesabel, kann und soll es wissen, wer Elias ist. Dieser Mann, seiner irdischen Abkunft nach wie Luther aus dem Unedlen hervorgegangen, bloß der Thisbite genannt, wird trotz Ahab und Jesabel und denen, die hinter ihnen stehen, das Panier Jehovahs wieder aufrichten und nicht sinken lassen. Er ist seines Volkes Vater, Israels Wagen und sein Reiter.

Ehe er auftrat, hat er sich in stiller Einsamkeit wie David, in Gott gestärkt. Kläglich sind die Töne einer Locomotive, wenn sie aus Mangel gehöriger Heizung nicht mehr arbeiten kann. Und kümmerlich ist Jeder, der Gottes Diener heißt, und stärkt sich nicht in Gott, daß er unbezwinglich stark werde. Elias ist wortkarg, wie er gleich bei seinem Antritt nur spricht: So wahr der Herr,

der Gott Israels lebt, vor dem ich stehe, nicht soll diese Jahre Thau und Regen werden außer auf mein Wort. Geredet war genug. Jetzt war die Zeit der That gekommen und das Wort des Elias kündigt Thaten an.

Daß der Herr lebet, ist die Wurzel des Daseins des Elias und das Geheimniß seiner Stärke. Wem das Leben Gottes nicht unbedingt gewiß ist, muß dem „Universum" dienen, denn abhängig ist und bleibt jeder Mensch. Vor dem ich stehe — sagt Elias, weil er zu Jehovah wie ein Diener zum Herrn steht. Mit diesem Worte kündigt Elias dem Ahab den Gehorsam auf. Es giebt in Wahrheit nur eine Autorität, das ist Gott; alle menschliche Autorität ist nur eine abgeleitete und deßhalb begrenzte; dasselbe Princip, welches uns zum Gehorsam verpflichtet, die Furcht Gottes, verpflichtet unter Umständen zum Ungehorsam. Dieser Fall lag hier vor; Ahab hatte das ihm eigenthümliche königliche Gebiet verlassen und gegen das klare erste Gebot Gottes: du sollst keine andern Götter haben neben mir, eine heillose Verquickung von Jehovah und Baal ins Werk gesetzt. Da muß sich Elias widersetzen, weil er „vor dem Herrn steht". Das gibt ihm eine unbezwingliche Stärke. Gott wird auch schon seine Hand ausstrecken, auch wenn er seine schützende Thätigkeit im Sichtbaren nicht erkennen läßt. Wie Gott will — er greift auch sichtbar dazwischen wie in den Tagen des Elias; er will aber auch, daß Märtyrer in der Kirche sein sollen, die das: „getreu bis in den Tod" lebendig vor Augen stellen, wie Johannes der Täufer im Gefängniß enthauptet wurde, um im ewigen Leben, gegen welches dieses Leben nur eine Spanne ist, Preis und Ehre zu erlangen.

Einer von der altgläubigen Partei — wird Ahab gedacht haben. Ein armseliger Schwärmer, der nicht einmal über die Mittel gebietet, sich einen anständigen Rock zu verschaffen, will dem Regen gebieten und den Himmel verschließen! Elias macht sich eilig davon, verbirgt sich zuerst im jüdischen Lande, dann bei der armen heidnischen Wittwe zu Zarpath. Er sollte der Gewalt des Königs Ahab entzogen werden, bis dieser durch Gottes Gerichte mürbe geworden war.

Und er wurde mürbe. Der Regen blieb drei Jahre lang aus. Der König muß darauf bedacht sein, ein wenig Futter zu finden für seine Pferde und ist geschlagen an Leib und Seele. Als im

dritten Jahre Elias wieder vor dem Könige erscheint und darauf angeredet wird, daß er Israel betrübe, lautet des Propheten Antwort: ich betrübe Israel nicht, sondern du und deines Vaters Haus damit, daß ihr des Herrn Gebot verlassen habt und wandelt Baalim nach. „Keine Wahrheit — sagt Menken — sollte unter den Menschen allgemeiner und gewisser sein, als die, daß die Verachtung Gottes und seines Wortes unausbleiblichen Verfall und Verderben nach sich zieht."

Der Aufforderung des Elias, das ganze Israel auf den Berg Carmel zu versammeln, und die 450 Propheten Baals und die 400 Propheten des Haines, die vom Tische Jesabels essen, kann sich der schlaffe, willenlose König, der jetzt thut, was ihm Elias gebietet, nicht entziehen. Es war nicht genug, daß der Regen versagt war und später erfolgen sollte. Es galt noch auf andere Weise die Gemüther des Volkes von den todten Götzen abzuziehen. Elias ist Glied des Alten Bundes, in welchem in solchen Krisen die Entscheidungen sichtbar und handgreiflich erfolgten, während für den Neuen Bund das Wort gilt: gar heimlich führt er seine Gewalt. Nach 3 Mose 9 ging bei der Darbringung des Opfers durch Aaron Feuer aus von dem Herrn. Wie es dort die erste Bestätigung des Jehovahdienstes, so gilt es jetzt die feierliche Erneuerung desselben durch Feuer vom Himmel im Gegensatze gegen die gräuliche Corruption, den Dienst des Baal.

Elias redet das Volk an: wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Ist Jehovah Gott, so wandelt ihm nach und ist Baal Gott, so wandelt ihm nach. Elias meint nicht, daß sie besser thun, sich dem Baal ganz zuzuwenden; Charakter in der Bosheit und im Unglauben zu haben, darin ein Ganzer zu sein, ist kein Fortschritt. Vielmehr will Elias, daß man der schlaffen und trägen Vermittlung entsage, welche die Gegensätze verdeckt und den rechten Weg ohne Einknicken verfolge. Das Volk schweigt, woraus zu sehen, daß das Wort des Propheten eingedrungen ist und das Gefühl erweckt hat, es gehe mit der ehebrecherischen Halbheit des Hinkens nicht weiter.

Jehovah selbst wird die Entscheidung zwischen sich und Baal hervorrufen. Die Baalspriester rufen unaufhörlich: Baal erhöre uns. Aber es war da keine Stimme noch Antwort. Baal leistet nichts; der Götze des bibelscheuen Geschlechtes dieser Zeit leistet

ebenso wenig. „Der Unterschied ist nur der, daß die Baalspriester noch beteten und Erhörung erwarteten, während jetzt von den angesehensten Vertretern der Vermittlungstheologie, namentlich von dem, den man uns mit Gewalt als Kirchenvater aufdringen und Luther zur Seite stellen will, die Kraft des Gebetes ausdrücklich geleugnet und Erhörung zu erwarten für thöricht erklärt wird. Das Unendliche, das Universum, der Urgeist kann freilich nicht erhören."

Die Baalspriester finden keine Erhörung, ihre Bewegungen um den Altar werden matt und matter, sie hinken nur noch. Das ist das Loos aller, die einer selbstgemachten Religion anhängen. Nur der lebendige Gott gibt Kraft und sendet Hülfe und theilt sich um so reichlicher dem Gemüthe mit, wenn er die äußere Hülfe versagen und zurückhalten muß. Erst als Elias spricht: rufet lauter, er (Baal) ist ja Gott, er hat wohl nachzusinnen oder ist bei Seite gegangen oder über Feld, oder vielleicht schläft er auch, daß er aufwache — werden die Baalspriester zu neuen Anstrengungen angestachelt. Sie zerschneiden sich nach ihrer Weise mit Messern und Pfriemen. Vergeblich. Es ist keine Stimme, noch Antworten, noch Aufmerken. „Die Baalsdiener der Gegenwart sind klüger wie die alten. An die Stelle des eigenen Blutes sind Wein und Bier getreten. Sie verlangen von ihrem Gotte nichts, weil sie wohl wissen, daß er nichts leisten kann, geben ihm aber auch nichts und sorgen dafür desto besser für sich selbst, besonders für ihren Bauch."

Die Ohnmacht der Baalsdiener ist kund geworden. Ein gesetzmäßiger Priester ist nicht vorhanden; deßhalb übernimmt der Prophet das priesterliche Amt. In allem Uebrigen schließt er sich, so nahe als möglich, an das Gesetz an. Die zwölf Steine des Altars sind ein Bekenntniß zu der durch Jerobeam willkürlich zerrissenen Einheit des Volkes, mit der die Einheit des Heiligthumes Hand in Hand ging. In der Zurichtung des Opfers folgte er den Mosaischen Vorschriften. Nicht minder auch in der Zeit des Opferactes. Er trat zu dem Altar hinzu, um zu beten um die Zeit, da in dem Tempel zu Jerusalem das Abendopfer dargebracht wurde.

Die Entscheidung erfolgt. Das Volk ruft: Jehovah ist Gott. Das ist das Bekenntniß des Mundes. Die schonungslose Hinwegräumung der Aergernisse geht der Buße zur Seite. Auf das

Geheiß des Propheten griff das Volk die Baalspriester und tödtete sie. Nach 5 Mose 13 soll die Verführung der Abgötterei mit dem Tode bestraft werden. Dies Gebot gilt nur für die Zeit des Alten Bundes und vergebens haben römische Theologen versucht, die blutigen Maßregeln gegen Andersgläubige aus dem Gesetze und dem Beispiele des Elias zu rechtfertigen. Die Jünger, welche Feuer auf die Samaritaner herabrufen wollen, werden von dem Herrn mit dem Worte zurechtgewiesen: wisset ihr nicht, weß Geistes Kinder ihr seid? Und in dem Gleichnisse von dem Unkraut unter dem Weizen wird das gewaltthätige Ausrotten des Unkrauts verboten. „Der Grund dieser Verschiedenheit der beiden Testamente liegt aber nicht etwa darin, daß im N. T. eine mildere Betrachtung des Irrthums in religiösen Dingen eingetreten wäre. Das Neue Testament ist himmelweit entfernt von der jetzt so gepriesenen Weitherzigkeit, von der Menken mit vollem Rechte sagt: „Die Toleranz unseres Zeitalters, deren Grund nicht nur Gleichgültigkeit, sondern sadducäischer Unglaube, Verachtung Gottes, Haß gegen Jesus Christus und das geschriebene Wort Gottes ist, ist etwas Abscheuliches und mit aller wahrhaftigen Liebe zu Gott, zu dem Herrn Jesu und den Menschen unvereinbar." Das Neue Testament, weit entfernt, die Sünden gegen das erste Gebot in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen, stellt vielmehr statt der zeitlichen Strafen die viel furchtbareren ewigen in Aussicht. Das Unkraut im Weizen wird allerdings vorläufig geduldet, aber nur um nachher von den himmlischen Schnittern in Bündel gebunden und ins Feuer geworfen zu werden. Derselbe, der gesprochen: kommt her zu mir alle — denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig, hat auch gesprochen: jene meine Feinde, die nicht wollten, daß ich über sie herrschen sollte, bringet sie her und erwürget sie vor mir. Ebr. 10, 28. 29. Der wahrhafte Grund der Verschiedenheit zwischen dem Alten und Neuen Bunde ist vielmehr der, daß dem letzteren viel kräftigere Mittel der Gnade zu Gebote stehen, namentlich der erst durch den Hingang Christi zum Vater erworbene Geist Christi, so daß also weniger Gefahr im Verzuge ist und mehr Hoffnung der Besserung. Den Propheten kann kein Vorwurf treffen. Er gereicht vielmehr uns zum Vorwurfe in seinem Ernste gegen die Sünde, in seinem tiefen Abscheu gegen die Entheiligung des göttlichen Namens, in seinem unbedingten Ge-

horsam gegen das göttliche Gesetz, wie es für die Zeit des Alten Bundes galt. Wir dürfen nicht zweifeln, daß dieser Gehorsam ihm schwer geworden ist.

Mit jeder Vertiefung in Gott ist ein zartes, liebevolles, mildes, barmherziges Herz verbunden und wie dem Propheten ein solches einwohnte, das sehen wir z. B. an seinem Verhalten gegen die arme Wittwe in Zarpath und aus seinem Bezeigen gegen seinen König, nachdem dieser seinen ohnmächtigen Widerstand aufgegeben hatte. Er durfte aber dem Zuge zur Milde um so weniger folgen, da hier noch mehr vorlag, als die von dem Gesetze mit dem Tode belegte Verführung des Volkes zur Abgötterei. Die Baalspriester hatten sich zugleich unter das Gericht des auch im Neuen Testament noch giltigen Wortes gestellt: „wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll auch durch Menschen vergossen werden." Auf ihr Anstiften hatte Jesabel die Diener des wahren Gottes getödtet, sie waren darauf ausgegangen, die Propheten des Herrn bis auf den letzten Mann auszurotten, wie ja überall im Hintergrunde der Toleranz des Unglaubens der Verfolgungsgeist lauert.

Der Prophet Elias wirft sich auf die Kniee und neigt dann auch das Haupt zur Erde. In dieser Stellung bildet sich sein ganzes Verhältniß zu Gott ab, das der tiefsten Unterwürfigkeit, und in diesem Verhältniß haben wir den Schlüssel zu seinem Verhalten gegen die Menschen. Wer gegen diese die aufrechte Stellung behaupten will, muß sich vor Gott tief demüthigen und wer sich vor Gott tief demüthigt, kann nicht anders, als gegen die Menschen frei sein Angesicht erheben.

In dieser tief gebeugten Stellung erfleht der Prophet den Regen vom Himmel. Und eine kleine Wolke stieg auf, wie eines Mannes Hand. Sofort bekommt Ahab Nachricht, anzuspannen und zu fahren, daß der Regen ihn nicht ergreife. Merkwürdiger Weise läuft Elias vor Ahab hin den weiten Weg bis nach Jesreel und hält mit den eilenden Rossen gleichen Schritt. Bis dahin hat Elias, der vor Jehovah stand, den König unter sich gesehen; jetzt, da das erste Gebot wieder in seine Würde gerückt ist, macht es Elias eine Freude und ist es ihm ein herzliches Verlangen, um des vierten Gebotes dem Könige unterthänig zu sein.

Gegenüber dem „Fluche der bloßen Redensarten, dem Banne der innerlichen Unwahrheit, durch die unser Leben so vielfach

zerfressen ist", hat Hengstenberg dieses sein letztes Zeugniß in der Darstellung des Propheten Elias gegeben. Er fand es geboten, noch einmal mit der Schleiermacherschen Theologie abzurechnen. Schleiermacher beseitigte dasjenige, wodurch der Rationalismus noch in irgend einer Weise mit dem biblischen Gott zusammenhing, die Lehren von einem persönlichen Gott, von Freiheit und Unsterblichkeit. „Die Glaubenslehre Schleiermachers ist eine künstliche Vermischung des allerentgegengesetztesten, der Weisheit dieser Welt und der Weisheit von oben, der Lehre der Bekenntnisse der Kirche der Reformation und der Gotteslehre des ohne Gott lebenden Juden Spinoza."

Hengstenberg erachtete es für kein angenehmes Geschäft gegen Schleiermacher anzukämpfen. Er hat gegen Schleiermacher keine specielle Pietätspflichten und ist in keiner Weise aus seiner Schule hervorgegangen. „Er las seine Glaubenslehre nicht lange nach ihrem Erscheinen mit gespannter Aufmerksamkeit, in einer Zeit, da er die eine kostbare Perle noch nicht gefunden hatte, aber im Suchen schöner Perlen begriffen war. Er gab das Buch seinem damaligen Lehrer Brandis zurück mit den Worten: ich werde zwar wohl nicht bleiben, was ich bin, und wenn ich so bliebe, würde ich nicht Theologe bleiben, aber zu dem wende ich mich nimmer. Er fand zu wenig ehrliche Ueberzeugung, zu viel Künste, zu viel gewaltsame Umdeutung des Unbequemen. Als er später weiter auf der Bahn der Wahrheit fortgeschritten, nach Berlin kam, versuchte er es mit Schleiermachers Predigten, aber sie ließen ihn völlig kalt, ja das Zusammensein eines Vordergrundes kirchlicher Redeweisen und eines Hintergrundes von Anschauungen, welche einem ganz andern Gebiete angehören, stieß ihn zurück. Was er selbst sah und hörte, stimmte nicht zu dem, was er früher von Schleiermachers christlicher Wirksamkeit vernommen hatte. Schleiermacher, der selbst von sich aussagt, es sei seine Weise, wenn die eine Seite des Schiffleins zu sehr belastet sei, auf die andere Seite zu treten, hatte damals schon Stellung genommen gegen das kräftiger in der Kirche hervortretende Glaubensleben; seine Wirkungen, so weit Hengstenberg sie beobachten konnte, waren damals schon vorwiegend negative, seine Schüler vorwiegend solche, welche sich dem Ernste des Schriftwortes und des christlichen Bekenntnisses entziehen wollten. Dennoch aber, wer selbst noch in seiner Jugend

die entsetzlichen Verwüstungen mit Augen gesehen hat, welche der ältere Rationalismus angerichtet hatte, die Oede und Langeweile, die sich über das ganze Dasein lagerte, die Abgestorbenheit gegen alles, was einer höheren Welt entstammte, den traurigen Egoismus, der durch das Schattenbild des rationalistischen Gottes nicht überwältigt werden konnte und der alle Verhältnisse aushöhlte, der blickt mit dankbarer Verehrung zu jedem empor, der in dieser dichten Finsterniß in irgend einer, auch der unvollkommensten Weise dahin gewirkt hat, die Augen wieder für das Licht zu öffnen und seinen Strahlen den Zugang zu bereiten. Und daß Schleiermacher dies gethan, und zwar mit einer Virtuosität und einem Erfolge wie wenige gethan, wer könnte dies verkennen? Schon in seinen Reden über Religion stellt sich ein bedeutender Fortschritt dar. So wenig in ihnen auch noch specifisch Christliches hervortritt, so werden wir doch weit herausgehoben über den gewöhnlichen Rationalismus mit seinen paar dürftigen Vorstellungen von den göttlichen Dingen, die durchaus unfähig sind, eine Macht über das Leben zu gewinnen und sich gegen den Andrang der gemeinen Wirklichkeit zu behaupten. Wir gewahren ein hinter den einzelnen Erscheinungen verborgenes Allgemeines, das Auge wird geschärft zur Wahrnehmung einer Fülle von Gutem, von Schönem, von Göttlichem, welche über die Welt ausgeschüttet ist, der Geist wird angeregt zu Gedanken, welche in die Tiefen der Erscheinungen eindringen, das Herz wird erhoben zur Liebe gegen die göttlichen Kräfte, welche das Weltall durchziehen, wird erlöst von der traurigen Isolirung, in welche der Rationalismus die Seinen versetzte. Viel deutlicher aber noch ist der Fortschritt in den späteren Schriften Schleiermachers. Dieser Fortschritt ist weniger aus der Brüdergemeine abzuleiten, deren Einfluß auf Schleiermacher sehr überschätzt worden ist, mit der Schleiermacher völlig gebrochen hatte, zwischen der und seiner christlicheren Richtung die intimen Beziehungen zu Jüdinnen liegen, die Briefe über Lucinde, das Verhältniß zu Eleonore Grunow und alles, was O.-C.-R. Sack in seinem ernsten Mahnbriefe an Schleiermacher zur Sprache bringt. Der Fortschritt ist vielmehr aus derselben Quelle abzuleiten, aus der Schleiermachers Schwager E. M. Arndt seinen Glauben an Christum erhalten hat, aus der Theilnahme an einer durch Gott gewirkten großen Bewegung der Geister, die, durch die romantische

Schule vorbereitet, der die Reden über Religion angehören, durch die großen Thaten Gottes zu voller Entfaltung geführt wurde, zuerst das schwere Unglück, die thatsächliche Antwort Gottes auf den Rationalismus und dann die herrliche Errettung. Angeregt durch diese Bewegung, tauchte sich Schleiermacher in den christlichen Lebensstrom, welcher durch alle Jahrhunderte hindurchgeht und der, wenn auch tief verdeckt, in seiner Zeit noch vorhanden war und wurde ein Herold und Zeuge Christi, ein Bahnbereiter, der vielen den ersten Weg zu einem Ziele wies, das er selbst noch nicht klar erkannte.

Solche Männer soll man in Ehren halten."

Wenn Hengstenberg wiederholt zu seinem Schmerze genöthigt war, stets von Neuem die Schwächen solcher Männer und auch Schleiermachers aufzudecken, so tragen diejenigen die Schuld, welche darauf ausgehen, die Gabe Gottes in Gift zu verwandeln, welche einen Anfänger des Glaubens zu einem Vollender machen, die durch Gottes Gnade längst über ihn vorgeschrittene Kirche an seine Autorität binden und mit Hülfe dieser Autorität ihre ungesunde und unheilvolle Vermitllung und Vermischung des Unvereinbaren zur Herrschaft erheben wollen. „Nicht gegen Schleiermacher, sondern gegen diese seine Knappen ist unsre Polemik gerichtet."

Schleiermachers Theologie hinkte und hinkt. Er hält Jesum für einen bloßen Menschen, den Sohn Josephs und ist doch ein begeisterter Verkünder der Unsündlichkeit Jesu. Er war genöthigt, alle Aussprüche, in welchen Christus sich eine übermenschliche Würde, wahrhaft göttliches Wesen beilegt, gewaltsam zu deuten; er knüpft die Erlösung und Seligkeit an den Eintritt eines geschichtlichen Urbildsmenschen, tritt für die Echtheit des Evangeliums Johannis auf, während doch die Verwerfung desselben unbedingt nöthig ist, wenn man mit Schleiermacher die Geschichtlichkeit der in ihm berichteten Wunder leugnet. Sein Herz durchbrach sein System; aber seine Schüler stießen die der naturalistischen Denkweise aufgedrungenen Elemente ab.

Wie hinkte Schleiermachers Theologie auf dem Gebiete des Glaubens, des biblischen Gottes! Er kannte nicht die Sünde als Empörung wider Gott; Sünde ist ihm natürlicher Mangel, das noch nicht gewordene Gute, Bedingung des Werdens. Schleiermachers Gott ist weiter nichts als die Einheit der Weltkräfte, kein

persönlicher Gott. Die natürliche Erklärung der Wunder Jesu hielt er für eine Hauptaufgabe in seinem Leben Jesu. Jesus ist am Kreuze nicht gestorben, es ist ein Lebenskeim in ihm geblieben. Er ist zum Leben zurückgelangt. Wo er nachher ein Ende genommen hat, wissen wir nicht. Christus hat dem Gottesbewußtsein einen neuen Impuls gegeben und in die Gemeinschaft der von ihm ausgegangenen, in der Kirche sich fortsetzenden Anregung werden wir aufgenommen. Das allein ist das Verhältniß, das wir zu Christo haben.

So kann Schleiermachers Theologie wohl wie ein Morgenroth nach schwarzer Nacht Freude erwecken. Will man sie aber als die normale hinstellen und in ihr und jeder ihr verwandten das Hinken auf beiden Seiten kanonisiren, so kann das in Wahrheit nur Gegenstand eines tiefen Grauens sein.

Das umfangreiche Vorwort, aus dem hier das Wichtigste mitgetheilt ist, war die letzte größere Arbeit des seligen Hengstenberg. Anfangs 1869 wurde er krank. Ueber das Vorwort äußerte er in seiner letzten Krankheit: „das war mir so von Gott gegeben; ich schrieb es im Angesichte der kommenden Trübsal."

Charakteristik Hengstenbergs.

Im Jahre 1860 schreibt die Mutter an den Sohn Immanuel: „gestern war wieder einmal ein Engländer hier, der durchaus mit Vaters Erscheinung nicht zufrieden war, sondern dreimal nach einander verlangte, er wolle aber den Professor Hengstenberg sprechen, ohne sich durch Vaters jedesmalige Antwort, eben der sei er, beruhigen zu lassen. Endlich beruhigte er sich kopfschüttelnd, indem er meinte, das begreife er doch gar nicht, so lange habe er schon von Professor Hengstenberg sprechen hören und unterhielt sich dann eine halbe Stunde mit ihm."

Dieser Engländer ist nur Einer unter Vielen, die sich Hengstenberg ganz anders vorgestellt haben und noch wohl vorstellen, als er in Wirklichkeit war. Wahr ist, daß in Hengstenberg verschiedene sich scheinbar widersprechende Eigenthümlichkeiten vorhanden waren. Ich bin wunderbarlich gemacht Ps. 139, 14. Von dem Apostel Petrus sagt Hengstenberg einmal in Hinsicht auf dessen früh hervortretende Entschlossenheit und Festigkeit (z. B. Joh. 6, 67 ff.), Petrus sei von einem Holze gewesen, aus dem sich Märtyrer schneiden lassen. So eine Art war gewiß in Petrus vorhanden, wobei bestehen bleibt, daß der Herr Vieles an Petrus hinwegnehmen und Vieles zusetzen mußte, um jenen Zeugen aus ihm zu machen, als der er nach der Himmelfahrt Jesu dasteht.

Auch Hengstenberg war durch natürliche Veranlagung für diejenige Stellung, welche er eingenommen hat, ausgerüstet und angethan. Innigkeit und Kraft, Beschaulichkeit und männliche, unbiegsame Festigkeit und Entschlossenheit — diese beiden Grundzüge in inniger Verbundenheit und Ergänzung sind Hengstenberg eigenthümlich.

In Westfalenland, dem Land der Mark, wie seine Eichenbäume stark — wo der Märker Eisen reckt, ist Hengstenberg ge-

boren und das gute Erbtheil der Märker, Selbstständigkeit und Treue war auch ihm zu Theil geworden; das elterliche Haus war danach angethan, die Zartheit des Gemüthes zu bewahren und zu cultiviren und die Stille des Pfarrhauses in Wetter förderte die Anlage zu einem verborgenen, versenkten Leben. Der Gott aller Gnade fand in Hengstenberg ein brauchbares Gefäß und da es Gott gefiel, in ihm seinen Sohn zu offenbaren, war diese Gnade nicht vergeblich an ihm; von Gottes Gnade ist er geworden, was er war.

Von Jugend an bis an sein Lebensende war er sehr arbeitsam und gewissenhaft in Allem, was er unter Händen hatte. Früh um 6 Uhr stand er auf; ein Tag um den andern fand ihn bei der Arbeit, sei es die Ausarbeitung seiner Vorlesungen, auf die er sich treu vorbereitete, sei es sonstige literarische Arbeit oder Correspondenz, und welch eine ausgedehnte, vielseitige Correspondenz hatte er zu führen! Pünktlich kam er zur Universität, wohl nie zu spät, ging meistens zu Fuß dorthin, theils seiner Gesundheit wegen, theils, wie er zu sagen pflegte, weil es Luxus sei, zu fahren, wenn man gehen könne. Seine Vorlesungen an der Universität betrachtete er als seine erste Pflicht, die sonstigen literarischen Arbeiten als seine Lust und Freude.

Nur den Sonntag feierte er ganz; er ging zweimal zu Büchsel in die Kirche und liebte Abends sehr den liturgischen Gottesdienst, in welchem ihn das Lied:

„Ich hab von ferne
Herr, deinen Thron erblickt"

tief bewegt. Sonntags las er zu seiner Erbauung die heilige Schrift und die alten Ausleger, vertiefte sich in die von ihm so hoch geschätzten Kernlieder nach dem „unverfälschten Liedersegen" und besuchte gute Freunde. Daß er nach dem liturgischen Abendgottesdienst um 6 Uhr mit den Seinen zu Büchsel ging und bis um 3/4 8 Uhr blieb, war feste Sitte.

Als eine contemplative Natur liebte Hengstenberg die Einsamkeit und Zurückgezogenheit; das geräuschvolle Leben war ihm zuwider. Eine unruhige, laute Unterhaltung war ihm höchst ungemüthlich und konnte ihn krank machen, wie er selbst sehr leise sprach und dadurch oft ein lautloses Horchen der Anwesenden hervorrief, die dann gern von seinen Worten profitirten. Seine

Unterhaltung war immer gediegen, belehrend, interessant, vorgelegte Fragen beantwortete er mit Ruhe und Ueberlegung.

Sein häusliches Leben war einfach. Er lebte den ganzen Tag mit der Uhr in der Hand und liebte auch an Andern die Pünktlichkeit, stand früh auf und arbeitete fleißig, ehe er um neun Uhr zur Vorlesung ging. Zu Mittag genoß er einfache, gute Hausmannskost. Nachmittags ging er eine Stunde spazieren und kehrte oft eilend zurück, um die Sprechstunde mit seinen geliebten Studenten nicht zu versäumen; diese Stunde war ihm besonders lieb und wichtig. Abends 8 Uhr schloß er sein Tagewerk und genoß auf die Nacht nur Milch und vier Zwieback; nach dem Essen trank er zwei Glas Wasser und rauchte eine Cigarre — es war rührend, daß er seiner Nichte Lydia Karbe, jetzt Diakonissin, herzlich dankte, daß sie nicht vergaß, ihm das zweite Glas Wasser einzuschenken. Er ließ sich von seiner Frau, später von Lydia oder Immanuel die Kreuzzeitung vorlesen. Auch sah er Abends gern Besuch bei sich, Büchsel und Frau waren jeden Donnerstag Abend seine Gäste. Er liebte die trauliche Unterhaltung und besonders Geschichten, die eine humoristische Färbung hatten. Er hatte selbst viel Humor und kam oft in eine gemüthliche Art und Laune, ohne jedoch bitter zu werden.

Um 10 Uhr hielt er regelmäßig mit allen Hausgenossen die Hausandacht, welche auch durch den Ton, mit dem er sie hielt, einen tiefen Eindruck machte. Unauslöschlich war der Eindruck des oft gebrauchten Liedes: Schwing dich auf zu deinem Gott und besonders die durch den Druck bezeichneten Worte:

> Dringt das liebe Kreuz herein
> Mit dem bittren Leide,
> Laß eindringen, kommt es doch
> Von geliebten Händen,
> Bricht und kriegt geschwind ein Loch,
> Wenn es Gott will enden.

Milde und still war sein täglicher Umgang im Hause. „Ich habe ihn 40 Jahre lang gekannt und ich habe ihn immer, besonders in den Tagen des Leides und der Trauer als einen guten Engel in unsrer Mitte gesehen, uns erbauend, tröstend und ermuthigend“ schreibt die Schwiegermutter nach seinem Heimgange.

Kleine Dinge erfreuten ihn; einen Fruchtbaum in seinem Garten konnte er immer wieder betrachten. Die Noth der Men-



schen ging ihm tief zu Herzen; er half Elenden gern und gab große Summen hin. Es war ihm eine besondere Freude, daß er manchen erholungsbedürftigen Menschen, dem es an Mitteln fehlte, seinem Schwager Karbe in Gramzow zuschicken konnte, um sich in dem freundlichen Aufenthalte zu erfrischen.

In dem Karbeschen Hause weilte der Professor gern. Dort wandelte er mit großer Freude in dem Garten, eine Hecke mit vielen Vogelnestern war seine besondere Freude. Es war denen, die den Professor dort zur Pfingstzeit mit einer Narzisse in der Hand, die er immer und immer wieder betrachtete, auf und abgehen gesehen haben, ein unvergeßlicher Anblick. Hier in Gramzow weilte Hengstenberg gern mit Büchsel und Tholuck. Diese drei Freunde haben dort zusammen geritten, jedoch mit dem Unterschiede, daß Tholuck schlecht, Hengstenberg gut und Büchsel vorzüglich ritt. Den Karbeschen Kindern war Hengstenbergs Gegenwart eine große Freude; er ging mit ihnen zum Bäcker Kellermann und kaufte ihnen Süßigkeiten und sagte ihnen unterwegs den Reim vor: Kellermann ein guter Mann, der Zuckerplätzchen backen kann.

Ein eigenthümlicher Zug an Hengstenberg war die Sehnsucht, die Sehnsucht nach dem ewigen Leben, welche ihn von Kindheit an begleitete. Diese Sehnsucht durchdrang ihn tief, besonders verstärkt durch den Heimgang seines innigst geliebten zwölfjährigen Kindes Elisabeth im Jahres 1854. Als dieses merkwürdige Kind nahe vor seinem Hingange war, knieten die Eltern an ihrem Lager und der Vater sagte: „du gehst heim, mein Kind und wir werden dir bald nachfolgen.“ Das Kind sah die Eltern liebevoll an und sagte mit ernstem Blick zum Vater gewandt: „Nein Papa, du noch lange nicht, du hast noch viel in dieser Welt auszurichten, aber wenn du kommst, stehe ich an der Himmelsthür und hole dich.“ Dieses Wort des sterbenden Kindes berührte den Vater sehr tief, noch tiefer, als die geliebte Gattin auch abgerufen wurde und Hengstenberg einsam blieb. Er sprach nie von diesem Kinde; nur am letzten Himmelfahrtstage, den er auf Erden verlebte, erwähnte er, daß Elisabeth an einem Himmelfahrtstage heimgegangen sei.

Es war ein eigenthümlicher Eindruck, den man von dem seligen Professor hatte, wenn man ihn, wie er zu thun pflegte, mit gefalteten Händen und freundlich ernstem Gesichte da sitzen sah.

Dann hatte seine Gegenwart in besonderem Maße etwas Stilles und Stillendes.

Daß dieser gemüthstiefe, stille Mann, in seiner Erscheinung so bescheiden, zugleich für den festen, energischen, angreifenden Mann nicht bloß in aller Welt galt, sondern dieser Mann wirklich war, das ist allerdings wunderbar. Der oben erwähnte Engländer hatte ein gewisses Recht, daß er, obwohl Hengstenberg vor ihm stand, Hengstenberg zu sehen und zu sprechen wünschte. Hengstenberg hat mehr geleistet, als ein Märker, der Eisen reckt. „Sie sind das Schreckbild aller Freimaurer“ — schreibt ihm Jemand im Jahre 1857. Es ist wahr, er hat ohne Furcht den Freimaurerorden bekämpft und dessen Inhaltlosigkeit an sich und seine Gefährlichkeit als eines vom wahren Christenthum ablenkenden Ordens aufgedeckt. Hengstenberg hat mit erstaunlichem Fleiße und Gelehrsamkeit die heilige Schrift bearbeitet, die Herrlichkeit auch des Alten Testamentes an das Licht gestellt, Brunnen aufgedeckt, wo Blinde nur eine Wüste sahen. Er vertheidigte die Authentie des Pentateuchs und andrer biblischer Bücher, gab dem Alten Testamente seinen Platz und Werth zurück dadurch, daß er seine innige Verbindung mit dem Neuen und die Erfüllung der Weissagungen in der Person Christi nachwies. Seine exegetischen Schriften haben Epoche gemacht, die Offenbarung Johannis nicht ausgenommen und sind und werden bleiben Fundgruben großer Erkenntniß und Weisheit. Wie es ihm überall zunächst auf die innerliche Seite ankam, so war ihm in allen seinen Schriften diese die Hauptsache und es ist eine schöne Eigenart aller seiner Commentare, daß er das Wissenschaftliche mit dem Erbaulichen verbindet.

Es war ihm vom Herrn geschenkt, wie Jemand schreibt (April 1867), daß alle Entwicklungsstufen, die in den letzten Jahren die deutsche evangelische Kirche durchschritten hat, durch ihn vermittelt wurden. „So der Auszug aus dem Diensthause des Rationalismus, so die Rückkehr zum kirchlichen Bekenntnisse innerhalb der Union und endlich die allseitige Ausgestaltung der evangelischen Lehre.“ Er war der ausgesprochene Gegner der Vermittlungstheologie; wenn andere Leute ein Vergnügen daran finden, sich auf einer Brücke häuslich einzurichten, so theilte er, wie er sagt, durchaus dieses Vergnügen nicht. „Wer fest stehen will, muß den Anfängen widerstehen. Sobald man erst angefangen hat, zu weichen,

ist kein Halt mehr.“ Es ist richtig, was in einem Nekrolog von ihm gesagt ist,[1]) er hatte das Bewußtsein, mit einer Mission beauftragt zu sein, daß er nämlich Zeugniß ablegen sollte — gegen alle offenbaren und verdeckten Schäden und Angriffe gegen die h. Schrift, die Kirche und ihre Bekenntnisse. In seinen Augen sind Bibel, Kirche und Bekenntnisse auf eine Wechselbeziehung angewiesen. Die Ev. K.-Z. hat der Sache des Christenthums große und unvergängliche Dienste geleistet; sie bekämpfte den Rationalismus und die Vermittlungstheologie mit Erfolg und war ein Vereinigungspunkt der Vertheidiger der kirchlichen Lehre.

Hengstenberg, reformirt von Geburt, hat sich nach und nach der lutherischen Lehre und Kirche genähert und ist ein treuer Sohn und unbeweglicher Kämpfer für ihr gutes Recht gewesen. Aber dagegen nimmt ihn das erwähnte Journal religieux de Neuchâtel mit Recht in Schutz, als ob er feindselig gegen die reformirte Kirche aufgetreten sei. Ein Beweis für diese Anklage wird nicht zu erbringen sein. Und auch gegen den Vorwurf muß Hengstenberg in Schutz genommen werden, als habe er seine Stellung zur Union gewechselt. Wer seine bezüglichen Ausführungen, wie wir sie mitgetheilt haben, aufmerksam liest,[2]) wird finden, daß, weil die Auffassung über die Union und die Art, wie letztere gehandhabt wurde, sehr oft gewechselt hat, Hengstenberg genöthigt war, gegen die Einen das Unrecht, welches man im Namen der Union beging und gegen die Andern, welche nichts Gutes in ihr anerkennen wollten, das Heilsame in ihr zu behaupten. Es ist nicht gefährlich, daß man, wenn man einen krummen Stock gerade biegen will, denselben etwas nach der andern Seite durchbiegt, eben damit er gerade werde.

Darin ist Hengstenberg groß und wie viele Zeugnisse sind dafür in diesem Buche enthalten, daß er in seinen Kämpfen jedesmal den angegriffenen Punkt vertheidigt, nicht aber nach Art Mancher den Angriffspunkt preisgibt, um sich für die Vertheidigung der dieses Mal gar nicht bedrohten Punkte zu erhitzen.

Kein Wunder, daß Viele Hengstenberg nicht verstanden und nicht verstehen!

---

[1]) Im Journal religieux de Neuchâtel.

[2]) Siehe u. A. S. 106 ff.; 161 ff.; 171; 254.

Kein Wunder, daß er oft der Gegenstand heftiger leidenschaftlicher Urtheile und Verleumdungen war!

Aber auch kein Wunder, daß Unzählige ihm Großes danken. Tholuck ist ihm bis an sein Ende ein treuer, dankbarer Freund geblieben und nennt ihn so oft in seinen Briefen: du treuer Knecht. Fr. von Baader dankt Hengstenberg für die „zur Schirmung und Warmhaltung der Christusreligion gesegneten Leistungen." Warmhaltung der Christusreligion — das ist das Herz der Hengstenbergschen Theologie.

Wen Gott aber accreditirt hat, den kann keine Macht discreditiren.

Aber Männer wie Hengstenberg, wenn auch nicht seines Gleichen, so doch von seiner Art wachsen nicht aus der Erde. Ihre Wurzeln liegen schon in diesem Leben überwärts und ihre Kräfte nehmen sie aus der oberen Welt. Der Schlüssel für das Verständniß Hengstenbergs liegt darin, daß er wie Luther und Bengel tief in der Schrift lebte und den Geist des Wortes Gottes in sich aufnahm und walten ließ. Daher seine Furcht vor Gott und Furchtlosigkeit vor Mächten und Menschen; daher sein Verständniß, das ihn mitten im Sterben leben ließ, daß die Hauptsache Christus ist und daß Christus ist. Gepriesene Warmhaltung der Christusreligion!

Beruf.

Durch Mühe und Arbeit war Hengstenbergs Leben köstlich. Er hatte eigentlich sechs Aemter, war Docent, Schriftsteller, Redacteur, Correspondent, Rathgeber und verwaltete ein großes Bereich von dem, „was sich sonst zuträgt." Er war in allen Dingen treu und gewissenhaft und arbeitete vor allem unermüdlich in seinem nächsten Berufe als Universitätslehrer. Er hat nie bloß nach alten Heften wieder vorgetragen, sondern bereitete sich zu seinen Vorlesungen immer von Neuem wieder vor. Welch einen Schatz von Gelehrsamkeit hat er in seinen gedruckten Büchern der Christenheit gegeben! Wie ist es seine besondere Gabe, das Gelehrt-Theologische mit dem Erwecklichen und Erbaulichen zu vereinigen — eine Art, die sehr an D. Bengel erinnert. Welche Riesenarbeit hat er an die Ev. K.-Z. in der Zeit von 1827 bis 1869 gewandt. Seine Vorworte sind bis dahin unerreicht geblieben und werden es wohl für immer bleiben. In Würtemberg — schreibt ein dortiger Geistlicher im Jahre 1879 — wurde der Wunsch ausgesprochen, es möchte eine Sammlung sämmtlicher Vorworte, welche Hengstenberg geschrieben hat, veranstaltet werden, eine solche werde ein in mehrfacher Beziehung höchst werthvolles Handbuch abgeben und die ganze Zeit von 1827 an in theologischer und religiöser Beziehung und ein gut Stück Kirchengeschichte in diesen originellen Aufsätzen vor das Auge bringen. Die ganze Begabung und Kraft Hengstenbergs kommt in seinen Vorworten zur Wirkung und Darstellung: die erstaunliche theologische Gelehrsamkeit, seine Schlagfertigkeit, mit der er keinem Widersacher weicht und das Feld überläßt, sein Blick für das, worauf es gerade ankommt, seine merkwürdige Gabe, Nebensache und Hauptsache zu scheiden und nicht am mindesten sein unbezwinglicher Mut aus Gott. Nicht als ob ihm die Herstellung dieser Vorworte leicht geworden wäre — sie sind ihm oft schwer geworden, so daß er am Schlusse derselben ganz abgemattet war.

Es ist begreiflich, daß die Redaction einer Zeitschrift, welche ihre Spalten so vielen Interessen offen hielt, ihrem Herausgeber eine große Mühe im Briefschreiben verursachte. Den Einen fordert der Herausgeber auf, über irgend einen Gegenstand zu schreiben, ein Andrer sendet etwas, das nur zum Theil zu gebrauchen ist, dieser spricht zu einem Artikel seine besondere Freude aus, jener hat zu demselben Artikel eine Entgegnung zu bringen, die aber auch nicht, wie sie ist, gedruckt werden kann, wieder ein andrer wünscht die Besprechung einer von ihm herausgegebenen Schrift, dann kommt eine Anfrage von der Behörde in Bezug auf diesen oder jenen Artikel oder gar eine gerichtliche Klage — kurz der Mann, der einmal das Amt des Herausgebers hatte, ist ohne Unterbrechung darauf angewiesen, Briefe zu lesen und zu schreiben..

Der Rath Hengstenbergs wurde oft begehrt. Wie viele Professoren haben ihn in theologischen und anderen Angelegenheiten um Rath gefragt! Wie oft ist sein Rath erbeten, wenn es sich um Neubesetzung einer Professur oder einer Pfarrstelle oder einer Hauslehrerstelle handelte. Viele Studenten suchten den Professor in der Sprechstunde auf und trugen ihm ihre Anliegen vor. Er liebte es, mit den Studenten in dem sogenannten Weingange, einem aus Weinstöcken gebildeten Raume in seinem Garten, auf und abzugehen und sich zu unterhalten. Ein Student kam von Leipzig nach Berlin und fragte Hengstenberg, ob er ihm seine vielen Zweifel und Bedenken schriftlich einreichen dürfe. „Ist nicht nöthig" erwiderte Hengstenberg — „lesen Sie die Bibel." „Das habe ich schon gethan" erwiderte der Student. „So lesen Sie besonders das Evangelium Johannis" — sagte Hengstenberg. „Auch das habe ich schon gelesen" gab der Student zur Antwort. „Dann eine Frage: „haben Sie vor und bei dem Lesen gebetet?" Der Student mußte darauf entgegnen: „Nein, gebetet habe ich nicht." Hengstenberg sagte ihm: „Gehen Sie nach Hause, lesen Sie fleißig das Evangelium Johannis, doch nicht ohne die Kniee zu beugen und Gott ernstlich zu bitten, daß er Sie erleuchte und lehre." Der Student befolgte den Rath gewissenhaft und hatte nicht mehr nöthig, seine Bedenken zu Papier zu bringen. Gott half ihm; derselbe wirkt heute noch als Geistlicher im Segen.

Einem jüngern Geistlichen sagte Hengstenberg einmal, es sei ihm, wenn er sich den Tag über mit der Widerlegung der modernen

neologischen Arbeiten befaßt habe, jedes Mal eine Freude, wenn er sich Abends an den bewährten Alten, an Luther, den Würtembergern, Bengel, Hedinger u. s. w. erholen könne. Das sei ihm wie ein frisches Bad nach viel Staub. Als ihm der Geistliche im Laufe des Gespräches sagte, er habe als Student auch der Vermittlungstheologie angehangen und Hengstenberg gemieden, fragte derselbe sehr lebhaft: „wie sind Sie denn auf meine Seite herübergekommen?“ Die Antwort lautete: „durch das Suchen der Wahrheit,“ worüber Hengstenberg sich sehr erfreut zeigte.

Zu Allem, was Hengstenberg oblag, kam ein gut Theil von dem, „was sich sonst zuträgt“ nach des Apostels Wort. Hier bittet ein Candidat, ihn für eine Hauslehrerstelle zu empfehlen, dort klagt ihm ein Pastor seine Noth wegen der Unfruchtbarkeit seiner Arbeit, ein dritter wünscht sehr, die Hengstenbergschen Schriften zu einem billigeren Preise haben zu können. Wieder kann sich Jemand es nicht versagen, dem theuern Manne für allen Gewinn und Segen, welcher ihm aus den Büchern des Professors und der Ev. K.-Z. zugeflossen ist, endlich einmal zu danken. Dem Einen und dem Andern ist dies und das zu scharf oder nicht scharf genug in der Ev. K.-Z. gesagt; die separirten Lutheraner beschweren sich, daß Hengstenberg ihr Existenzrecht nicht unumwunden anerkennt, unionistisch gesinnte Freunde möchten die Schattenseiten der Union weniger betont sehen.

Freunden war Hengstenberg ein treuer Freund. Manche Freunde sind ihm bis zu ihrem Ende oder bis zu seinem Ende unverbrüchlich treu geblieben, wie Leopold und Ludw. von Gerlach, Hävernick, Leo. Manche kamen auch in Differenzen mit ihm, wie M. Baumgarten und Kahnis. „Frühere Freundschaftsverhältnisse sollten auch bei eintretender Spannung stets heilig gehalten werden“ — dieses sein eigenes Wort hat Hengstenberg, so viel an ihm war, treulich bewährt.

Familie.

„Dachtest du wohl — schrieb Therese an ihre Mutter im Mai 1840 — an unsern Hochzeitstag, der gerade wieder wie damals fiel? Der eben so schönen Sonnenschein hatte als damals und an dem ich Gott so recht danken konnte für all den Segen, den ich in den elf Jahren genossen? Ach mehr als ich damals erwartete, wo mir der Abschied so unbeschreiblich schwer wurde. Der Augenblick, wo mich Vater den Garten entlang, in den Wagen leitete, wird mir ewig unvergeßlich sein. Ach Radensleben ist nur noch das Gerippe dessen, was es damals war, alle die lieben Gestalten, die es damals belebten, sind entweder hinüber gegangen oder haben eine andere Heimath."

Es gab freilich manchen Sonnenschein in dem Hengstenbergschen Hause; aber wie nirgends auf Erden gab es nur Sonnenschein. Die Krone des Hauses war der ehrwürdige Professor, Therese eine auserwählte Frau und die drei noch lebenden Kinder Immanuel, Hans und Elisabeth brachten Leben und Freude.

Für den Professor war es bis an sein Lebensende bei seiner vielen angreifenden Arbeit, den mannigfachen Aufregungen und der nicht festen Gesundheit eine Nothwendigkeit, in den großen Ferien bald hier, bald dort Stärkung und Erfrischung zu suchen und wie in den vorigen Jahren begleitete ihn meist Therese oder der Bruder Karl. So besuchte er Meran, Interlaken (1850), Ostende (1852), Franzensbrunn (1854), St. Moritz (1857), Schweiz (1858), Italien (1860) mit Therese, Schweiz (1861) mit Immanuel, Schweiz (1865), Urach in Würtemberg (1867) mit Karl. Unter dem Guten, was eine Reise mit sich führt, ist nicht das Geringste die Erfahrung, daß es zu Hause auf die Dauer am besten ist. „Wie freuten mich — schreibt 1844 Therese aus Meran an ihre Mutter — die Geschichten von meiner süßen kleinen Elisabeth. Ich freue mich

jetzt schon unbeschreiblich auf das Wiedersehen. Sie ist mir immer wie ein kleines Rosenknöspchen, das mich aus allem Schmerz und Jammer der Heimath anlacht.“ Und auf der Rückreise schreibt sie aus München: „Gestern haben wir zum letzten Mal in den Alpen am Walchensee zu Mittag gegessen, eine Stunde später fuhren wir einen Berg hinab und die Ebene lag vor uns, so weit das Auge reicht. Ich konnte nicht leugnen, daß ich ein Kind der Ebene bin. Das Herz ging mir auf über dem weiten Horizont und kein Abend schien mir so klar, so hell, so rein gewesen zu sein — es war auch wohl die Sehnsucht nach den Kindern.“

Elisabeth war ein besonderes begabtes, liebenswürdiges Kind, von den Eltern innigst geliebt. Es war ein unbeschreiblich tiefer Schmerz für Vater und Mutter, daß das vielgeliebte Kind in wenigen Tagen an einer Unterleibsentzündung heimging (24. Mai 1854 — Himmelfahrtstag). An demselben Tage schrieb der Vater an den Bruder Karl: „Es hat dem Herrn unsers Lebens gefallen, uns unsre einzige Tochter zu nehmen. Am Montag Nachmittage wurde sie plötzlich krank und gestern Abend ist sie unter unsern Gebeten verschieden, uns tröstend, daß es im Himmel viel besser sei und mit einem herzlichen gute Nacht und lächelnden Adieu an jeden Einzelnen. Alles Andere kannst du dir selbst denken. Sie war meiner Augen Freude und hat mir nie Kummer, jeden Tag Freude gemacht und von der Mutter will ich gar nicht erst reden. Bitte zu Gott, daß er im Zorne des Erbarmens gedenke und daß er auch an uns seinen Ruhm wahr mache, daß er barmherzig, gnädig und von großer Güte ist und daß seine Gnade über die waltet, so ihn fürchten. In treuer Liebe dein Bruder Wilhelm.“

Des letzten merkwürdigen Wortes dieses Kindes an seinen Vater ist schon oben in der Charakteristik des letzteren gedacht worden. Sie ruht in Radensleben.

Immanuel war zu dieser Zeit auf einer Reise in Schottland, wohin ihm die Mutter aus ihrem tiefen Schmerze schreibt.

Am 26. Mai 1854: „Mein Herz zieht mich so ganz besonders zu dir, der du den ganzen herben Kelch des Schmerzes im fremden Lande trinken mußt, ohne den Trost des Mitgefühls der Deinen zu haben. Wir sind alle tief gebeugt, es ist uns fast so schnell gekommen wie dir. 48 Stunden lag sie nur krank. Niemand glaubte es so ernst, Niemand glaubte den Tod so nahe. Wir

hatten alle wohl eine Ahnung von etwas besonders Schwerem bei deiner Abreise, was uns bevorstände. Wenigstens habe ich in den letzten Tagen oft gedacht, so schön würde es nie wieder bei uns sein und das war ein richtiges Vorgefühl. Das zarte schöne Blümchen, was so lieblich blühte und das Haus erfreute, ist verpflanzt ins schöne Paradies! Aber zwei schöne, schlanke Bäume, die hat der Herr uns gelassen und die werden durch ihre Liebe und Frömmigkeit unsere armen Herzen trösten. — Ihr letzter Ausgang war am Montag früh in den Gottesdienst bei Büchsel.

Dein armer Vater leidet ganz unbeschreiblich, stundenlang lag er die Nacht wach im Bette schluchzend und weinend. Hans ist sehr gebeugt, unter tausend Thränen besorgt er alles mit Treue und Umsicht und wir wollen ihm auch nicht den Ernst der langen Nacht entziehen, die er mit ihr zubringen wird auf dem Wege nach Radensleben."

24. Juni 1854: „Der letzte Winter, wo wir euch alle so um uns hatten und das Kind wie eine aufbrechende Blume von Tage zu Tage schöner, lieblicher und frommer ward, ach das ist etwas, woran ich nicht zurückdenken darf, schnell, schnell muß ich umkehren, mich niederwerfen am Kreuze meines Heilandes, und leise tönt es dann in mir:

„Ich war euch nur geliehen
Auf eine kurze Zeit,
Will Gott mich zu sich ziehen,
So werfet hin das Leid
Und sprecht: Gott hats gegeben,
Gott nimms, du hast das Recht;
Von dir kommt Tod und Leben,
Der Mensch ist Gottes Knecht!"

Will ich hineinsehen in die Zukunft? Auch die ist traurig. Nur selten glänzt mirs so matt durch alle Trübsal hindurch, daß ihr mich doch noch zu etwas gebrauchen könnt, daß ich dir doch noch ein Haus einrichten dürfte und mich vielleicht noch an dem neu darin beginnenden Leben erfreuen könnte.. — Doch darfst du nicht denken, mein liebes Kind, als sei ich ganz tiefsinnig oder stumpf geworden. Nein, davor hat mich mein Heiland bewahrt und durch all den Schmerz, der oft sehr, sehr groß ist und ich denke oft, je länger je tiefer wird, zieht sich doch ein Dankgefühl hindurch, daß

wir nicht trauern dürfen wie die Heiden, sondern daß wir einen Heiland haben, der uns durch seinen Tod vom Tode erlöst hat."

Am 4. Juli 1854: „Was du über die Liebe der Schotten zu Papa schreibst, hat diesem recht wohl gethan. Er ist in diesem Augenblick, wo er körperlich so sehr reizbar und angegriffen ist, viel empfänglicher für alles Schwere, aber auch leichter zugänglich für tröstliche Eindrücke, zu denen ich eine solche Anerkennung seiner oft schweren Arbeit für das Reich Gottes gerne rechne. Er kann in diesem Sommer sehr wenig arbeiten und muß sich ganz auf die laufenden Geschäfte beschränken. Die Fortsetzung der Christologie ruht in diesem Augenblicke und ein großer Lieblingswunsch von ihm, die Bearbeitung des Evangeliums Johannis ist ganz hinausgeschoben. Dahingegen muß er noch einmal die Sache der Freimaurer aufnehmen, weßhalb ihm viel daran liegt, Nachrichten über dieselben aus Schottland durch dich zu bekommen.

Unser lieber Büchsel ist gestern zur Visitation nach Sorau abgereist. Uns wird es recht schwer, ihn die drei Wochen zu entbehren. Schon in eine andere Kirche zu gehen, hat mir etwas schweres, jetzt und in unsrer melancholischen Einsamkeit war sein Besuch für Papa jedesmal eine Erfrischung. Man hat wieder daran gedacht, ihn uns ganz zu nehmen und nach Stettin als Generalsuperintendent zu bringen. Damit möchte hier manchem sehr gedient sein, doch ich denke, er ist hier wohl mehr noch an seinem Platz und Gott wirds wohl machen."

Im August 1854 waren Hengstenberg und Frau in Franzensbrunn; von dort schreibt die Mutter an Immanuel: „Wie groß war meine Freude, als du wirklich zum ersten Male etwas für die K.-Z. mitschicktest. Hättest du Vaters strahlendes Gesicht gesehen, als ich ihm sagte, er solle rathen, von wem ich einen Aufsatz für ihn bekommen hätte und ich ihm nun deinen Brief zeigte, nachdem er lange hin und her gerathen, du würdest dich innig gefreut haben, und nun nachdem er es gelesen, kann ich dir nur sagen, daß Vater sich über den Aufsatz sehr gefreut hätte, wenn ein Fremder ihm denselben geschickt hätte. Welche Freude es ihm war, daß du ihn nun wirklich geschickt hattest, brauche ich dir nicht erst zu sagen."

Von den fünf Kindern waren nunmehr noch Immanuel und Hans übrig geblieben. Immanuel hatte seine Studien und theologischen Prüfungen vollendet und wurde 1855 Pastor in Jüterbog,

wo er mit Eifer und Freudigkeit seines Amtes waltete. Doch war seine Gesundheit nicht fest, er litt an einem lästigen Husten und war genöthigt, wiederholt ein milderes Klima, jedoch ohne durchgreifenden Erfolg, aufzusuchen. Mit der Mutter hat er seit seiner Studienzeit und späterhin einen regen brieflichen Verkehr unterhalten und der Vater sieht sich dabei nach seinen eigenen Worten als durch die treue Mutter vertreten, auf das Beste vertreten an. Am 13. April 1859 schreibt sie aus Gramzow, wo sie mit dem Vater zum Besuche war, an Immanuel zu einer Zeit, als man vor der Ev. K.-Z. dringend gewarnt hatte und Büchsel sich geäußert hatte, daß man gegen den Herrn jetzt alles sagen dürfe, aber gegen die Herren sehr schonend verfahren müsse: „Wir werden so recht in die früheren Verfolgszeiten versetzt, von denen du wohl keine Erinnerung haben wirst, in den dreißiger Jahren der Kirchenzeitung. — Hier in der tiefen Einsamkeit haben wir rechte Zeit, uns in Gott zu sammeln und zu bitten, daß der Herr jeden Schritt, den Vater thut, selbst leiten und lenken wolle, daß er keinen unnützen Anstoß geben, mehr aber noch: ihn den treuen Herrn nicht verleugnen möge, der uns ein so langes Leben hindurch mit so viel Liebe geleitet und geführt hat. — Dein lieber Vater grüßt dich tausendmal. Er ist wohl recht bewegt, wie du das wohl an ihm kennst, doch in fortwährendem Gebete sucht er sich zu sammeln und unbeirrt durch Menschen mit Gott seinen nicht leichten Weg zu finden. Wer, wie ich allein, weiß, durch wie viel Gebet und Ringen mit Gott er seinen Weg sucht, wer wie ich weiß, wie schwer ihm dieser Weg jetzt oft wird, wie in einsamen Stunden er klagt über die schwere Bürde der Kirchenzeitung, die er nun über 30 Jahre getragen hat, und sie so gerne jetzt jüngeren Schultern auflegen möchte, der weiß auch, daß er die ihm so schwere Last nur um Gottes willen trägt, aber er weiß auch, daß er sie mit Gott trägt, und daß kein blinder Feuereifer ihn treibt, sich dem Drohen der Feinde und dem Achselzucken der Freunde preis zu geben.“

Den Winter 1859/60 verlebte Immanuel im Süden, schrieb u. a. von Rom am 3. Febr. 1860 an die Mutter über die pomphafte und doch so unfeierliche Feier von Mariä Lichtmeß. Am 23. März 1860 schreibt ihm die Mutter: „Lies doch im 6. Cap. Joh. die Stelle in Vaters Commentar nach, wie die Jünger Noth litten in ihrem Schifflein und wie der Wind ihnen zuwider war.“

Während Immanuels Gesundheit fortwährend zu Bedenken Anlaß gab, kam ein ganz unerwarteter Schlag über Hengstenberg, der schwerste, der den vielversuchten Mann in diesem Leben getroffen hat. Die geliebte Frau erkrankte. Am 23. Juli 1861 schreibt der Vater an Immanuel: Mutter erkrankte heftig an einem Halsübel, Gefahr beseitigt. Am 4. Aug. 1861: „Mit Mutters Herstellung geht es langsamer, als wir gedacht haben.“ Am 6. Aug. schreibt der Professor an die Schwiegermutter: „Du verlangst von mir Wahrheit und ich habe kein Recht, sie dir vorzuenthalten. Thereschen ist wirklich ernst krank. Schon einige Male schien ihr das Ende unmittelbar nahe zu sein, gestern Morgen nahmen wir die heilige Communion, es ist aber noch wieder besser geworden und der Arzt sagt, man müsse zwar auf alles gefaßt sein, doch seien noch manche gute Anzeichen vorhanden und Besserung nicht nur möglich, sondern auch nicht unwahrscheinlich. Gestern Mittag schien eine entschiedene Wendung zum Besseren eingetreten zu sein. Nachts um 1½ Uhr aber ist das Brechen wieder gekommen. Und so war der Zustand an diesem Morgen ein solcher großer Ermattung. Doch erklärte der Dokter, es sei keine augenblickliche Gefahr. Wir sind beide völlig gefaßt und ergeben in Gottes Willen, sie will gerne bei mir bleiben und auch gerne heimgehen. Sie hat ihr Haus bestellt. Ich bitte nur, daß Gottes Wille geschehen möge, denn ich weiß selbst nicht, wie lange ich hier bleibe. So befinden wir uns in der seligen Verfassung derer, die in Gottes Rath und Sinn ihren Sinn begeben haben und unser Auge schaut den Himmel offen. Das möge Jesus auch Dir verleihen, so wirst du für die kurze Spanne Zeit, die du noch auf Erden zu leben hast, deine Seele in Geduld fassen können. — Ich sagte ihr von Deinem Briefe. Sie rief mehrfach aus: ach, die arme Mutter, war aber auch der Meinung, daß volle Wahrheit Pflicht sei.“

An demselben Tage schrieb der Vater an Immanuel: „Gestern haben wir die heilige Communion genommen mit großem Segen. Wir sind ganz ruhig und ergeben und haben uns willenlos Gottes Fügung überlassen. Das wird auch Dir zu Theil werden. Ich muß schließen, weil ich die Mutter nicht lange verlassen darf. Ihre Hand ruht meist in der meinen und wir gedenken der 35 Jahre, die wir auf Erden zusammen gewallfahrtet haben. Sie hat noch immer einen starken und festen Sinn und ermahnt mich, nicht

weich zu werden. Ihr Uebel ist faulig gewordene Materie, welche sich dem Magen mittheilt."

Die geliebte Kranke hatte noch mehrere Wochen zu leiden, bis die Stunde ihrer Heimfahrt da war. Sie entschlief am 14. Sept. 1861, wie Hengstenberg es durch folgende Nachricht mittheilte: „Heute am 14. September in der Mittagsstunde ist meine innig geliebte Frau Therese geb. von Quast im 49. Jahre ihres Alters im festen Glauben an ihren Erlöser in ihm entschlafen. Es gefiel dem himmlischen Schmelzer in seiner Liebe, die viel Geprüfte und Geförderte vor ihrem Heimgange noch durch schweres, beinahe neunwöchentliches Krankheitsleiden zu läutern und für das ewige Leben vorzubereiten. Während dieser langen Zeit hungerte und durstete sie täglich und stündlich nach dem Worte Gottes und trank aus ihm mit vollen Zügen. Ich danke meinem Gott und lobe seinen heiligen Namen, daß er mir diese edle herrliche Gabe gegeben und durch eine so lange Zeit, mehr als 32 Jahre erhalten hat, als die Wonne meiner Augen, die Freude meines Herzens und meinen Trost in Kümmernissen. Das Band, das mich mit ihr verband, ist durch die Kräfte des ewigen Lebens, mit denen es durchwoben war, so fest, daß kein Tod es zerreißen kann. „Du kommst nicht wieder her zu mir in dies betrübte Leben, ich aber komm hinauf zu dir."

Die Entschlafene wurde in Radensleben zur Ruhe bestattet. Hengstenberg sprach nie von seinen Heimgegangenen, ist auch nach dem Tode seiner Frau nie wieder nach Radensleben gegangen. Er hatte eine Scheu, das zu thun und suchte seine Heimgegangenen nur im Himmel. Er hat auch später z. B. auf der Reise in die Schweiz nie die Orte berührt, wo er mit seiner Frau früher geweilt hatte.

Es war zu dieser Zeit für Hengstenberg ein unabweisliches Bedürfniß, seine angegriffene Gesundheit zu stärken. Er reiste deßhalb im October 1861 mit Immanuel nach dem Süden und war einige Wochen in Bex. Von dort schrieb Immanuel an seine Großmutter Frau von Quast am 21. Sept., „daß er den Vater nach der ersten Nacht in Dietendorf, als er aufstand, leise schluchzen und stets den Vers wiederholen hörte: wenn es aber ist geschehen und er hat nie etwas versehen, bleibt nichts übrig uns zu thun, als zu schweigen und zu ruhn."

Der Professor schreibt von Bex an die Schwiegermutter am 5. October: „Du weißt, wie schwer ich auf der Reise an das Schreiben gehe und jetzt wird es mir doppelt schwer. Aber einige Zeilen muß ich doch an dich richten. Mein Herz ist im tiefsten Grunde getrost, aber es kommen doch nicht bloß hie und da, sondern jeden Tag Zeiten, wo ich alle Kraft aufbieten muß, um nicht zu unterliegen und das wird nicht bloß die nächsten Wochen, das wird die ganze Zeit der Wallfahrt hindurch fortdauern, die mir noch auf Erden beschieden ist. Unsere Herzen waren in den 35 Jahren zu sehr in einander gewachsen und ganz besonders durch die viele Trübsal, die wir mit einander erduldet haben. Ich kann dem Schmerze nur dadurch Meister werden, daß ich mich in das jenseitige Leben vertiefe, wo alles wieder zusammenkommt, was hier auf Erden in Christo verbunden war. In den beiden ersten Morgenstunden gehe ich die ganze heilige Schrift nach dieser Seite durch. Dies ist mir eine selige Beschäftigung. Es war mir recht angenehm, daß während der ersten zehn Tage Tholuck hier war. — Möge Gott uns allen geben, daß wir so herbe und schwere Schläge nicht umsonst erdulden, daß die Liebesabsicht, welche Gott unser gerechter Richter und barmherziger Heiland dabei hat, nicht verfehlt werde. Das ist für mich mein beständiges Gebet, daß der Mark und Bein durchbohrende Schmerz an meiner Seele gesegnet sei. In treuer, kindlicher Liebe dein W. H."

Ende 1861 ging Hengstenberg sehr ernstlich mit dem Gedanken um, die Ev. K.-Z. aufzugeben, wenn nicht andere Hände sie aufnehmen würden. Büchsel und Ludwig v. Gerlach drangen aber sehr in ihn, daß er diese Absicht nicht ausführte. v. Gerlach schreibt:[1]) „nicht stark genug, verehrter Freund, kann ich meine Bitte mit Büchsels verbinden: **lassen Sie die Ev. K.-Z. nicht fallen** — es wäre, gerade wie jetzt die Dinge stehen, eine wahre Niederlage des Reiches Gottes. Wenn Sie zurückdenken bis 1827, werden Sie mir gerade eine Legitimation zu dieser Bitte zugestehen. Auch für Ihr blutendes Herz werden Sie dadurch am besten sorgen, wenn Sie ausharren. Es müßte Ihren Schmerz verbittern, wenn Sie für alle Zukunft sich sagen müßten, daß Sie demselben diese Folge gegeben haben. Wie entschieden würde Ihre Frau Gemahlin auf meiner Seite stehn. — Ihr alter Schildknappe L. v. G."

[1]) Magdeburg 6. November 1861.

Hengstenberg gab seinen treuen Freunden nach. Das Vorwort von 1862 liefert den Beweis, daß seine Kraft nicht verfallen und seine Augen nicht trübe geworden waren.

Die theure Professorin war von der Seite ihres Mannes genommen und nur zu bald stand demselben ein neuer harter Schlag bevor. Immanuel war leidend und blieb leidend; die Schwindsucht nahm ihren Fortgang und Worte mögen es nicht auszudrücken, mit welchem Schmerze der Vater auch den geliebten Sohn vor sich dahinscheiden sehen mußte. Die Todesanzeige spricht den tiefen Schmerz des Vaters, doch auch seine unbewegliche Zuversicht zu dem lebendigen Heilande aus:

„Am Sonntage 4. October früh Morgens 2 Uhr ist mein geliebter ältester Sohn Immanuel, weiland Pastor an der Mönchenkirche in Jüterbog, später mein Mithelfer in der Herausgabe der Ev. K.-Z., im eben begonnenen vierunddreißigsten Jahre seines Alters, gestärkt durch die heilige Communion und im festen und bis an sein Ende freudig bekannten Glauben an seinen Erlöser und an das ewige Leben, in seines Herrn Freude eingegangen, nachdem er mehrere Jahre hindurch an dem Kreuze des Herrn recht schwer, aber mit willigem Herzen getragen hatte. Es war hier auf Erden seines Herzens Freude und Wonne, den Herrn zu loben, und sein Sinnen Tag und Nacht ging auf Herstellung der schönen Gottesdienste des Herrn in der Kirche. Jetzt ist er unter denen, die vor dem Stuhle Gottes sind und dienen ihm Tag und Nacht in seinem Tempel und auf den Harfen spielen und sprechen: „Amen, Lob und Ehre und Dank sei unserm Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Meine Seele ist tief betrübt, aber mein Geist freuet sich in Gott meinem Heilande. Er hat mich bisher noch nie verlassen und versäumt, er wird auch bei mir bleiben jetzt, da es Abend geworden ist und der Tag sich geneigt hat.“

4. October 1863. E. W. Hengstenberg.

Von den Kindern lebte nunmehr nur noch Hans. Während Immanuel von sehr muntrer Art war und demselben viel Humor eigen war, zeichnete Hans sich durch ein tiefes Gemüth aus; er war durch und durch wahr, weßhalb er in christlicher Hinsicht eine Scheu und Furcht hatte vor Allem, was für ihn nur Form war. Er hatte Jura studirt und trat mit Anna Hederich, der Tochter des Pastors Hederich, in den Ehestand. Aus dieser Ehe gingen drei

Kinder hervor: Willy geb. 1866, Therese geb. 10. Oct. 1867, Hans geb. 1869. Aber auch Hans, der einzige Sohn des Professors, war nicht gesund; ein tiefes Leiden (Tuberculose) machte es nöthig, daß er bald nach der Geburt seines Töchterchens Therese im Herbste 1867 nach Egypten reiste, wo er den Winter hindurch blieb. Wie Hans später seiner Frau Anna und seinem Vater erzählt hat, hat er während seines Aufenthaltes in Egypten zweimal die Bibel durchgelesen und ist dadurch zu dem Glauben an den Herrn Christum durchgedrungen. März 1868 kehrte er aus Egypten zurück.

Anna, Tochter des Superintendenten E. Hengstenberg in Wetter, seit 1872 mit dem Professor P. Piper verheirathet, war vom September 1866 bis Juni 1868 im Hause ihres Onkels, des Professors in Berlin und ging Ende Januar 1869, als ihr Vetter Hans, der Sohn des Professors, todtkrank war, wieder nach Berlin, wo sie bis nach dem Tode des Professors blieb. Der Güte der Frau Professorin, die ihre vielen Briefe, die sie der Mutter nach Wetter geschrieben hat, zur Benutzung überlassen hat, sind die nachfolgenden brieflichen Mittheilungen, wie auch die Aussprüche des Professors auf seinem Krankenbette zu verdanken.

24. 11. 1866: Onkel ist wirklich zu gütig, er denkt an Alles und sucht immer wieder aufs Neue Lydia (Karbe) und mir eine Freude und Abwechslung zu machen. Dabei ist er so frisch und munter, es ist wirklich wunderbar.

21. 1. 1867: Heute kam auch ein Brief von Hans und Anna,[1]) die sehr über schlechtes, kaltes Wetter klagen und stark vorhaben, nach Rom überzusiedeln. Die Nachrichten lauten entmuthigend; Anna schrieb, sie fürchtete, Hans sei um nichts besser, als bei ihrer Abreise. Der liebe Gott sei doch gnädig und helfe; man kann es sich fast nicht möglich denken, daß der arme Onkel noch schwerer heimgesucht werden sollte; es ist ein zu schrecklicher Gedanke.

6. 2. 1867: Könnt Ihr Euch nicht die Neue Evangelische Kirchenzeitung mal verschaffen, es sind ein paar wüthende Aufsätze gegen Onkel darin. Onkel sagte, am meisten seien sie über seinen

---

[1]) Dieselben waren den Winter 1866/67 in Pau gewesen.

Vortrag über den Jacobibrief erbittert, schöben aber das andere vor, weil sie ihn da nicht fassen können. Was Onkel da von den zweiseelischen Menschen sagt, hat der N. N. sich zu Herzen genommen, daher seine Wuth. Onkel sagte, er würde natürlich nie widerrufen; was er einmal geschrieben, das habe er Alles nicht einmal, sondern zehnmal durchdacht und durchgelesen. Wenn er aufgefordert würde, würde er sein Amt niederlegen, d. h. als Professor, nicht als Redakteur der Kirchenzeitung. — Sie werden ihn wohl in Ruhe lassen und nur mit der Feder toben und schimpfen. Onkel will natürlich gar nicht darauf antworten.

23. 2. 1867: Onkel geht es, Gott sei Dank gut. Gestern wurde er zu dem Minister beordert. (Es war Beschwerde wegen des Vorworts erhoben.) Der Minister ist sehr vernünftig gewesen, hat ihm gesagt, er möchte doch eine Erklärung machen, daß er sich bemühen wolle, später Anstößiges zu vermeiden. Als Onkel das natürlich verweigert hat und den Minister gebeten, ihm, wenn er auch Anstoß an dem Vorwort nähme, lieber einen Verweis zu ertheilen, er hätte nur das Allernothwendigste sich abgerungen und wenn es zu einer Erklärung käme, wäre er genöthigt, viel mehr und offener gegen N. N. zu sprechen und dadurch würde das Ganze erst schlimm; er solle nur bedenken, wie sie ihn schmähten und immerzu öffentlich beleidigten. Da hat der Minister ihm Recht geben müssen. Wenn sie was wollten, sollten sie an den Staatsanwalt gehen, er könne nichts finden. Ich ärgere mich immer, daß Onkel die Neue Evang. K.-Z. hält, aber er sagt, er müsse es in seiner Stellung. Ich denke und hoffe immer, das kann Onkel nicht anfechten, er ist zu sehr über diese gemeine Art und Weise erhaben.

27. 3. 1867: Wir sind seit einigen Tagen recht in Sorge um unser süßes Willychen.[1]) Er bekam ganz plötzlich, als er munter und frisch am spielen war, einen so schrecklichen, krampfähnlichen Zufall, der so schlimm war, daß wir ganz gewiß glaubten, er würde nicht wieder zu sich kommen. Du kannst dir wohl unsere Angst und Noth denken, liebste Mutter. Es kam wie ein Blitz vom heitern Himmel, er war so frisch und vergnügt gewesen und da dieser Zufall. Er war vielleicht drei Minuten ganz starr und

[1]) Willy der Enkel des Professors, Sohn des Gerichtsassessors Hans.

leblos, zuerst blau und roth und dann ganz bleich und starre Züge; da glaubten wir gewiß, wir würden seine freundliche Stimme und sein Jauchzen nicht wieder hören. Ach, es wäre doch auch zu schwer gewesen für Onkel, für die Eltern und Alle. Onkel stand äußerlich ruhig und fest, aber ganz bleich mit gefaltenen Händen vor dem Kinde. Ach Mutter, was ist das doch für ein köstlicher Mann, ich werde nie vergessen, wie er vor dem Kind hinkniete und es ansah. Es stand so deutlich auf seinem Gesicht: Dein Wille geschehe. Onkel hängt mit ganzer Seele an dem Kinde. Das erste, was Willychen that, als wieder etwas Leben in ihn kam, war, daß er seine Aermchen nach dem Großpapa ausstreckte, ihm die Brille abnahm und sagte: „da"!

7. 4. 1867: Was sagt Ihr denn zur „Sünderin"? ich bin ordentlich neugierig, was die Gegner dazu sagen. Die letzten Artikel in der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung wollen Onkel durchaus zum Katholiken machen, und geben sich die größte Mühe, das zu beweisen. Onkel sagte, sie könnten sich mit nichts mehr schaden, als mit solchen Behauptungen. — Wißt Ihr denn, daß Hans und Anna in Wetter einkehren wollen; sie scheinen es fest vor zu haben, wenn sie nicht wieder ihren Plan ändern. Natürlich wissen sie nichts von Willychens Unwohlsein; es ist ja auch jetzt ganz vorüber und unser Prachtjunge frisch und kräftig wie sonst. Onkel hat immer zu große Freude an ihm; heute Morgen hatte ich ihn ihm vor der Kirche etwas gebracht, als ich nach einer Weile wieder herkam, trug Onkel ihn immer auf und ab und sang ihm vor:

Schlaf, Willy, schlaf!
Da draußen geht ein Schaf,
Das hat so weiße Füße
Gibt die Milch so süße,
Schlaf, Willy, schlaf!

Willychen lag ihm ganz unbeweglich im Arm und schien sich sehr wohl und geborgen zu fühlen. Es ist zu nett, wie Onkel mit dem Kinde spielt. Er läßt sich immer einen ganzen Vorrath kleiner Kuchen holen, die gibt er dann dem Jungen und lehrt ihn, sie manierlich essen.

27. 4. 1867: Es ist eine wunderbare Gnade von unserm treuen Gott, daß Willy nun schon wieder so frisch und munter ist,

daß man ihm wenig anmerkt, nachdem am Mittwoch sein Leben wirklich nur an einem Faden hing. Ach, wie zitterte da unser Herz im Gedanken an die armen fernen Eltern; wie kann man jetzt nicht genug loben und danken, daß sie ihr Kind so finden werden mit des Herrn Hülfe. Dieses liebe Herzenskind! mir ist er schon so ans Herz gewachsen.

8. 6. 1867: Onkel ist sehr munter und wohl, Mittwoch hat er bei der Pastoralkonferenz einen Vortrag über die Zukunft des jüdischen Volkes gehalten, der sehr viel Anklang gefunden hat. Er war prächtig; was Onkel sagt, ist Alles so wahr und klar, so nichts Gesuchtes und Gemachtes. Donnerstag Abend war hier eine Gesellschaft von sechzig Personen, natürlich geistliche Herren mit einigen Ausnahmen. Für Onkel war es natürlich sehr erfreulich, daß man so stromweise zu ihm kam. Sein Vortrag kommt auch in die Kirchenzeitung. Doctor Preuß war auch da, schien sich aber nicht recht behaglich zu fühlen; der Ton in seinem Aufsatz gegen Onkel empört mich ordentlich.

12. 8. 1867: Neulich war mal ein Schotte hier bei Onkel, der fast kein Wort deutsch sprach. Da mußte ich den Dolmetscher zwischen ihm und Onkel machen. Das machte mir wirklich Spaß und da freute ich mich erst recht, englisch zu können. Der hat mich gewiß sechsmal eingeladen nach Edinburg zu kommen, Onkel und ich zusammen oder sonst ich allein; zum Schluß sagte er, seine Frau sollte mir schreiben und mich einladen; dann würde ich es doch wohl thun. Er sagte, Onkels Name hätte solch verbreiteten Klang in England; er wäre da noch viel anerkannter, als hier. Immer wieder kam er darauf zurück, ich sollte Onkel sagen, daß sein Wort so große Geltung hätte.

30. 9. 1867: Onkel Wilhelm kam[1]) ganz unerwartet Mittwoch Abend hier an. Wir hatten bis ein halb elf Uhr gewartet und gingen dann zu Bett. Ich lag noch wach und hörte um ein halb zwölf Uhr eine Droschke halten und schellen. Natürlich sprang ich wie der Wind in meine Kleider und war noch zeitig genug fertig, die Thür auf zu machen. Onkels Zug hatte bei Magdeburg Unglück gehabt, eine Maschine war beschädigt und alle Passagiere mußten aussteigen. Onkel kam recht unwohl hier an, besserte sich

---

[1]) Aus Würtemberg zurück.

aber den andern Tag bald nach der Medizin. Jetzt ist er ganz munter und scheint von der Reise ganz befriedigt.

13. 12. 1867: Gestern hat Onkel sein Vorwort beendet. Gott sei Dank — und die ersten Nummern sind schon gedruckt. Ich bin so froh, daß es endlich fertig ist; es ist doch ein Stückchen Arbeit.

10. 1. 1868: Willy wird alle Tage klüger und ist jetzt ein durchtriebener kleiner Geselle. Seine Sprache ist zum Kranklachen. (Unartät: Universität), jedes Wort ist zu verdreht.

20. 2. 1868: Onkel geht es, Gott sei Dank, recht gut, er ist sehr frisch und rüstig. Gestern Abend waren Senfts und Büchsels hier, es wurde auch politisirt; Herr v. Senft wurde ganz warm, als Onkel Bismarcks Partei nahm in Bezug auf die Entzweiung im Herrenhaus. Es hat wohl lange nicht etwas so viel von sich reden gemacht als dieser Streit. Es soll Bismarck bitterweh gethan haben, daß seine Freunde sich nun gegen ihn erhoben; es ist ihm so unerwartet gekommen.

1. 4. 1868: Unser lieber Willy macht uns wieder rechte Sorge, er ist schon seit einiger Zeit nicht der vergnügte frische Junge wie früher; jetzt liegt er schon mehrere Tage an einem gastrischen Fieber zu Bette und hat eine so große Mattigkeit, daß er fast immer schläft. Den Doktor ängstigt diese Schlafsucht und heute Morgen hat er wieder die kalten Begießungen und Umschläge verordnet, weil er fürchtet, es könne sich wieder auf das Gehirn werfen. Die arme Anna (die Mutter) war zuerst über die Möglichkeit ganz gebrochen; es wäre doch auch zu schrecklich, wenn das Kind wieder so krank würde in Hansens Abwesenheit. Der liebe Gott verhüte es und nehme bald die schwere Sorge von ihrem Herzen. Onkel ist natürlich auch in großer Sorge; der süße kleine Junge ist ihm doch recht ans Herz gewachsen und seine tägliche Freude und Wonne; er ist überhaupt der Sonnenschein für das ganze Haus.

16. 4. 1868: Onkel ist sehr ergeben und stark und beugt sich willig unter Gottes Hand. Aber manchmal überwältigte es ihn, wenn er seinen Liebling so bewußtlos und in Krämpfen da liegen sah. Es ging mir durchs Herz, wenn ich ihn mit gefaltenen Händen vor dem Bettchen knien sah und sich über das Kind beugen und seinen Namen rufen hörte. Er versuchte immer wieder aufs Neue,

ihm mit dem Theelöffel etwas einzuflößen. — Jetzt ist er so stark; ach, von Onkel kann man lernen, was beten und glauben heißt.

Es gefiel Gott, das Kind zu sich zu nehmen; der Professor und seine Schwiegertochter Anna zeigen dies in tief bewegten Worten an:

In Abwesenheit unseres Sohnes und Gatten, des Gerichtsassessors Hengstenberg zeigen wir Verwandten und Freunden an, daß es Gott gefallen hat, am 15. dss. Abend elf ein halb Uhr unsern lieben kleinen Willy, Sohn und Enkel, zu sich zu nehmen. Durch eine Gehirnentzündung wurde er mitten aus einem fröhlichen Dasein voll empfangener und gegebener Liebe herausgerissen. Unser Herz trauert, aber wir danken Gott, daß er uns zwei Jahre hindurch in diesem lieblichen Kinde seine Freundlichkeit schauen ließ. 17. 4. 1868.

16. 4. 1868: Onkel äußerte: Ich wäre keinen Abend mit ihm zum Gute Nacht sagen gekommen, wo er nicht gedacht hätte: Das Kind behalte ich nicht! Er wollte immer noch eine Hand vom Großvater und dabei glänzten seine Augen so. O es war zu traurig, diese wundervollen Augen so irre und ruhelos zu sehn. Das war die schwerste Nacht meines Lebens, als ich so allein an seinem Bettchen saß und zuerst entdeckte, daß er kein Bewußtsein hatte.

Der Professor schreibt am 1. Dezember 1868 an Anna, die bei ihren Eltern in Wetter war: Ich hätte schon längst geschrieben, da schon dein voriger Brief mich mit Besorgniß erfüllte, aber seit dem 1. vorigen Monats sitze ich in der Arbeit am Vorwort und diese geht diesmal fast über meine Kräfte, da ich noch immer an dem Uebelbefinden leide, das ich von der Reise mitgebracht habe. Der Arzt hat erst seit vierzehn Tagen angefangen, dem Uebel ernstlich entgegen zu treten, das er als einen verschleppten Magenkatarrh bezeichnet. Deine liebe Mutter fand ich schon bei meinem Dortsein sehr geändert, sie war so eingezogen, so wenig mittheilsam. Sie hat offenbar damals schon die Krankheit in sich getragen. Gott sei Dank, daß wir Alles aus seiner Hand nehmen können. Im Geiste bin ich die letzten Wochen viel bei Euch gewesen und nicht ohne Besorgniß sehe ich täglich Eurem Briefe entgegen. Gut, daß du jetzt da bist und um deine Mutter sein und sie pflegen kannst. Wärest du hier und könntest nicht entbehrt

werden, so würde es mir ein großes Leid sein, dir einen solchen Segen zu entziehen. Nun Gott gebe Euch Allen ein recht getrostes Herz, dankbar für die große Gnade, die Ihr durch eine solche Mutter so lange Jahre hindurch empfangen habt, sich Gottes Willen unterwerfen und von Herzen das: „dein Wille geschehe" aussprechen zu können. Ich gebe die Hoffnung für dieses Leben noch nicht auf, wie oft ist deine Mutter aus schwerer Krankheit wieder genesen. Die Hauptsache ist aber doch, daß der selige Heimgang ihr gesichert ist, nach dem sie nach der vielen Mühsal dieses armen Lebens wohl recht von Herzen verlangen mag. Wünsche ihr in meinem Namen, daß in der Wanderung im finstern Thale des guten Hirten Stecken und Stab sie trösten möge. Grüße herzlich deinen Vater und deine Schwestern von deinem Onkel E. W. H.

Im Januar 1869 kehrte Anna nach Berlin zurück und schreibt an die Eltern:

29. 1. 1869: Es ist ziemlich unverändert mit ihm (Hans); er ist eben recht schwer krank, aber ganz hoffnungslos doch nicht. Die Geschwulst am Kinn ist noch nicht aufgeschnitten und im Rücken hat es sich vertheilt. Er hat aber viele Schmerzen; seine Nerven machen ihm viele Pein. — Onkel hat auch seine Vorlesungen einige Tage einstellen müssen, er ist sehr angegriffen und ich habe ihm heiße Umschläge auf den Magen machen müssen, die ihm auch gut gethan haben. Vorgestern lag er den ganzen Tag zu Bett.

29. 1. 1869: Das Vorwort ist sehr schön und wird Euch gewiß interessiren; Onkel hat auch von vielen Seiten Beifall und Anerkennung bekommen; er sagte, er hätte seinen Zweck vollständig damit erreicht.

6. 2. 1869: Onkel ist wohl auf das Schlimmste vorbereitet, spricht aber nicht davon; die Andern meinen, er glaubte nicht an Gefahr, aber ich bin überzeugt, oder weiß ganz gewiß, daß er sie sich nicht verhehlt.

Als Onkel zu Hans sagte: Fürchtest du dich? antwortete er: Nein Papa. — Onkel hat ihm dann immer vorgelesen und mit ihm gebetet und Hans immer wieder darnach verlangt. Onkel sagte, ein so kindlicher Glaube wäre ihm noch nicht vorgekommen; Hans hätte immer wieder gefragt, ob er auch sicher wüßte, daß er

in den Himmel käme, dann wollte er gerne sterben. Von Onkel hat er wiederholt Abschied genommen und um seinen Segen gebeten. — Seinen Vater bat Hans, Anna (die Frau) auf Händen zu tragen und bei sich zu behalten und für sie und die Kinder zu sorgen. Die kleine Therese ließ er sich noch ans Bett bringen und legte ihr seine zitternden Hände aufs Köpfchen und sprach den kirchlichen Segen über sie. Büchsel kam auch und betete herzstärkend mit ihm.

Nahe vor dem Ende von Hans wurde ein Sohn geboren — am 17. Febr., so daß die Frau bei dem Heimgange ihres Mannes nicht anwesend war. Als man den Professor veranlassen wollte, daß er den Sohn auf das nahe Ende aufmerksam machen wollte, lehnte der Vater dies ab und sagte, er habe, als der Arzt Immanuels Ende als nahe bevorstehend erkannt habe, dies demselben mitgetheilt. Darauf habe ihm Immanuel geantwortet: „Vater, das hättest du nicht thun sollen; wenn Gott mich abruft, so bin ich bereit, aber der Gedanke beunruhigt mich.“ Der Vater hatte eine Scheu davor, selbst zu viel einzugreifen; er saß meist mit gefalteten Händen am Krankenbett des Sohnes. Die Andachten, die er hier jeden Abend hielt, waren tief ergreifend und machten einen unauslöschlichen Eindruck durch die Auswahl der Lieder und Psalmen und den Ausdruck, mit welchem der Professor sprach. Besonders oft las er: Schwing dich auf zu deinem Gott und: Ich hab in Gottes Herz und Sinn.

Anna schreibt am 22. Febr.:

Die letzten ein einhalb Stunden hat er noch recht schwer gerungen und zuletzt ganz allmälig ausgeathmet. Es war ein schöner Heimgang und bei Onkel überwiegt die Freude über sein Seligsein so ganz den Schmerz um den Verlust. — Onkel ging am andern Morgen zu Anna und als sie fragte, wie ist Hans, sagte er: sehr friedlich, kniete dann an ihrem Bett hin und betete so innig und kindlich für sie und sagte ihr im Gebet, daß er heimgegangen sei. — Morgen wird nun Abends sechs Uhr eine Leichenfeier sein und dann Hans nach Radensleben gebracht werden. — Onkel ist so friedvoll, stark und fest.

Als der Professor an dem offenen Sarge seines Sohnes stand, sagte er sehr getröstet zu Lydia Karbe: „alle meine Kinder sind selig gestorben, aber mit solcher Freude und Glück keins, wie

Hans." — Während der Leichenfeier stand er mit gefalteten Händen, *sehr getrost*, am Sarge.

Zusammen mit der Frau Anna schrieb er:

„Gestern Abend um acht einhalb Uhr ist der Gerichtsassessor Hans Hengstenberg nach längerer schmerzlicher Krankheit im kindlichen Glauben an seinen Heiland, in freudiger Zuversicht des ewigen Heiles und mit dem Bekenntniß auf seinen Lippen: Christi Blut und Gerechtigkeit, in seines Gottes Frieden eingegangen, nachdem ihm kaum zwei Tage vorher ein Söhnlein geboren worden. Er ist nun da, wo aller Gläubigen Sammelplatz, bei seiner Mutter und seinen Geschwistern, die sämmtlich ihm im Glauben vorangegangen, und seinem eignen erstgebornen Söhnlein. Wir aber wissen, daß unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, eine ewige und über alle Maaße wichtige Herrlichkeit schafft. Berlin, 21. 2. 1869.

22. 2. 1869: „Die Feier fand Abends am Sarge in Hansens Zimmer statt, während die arme Anna drüben lag und sich die Thüren aufmachen ließ, um den Gesang zu hören. Büchsel hielt die Rede so warm und ergreifend, man fühlte, daß er mit dem Herzen dabei war. Hansens Freunde und viele Andere waren hier. Büchsel hob sein letztes Bekenntniß noch so hervor, das mag bei Manchen nicht ohne Eindruck geblieben sein. *Anna war sehr ruhig und ergeben.* Nach der Feier ging Büchsel noch zu ihr und betete mit ihr."

Das kurz vor dem Tode des Vaters geborene Söhnlein wurde nach seinem Vater Hans genannt. Es ist bereits den 18. April desselben Jahres entschlafen. Dies war der letzte große Schmerz, den der vielgeprüfte Professor erfuhr. Als es ihm mitgetheilt wurde, wandte er sich nach der Wand und stöhnte schmerzlich.

3. 3. 1869: Er arbeitet jetzt an einem Commentar zu Hiob. Man hört jetzt so oft ihn selbst einen Hiob nennen. Er ist so stark in seinem Schmerz und dabei so demüthig. Für Anna ist er jetzt eine große Stütze, seine Kraft theilt sich ihr unwillkürlich mit.

Letzte Krankheit und Heimgang.

Die Sommerferien 1868 hatten Hengstenberg keine Erholung gebracht. Seit Herbst dieses Jahres litt er zu wiederholten Malen an heftigen Schmerzen in der Magengegend. Dazu kam, daß er sich, schon angegriffen von den Ereignissen in seinem Hause, Anfangs März 1869 eine Erkältung zuzog. Am 18. März erklärte der Arzt, es sei eine Lungenentzündung, und da der Professor in einem so deprimirten Körperzustande in die Krankheit gegangen, sei der Ausgang nicht zu bestimmen; der Arzt war nach all den trüben Erfahrungen im Hengstenbergschen Hause doppelt ängstlich und verzagt. Am 19. März berichtet Clara [1]) „zu Aller unendlichen Freude, daß es mit dem Professor so viel besser gehe, daß auch der Arzt auf sichere Genesung hoffe, und der Kranke selbst sich viel wohler fühle." In weiteren fünf Briefen an Carl wird über fortschreitende Besserung berichtet; nach dem Briefe vom 21. März durfte Büchsel die beiden letzten Tage auf kurze Zeit mit dem geliebten Kranken verkehren, Vormittags sitzt Anna, die Nichte, im Zimmer neben dem Schlafcabinet des Onkels, Nachmittags sitzt an derselben Stelle die Schwiegertochter Anna, während die erstere schläft, um danach die erste Hälfte der Nacht zu wachen; dieselbe, weil sie die freudige Hoffnung hegt, daß der theure Onkel besser wird, sieht wieder frisch aus. Frau Anna geht es recht gut, ihre Tochter Thereschen wieder frisch, und der Kleine munter. Ende März schreibt die Tochter Anna den Eltern in Wetter, daß der Onkel zwar noch schwach sei, sich aber leichtere Sachen schon wieder vorlesen lasse, wie Frommels Heinerle von Lindelbronn, das ihm sehr gefallen habe. Frau Geheimräthin Stahl habe den Onkel auch einen Augenblick gesprochen; der Onkel sei recht schwach und bedürfe großer Ruhe.

---

[1]) Clara, Frau des Consistorial-Raths Hengstenberg, zweiten Bruders des Professors, schreibt an den Superintendenten Hengstenberg in Wetter.

Die Hoffnung auf Besserung des theuern Mannes kam aber wieder ins Schwanken. Am 29. April schreibt die Nichte Anna an ihren Vater: „Es wird mir sehr schwer, diesen Brief zu schreiben; aber du mußt doch wissen, daß es mit Onkel wieder recht traurig steht. Wir sind in großer Sorge um ihn, und er selbst erklärt auf das Bestimmteste, seine Zeit sei um; er würde bald abgerufen. Sein größter Wunsch ist jetzt nur, nicht so lange leiden zu müssen, sondern bald abgerufen zu werden. Gestern hat er sein Testament gemacht, und Alles geordnet, und nun scheint er ganz reisefertig zu sein, und freut sich auf seinen Heimgang. — Onkel sieht Niemanden außer Büchsel und uns Hausgenossen. Am 1. Mai lautete die Nachricht an den Vater: „Der Doctor hat uns wieder etwas mehr Hoffnung gemacht; der Puls ist von 120 auf 100 heruntergegangen seit einigen Tagen," und am 3. Mai wird der Vater benachrichtigt, er möchte nicht nach Berlin kommen, da der Kranke ihn doch nur wenig sehen könne; der Arzt hat erklärt, daß noch Wochen vergehen könnten, ehe die Entscheidung komme. „Der Arzt hat Onkel dringend gebeten, die Kirchenzeitung so lange in andere Hände zu geben. Onkel hatte schon immer vor, Pastor Tauscher zu bitten, sie zu übernehmen. Heute Nachmittag kommt er zu Onkel; es ist ein schweres Ding für Onkel."

Es folgen hier Aussprüche Hengstenbergs in seiner letzten Krankheit:

Es ist merkwürdig, daß ich eigentlich jetzt gar kein Gewissen habe. Das muß wohl daher kommen, daß ich stets von den besten Absichten geleitet worden bin. Wenn mir mal Vorwürfe kommen, so betrifft es nur mein Privatleben.

Todesfurcht kenne ich gar nicht; das muß wohl daher kommen, daß der Todesgedanke mein ganzes Leben durchzogen hat.

Es soll nur Niemand denken, daß ich nicht zu ersetzen bin. Ich glaube, es ist gut, wenn frische, jugendliche Kräfte sich durchkämpfen. Mir ist die Ruhe wohl zu gönnen, nach einem Leben so voll Arbeit. Es kann mir doch Niemand verdenken, daß ich mich sehne, bei meinem Gott zu sein. Aber glaubt nicht, daß ich ungeduldig bin, ich bin ganz damit zufrieden, wie Gott es schickt.

Ich bin nicht lebensmüde, ich könnte noch hier bleiben und arbeiten. Es war mir bis zuletzt gegeben, mit der Jugend zu leben und sie zu verstehen. Es ist eine große Gnade von Gott, daß er mich abruft aus meiner vollen Kraft und Thätigkeit. Für mich wäre ein langsames Abnehmen meiner Kräfte entsetzlich schwer gewesen.

Sagt es nur Allen, daß ich nur auf Christi Blut und Gerechtigkeit vertraue, daß das immer mein einziger Trost ist, im Leben und im Sterben. Daß ich nur nicht mißverstanden werde. (Das wiederholte er immer wieder.) Vorhin war es, als wenn der Satan meine Seele haben wollte, es wollte eine Springfluth über mich ergehn, aber Gott stand mir bei.

Ueber das Vorwort sagte er: Das war mir noch so gegeben. Ich mußte dieses Mal etwas Anderes als nur rein Exegetisches schreiben. Ich schrieb es im Angesicht der kommenden schweren Trübsal. Das war mir so von Gott gegeben.

Es hat mich oft gequält, daß meine Freunde mich für kalt und lau in der Liebe halten könnten, ich fühle mich immer so in der Schuld ihnen gegenüber, sie zeigten mir ihre Liebe viel mehr. Aber das kam daher, daß ich immer eine entsetzliche Furcht vor der Heuchelei gehabt habe, das schreckte mich zurück, meine Liebe in äußeren Beweisen zu zeigen.

Ich habe oft schwere Anfechtungen, aber ich fühle mich nie verlassen, ich weiß immer, daß Gott bei mir ist.

Im Anfang wollte mir manchmal das Wasser bis an die Seele gehen, aber jetzt ist Alles Frieden und Ruhe.

Nachdem er die Kirchenzeitung abgegeben hatte: Es ist ein ganz eigenthümliches Gefühl, mich mit einem mal so los zu fühlen von aller Verantwortung und aller Arbeit. Wenn ich Nachts wach werde, denke ich oft, dies und das muß besorgt werden, und dann fällt mir ein, daß ich nichts mehr zu sorgen habe. Das Gefühl kenne ich nicht mehr seit meinen Kinderjahren.

Mein Herz ist wie ein stilles Meer, voll von Gottes Lob und Preis.

Ostern ist mein liebstes Fest, das Auferstehungsfest.

Nachdem der Arzt sein nahes Ende zugegeben hatte: Gott sei Dank, Gott sei Dank! Nun lässest du in Frieden, Herr, Deinen Diener fahren. In Deine Hände befehle ich meinen Geist, Du hast mich erlöset, Du getreuer Gott, Du hast mich erlöset, Du getreuer Gott. Ich danke Dir, Herr, daß Du mich abrufst aus diesem Leben: wo so viele Arbeit und so wenig Kräfte, so viele Arbeit und so wenig Kräfte. Ich danke Dir, Herr.

Und nun fein sanft und stille, Herr laß mich schlafen ein! Fein sanft und stille, fein sanft und stille (mit inbrünstig gefalteten Händen).

Abschied, Friede, Liebe, Dank an Alle!

Es ist doch merkwürdig, daß ich immer wieder erwache, immer wieder zum Leben zurückkehre, ich muß auch sagen: Hüter, ist die Nacht schier hin?

Denkt nur nicht, daß ich an irgend etwas verzweifelte. Es ist Alles Klarheit, es ist nur die Mattigkeit. Ich weiß immer, daß Gott bei mir ist. Ich halte immer fest an Christi Blut und Gerechtigkeit.

Zwei Tage vor seinem Ende: Ich weiß nicht, was das ist, ich fühle mich so erleichtert. Ich könnte mir jetzt ganz gut denken, daß ich wieder besser würde. Aber es ist gewiß die Erleichterung vor dem Heimgang. Ach ja, das wird es wohl sein. (Dann legte er sich herum und schlief wieder ein.)

Als der Arzt sagte, er hoffe, daß sich die Krankheit zum Bessern wende: Eine bessere Wendung wäre für mich, wenn Gott mich zu sich nähme.

Wir müssen durch viel Trübsal ins Reich Gottes gehen.

Ganz kurz vor seinem Ende suchte er sich plötzlich noch mal aufzurichten. Dann hob er seine Hand auf, und sagte mit unbeschreiblichem Ernst und großer Anstrengung ganz langsam und feierlich: Das ist die Richtigkeit des Rationalismus, die Hauptsache ist Christus und Christus ist, es ist Christus.

Am 19. Mai, als der Bruder Carl in Berlin anwesend war, schreibt dessen Sohn Wilhelm an die Mutter: „Der Onkel erwartet sein Ende stündlich, noch heute Morgen hat er zu Vater gesagt, daß es nun wohl bald aus wäre. Ich selbst habe heute Morgen das Glück gehabt, ihn zu sehen, und mich von ihm segnen zu lassen, worüber du dich ja auch freuen wirst.“

Anna schreibt an die Mutter: „Ich weiß, daß du mit deinen Gebeten immer bei uns bist. Du hast ja unsern theuren Kranken auch so lieb. Seit drei Wochen erwarten wir täglich sein Ende. Jetzt ist er ungeheuer schwach, und schläft noch immer, wartet aber ganz geduldig und getrost, bis der Herr ihn abruft. Wir können nur bitten, daß er bald kommt, und nicht mehr lange verzieht. Heute sagte er: es kann mir doch Niemand verdenken, wenn ich mich sehne, bei meinem Gott zu sein. — Er fürchtet immer, falsch verstanden zu werden, und wiederholt immer wieder, daß er nur auf Christi Blut und Gerechtigkeit vertraut. — Deinen Gruß habe ich ihm neulich ausgerichtet, und um seinen Segen für dich gebeten. Er sagte: ach Gott, was so ein schwacher sterbender Mensch vermag, das will ich von Herzen für deine Mutter erbitten. Sage ihr nur einen recht herzlichen Gruß von mir. Ich bin jetzt wie ein stilles Meer, voll von Gottes Preis und Ehr. — Seit einigen Tagen nimmt er fast nur noch Soda-Wasser, manchmal etwas Champagner dazu; der Arzt begreift nicht, daß er immer noch leben kann, sagt, es wäre ein wahres Wunder. Er ist immer ganz ergriffen, wenn er fortgeht. Heute meinte er, wenn wir in der alten katholischen Kirche ständen, würden sie von nah und fern kommen, um sich segnen zu lassen. Es ist ein erbauliches Sterbebett. Vater ist Onkel jetzt sehr viel. Gestern mußte er Stunden lang seine Hand halten. Er hat ihm immer viel vorgelesen. Neulich sagte er: Carl hat jeden Einzelnen dringend zu warnen, daß sie nicht in der Irre gehn. Sein sehnliches Gebet ist, daß der Herr ihn fein sanft und stille einschlafen lassen möchte.

Ernst[1]) ist seit gestern hier, Büchsel kommt täglich zu Onkel, und ist ihm ein großer Trost. Seit gestern ist er aber so schwach, daß er fast nur das Bedürfniß nach Ruhe hat, und fast immer schläft. Gestern bekam er noch eine Einspritzung von Morphium, heute schläft er ohne das viel ruhiger. Er machte sich so viele Gedanken, ob es nicht unrecht sei; es beunruhigte ihn so, daß es ihm viel mehr schadete, als nutzte."

Am 28. Mai 1869 Mittags entschlief der geliebte theure Mann. An diesem Tage schreibt der Sohn Ernst an die Mutter nach Wetter: „Der liebe Onkel ist ganz sanft und selig eingeschlummert. Der Friede Gottes liegt auf seinem Angesichte."

Am 29. Mai schreibt Anna an die Mutter, der liebe Onkel habe keine große Schmerzen gehabt, aber die Schwäche sei groß, und die letzten 24 Stunden angstvoll gewesen. „Ich siege in Gott dem Herrn — man ist im Himmel und so selig" — hörte man ihn sagen. „Donnerstag Morgen erwarteten wir jeden Augenblick sein Ende. Da schlief er so fest, und der Athem setzte oft aus. Als er erwachte, fragte er ganz erstaunt: warum sitzt ihr Alle hier herum? Als Vater sagte, der Herr wird dich jetzt heimholen, sagte er ganz bestimmt: Nein, das wird er noch nicht. Dann gab er uns allen die Hand. — Den vorletzten Tag sagte er: es ist keine Unklarheit, ich weiß immer, daß Gott bei mir ist; es ist nur Schwachheit. Die Hauptsache ist Christus, und Christus ist, es ist Christus. Das sagte er noch kurz vor seinem Ende so eindringlich und mit erhobenem Finger. Immer wiederholte er, wir sollten es Allen sagen, daß er nur auf Christi Blut und Gerechtigkeit vertraut hätte, im Leben und im Sterben, daß das immer sein einziger Trost bei Allem gewesen sei, und daß er nie einen Zoll davon abgewichen wäre. Man sollte ihn doch nur verstehen. — Im Anfang der Krankheit, d. h. der Gefahr, fürchtete er sich etwas vor dem eigentlichen Todeskampf, aber nur auf Augenblicke. Wenn ich nur erst durch den dunkeln Bach wäre! Aber das wird sich schon machen. — Er sagte auch: „Eigentliche Todesfurcht kenne ich gar nicht. Das kommt wohl daher, daß der Todesgedanke mein ganzes Leben durchzogen hat. Er sagte, er hätte sich nie recht gesund gefühlt; er hätte sich in seiner Jugend

[1]) Sohn des Superintendenten Hengstenberg.

klar gemacht, daß er seinem Körper gar nichts nachgeben dürfte, daß der Geist ihn ganz beherrschen müßte, sonst würde er es zu nichts bringen. — Man konnte jetzt in seiner Krankheit sehen, wie ungeheuer gewissenhaft er seine Pflichten und sein ganzes Leben genommen hat, wie schwer er an seiner Verantwortung getragen hat. — Als er hörte, daß Frerichs (der Arzt) ihn aufgegeben hatte, sagte er: Gott sei Dank! Nun laß in Frieden, Herr, Deinen Diener fahren. Ich danke Dir, Gott, daß Du mich abrufst aus diesem Leben, wo so viele Arbeit ist, und so wenig Kräfte. — Heute Abend kommen die Studenten, die Onkel besonders nahe gestanden haben, um an seinem Sarge zu singen. Montag Abend ist die Feier in der Matthäikirche; Onkel hat sich ausdrücklich verbeten, daß Büchsel von seinem Leben und Wirken sprechen sollte, es sollte so einfach wie möglich gehalten werden."

Am 29. Mai hielt Dr. Dibelius am offnen Sarge des seligen Professors eine Ansprache vor einem Kreise von Theologie-Studirenden.

Am 31. Mai fand am Sarge eine liturgische Feier statt.

Vor der Beisetzung der Leiche in Radensleben hielt Pastor Wöbling daselbst über 1 Mos. 32, 28 die Leichenpredigt, worin er den Satz ausführt:

„Mit Gott für sich selbst gekämpft, und obgelegen,
Mit Menschen für Gott gekämpft, und obgelegen."

In der Todesanzeige vom 28. Mai heißt es: „Er hat Christum geglaubt, den hat er bekannt, für den hat er gestritten und gelitten.

Gott hat ihn wunderlich geführt. Die Ehegattin, seine Kinder alle, eins nach dem andern, hat er vor ihm weggenommen, zuletzt den einzigen Enkel auch noch. Neben seiner hochbetagten Schwiegermutter, Frau von Quast geb. von Rohr, und seiner Schwiegertochter Anna geb. Hederich, ist ein Enkeltöchterlein Thereschen Hengstenberg von ihm zurückgeblieben."

Wagen Israels und seine Reiter!

Alphabetisches Inhaltsverzeichniß.

Seite

